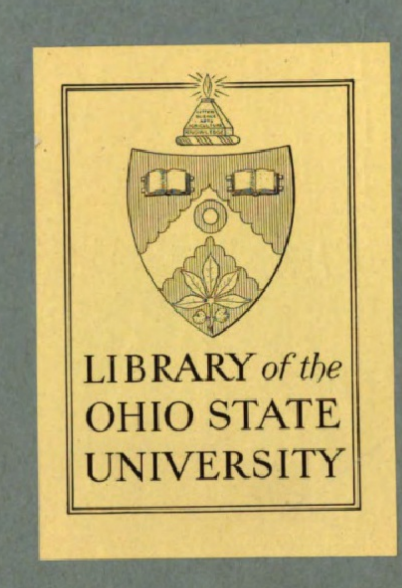



LIBRARY of the
OHIO STATE
UNIVERSITY


LIBRARY of the
OHIO STATE
UNIVERSITY

...trirte Zeitung

Berlin — Erscheint seit 1843 — Wien • Budapest

Vol. 136 Jan.–Feb. 1911



Nummer 3923. — Hundertsechsundd...

Verlag von J. J. Weber in L...

Tafel I.

Europäische Regenten



Anhalt.

Herzog Friedrich II., geb. 19. August 1856; Regierungsantritt 24. Januar 1904; vermählt 2. Juli 1889 mit Marie, Prinzessin von Baden, geb. 26. Juli 1865.



Baden.

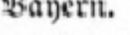
Großherzog Friedrich II., geb. 9. Juli 1857; Regierungsantritt 28. September 1907; vermählt 20. September 1885 mit Hilda, Prinzessin von Nassau, geb. 5. November 1864.



Bayern.

Prinz Luitpold von Bayern, geb. 12.9 1821; des Königreichs Verweser 10. Juni 1886; Witwer seit 26. April von Auguste, Erzherzogin von Öster Toskana.





Bulgarien.

Ferdinand I., König der Bulgaren, geb. 26. Februar 1861; zum erblichen Fürsten von Bulgarien gewählt 7. Juli/25. Juni 1887, zum König proklamiert 5. Oktober/22. September 1908; (2) vermählt 28. Februar 1908 mit Eleonore, Prinzessin Reuß J. L., geb. 22. August 1860.



Dänemark.

König Friedrich VIII., geb. 3. Juni 1843; Regierungsantritt 29. Januar 1906; vermählt 28. Juli 1869 mit Louisa, Prinzessin von Schweden und von Norwegen, geb. 31. Oktober 1851.



Deutsches Reich und Preuße

Wilhelm II., Deutscher Kaiser, K von Preußen, geb. 27. Januar 1859; gierungsantritt 15. Juni 1888; vern 27. Februar 1881 mit Auguste Vikt Prinzessin zu Schleswig-Holstein, 22. Oktober 1858.









Liechtenstein.

n II., geb. 5. Oktober 1; antritt 12. November 18.





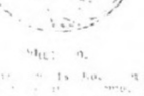
















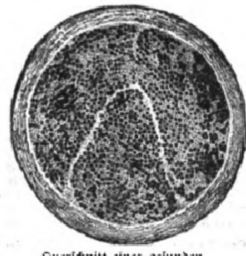
Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 3523. 136. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint jeden Donnerstag vormittag. Vierteljährlicher Bezugspreis: durch eine **Buchhandlung** 8 ℳ, frei ins Haus 8 ℳ 25 ₰; bei einer **Postanstalt** bestellt: Deutsches Reich 8 ℳ 12 ₰, Deutsche Schutzgebiete 8 ℳ, Österreich 10 K 56 h, Ungarn 10 K 20 h, Schweiz 10 Frs. 80 Cts. In den übrigen Ländern des Weltpostvereins erfolgt die direkte Zusendung unter Kreuzband halbjährlich für 28 ℳ portofrei. Einzelpreis einer Nummer 1 ℳ. Die Insertionsgebühren betragen für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 ℳ 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 ℳ. Einsendung der Inserate spätestens zehn Tage vor Erscheinen. 5. Januar 1911.

Gesunde Nerven

geben Arbeitsfreudigkeit, Energie, Erfolge im Beruf und Leben. Beginnen die Nerven zu versagen, so entschwinden Wohlergehen und Wohlbefinden bald, um der Untätigkeit, Sorgen oder gar Schlimmerem Platz zu machen. — Auf Schwäche und Defekte der Nerven sind auch die meisten körperlichen Leiden zurückzuführen. Man achte deshalb bei der Körperpflege vor allem auf Kräftigung seiner Nerven! Die normale Lebensfunktion des Nervensystems wird hervorgerufen durch eine eigentümliche, in den Nerven enthaltene Substanz: „Lecithin" oder auch direkt „Nervensubstanz" genannt. In den Nerven der an fortschreitender Entkräftung Leidenden kann man mikroskopisch auch einen fortschreitenden Schwund dieser Nervensubstanz nachweisen, und umgekehrt hat man, sobald Schwachen und Zurückgebliebenen die fehlende bezw. geschwundene Nervensubstanz in geeigneter Form zugeführt wurde, stets eine auffallende Besserung des Allgemeinbefindens wahrgenommen, mit der in gleichem Maße ein mikroskopisch nachweisbares Anwachsen dieser Nervensubstanz in den einzelnen Nerven einherging. Kraft und Gesundheit der Nerven sind also abhängig von ihrem Reingehalt an Nervensubstanz. In der Tat stellt die Ernährung der Nerven mit Lecithin bei allen Schwächezuständen einen der glücklichsten Erfolge der modernen Wissenschaft dar. Längere Zeit schien zwar die Gewinnung von Nervensubstanz (Lecithin) im großen zur allgemeinen Anwendung sehr schwierig, ja unmöglich.



Querschnitt eines gesunden Nervenbündels.

Seitdem es aber Professor Dr. Habermann und Dr. Ehrenfeld gelungen ist, ein wirklich physiologisch reines Lecithin (Nervensubstanz) aus Eidotter nach einem patentamtlich geschützten Verfahren und zu mäßigem Preise herzustellen, das nur für Biocitin verwendet wird, sind auch alle bisher fehlgeschlagenen Versuche mit älteren, weniger geläuterten Lecithinpräparaten auf das glänzendste überwunden; die günstigen, aus den Werkstätten physiologischer Forschung gemeldeten Erfolge mehren sich in ungeahnter Weise, und jeder hat Gelegenheit, sie an sich nun durch Anwendung mit Biocitin selbst kennen zu lernen. Die Ergänzung der täglichen Nahrung des körperlich oder geistig Schwachen durch einige Kaffeelöffel Biocitin bewirkt bald in den meisten Fällen Wiedererlangung bzw. Steigerung seiner früheren Nervenspannkraft. Energie und Gesundheit erwecken ihm wieder neue Hoffnung und neue Freude an Beruf und Tätigkeit.

Biocitin ist ein wohlschmeckender, pulverförmiger Extrakt aus den leichtest verdaulichen, natürlichen, also chemisch unveränderten Wertanteilen von Eidotter und Milch (alles schwerer Verdauliche ist daraus entfernt) und enthält von diesen ca. 10% solcher physiologisch reinen Nervensubstanz — Lecithin — nach Professor Dr. Habermann und Dr. Ehrenfeld. So bildet Biocitin das vertrauenswerte Nähr- und Kräftigungsmittel für jeden erschöpften Organismus jeder Altersstufe in geistiger und körperlicher Hinsicht; es bildet für den Schwerkranken ein gern genommenes, leicht verdauliches, kraftspendendes, überhaupt ideales Nahrungsmittel, schafft eine fundamentale Nährquelle für schwächliche und blutarme Personen, kräftigt und fördert den Substanzersatz der Nerven allmählich zu gesunder Funktionstätigkeit und ist für geistig ermüdete und erschlaffte Zustände von kaum je erhoffter Nutzbarkeit.



Querschnitt eines degenerierten Nervenbündels; ein großer Teil der Nervenfasern ist vollständig zugrunde gegangen durch Mangel an geeigneter Stoffzufuhr (reines Lecithin).

Biocitin ist in allen Apotheken und Drogerien vorrätig. In keinem Falle versäume man, sich näher über die Methode rationeller Nervenpflege durch eine Broschüre zu orientieren, welche von der Biocitin-Fabrik, Berlin S 61, J 1, nebst einem Geschmacksmuster Biocitin vollkommen kostenlos versendet wird.







Kaiserreden.

Reden u. Erlasse, Briefe u. Telegramme Kaiser Wilhelms II.

Ein Charakterbild des Deutschen Kaisers.

6 Mark, in Leinwand gebunden 7 Mark 50 Pfg.

Der Zweck dieses Buches ist, die Person Kaiser Wilhelms II. in der eigenen Beleuchtung zu zeigen. Es sind vor allem die Reden wiedergegeben worden, die für die Person des Kaisers besonders charakteristisch sind, sowie diejenigen, die sich auf gewisse Vorfälle beziehen, oder die von einem gemeinsamen Gesichtspunkte aus betrachtet werden müssen.

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig 26, Reudnitzer Straße 1–7.

Handbuch der Ritter- u. Verdienstorden

aller Kulturstaaten der Welt innerhalb des 19. Jahrhunderts.

Auf Grund amtlicher und anderer zuverlässiger Quellen zusammengestellt durch

Maximilian Gritzner.

Mit 760 in den Text gedruckten Abbildungen.


Sachsen. Orden der Rautenkrone. Kreuz.

In Original-Leinenband 9 Mark; in Liebhaber-Einband (Pergament mit Goldpressung) 12 Mark.

Das Buch gibt eine erschöpfende Darstellung und eine eingehende Beschreibung überhaupt aller Orden, die bis jetzt von Souveränen und Republiken verliehen worden sind, also auch derer, die infolge politischer Ereignisse ihre Bedeutung verloren haben. Der Wert des Gritznerschen Handbuchs ist ein doppelter: es ist ein praktischer Führer durch das ganze große Gebiet der Ordenskunde und eine historische Darstellung der im einzelnen zu Ansehen und Bedeutung gelangten Ehrenzeichen, aus der sich unschwer ein System ableiten läßt, wie in den einzelnen Staaten das Ordenswesen sich entwickelt hat.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

Webers Illustrierte Handbücher

(Jeder Band ist in Leinwand gebunden.)

Bank- und Börsenwesen. Dritte Aufl., nach den neuesten Bestimmungen der Gesetzgebung umgearbeitet von Georg Schweitzer. 4 Mark.

Bilanz, die kaufmännische, ihr ordnungsmäßiger Aufbau sowie deren wissentlich unwahre Darstellung. Von Rob. Stern. 3 Mark.

Buchführung, kaufmännische. (Einfache und doppelte). Von Oskar Klemich. Sechste, durchgesehene Aufl. Mit 7 Abbildungen und 3 Wechselformularen. 3 Mark.

Chemikalienkunde. Eine kurze Beschreibung der wichtigsten Chemikalien des Handels. Zweite Auflage, vollständig neu bearbeitet von Dr. M. Pietsch. 3 Mark.

Commercial correspondence. By Dr. F. E. Sandbach. Based on the German and French Works of the same Title by C. F. Findeisen and J. Forest. 4 Mark.

Correspondance commerciale par J. Forest. 2e édition. D'après l'ouvrage de même nom en langue allemande par C. F. Findeisen. 3 Mark 50 Pfg.

Drogenkunde. Zweite Auflage, vollständig neu bearbeitet von Dr. M. Pietsch und A. Fuchs. 3 Mark.

Farbwarenkunde. Von Dr. G. Heppe. 2 Mark.

Girowesen. Von Karl Berger. Mit 21 Formularen. 2 Mark.

Handelsgesetzbuch für das Deutsche Reich nebst Einführungsgesetz. Textausgabe m. Sachregister. 2 Mk.

Handelsmarine, deutsche. Von Kapitän z. S. a. D. Richard Dittmer. Mit 1 Karte und 66 Abbildungen. 3 Mark 50 Pfg.

Handelsrecht, deutsches, nach dem Handelsgesetzbuch für das Deutsche Reich. Von Robert Fischer. Vierte, vollständig umgearbeitete Auflage. 2 Mark.

Handelswissenschaft auf volkswirtschaftlicher Grundlage. Siebente Auflage, vollständig neu bearbeitet von Dr. Otto Goldberg. 3 Mark.

Korrespondenz, kaufmännische. Von C. F. Findeisen. Siebente, vermehrte Aufl., bearbeitet von Robert Spalteholz. 2 Mark 50 Pfg.

Rechnen, kaufmännisches. Von Robert Stern. 5 Mark.

Warenkunde. Siebente Auflage, vollständig neu bearbeitet von Dr. M. Pietsch. 3 Mark 50 Pfg.

Wechselrecht, allgemeines deutsches. Mit besonderer Berücksichtigung der Abweichungen und Zusätze der österreichischen und ungarischen Wechselordnung und des eidgenössischen Wechsel- und Scheckgesetzes. Von Karl Arenz. Dritte, ganz umgearbeitete und vermehrte Auflage. 2 Mark.

Ausführliche Prospekte mit Inhaltsangabe jedes Bandes stehen unentgeltlich zur Verfügung.

Verlagsbuchhandlung J. J. Weber in Leipzig 26.

Den Grand Prix

auf der Welt-Ausstellung in Brüssel 1910 erhielt



„Smith Premier"

die einzige Schreibmaschine mit deutscher Tastatur.

Grand Prix Paris 1900.

„Smith Premier" ist die einzige Schreibmaschine, welche den Grand Prix sowohl Paris 1900 als Brüssel 1910 erhielt.

Smith Premier Typewriter Co.

Deutschland: Berlin W., Friedrichstr. 62.
Schweiz: Zürich, Fraumünsterstr. 13.
Ungarn: Budapest, Deák-Ferencz-tér 6.

Breslau Beauvais-Lentze, Pensionat I. Ranges

Gegr. 1881. **Kaiser-Wilhelmstr. 120.** (351)

Vorzüglicher Kochunterricht. Haushaltung. Wissenschaft. Kunst etc. Geprüfte Lehrkräfte im Hause. — **Kein Externat.** — **Prima** Referenzen. Prospekte. — Eigenes Haus. — Garten.

Dr. H. Schusters Institut (165)

— Gegr. 1882. — **Leipzig,** Sidonienstraße 59. **Erfolge s. Prospekt!**
Vorber. f. **Maturitäts- u. Prima-Prüfung** (auch f. Ältere u. f. Damen!)
„ „ **Einjähr.-Freiw.-Exam.** (nicht versetzte Obertert. u. a. bestanden schon nach ½ J.).
„ „ die **Fähnrichs-** und **Seekadetten-Prüfung.**
„ „ **alle Klassen höherer Schulen** (schnelle Förder. b. Übergängen u. Zurückbl.).

Sächsisch. heil-pädagogisches **Kinderheim in Naunhof** 2 b. Leipzig nimmt nervöse, geistig oder körperlich zurückgebliebene Knaben und Mädchen auf. Aerztliche Beratung. — Gute Schule. — Mässige Preise. — Prospekte durch die Direktion.

Technikum Abteilung für Ingenieure, Techniker, Werkmeister.
Höhere Lehranstalt. Masch.-Bau, Elektrot. Elektrizitätswerk. Lehrwerkstatt. — Programm frei.
Neustadt — i. Meckl. —

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Ingenieur-, Techniker-, Werkmeister-Abteilungen. Maschinenbau, Elektrotechnik, Automobilbau. 5 Laborat.
Programm frei.

Gewerbe-Akademie Berlin
Königgrätzerstrasse 90.
Maschinenbau, Elektrotechnik, Hochbau, Tiefbau. 50 Dozenten.
Grösst. besteinger. polytechn. Anst. Berlins. Führende Anstalt Deutschlands.
Dir. Matthes.
Programm frei.



Vorbildung zur Einjähr.-, Prima-, Abit.-Prüf. in der Anstalt Dr. Harangs, Halle S. 51. Ost. 07 bestand. 49 Abit., 130 Einj., 63 Prim. (65)



Reichtum und Glück
durch Lubbock neuestes Buch:
Der Nutzen des Lebens.
Preis M. 2,50. Porto 20 Pf.
Gegen Einsendung oder Nachnahme.
Buchhandlung Hermann Zieger
Leipzig, Marienplatz 2.

Musikinstrumente
für Orchester, Schule und Haus.



Preisliste No. 1 frei!
Grosses Lager von alten italien., deutschen, franz. Geigen.
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Ansichtskartensammler!!!
Pol. Beamter, **Franz Ferencic** in **Mitterburg,** mutig, gemütlich, sehr talentiert, in jeder Beziehung sehr gut versiert u. vollkommen gesund, wünscht mit Freunden in Ansichtskartenkorresp. zu treten. Aut. Mob. K. 35 Pf.

Echte Briefmarken. Preisliste gratis sendet **August Marbes, Bremen.** (28)

100 seltene Briefmarken von China, Haiti, Kongo, Korea, Kreta, Siam, Sudan etc. etc. — alle versch. — Garant. echt — Nur 2 M. Preisl. gratis. **E. Hayn,** Naumburg (Saale) 62.

Vornehmes Festgeschenk von hohem, bleibendem Wert!


Goldene Assmann-Uhr mit Doppeldeckel. Motiv „Der Wein". Hochkünstlerische Relief-Behandlung in Altgold. – Gehäuse 0585 ca. 80 gr. Mit Monogramm nach Aufgabe M. 840.—.

Glashütter Assmann-Uhren

Erstklassige Präzisions-Taschenuhren im fachmännischen und astronomischen Sinne werden in nur **einer höchsten** Vollendung gefertigt.

Anerkannt vornehmstes deutsches Fabrikat. — Bei höchsten Gangleistungen anerkannt preiswert.

J. Assmann,
Glashütte in Sachsen.
Gegründet 1852.
Goldene Medaillen. Ehrendiplome.
Preislisten direkt.
Verkauf durch Uhrengeschäfte. (48)

Bowlen und Pünsche

Ein Rezeptbüchlein zur Bereitung von allerlei herzstärkenden Getränken mit einigen Stücklein in Poesie und Prosa, so für durstige Seelen ergötzlich zu lesen sind, in zweiter Auflage, bearbeitet und reich vermehrt von Richard Gollmer. Zeichnungen von Prof. Paul Preissler-Dresden.

In Originalleinenband 3 Mark.

Illustrierte Prospekte mit Inhaltsangabe stehen unentgeltlich zur Verfügung.

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig 26.

Bescheiden und doch komfortabel

Noch immer ist die irrige Ansicht verbreitet, daß die Annehmlichkeiten einer Centralheizungs- und Warmwasserbereitungs-Anlage nur für luxuriöse Mietspaläste oder Villen in Frage kämen.

Centralheizung mit

NATIONAL RADIATOREN & NATIONAL KESSEL

eignet sich nach dem heutigen Stande der Technik selbst für das bescheidenste Heim, 2 bis 3 Zimmer. Wohltuende, gleichmäßige Wärme in jedem Raume Ihrer Wohnung, zu jeder Zeit, ohne Arbeitslast und Kohlenstaub sind Ihnen dadurch gesichert.

Weitere Informationen kostenlos in unseren Broschüren.

NATIONALE RADIATOR GESELLSCHAFT m.b.H. BERLIN S. 42 Abteilung L.





Meisterstücke der Kunst im Handwerk

für Damen, Herren und Kinder

Hervorragend durch Eleganz. — Erprobt solide und anerkannt billig. (281)

Vollendetstes und bekanntestes **Kunst-Sicherheits**-Schloss für **Geldschränke, Gewölbe-** oder sonstige **schwere Türen.** Nicht zu verwechseln mit gewöhnlichen, billigen Schlössern mit Doppelbart-Schlüsseln.

Nur **echt,** wenn die absolut **unabform-** und **unabmessbaren** Schlüssel

beistehende PROTECTOR **Schutzmarke** tragen.

Vom berühmten Techniker Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Reuleaux als: **„Perle technischer Arbeit“** bezeichnet.

„Protector“

3 D. R.-Patente

von der Kaiserlich Deutschen Reichs-Hauptbank, Berlin gegen Einbruch und Pulversprengung approbiert und in laufende Verwendung genommen. Jahrelanger Export nach allen Ländern. Über **195000** im Gebrauch. Näheres unter **„Schlösser“** in Meyer's Konversations-Lexikon. (2c)

Adr.: An Geldschrankfabriken, oder direkt an den alleinigen Fabrikanten:

Theodor Kromer, Freiburg, Baden.



Wappensammlung in Buntdruck, enthaltend 5150 verschied. Wappen auf 206 Blatt z. 25 Stck. in 5 Serien. Jedem ist Gelegenheit gebot., sein Wappen kostenlos aufnehmen zu lassen. **Preis pr. Blatt 50 Pfg.** Hierzu Sammelalbums od. Sammelkasten. Prospekte gratis. Zu bez. durch jede Buchhdl. sowie direkt vom Verlag **Gebr. Vogt, Papiermühle, Sachs.-A.**



Harmonium, das seelen- u. gemütvollste aller Hausinstrumente, kann jedermann ohne Vorkenntnisse **sofort 4stimmig spielen.** Katalog gratis. **Aloys Maier,** Königl. Hoflieferant, **Fulda.** (34)





(233)



Die Gewähr für die Wirksamkeit des bekannten Nerven-Kräftigungsmittels Muiracithin liegt in der grossen Zahl ärztlicher Gutachten, von denen eine ganze Reihe von weltbekannten Professoren stammt. Das Muiracithin findet bei allen neurasthenischen Leiden Anwendung und wird speziell Herren empfohlen, die infolge geistiger und körperlicher Anstrengung an vorzeitiger Neurasthenie leiden. Aus der Literatur, welche Interessenten vom Kontor chemischer Präparate Berlin C. 2/88, gratis und franko zugeht, sei folgende kleine Auslese wiedergegeben:

Prof. Dr. C., Berlin: „Mein eigener Eindruck ist wiederholt der gewesen, dass das Muiracithin in der Tat auffallend Günstiges leistet."

Prof. Eugen H., Berlin: „Auch ich hatte bei weibl. Neurasthenie, wo alles andere versagte, überrasch. Erfolge."

Dr. Sergei K., Prof. an der Universität Kasan und Staats-Ordinator des Militär-Hospitals Kasan: „Auf Grund meiner Beobachtungen komme ich zum Schluss, dass Muiracithin ein spezifisches Mittel ist, das einen hervorragenden Einfluss auf das Rückenmarks-Zentrum ausübt. Bei einer Reihe von vorzeitiger Neurasthenie bewirkte Muiracithin einen schnellen und glänzenden Erfolg."

Geh. Med.-Rat Prof. Dr. E., Berlin: „Auch ich hatte bei Sexual-Neurasthenikern günstige Resultate zu verzeichnen; das Mittel scheint überhaupt als Nerventonikum gelten zu dürfen, allerdings aber besonders verstärkend zu wirken."

Muiracithin ist in allen grösseren Apotheken erhältlich. Wegen Zusendung der Literatur wende man sich freundlichst an das **Kontor chemischer Präparate, Berlin C. 2/88.**



mit erstklassigen Dampfern regulärer Linien nach

Ägypten, Tunesien, Algerien, Sicilien, Griechenland, Konstantinopel, Kl.-Asien, dem Schwarzen Meere, Palästina u. Syrien, Spanien u. Portugal, Madeira u. s. w.

Ceylon, Vorder- u. Hinterindien, China, Japan und Australien

Reisen um die Welt

Im Anschluß an die Mittelmeerdampfer des Norddeutschen Lloyd verkehrt regelmäßig zwischen Hamburg—Bremen—Genua und umgekehrt der **Lloyd-Expreß** (Luxus-Zug) über Köln-Wiesbaden-Basel-Mailand

Nähere Auskunft erteilen:

Norddeutscher Lloyd, Bremen

sowie dessen sämtliche Agenturen.

(243)

Vollständig renoviert. Schönste, ruhigste und gesündeste Lage mit Garten — Terrasse und

BAUER GRÜNWALD
GRAND HÔTEL D'ITALIE



VENEDIG (288)

Gesellschaftsräumen am Canal Grande. — Moderner Prachtbau. — Lift. Grand Restaurant.



(352)

Beaulieu, Riviera — Exner's Hotel Empress

Deutsches Familienhotel I. Ranges. Freie, sonnige Lage. — Modernster Komfort, Heisswasserheizung in sämtlichen Räumen. — Prospekte vom Besitzer **Emil Exner.**



Montreux (Genfer See). **Grand Hôtel Eden**

Erstkl. modern. Familienhotel in allerbest., ruhigst. Lage a. See u. Kursaal. Wohnung. m. Bad. Garten. Mäss. Preise. **Fallegger-Wyrsch**, Bes.

MENTON Alexandra-Hotel

Vornehmes Familienhaus. Moderner Komfort. Grosser Garten, Park.

MENTON Gd. Hôtel d'Orient & d'Angleterre

Familienhotel I. Ranges.



Winter in München u. im bayerischen Hochland Winterkur u. Wintersport

:: :: Sportzüge zu den Hauptwintersportplätzen im Hochland. :: ::

Auskunft u. Wintersportschrift (30 Pfg.) durch den Fremdenverkehrsverein München, Hauptbahnhof; d. d. Amtl. Bayer. Reisebureau (vorm. Schenker & Co.), Promenadeplatz 16 und das Intern. öffentl. Verkehrsbureau, Berlin W. 8, Unter den Linden 14.

Locarno
(Lago Maggiore)
Pension Splendide

I. Familien-Pension. Modern eingerichtetes Haus. Zivile Preise. Bes. **Stucki Allemann.** (13)



Deutsches Haus,
London S. W.

50. St. George's Rd., Victoria-Bhf. Gute Pension, mässige Preise. Reisezweck w. sachk. unterst. Verl. Sie „Gästeratgeberheft".



(214)

Blankenburg (Harz) Kuranstalt **Müller-Rehm**

Erholungsstätte. Physikalisch-diätetische Therapie für Nervosität, Herzleiden, Schlaflosigkeit. - Auch im Winter gut besucht. — Zentralheizung. — Prospekte.

Malto-Haimose

hervorragendes Kräftigungsmittel bei Nervenschwäche und Appetitlosigkeit.
Orig.-Glas M. 3.- in Apoth. u. direkt **Dr. H. Stern, München 61, Karlstr. 42.**

Damen die ihre Gesundheit nicht verlieren wollen, erhalten in diskreten Fällen eine zuverläss. Gesundheit schonende ärztl. Hilfe. Auch Medikamente. Adr. D. Kurpi, Facharzt, Minoritengasse 8, Brünn (Oesterreich). Briefe einschreiben.

Magenleiden! Stuhlverstopfung! Hämorrhoiden!

Ich teile jed. gern kostenlos mit, wie zahlreiche Patienten, die oft jahrelang mit solchen Leiden behaftet waren, davon befreit werden. **Krankenschwester Marie.** Nicolastrasse Nr. 6, **Wiesbaden K. 10.**

NIZZA Palace Hotel. Deutsches Haus.

Modern. Komfort. Zentralheizung. Mässige Preise. **W. Meyer.**

HANNOVER Kgl. Residenz, umgeben von 660 ha **Hochwald** u. berühmten **Parkanlagen,** eine der schönsten und gesündesten Städte Europas, Pflegestätte von Kunst und Wissenschaft, vorzügl. Unterrichtsanstalten. Bill. Wohnungs- u. Lebensmittelpreise, niedrige Steuersätze. Auskunft jed. Art erteilt kostenlos der **Verkehrsverein, Schillerstrasse 29, I.** (12)

Dr. Rosell Ballenstedt-Harz Sanatorium

für Herzleiden, Adernverkalkung, Verdauungs- und Nierenkrankheiten, Frauenleiden, Fettsucht, Gicht, Zuckerruhr, Katarrhe, Rheuma, Asthma, Nervöse und Erholungsbedürftige.

Diätetische Anstalt mit neuerbautem **Kurmittel-Haus** für alle physikal. Heilmethoden in höchster Vollendung und Vollständigkeit. — Näheres durch Prospekte.

Herrliche Lage. 100 Betten, Zentralheizung, elektr. Licht, Fahrstuhl. Stets geöffnet. Besuch aus den besten Kreisen. **Herrliches Klima.** (80)

Bad Berka bei **Weimar i. Thüring. Wald.** 300 Mtr über Meer. Herrl. Waldgebirgslage. Bestes Klima.

Dr. Starcke's Sanatorium „Schloss-Harth"

Moderne Anst. m. allem Komf. u. Hilfsmitt. für Nerven-, Herz- u. Magen-Kranke. Keine Tuberkulos. u. Psychos. Vorzügl. Verpflegung. Individ. Behandlung. Illustr. Prosp. frei. (54)

Dr. Stammler's
Kuranstalt **Bad Brunnthal**
München (74)

für Erholungsbedürftige, Herz-, innere, Nervenkrankheiten. Behandlung sexueller Neurasthenie s. Hofrat Dr. Steinbachers Schriften. **2 Aerzte.**



Dr. Warda :: Villa Emilia
Heilanstalt für Nervenkranke
Blankenburg in Thüringen (Schwarzatal)



(234)

KURHAUS für Nerven- und Gemütskranke **Tannenfeld**

bei Nöbdenitz, Sachsen-Altenburg, Linie Glauchau-Gößnitz-Gera. (397)

Landschaftlich schöne, isolierte Lage auf einem Höhenrücken inmitten eines 15 ha großen alten Parkes. — Warmwasserheizung. — Elektr. Beleuchtung. — Fünf getrennt liegende Villen. — Entziehungskuren. — Gelegenheit zu Beschäftigung. — Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekte durch den Besitzer **Dr. med. Tecklenburg.**



Dr. Emmerich's Sanatorium **B.-Baden,** gegr. 1890 f. Nerv.-, Morph.- etc., Alkohol-Kranke. Mild. Form d. Morph.-Entz. Zwangl. ohn. Spritze. Alkoh.-Entw. n. erpr. Verfahr. Prosp. kostenl. Bes. u. dir. Arzt **Dr. A. Meyer.**



Leichtlungenkranke

Vorzügliche Winterkuren **Sanatorium Hohentanneck SÜLZHAYN im Südharz** Vorzügliche Winterkuren

Schöne geschützte Lage, solide Preise, 2 Ärzte. Prospekt frei durch die Verwaltung.



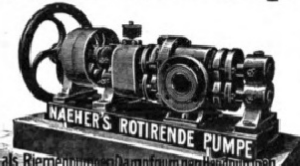
LIQUEUR BÉNÉDICTINE



POPOFF der beste THEE der Welt. Man achte auf die Buchstaben K и C

J. E. Naeher • Chemnitz

Depesche: Naeher, Pumpenfabrik, Chemnitz. **Pumpenfabrik**



Naeher's rotierende Pumpen
Naeher's Dreiplungerpumpen
Naeher's Kesselspeisepumpen: Dreiplunger
Naeher's Centrifugalpumpen
Naeher's Brunnen- und Bohrlochpumpen (25)

Pumpen jeder Art für elektrischen Antrieb.

Waldheimer A. H. A. Bergmanns Zahnpasta

Brunodont Rosodont Rubidont

Vernichtet nach den neuesten wissenschaftlichen Untersuchungen Diphtheritis-, Cholera- u. Typhus-Bazillen binnen 30 Sekunden und ist gleichzeitig Ersatz für Mundwasser u. Zahnpulver.

Seit 60 Jahren bewährt. Käuflich in Apotheken, Drogen- u. Parfümerie-Geschäften. (291)



Rassehunde

Hunde aller anerkannten Rassen, Riesen und Zwerge, Schutz- und Wachhunde, Jagd-, Polizei-, Kriegs-, Sanitätshunde durch (224)

Köhler & Gräfe Ossmannstedt in Thüringen.

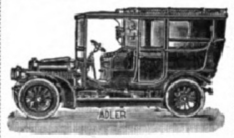
Einzige auf sportlichem Boden stehende Firma. Versand nach allen Weltteilen. Eigene Zuchtanstalt von der Wartburg. Mit über 200 Staats-, Ehren- und Klassenpreisen ausgezeichnet. Mustergültige Preisliste umsonst. Künstlerisch ausgestattete Albums gegen M. 2.—. Telegramm-Adresse: Zwinger Wartburg, Ossmannstedt in Thüringen.

Glänzend bewährt auf Wegen jeder Art, auch auf schlechten Land- und Feldwegen.

Moderne Konstruktion.

Verschiedene Motorstärken. Preiswert, zuverlässig u. schnell.

Adler Automobile



Erstklassige Stadt- und Tourenwagen.

Limusinen, Landaulets, Landauer, Phaëtons, Tonneaus, beliebteste Aerztewagen, Automobil-Droschken, Reise-Automobile, Omnibusse, Coupés, Hotel- und Jagdwagen, Kranken-Transportwagen, Lastund Lieferungswagen usw.

Man verlange Katalog Lp 8.

Adlerwerke vorm. **Heinrich Kleyer A.G.** Frankfurt a. M.

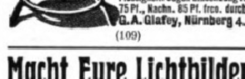
Gegr. 1880. ca. 3500 Arbeiter.

Fabrikation: Automobile aller Arten, Fahrräder, Geschäftsräder, Schreibmaschinen, Luftschiffmotoren.
Spezial-Kataloge auf Wunsch.

Zahlr. Auszeichnungen im In- u. Auslande.

Preuss. Staatsmedaille in Gold.

1910 Brüsseler Weltausstellung zwei Grands Prix. (238)



Glafey-Nachtlicht Getränkewärmer

Wärmt f. 5 Pf. 12 Stdn. lg. 2 Liter Flüssigkeit. Gegen Einsendung v. 75 Pf., Nachn. 85 Pf. frco. durch G. A. Glafey, Nürnberg 4. (109)

Macht Eure Lichtbilder

selbst mit den Abziehbildern für Laterna magica. Muster 50 Pf. Neu! Photographie-Lichtbilder Serien mit Vortrag 24 Bilder M. 3.—. (Keine Imitation, sondern Photos). Katalog gratis. **Adolf Deutsch, Leipzig 9.** (419)

Familien-Wappen Auskunft sowie Nachforschungen über Familien-Wappen übernehmen bei billigster Berechnung Gebr. Vogt, Papiermühle, Sachs.-Altbg.



D. R. P. D. R. P.

ähnl. wie Cocain, Morphin etc. etc., **aber ungiftig!** Patent., weil es andere Mittel übertrifft. Von überrasch. Wirkung auf die Gefühlsnerven. Zahlreiche ärztl. Begutachtungen. — Gebräuchlichste Verwendungsformen:

PROPAESIN-Pastillen, gegen **Husten, Heiserkeit,** bei Erkältungen oder Schmerzen in Mund, Hals, Rachen. Dose M. 1.50.

PROPAESIN-Salbe, prompt u. sich. wirkend bei **schmerzenden Wunden,** Hautreizen u. Hautjucken. Tube M. 1.50.

Propaesin-Schnupfpulver behebt den **Schnupfen,** beseitigt das Fliessen, gibt **freie Nasenatmung.** Glas M. 1.

PROPAESIN-Hämorrhoidal-Zäpfchen gegen **Schmerzen.** Schachtel Mark 3.—. Zu hab. in Apotheken, oder wenn nicht durch

Chinosol-Fabrik Franz Fritzsche & Co., Hamburg 39. (170)



(259)

Patent Füllhalter Prinz Heinrich D.R.P. 204970



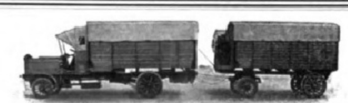
Stets schreibfertig kleckst nie
in jeder Lage zu tragen. Von der feinsten Spitze bis zur Rundschriftbreite. Mit grosser Feder M 12 u. 11, mit kleiner Feder M 9 u. 8, gewöhnliche Umsteckhalter von M 4.— an. Nicht ganz Befriedigendes wird getauscht oder zurückgenommen. Erste deutsche Fabrik goldener Schreibfedern und Füllhalter Bub, Hamburg C 36.

Holzindustrie

Technischer Ratgeber auf dem Gebiete der Holzindustrie. Taschenbuch für Werkmeister, Betriebsleiter, Fabrikanten und Handwerker von **Rudolf Stübling.** Mit 112 Abb. 6 M.

VERLAG VON J. J. WEBER IN LEIPZIG 26.





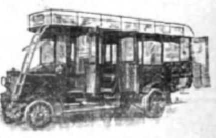
(122)

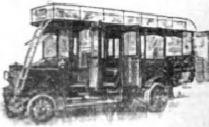
H. Büssing-Braunschweig

Spezialfabrik für Lastkraftwagen, Motor-Omnibusse u. Motoren.

Eigene Betriebsgesellschaften u. Omnibuslinien, z. T. seit 1904 u. 1906.

Stets erste Preise und höchste Auszeichnungen.





J. J. WEBER
Graphische Kunstanstalten
Fernsprecher Nº 4597 · LEIPZIG · Reudnitzer-Strasse 1-7.
Anfertigung feiner Drucksachen
Jubiläumsschriften u. Kataloge
Specialität: Buntätzungen.

Webers Universallexikon der Kochkunst. Ein Kochbuch in alphabetischer Anordnung, ein Lehr- und Nachschlagebuch über alle in der bürgerlichen und feinen Küche und Backkunst des In- und Auslandes vorkommenden Speisen und Getränke, deren Naturgeschichte, Zubereitung, Gesundheitswert und Verfälschung, nebst einem Ergänzungsband, enthaltend die mod. Geselligkeit, Tafeldekoration u. Kücheneinrichtung. **Achte Auflage.** 3 Bände in Originaleinband 30 Mark, Regal hierzu aus Eichenholz 8 Mark, aus Nussbaum 10 Mark. **Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.**

BRANDAUER-STAHLFEDERN
HÄNSEL u. GRETEL - SCHULFEDER



Musterschachteln à 50 ₰ Durch jede Papierhandlung zu beziehen HENRY A. MARCUS HAMBURG. (12)

Krankenpflege im Hause. Von Dr. med. Paul Wagner. Mit 71 Abbildungen. In Originalleinenband 4 Mark. Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.



Otto E. Weber

Radebeul - Dresden.

Weber's Carlsbader Kaffeegewürz

Seit Grossmutters Jugendzeiten bewährtes und beliebtes **Kaffee-Verbesserungsmittel.**

Einzig ächtes Originalprodukt, jedes andere, ohne Schutzmarke, ist **nur** Nachahmung.

(175)

Versicherung auf den Todes-, Invaliditätsfall **Germania** Aussteuer- und Leibrenten-Versicherung

Lebens-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft zu Stettin.

Versicherungsbestand Ende 1909: 826,4 Millionen Mark Kapital — Sicherheitsfonds Ende 1909: 367,7 Millionen Mark

Unverfallbarkeit ▪ Weltpolice ▪ Unanfechtbarkeit

Dividende nach Plan B bis zu 85 1/8 % der einzelnen Prämie.

Unfall-Versicherung — Haftpflicht-Versicherung.

Glas-Stereoskope u. Laternbilder. Italien, Frankreich, Schweiz, Belgien, Spanien, Orient. — Katalog gratis und franko.

Alois Beer, K. u. K. Hof-Photograph in **Klagenfurt.** (22)

Wunderbar

wirkt bei grauen Haaren **Apotheker Laeuens Hair-Restorer.** Kopf- u. Barthaare erhalten nach kurzer Zeit ihre ursprüngliche Farbe wieder. Der Hair-Restorer ist garantiert fett- u. giftfrei und völlig unschädlich, **à Flasche 2.— Mark,** gegen Nachnahme od. Voreinsendung des Betrages. **A. Lemme & Co., Stolp i. P.,** Fabrik kosmetischer Präparate.

Goldene Medaille — Weltausstellung Brüssel 1910.

H. W. APPEL HANNOVER A 17.

Appel's Tuben Sardellenbutter

appetitanregend u. wohlbekömmlich







Seit 20 Jahren bewährt!

Lauterbachsche Hühneraugen-Seife (171)

Das souveräne Mittel gegen Hühneraugen u. Hornhaut. Vorr. à 75 Pf. in Apotheken. Man lasse sich nichts anderes aufreden u. wende sich ev. direkt an Seifenfabrik **Ferdinand Lauterbach, Breslau X.**



Sitzen Sie viel?

Gressners präpar. Sitzauflage a. Filz f. Stühle etc. D.R.-G.-M. verhütet d. Durchscheuern und Glänzendwerden d. Beinkleider. 70000 in Gebrauch. Preisl. fr. **H. Gressner, Steglitz-Bln. 2 a.**

TREIS MOSELGOLD.—TREIS EXTRA JUBILÄUMS-CUVEE.

Die ständig steigende Nachfrage von Kennern beweist, dass diese Marken hergestellt aus Mosel- und Saarweinen der Rieslingstraube — der edelsten Traube der Welt — den feinsten französischen Erzeugnissen ebenbürtig, dabei aber erheblich billiger sind. — Proben überzeugen. —

MOSELSECTKELLEREI OTTO TREIS, MERL/Mosel. (Weingeschäft seit 1810 in der Familie.)

Königlich Rumänischer Hoflieferant.

Die zum Druck der „Illustrirten Zeitung“ benutzten bunten und schwarzen Farben liefern die

Farbenfabriken von

BERGER & WIRTH, LEIPZIG

Berlin, Barmen, Budapest, Florenz, London, New York, Paris, St. Petersburg.

SIROLIN "ROCHE"
Lungenkrankheiten

(Spanien) San Sebastian (Spanien)

Unvergleichlich köstliches Klima während des ganzen Jahres.
Meer und Hochgebirge

11 Stunden von Paris (Quai d'Orsay)

Winter- und Frühjahrs-Saison

Mittelpunkt für Sport und Ausflüge

Grosses das ganze Jahr hindurch geöffnetes Kasino

Dieselben Attraktionen wie an der Riviera



Kasino

20 Minuten von der französischen Grenze (Hendaye)

Sommer- und Herbst-Saison

Sport-Saison
Winter u. Frühjahr 1911

Grosse Stierkämpfe (die schönsten in Spanien)
Grosse Taubenschiessen (Preise im Betrage von 100.000 Franken)
Intern. Fussballwettspiel
Golfwettspiele
Tenniswettspiele
Grosses internationales Fechtturnier
Intern. Schachturnier
Während der ganzen Saison mannigfache Veranstaltungen

Um Programme und Auskünfte ersuche man das Sekretariat des Grand Casino No. 12.

Illustrirte Zeitung

Nr. 3523. 136. Bd. Leipzig, 5. Januar 1911.

Prinzessin Clementine Metternich. Von Thomas Lawrence.

Fürstlich Metternichsche Kunstsammlung in Wien. Heliogravüre und Verlag der Hofkunstanstalt J. Löwy, Wien 1908.

Zur Kritik des Kurpfuschergesetzes.

Von Justizrat Dr. **Fuld** in Mainz.

Die Zahl der Gesetzentwürfe, welche von der unbefangenen und vorurteilsfreien Kritik in solch abfälliger Weise beurteilt worden sind wie der Gesetzentwurf gegen die Mißstände im Heilgewerbe, ist nicht sehr groß. Man muß in der Geschichte der Gesetzgebung des Reichs schon ziemlich lange suchen, bis man auf die Tatsache stößt, daß ein Gesetzentwurf von der ganz überwiegenden Mehrheit der Nation so energisch zurückgewiesen wurde wie dieser. Das ungünstige Urteil, das darüber gefällt wurde, ist leider nur zu berechtigt. Der Entwurf hat sich, in vollständiger Verkennung der Aufgabe des Gesetzgebers, durch Erwägungen und Gründe beeinflussen lassen, die dem Interesse einer im Verhältnis kleinen Anzahl von Personen entsprechen, die aber dem Interesse der ungeheueren Mehrheit des deutschen Volks direkt widersprechen, und dies ist der schwerste und auch wichtigste Vorwurf, der gegen ihn geltend gemacht werden muß. In dem Bestreben, dessen Berechtigung auf keiner Seite verkannt wird, die Mißstände zu beseitigen, welche sich im Laufe der Zeit durch die nur allzu üppige Entfaltung der Kurpfuscherei entwickelt haben, verstärkt er das Monopol der Ärzte und Apotheker, das doch gerade schon drückend genug ist, ganz außerordentlich, und es ist keine Übertreibung, wenn gesagt worden ist, daß der Entwurf in allen Fragen der Gesundheit, der Körperpflege, der Ernährung usw. das deutsche Volk dem Monopol der Ärzte und Apotheker ausliefere. Den Vorteil von der Durchführung des Gesetzes, das inhaltlich dem Entwurf gleicht, haben in erster Linie die Apotheker, sodann die Ärzte. Die Organisationen der einen wie der anderen können sich nichts Besseres wünschen als ein solches Gesetz, das die Heilbehandlung nicht minder verteuern wird wie die Körperpflege — in dem Zeitalter der Sozialreform, in dem das Wort „sozial" bei jeder Gelegenheit gebraucht, leider auch mißbraucht wird! Daß gegen die Auswüchse des Kurpfuschertums der Staat im Interesse der öffentlichen Gesundheit vorzugehen verpflichtet ist, und daß er Veranlassung hat, auch zu diesem Behufe die geltende Rechtsordnung zu ergänzen, dürfte einem Zweifel nicht unterliegen. Allerdings würde bei richtiger Handhabung schon das geltende Recht eine viel wirksamere Bekämpfung des Kurpfuschertums ermöglichen, als sie bisher stattgefunden hat, so ist es insbesondere möglich durch eine scharfe und von Ängstlichkeit durchaus freie Anwendung des Gesetzes gegen den unlauteren Wettbewerb zahlreichen Unzuträglichkeiten ein Ende zu machen, über die sich das Publikum mit Recht beklagt. Aber — das muß zugegeben werden — auch bei weitestgehender Auslegung reicht das Wettbewerbsgesetz nicht aus, und ein Ausbau der geltenden Gesetzgebung in gewissem Umfange und innerhalb gewisser Grenzen ist daher allerdings ein Bedürfnis. Der Entwurf beschränkt sich aber nicht auf die Befriedigung dieses Bedürfnisses, sondern er geht weit darüber hinaus. Es wird dem Bundesrat unter anderm das Recht verleihen, den Verkehr mit Arzneien, Apparaten und anderen Gegenständen, die zur Verhütung, Linderung oder Heilung von Krankheiten, Leiden oder Körperschäden bei Menschen oder Tieren dienen sollen, zu beschränken oder zu untersagen; die gleiche Befugnis soll ihm zugestanden werden in Ansehung des Verkehrs mit Kräftigungsmitteln für Menschen oder Tieren sowie des Verkehrs mit Säuglingsnährmitteln, sofern von dieser Anwendung eine Schädigung der Gesundheit zu befürchten ist.

Hiermit werden ganze Industriezweige, deren Produktion viele Millionen Werte beträgt, und deren Produkte nicht nur im Inland, sondern auch im Ausland sich größter Anerkennung erfreuen, in stärkstem Maße bedroht und geradezu gefährdet. Zahllose Mittel und Apparate, deren sich insbesondere die sogenannte Naturheilkunde bedient, können auf Grund dieser Bestimmung entweder gänzlich von dem Verkehr ausgeschlossen oder weitestgehenden Verkehrsbeschränkungen unterworfen werden; der Bundesrat kann den Vertrieb neuer Mittel verbieten, auch solcher, die sich z. B. im Ausland bewährt haben, und es sind nicht nur die Heilmittel im engen und engsten Sinne, auf die sich die Möglichkeit des Verbots oder der Verkehrsbeschränkung erstreckt, sondern auch zahlreiche kosmetische Mittel können davon betroffen werden. Man darf mit gutem Grunde behaupten, daß noch selten in gleichem Maße der Vorschlag gemacht wurde, die oberste Verwaltungsbehörde über die Existenz ganzer Industriezweige entscheiden zu lassen. Freilich wird der Bundesrat bei der Ausübung dieser seiner Tätigkeit durch eine Spezialkommission beraten werden, aber diese Spezialkommission wird die Industrie keineswegs über die schweren Gefahren beruhigen, von denen sie durch den Entwurf bedroht ist; die Kommission soll zwar mit Sachverständigen aus dem Gebiete der Medizin, der Tierheilkunde und der Pharmazie besetzt werden; aber die Hinzuziehung von Sachverständigen aus dem Kreise der chemischen Industrie ist nicht in Aussicht genommen. Wer bürgt der Industrie dafür, daß diese Kommission sich nicht auf einen einseitigen Standpunkt stellen wird, und wer bürgt den Vertretern der arzneilosen Heilkunde dafür, daß sich in derselben nicht eine einseitige Auffassung in betreff dieses oder jenes Mittels geltend machen wird, welches die Naturheilkunde empfiehlt?

In einem weiteren Paragraphen beschäftigt sich der Entwurf mit den Geheimmitteln und den Geheimverfahren, er bedroht mit strenger Strafe denjenigen, der öffentlich ankündigt oder anpreist Gegenstände oder Verfahren, die bei Menschen oder Tieren zur Verhütung, Linderung oder Heilung von Krankheiten, Leiden oder Körperschäden dienen sollen, wenn die Bestandteile oder die Gewichtsmenge der Gegenstände oder die wesentliche Art des Verfahrens bei der Ankündigung oder der Anpreisung geheimgehalten oder verschleiert wird; jedoch soll diese Vorschrift keine Anwendung finden, soweit die Ankündigung oder Anpreisung in wissenschaftlichen Fachkreisen auf dem Gebiete der Medizin, der Tierheilkunde oder der Pharmazie erfolgt. Hierdurch wird die Popularisierung neuer Mittel, auch wenn sie durchaus einwandfrei sind und sich längst bewährt haben, vielfach vollständig unterbunden. Der Fabrikant, der ein neues Mittel oder einen neuen Apparat hergestellt hat, kann selbstverständlich nicht bei der Ankündigung und Anpreisung desselben bekannt geben, wie das Mittel zusammengesetzt ist, und worauf der Apparat beruht, er würde ja hierdurch dem Fachmann die Möglichkeit bieten, seine Erfindung nachzuahmen. Die allergrößten Bedenken müssen aber gegen den Entwurf im Hinblick auf diejenigen Strafvorschriften geltend gemacht werden, welche auf die Presse Anwendung finden, und zwar sowohl auf die periodische als auch auf die nichtperiodische Presse.

Was die periodische Presse anlangt, so würde ihr durch die Vorschriften des Entwurfs die Veröffentlichung von Anzeigen, die sich auf Heilmittel, Apparate, Verfahren, Kräftigungsmittel, kosmetische Mittel usw. beziehen, zum größten Teil unmöglich gemacht. Der Entwurf bedroht die öffentliche Ankündigung oder Anpreisung, die sich auf die Verhütung, Linderung oder Heilung von Krankheiten, Leiden oder Körperschäden bei Menschen oder Tieren, auf Kräftigungsmittel für Menschen oder Tiere oder auf Säuglingsnährmittel beziehen, wenn dabei wissentlich unwahre Angaben gemacht werden, die geeignet sind, Täuschungen über den Wert oder die Wirksamkeit der Gegenstände oder Verfahren hervorzurufen. Hiergegen ist nichts zu sagen, nur ist diese Bestimmung unnötig, weil schon durch § 4 des Wettbewerbsgesetzes dieser Tatbestand mit Strafe bedroht ist; wenn von § 4 nicht in ausreichendem Maße Gebrauch gemacht wurde, so ist dies noch kein Grund, die Aufnahme einer neuen Strafbestimmung vorzuschlagen. Allein der Entwurf begnügt sich nicht hiermit, sondern er bestraft auch den, welcher fahrlässig solche Angaben macht. Diese Ausdehnung der Bestrafung auf die Fahrlässigkeit bedeutet für die periodische Presse die denkbar größte Gefahr. Wie soll der Redakteur, dem eine Anzeige zur Veröffentlichung vorgelegt wird, welche die kräftigende Wirkung eines Getränks oder eines Mehls bei kleinen Kindern rühmt, wie soll er feststellen, ob diese Behauptungen richtig sind oder nicht? Er kann doch nicht vor dem Abdruck einige kleine Kinder in die Redaktionsstube bringen und sie einige Zeit mit dem angepriesenen Mittel füttern lassen, um festzustellen, ob die Behauptungen richtig sind oder nicht! Tut er aber gar nichts, was zu einer Prüfung der Richtigkeit der Angabe geeignet erscheint, so läuft er Gefahr, wegen Fahrlässigkeit verurteilt zu werden. Es ist hierbei zu beachten, daß die Rechtsprechung für die Eigenartigkeit der Verhältnisse im Preßgewerbe keineswegs immer das nötige Verständnis hat, anderseits aber den Begriff der Fahrlässigkeit außerordentlich zugespitzt hat. Ebenso bedroht der Entwurf die Aufstellung unwahrer Angaben über den Ursprung oder die Herkunft von Gegenständen oder Verfahren, bezüglich der Person des Verfertigers oder Urhebers, bezüglich der die Veröffentlichung veranlassenden Person oder über die Erfolge einer dieser Personen. Es ist gar nichts dagegen einzuwenden, daß die wissentliche Aufstellung unwahrer Angaben hierüber bestraft wird, man mag auch die fahrlässige von den Personen bestrafen, welche die Mittel, Apparate usw. anfertigen oder verkaufen; aber die für den Inhalt einer Druckschrift verantwortlichen Personen müssen unbedingt dagegen geschützt werden, auch wegen fahrlässiger Übertretung bestraft zu werden, bei ihnen muß die Strafbarkeit davon abhängig gemacht werden, daß sie die Unrichtigkeit der betreffenden Behauptungen gekannt haben. Es wäre verfehlt, zu glauben, daß es nur im Interesse der Presse liege, wenn sie Anzeigen über Heilmittel, Heilapparate, Kräftigungsmittel usw. ungehindert veröffentlichen könne, das Publikum hat ein sehr großes Interesse daran, denn durch die Presse erfährt es vor allem von der Existenz dieses und jenes Mittels, dieses und jenes Gegenstandes, der für dasselbe in Betracht kommt.

Nicht minder wird die Presse durch den bereits erwähnten Paragraphen bedroht, der sich auf die Anzeige von Geheimmitteln oder Geheimverfahren bezieht; auch hier ist der Redakteur oder Verleger gar nicht in der Lage, kontrollieren zu können, ob den von dem Gesetz gestellten Anforderungen durch die Anzeige genügt ist oder nicht; er würde daher entweder alle derartigen Anzeigen zurückweisen oder sich bei der Veröffentlichung jeder die Eventualität einer Bestrafung vergegenwärtigen müssen. Aber nicht nur wegen der Anzeigen bedeutet der Entwurf eine große Gefahr für die Presse, sondern auch mit Rücksicht auf den Inhalt von Zeitschriften, Zeitungen und Büchern; das große Gebiet der populär-medizinischen Literatur wird dadurch in ganz erheblichem Maße in Mitleidenschaft gezogen, und es ist keineswegs schlechthin zu behaupten, daß Bücher dieses Inhalts, die viele Auflagen erlebt haben und in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet sind, ohne Änderung auch dann noch werden verbreitet werden können, wenn der Entwurf Gesetz geworden sein würde.

Wie sehr der Entwurf auch die Tätigkeit von Vereinen und Kassen erschwert, ihren Mitgliedern Kräftigungsmittel billig, also ohne Mitwirkung der Apotheken zu verschaffen, mag aus folgendem entnommen werden. Es ist nach § 8 verboten, z. B. Somatose, Hämatogen, Hämoglobin, Sanatogen usw. öffentlich anzukündigen, wenn die Bestandteile oder die Gewichtsmengen verschleiert oder geheimgehalten werden; nach § 15 gilt es der öffentlichen Ankündigung gleich, wenn gegenüber einem größeren Kreise von Personen Empfehlungen verbreitet werden. Wenn also ein Verein oder eine Kasse ihren Mitgliedern bekannt gibt, daß sie Sanatogen in großen Mengen bezogen und dasselbe an die Mitglieder behufs Verwendung bei der Kinderernährung zum Selbstkostenpreis abgebe, wenn sie empfiehlt, von dem bewährten Mittel Gebrauch zu machen, so kann die Strafbarkeit des Vorstandes hierdurch begründet werden; man sieht, daß der Entwurf unter Umständen zu einer Anwendung führen kann, welche unmittelbar den Bestrebungen entgegengesetzt ist, die mit vollem Recht in der Gegenwart von den breitesten Schichten der Gesellschaft unterstützt werden. Man kann sehr wohl den Auswüchsen, die sich in Ansehung der Heilpflege entwickelt haben, kräftig, und zwar sehr kräftig zu Leibe gehen und braucht doch nicht Vorschläge zu machen, die für die große Masse der Nation eine nicht hoch genug zu bewertende Erschwerung der Bedingungen bedeuten würde, unter denen sie die Sorge und Pflege der Gesundheit zweckmäßig durchführen kann. Es wäre eine Versündigung gegen das Volkswohl, wenn der Staat sich hierbei durch Rücksichten und Erwägungen beeinflussen ließe, denen ein egoistischer Charakter nicht fremd ist.



Von der Ägyptenreise der Deutschen Kronprinzessin: Kronprinzessin Cecilie begibt sich am 23. Dezember in Luxor an Bord der „Mayflower" der Hamburg-Anglo-Amerika-Linie.

Geh. Kommerzienrat Dr. Adolf Richter.

(Porträt s. S. 22.)

Am ersten Weihnachtsfeiertage starb in Jena der Geheime Kommerzienrat Dr. Adolf Richter. Schwarzburg-Rudolstadt und vor allem die Residenzstadt Rudolstadt erleiden hierdurch einen schweren, kaum ersetzbaren

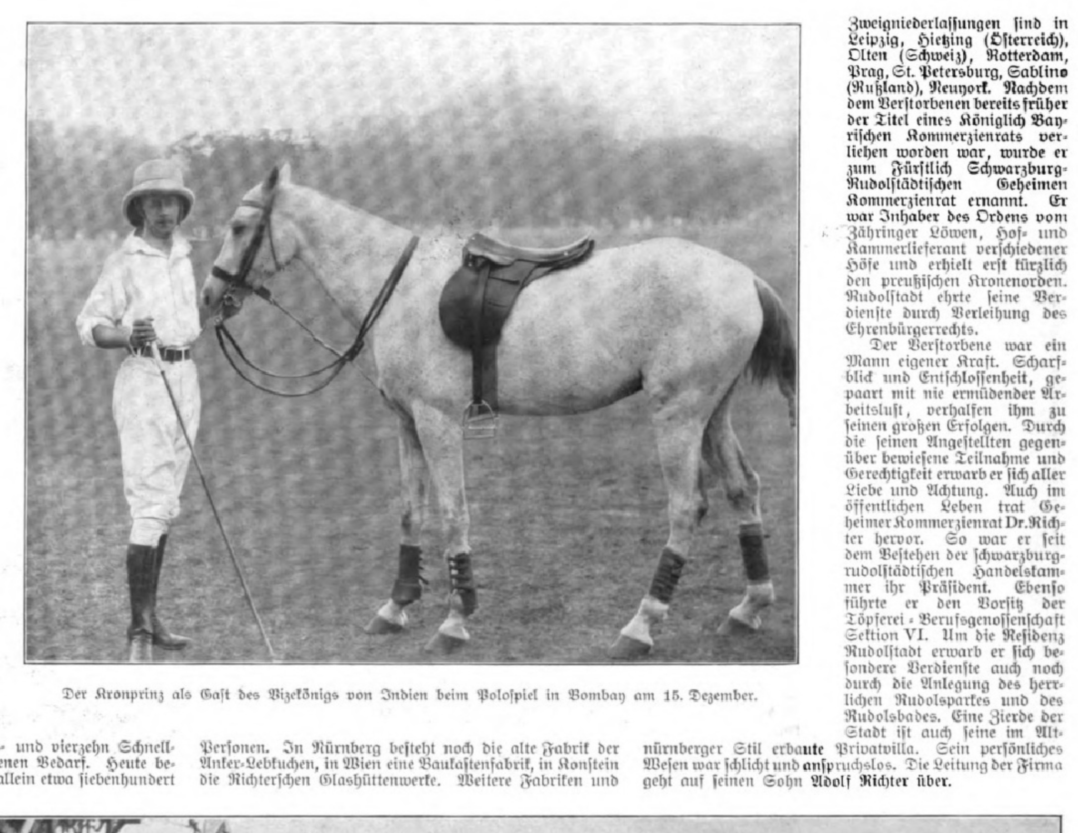


Phot. Bourne & Shepherd, Bombay.

Von der Ostasienreise des Deutschen Kronprinzen: Der Kronprinz als Gast von Sir George S. Clarke im Gouvernementsgebäude in Bombay am 14. Dezember.

Verlust. Der Verstorbene, geboren am **12. Mai 1846**, war der größte Industrielle des Fürstentums, und das Anwachsen der Stadt Rudolstadt in den achtziger und neunziger Jahren ging Hand in Hand mit dem Emporblühen des großen industriellen Unternehmens des Verstorbenen. Nachdem Richter bereits eine Fabrik in Nürnberg in Betrieb hatte, eröffnete er das Rudolstädter Hauptgeschäft im Jahre 1878 mit einem Personal von etwa drei hundert Personen. Im Laufe der Jahre wurde das Etablissement dann durch Angliederung neuer Fabrikationszweige und zahlreicher Neubauten bedeutend vergrößert zu einer in allen fünf Erdteilen bekannten Weltfirma. Während zunächst das Hauptfabrikat der bekannte Anker-Pain-Expeller war, kamen im Laufe der Jahre zahlreiche andere pharmazeutische Präparate, eine große Schokoladenfabrik, weiter die Fabrik der überall bekannten und bei der Jugend so beliebten Anker-Steinbaukasten und anderer Unterhaltungsspiele, später noch eine Fabrik von Musikautomaten, Spieldosen und Sprechapparaten sowie eine in raschem Aufschwung begriffene Fabrik von Anker-Schallplatten hinzu. An die Hauptzweige des Rudolstädter Geschäfts wurden Nebenbetriebe für den eigenen Bedarf angegliedert, wie z. B. eine vorzüglich eingerichtete Buchbinderei und Kartonnagenfabrik, eine Tischlerei, eine Steindruckerei, eine Buchdruckerei mit Rotations- und vierzehn Schnellpressen, all dies nur für den eigenen Bedarf. Heute beschäftigt die Rudolstädter Fabrik allein etwa siebenhundert Personen. In Nürnberg besteht noch die alte Fabrik der Anker-Lebkuchen, in Wien eine Baukastenfabrik, in Konstein die Richterschen Glashüttenwerke. Weitere Fabriken und **Zweigniederlassungen sind in Leipzig, Hietzing (Österreich), Olten (Schweiz), Rotterdam, Prag, St. Petersburg, Sablino (Rußland), Neuyork. Nachdem dem Verstorbenen bereits früher der Titel eines Königlich Bayrischen Kommerzienrats verliehen worden war, wurde er zum Fürstlich Schwarzburg-Rudolstädtischen Geheimen Kommerzienrat ernannt. Er war Inhaber des Ordens vom** Zähringer Löwen, Hof- und Kammerlieferant verschiedener Höfe und erhielt erst kürzlich den preußischen Kronenorden. Rudolstadt ehrte seine Verdienste durch Verleihung des Ehrenbürgerrechts.

Der Verstorbene war ein Mann eigener Kraft. Scharfblick und Entschlossenheit, gepaart mit nie ermüdender Arbeitslust, verhalfen ihm zu seinen großen Erfolgen. Durch die seinen Angestellten gegenüber bewiesene Teilnahme und Gerechtigkeit erwarb er sich aller Liebe und Achtung. Auch im öffentlichen Leben trat Geheimer Kommerzienrat Dr. Richter hervor. So war er seit dem Bestehen der schwarzburg-rudolstädtischen Handelskammer ihr Präsident. Ebenso führte er den Vorsitz der Töpferei-Berufsgenossenschaft Sektion VI. Um die Residenz Rudolstadt erwarb er sich besondere Verdienste auch noch durch die Anlegung des herrlichen Rudolsparkes und des Rudolsbades. Eine Zierde der Stadt ist auch seine im Altnürnberger Stil erbaute Privatvilla. Sein persönliches Wesen war schlicht und anspruchslos. Die Leitung der Firma geht auf seinen Sohn **Adolf Richter** über.



Der Kronprinz als Gast des Vizekönigs von Indien beim Polospiel in Bombay am 15. Dezember.

Die Landung des Kronprinzen in Bombay und die Bewillkommnung durch Gouverneur Sir George S. Clarke am **14.** Dezember.

Von der Ostasienreise des Deutschen Kronprinzen.

König Friedrich Wilhelm IV.

Ein Gedenkblatt zur fünfzigsten Wiederkehr seines Todestages (2. Januar 1861). Von **Fred Wenke.**

Ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seit König Friedrich Wilhelm IV. die Augen schloß. Kaum ein anderer König hat die Vorbereitungszeit auf den Herrscherberuf derart ernst genommen als Friedrich Wilhelm IV. Zwei Jahrzehnte hatte er unermüdlich dem Studium aller Zweige der Politik gewidmet, hatte, so sehr ihm auch Kunst und Wissenschaft ans Herz gewachsen waren, an den Geschäften im Staatsrat und in den Ministerien den regsten Anteil genommen und in alle Verwaltungsangelegenheiten sowohl theoretisch wie praktisch sich so eingearbeitet, daß man mit hohen Erwartungen ihn, der im Jubeljahre der Thronbesteigungen zweier großer Vorgänger, des Großen Kurfürsten und Friedrichs des Großen, seine Regierung antrat, begrüßte. Daß Friedrich Wilhelm IV. mit seiner Zustimmung zur Erteilung einer der veränderten Zeit entsprechenden Verfassung viele Jahre zögerte, trug ihm Mißtrauen und Verkennung seiner redlichen Absichten ein. Friedrich Wilhelms IV. in echt christlich-historischem Sinne geschulter Geist sah in der monarchisch-absolutistischen Gestaltung mittelalterlicher Reiche die dem Lande wie dem Volke bekömmlichste Form des Staatswesens. Infolge seiner warmen Einschätzung des Menschenwertes, des einzelnen Individuums glaubte er nur in der Beibehaltung mittelalterlicher Staatsorganisation, in welcher jedes Einzelleben den ihm zukommenden Platz gehabt und man es mit rücksichtsvoller Scheu ehrte, das wahre Heil des Landes begründet. Doch die Zeiten und die Ideen hatten sich gewaltig geändert. Der „Romantiker auf dem Throne“, wie Friedrich Wilhelm vielfach genannt wurde, erblickte in der damals allerdings neuen Idee des gleichmachenden Staatsbürgertums, des Vertrags zwischen Fürsten und Volk und der Volkssouveränität den verderblichen Geist der Französischen Revolution, den bösen Geist der Unchristlichkeit und der Auflösung bestehender Ordnung. Und da der König auf dem einmal als gut und praktisch erkannten Prinzip beharrte, das Volk aber der Verwirklichung seiner Zukunftsträume ebenso beharrlich nachging, so kam es, wozu es folgerichtig kommen mußte, zu den bedauernswerten Ereignissen der Jahre 1848/49. Wie gut der König es im Grunde seines Herzens mit dem Volke meinte, zeigen die meist falsch beurteilte versöhnliche Haltung des Königs in den Märztagen 1848 und seine überquellende Liebe, die in der Proklamation „An meine lieben Berliner“ vom 19. März 1848 ebenso zum impulsiven Ausdruck kommt wie in seinem Aufruf „An mein Volk“ vom 15. Mai desselben Jahres.

Das Mißtrauen und die Abneigung, welche dem König unverdienterweise vielfach entgegengebracht wurden, ließen die vortrefflichen Charaktereigenschaften, die ihn sowohl als Herrscher wie als Menschen auszeichneten, sowie das Gute, was Preußen dem König zu verdanken hat, übersehen. Davon wenigstens einiges in Erinnerung zu bringen, ist eine Ehrenpflicht an dem Gedenktage des Todes dieses hochherzigen Fürsten.

Friedrich Wilhelm IV. war unstreitig der geistreichste und gebildetste Fürst seiner Zeit, begabt mit einer ungewöhnlich reichen, doch nie ausartenden Phantasie, einer fast nie versagenden Gedächtnistreue, Schärfe des Verstandes, Raschheit der Auffassung und Gedankenkombination. Seine Schulung war durchaus gediegen gewesen, des Königs besondere Neigung machte ihn aber vor allem ein immenses und fest gegründetes historisches Wissen beherrschen und eine ungemein umfassende literarische und kunstästhetische Durchbildung. Nach Wahrheit und Adel in jeder Beziehung und auf allen Gebieten stand sein Streben und Sinnen. In sittlicher Beziehung makellos dastehend, hatte er auch vor allen seichten und frivolen Gesprächen eine unüberwindliche Abneigung. Dagegen war er ein Freund des gesunden guten Humors und selbst äußerst schnell in der Anwendung schlagfertigen, schlagenden Witzes. Was er einmal als wahr erkannt hatte, hielt er standhaft fest, eine Eigenschaft, die ihm, zumal auf politischem Gebiete, zu Unrecht als Eigensinn ausgelegt wurde. Seine Herzenseigenschaften waren nicht minder groß als die seines Geistes. Mit einer warmen Bewertung des Einzellebens verbanden sich eine liebevolle Anhänglichkeit an die Seinen und Unwandelbarkeit in der Freundschaft. Wie er niemals schlechte Gemütsstimmung und persönlichen Ärger seinen Freunden entgelten ließ, so hatte er eine Scheu vor jeglicher Kränkung anderer. Selbst im Humor kamen nie Worte über seine Lippen, welche in irgendeiner Weise hätten verletzend wirken können. Mit dem Trachten nach Anerkennung des Wahren und Edlen verband sich ein lebhafter Schönheitssinn. Friedrich Wilhelm IV. war eine fast universale Künstlernatur. Mit der gleichen Liebe, mit der er sich für dichterische Schönheit erwärmte, huldigte er dem klassischen Ausdruck der Gedanken in der ungebundenen Rede. Er selbst war ja bekanntlich einer der besten Redner, die je einen Thron innehatten. Die Plastik seiner Gedanken, die Formvollendung des Ausdrucks, die sich bis ins kleinste und auf das einzelne Wort erstreckte, fand eine nicht zu unterschätzende Unterstützung durch den natürlichen Wohllaut seiner Stimme. Denselben edlen und sicheren Geschmack, welchen der König auf dem Gebiete der Dichtkunst und der meisterlichen Prosa an den Tag legte, zeigte er auch bei der Beurteilung von Kunstwerken der Musik, Malerei, Plastik und Architektur. Ihm selbst hatten die Grazien die Fähigkeit verliehen, den Zeichenstift meisterhaft zu führen, und nach seinem Tode haben Olfers und Stüler es im Auftrage der hohen Gemahlin des Verewigten, der Königin Elisabeth, unternommen, unter den außerordentlich zahlreichen Skizzen, Entwürfen und ausgeführten Zeichnungen architektonischen und landschaftlichen Charakters eine Auswahl zu treffen und diese zu vervielfältigen, um sie weiteren Kreisen des Volkes zugängig zu machen.

Seine Gerechtigkeitsliebe und sein Pflichtgefühl waren mit Großmut und Hochsinn vereint. Er, der niemanden kränken wollte, empfand naturgemäß ihm angetanes Unrecht tief, verzieh aber ebenso leicht, wenn die Quelle der Beleidigung Irrtum oder Schwäche war. Seine Frömmigkeit, auf welcher alle seine Herzenseigenschaften basierten, hatte nichts von Frömmelei an sich. Seine Gottesfurcht war ihm wirklich Herzens- und nicht Formsache, sie war aufrichtig und verschwiegen und gab mit seinem ungetrübten Eheglück, seinen reinen Sitten und seiner vorbildlichen Häuslichkeit einen ungemein sympathisch berührenden Zusammenklang. In der jungen Zeit der Entwicklung der Industrie und Verkehrsmittel hatte die auswärtige, auf die Erhaltung des Friedens gerichtete Politik Friedrich Wilhelms IV., soviel über deren Fehler geschmäht werden mag, doch das Gute, daß sie das Land der Segnungen des Friedens teilhaftig werden ließ. Und dies war in der Tat kein geringer Gewinn, insbesondere für den preußischen Staat. Schon die Weltausstellung im Kristallpalast zu London 1851 zeigte den erstaunten Ausländern, daß der Deutsche sie in manchen Zweigen des Gewerbes erreicht, in manchen bereits überholt hatte. Vornehmlich befand sich die Erzeugung von Eisenwaren und Geweben auf einer hohen Stufe der Vollendung. Auch die Entwicklung des Eisenbahnnetzes in Preußen gedieh unter der friedlichen Ära Friedrich Wilhelms IV. in erfreulicher Weise. Ein weiteres großes Verdienst erwarb sich der König durch die Gründung und Förderung der preußischen Seemacht. Die Handelsflotte Preußens hatte schon 1850 einen ganz respektablen Aufschwung genommen. Sie erhielt nun durch den Ankauf der besten Kriegsschiffe der deutschen Flotte einen nachhaltigen Schutz. Der König richtete ferner in Danzig, Stettin und Stralsund Marineanlagen und in Berlin eine Seekadettenschule ein, erwarb als Kriegshafen den Jadebusen und ließ mit dem Ausbau des gewaltigen, 1869 fertiggestellten Wilhelmshaven beginnen.



König Friedrich Wilhelm IV.

Nicht minder bedeutend sind des Königs Verdienste auf den Gebieten der Wissenschaft und Kunst. Der begeisterte Verehrer der Musen ermöglichte durch eine große Erleichterung der Zensur eine freiere Bewegung der Literatur und Wissenschaften und stiftete durch die Gründung der Friedensklasse des Ordens pour le mérite ein sichtbares Zeichen vaterländischen Dankes für hervorragendes Verdienst in Wissenschaft und Kunst. Er förderte wissenschaftliche Reisen in alle Weltgegenden und schuf ebenso große wie schöne Lokalitäten zur Aufnahme der bei den Forschungen und anderwärts erworbenen und gewonnenen Schätze. Er wird mit Recht der Begründer der ägyptischen Forschung in Preußen genannt. Noch nie vorher wirkte in Preußen ein derartiger Flor berühmter Gelehrter; das erste Verdienst hiervon gebührt dem König. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, seien hier als Heroen damaliger Wissenschaft genannt: Alexander v. Humboldt, Leopold Ranke, Max Duncker, Giesebrecht, Mommsen, Droysen, Graefe, Helmholtz, Karl Ritter, Lepsius, Dove, Böckh, die Gebrüder Grimm.

Auch die genialsten Vertreter der Künste wußte er um sich zu sammeln und diesen in Preußen einen hohen Aufschwung zu geben. Besser als Ausführungen werden die Namen der Künstler für sich sprechen, die damals wirkten, und von denen die Maler Peter v. Cornelius, Wilhelm Kaulbach, Karl Begas, Hildebrandt, die Architekten Langhans, Schinkel, Stüler, die Bildhauer Rauch, Tieck, Drake, Bläser und die Komponisten Lortzing, Meyerbeer und Mendelssohn angeführt seien. Eine ganz besondere Vorliebe zeigte der König für die Architektur. Sein Geschmack wandte sich hier vor allem der frühchristlichen und altklassischen Kunst und deren Wiedergeburt zu. Seine Skizzen und Entwürfe wurden vielfach ausschlaggebend für die Gestaltung der dem König ihr Entstehen verdankenden Bauten in Berlin und Potsdam. So sind vornehmlich das Neue Museum und die Nationalgalerie in edlem altklassischen Stil, die Kuppel des Königlichen Schlosses zu Berlin und jene der Nikolaikirche zu Potsdam, desgleichen das Schlößchen Charlottenhof im Park von Sanssouci und das großartige Orangeriegebäude Belege für den feinsinnigen Geschmack dieses Monarchen. In musterhaftem Basilikastil errichtete der König die stimmungsvoll gelegene Friedenskirche im Park von Sanssouci. Viele Bauten, auch im weiteren Bereich des Landes, erfuhren durch des Königs Interesse eine Wiederbelebung, bzw. verständige Restaurierung, so die Marienburg, verschiedene Bauten in Danzig, das Aachener Münster, die Hohenzollernburg, Schloß Stolzenfels am Rhein, die Dome zu Magdeburg, Halberstadt, Naumburg und vor allem der Kölner Dom, dessen endliche Vollendung der König sicherte.

Die letzten Jahre seines Lebens trübte ein Gehirnleiden. Die ehedem so lebendigen Geisteskräfte des Fürsten waren für immer gelähmt, so daß der nach dreijährigem schweren Leiden sich einstellende Tod als eine Erlösung betrachtet werden konnte. In der von ihm selbst erbauten Kirche im Park von Sanssouci, die der König so bezeichnend die Friedenskirche genannt hatte, fand er seine letzte Ruhestätte.



Das Märchen

Nach einem Gem

Chemigraphische Anstalt von J. J. Weber in Leipzig.

n Schweinehirten.

on Hans Koberstein.

Damen als Luftschiffer.



Frau E. la Quiante.



Frau L. Abegg (×).



Frau H. Bamler.

Es ist nicht so lange her, als es noch für ein gewagtes Unternehmen galt, sich einem Ballon anzuvertrauen, und unsere Damen vollends waren anfangs dem Luftsport, diesem Benjamin unter den Sportarten, nicht allzu hold. Den ersten Wagemutigen folgten aber bald andere, und so zählte das Jahr 1909 in Deutschland an dreihundertfünfzig Damen, die Ballonfahrten unternommen hatten, während es in Frankreich schon seit längerem einen Luftschifferinnenklub, „Stella“ genannt, gibt, der seine Körbe nur mit Vertreterinnen des — nun längst nicht mehr — schwächeren Geschlechtes „bemannt“.

Aber nicht nur fahren wollen unsere Damen, nein, auch selbständig führen, und der Deutsche Luftschifferverband zählt bislang elf qualifizierte Ballonführerinnen.

Die Erste in Deutschland, die sich ein Führerpatent erwarb, war Frau Emmy la Quiante vom Berliner Verein für Luftschiffahrt. Bald nach ihrer Prüfung nahm sie an einer Wettfahrt teil und führte bei der Gelegenheit den kleinen Ballon „Ernst“ als einzige Insassin ihres Korbes, was gewiß ein Beweis ihres Schneids ist, denn es gibt unter den mehreren hundert Herren-Ballonführern nicht allzu viele, die schon eine Solofahrt gemacht haben. Auch an einer Ballon-Fuchsjagd nahm Frau la Quiante teil, zu gleicher Zeit mit der Gattin des im Vorjahr auf so tragische Weise verunglückten Professors Abegg in Breslau. Es galt, möglichst nahe beim Fuchsballon, dem zuerst aufgelassenen und dadurch etwas Vorsprung habenden Ballon, zu landen. Dies ist eine ziemlich schwierige Aufgabe, da die verfolgenden Ballons bei mangelnder Aufmerksamkeit des Führers oder ungeschickter Ausnutzung der Höhenlage gar leicht abgetrieben werden. Aber beide Damen bewiesen ihre Geschicklichkeit, Frau Abegg erhielt den Ersten Preis als nächste am Fuchsballon, Frau la Quiante den Zweiten Preis, während die Herren ohne Preise ausgingen.

Daß Frau Prof. Abegg auch noch weit schneidigeren Leistungen als Ballonführerin gewachsen ist, zeigt ihre Fahrt vom 28. und 29. Dezember 1909, die sie unter Führung ihres Gatten unternahm. Sie war als Dauerfahrt geplant und sollte den bisherigen Rekord des Schlesischen Vereins für Luftschiffahrt schlagen. Der Aufstieg fand am Morgen in Breslau statt, und die Fahrt dehnte sich bis zum folgenden Morgen aus. Wenn man bedenkt, wie kurz die Tage im Dezember sind, ist eine Fahrt von dreiundzwanzig Stunden gewiß eine große Leistung: meist im Dunkel und bei einer durchschnittlichen Temperatur von —20° überquerten die Luftschiffer ganz Mitteldeutschland und befanden sich im Morgengrauen des folgenden Tages bei Nierstein am Rhein. Sie hatten ihre Reise frohgemut angetreten, und der Proviantkorb war wohl gespickt; aber wie waren die Luftreisenden unangenehm überrascht, als sie bald nach ihrer Auffahrt entdecken mußten, daß all ihre Leckerbissen steinhart gefroren und ungenießbar waren. Das einzige, womit sie sich aufrechterhalten konnten, war der Inhalt einer Thermosflasche.

So interessant nun solche Rekordfahrten sind, so legen doch nicht alle Luftsportlerinnen Gewicht auf derartige Parforceleistungen. Frau Hedwig v. Reppert scheint vor allem die Abwechslung geliebt zu haben, denn sie ist von den verschiedensten Orten aus aufgestiegen, wie z. B. von Köln, Zürich, Mainz, Berlin. Von ganz besonderer Schönheit muß ihre Fahrt von Zürich aus gewesen sein. Sie führte über den Bodensee hinweg, die Alpen entlang, mit wunderbarer Aussicht über das Berner Oberland bis zu den Tauern; aus 3200 m Höhe erfolgte schließlich die Landung am Fuße des Wendelsteins.

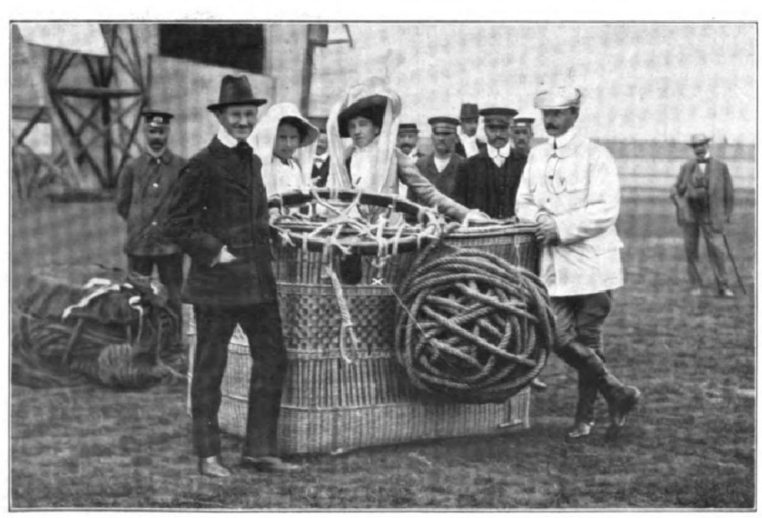
Wenn Luftschiffer eine rechte sanfte, harmlose Landung bezeichnen wollen, so reden sie von einer „Damenlandung“. Aber daß Damen nicht gerade das Vorrecht auf sanfte Landungen gepachtet haben, sollte Frau Hilde Bamler aus Essen gleich bei ihrer ersten Fahrt erfahren. Nach wunderbar schönen Stunden den Rhein entlang über das Siebengebirge hinweg und all die köstlichen Landschaftsbilder des Stromtals sollte noch die hochgeschwollene Mosel überflogen werden, aber statt darüber hinwegzufliegen, beschloß der Ballon, seinen Insassen ein kühles Bad zu bereiten, und tauchte lustig in die Wellen, ohne jedoch weiteres Unheil damit anzurichten. Die Temperatur der Begeisterung wurde damit aber nicht herabgemindert, denn Frau Bamler entschied sich bald, die Qualifikation als Ballonführerin zu erwerben, und hat im Niederrheinischen Verein für Luftschiffahrt bislang zehn Ballonfahrten ausgeführt, die ihr manch interessantes Erlebnis bescherten.



Frau H. v. Reppert.

Weit mehr Fahrten hat Freifrau v. Ende, von Geburt eine Brasilianerin, zu verzeichnen; führte sie doch im Laufe eines Vierteljahres nicht weniger als sechzehn Ballonaufstiege aus und erhielt dafür den von der „Ila“ ausgesetzten Preis für die größte Fahrtenzahl. Bei ihrer achtzehnten Fahrt erwarb sich Frau v. Ende die Führerqualifikation. Es war eine sechzehnstündige Winter- und Nachtfahrt, die von Berlin nach Böhmen führte und zum Teil bei starkem Schneetreiben stattfand.

Auch die beiden Schwestern M. und E. Große, Meißen, wissen von ihren Fahrten viel Herrliches und Interessantes zu erzählen, denn diese Damen besitzen nicht nur außerordentlichen Schneid, sondern auch die Gabe, ihre empfangenen Eindrücke in hochpoetischer, fesselnder Weise wiederzugeben. Bemerkenswert ist ihre zwölfstündige Alpenfahrt, die sie von Innsbruck über die Kalkalpen hinweg bis nach Mähren führte; ebenso wie ihre Nachtfahrt, die die Schwestern ohne männlichen Begleiter unternahmen. Sie hatten auf Vollmond gehofft, aber „Wie große, schwarze Flügel breitete sich die Dunkelheit über die Erde“, schreibt Fräulein Große, „am Himmel kein einziger Stern. Ob der Ballon bei unserer Alleinfahrt ebenso auf das Ballastabgeben reagieren wird wie bei den Fahrten mit anderen Führern? Törichter Zweifel,



A. Freifrau v. Ende (×).

Die deutschen Ballonführerinnen.

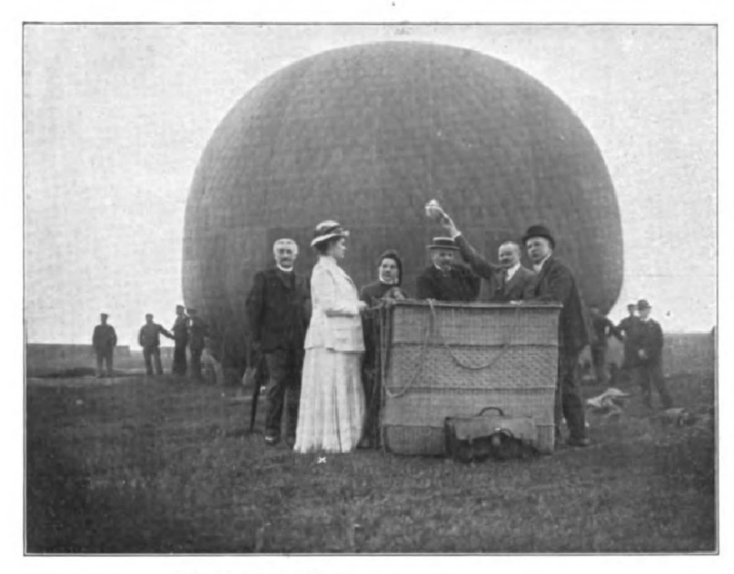


eine Schaufel geben wir, noch eine — sanft hebt sich der Ballon. Unser Vertrauen wächst. Weg mit aller Bangigkeit, und frohen Muts in die Nacht hinaus!" Siebzehneinhalb Stunden währte diese Nachtfahrt, und wie manchem Luftschiffer spricht Fräulein Große aus der Seele, wenn sie weiterhin sagt: „Wir schweben dahin, unter uns rasseln und pfeifen die Züge, stampfen Maschinen, schallt der ganze Lärm, den das Arbeiten und Hasten der Menschheit verursacht. Eine Stadt liegt unter uns. Alles Menschenleid und alle Menschenfreuden spielen sich da unten ab in dem dunklen, eintönigen Grau; wir allein schweben darüber, in Licht und Schönheit, in erhabener Einsamkeit! Was sind die Luftschiffer für glückliche Menschen! Muß nicht eine einzige solche Stunde ihren verklärenden Schimmer über den Alltag mit seinen mancherlei trüben Erfahrungen werfen? Ja, müßte sie nicht den Menschen besser machen, all sein Denken und Tun hinausheben über Niederes und Kleinliches? Das Nebelmeer leuchtete in wunderbarer Farbenpracht: in flockigem Silberweiß unter uns, dann ringsum in zartem Blau, in tiefem Lila, in grünlichen Tönen, fern am Horizont in mattem, rosigem Schimmer. Die Zeit schien uns stille zu stehen. Die Ewigkeit streifte uns mit ihren Schwingen."

Die bedeutendste Fahrt der beiden Fräulein Große, die „leider nur 22½ Stunden" dauerte, wie sie sagen, bei der sie 873 km überflogen, und die besonders ihren außerordentlichen Schneid zeigt, führte sie von Dresden bis zu den Südkarpaten. Auch hier wieder wundervolle Schilderungen: „Höher und höher steigt der Ballon. Immer tiefer sinkt das Wolkenmeer unter uns



Frl. E. und M. Große.



Frau Dr. Gocht (×).

zurück. Soweit das Auge reicht, nichts als das blaue Himmelsgewölbe über uns, die blendend weiße Fläche unter uns! Nur in der Ferne da drüben gähnt ein breiter Spalt. Da geht es dunkel hinein, wohin? wie tief? Erhabene Stille herrscht um uns, unterbrochen nur von dem traulichen Ticken des Barographen. Alles, was sonst groß ist, sinkt vor unserem geistigen Auge zusammen. Die stolzen Berge alle, die wir in mühesamer, viele Stunden langer Arbeit erklommen haben, sie liegen tief unter uns! Fast 6 km über der Erde in den Lüften zu schweben, es ist ein berauschender Gedanke, vor allen für den, der zum erstenmal in solche Höhen steigt.

Wortlos stehen wir am Korbrand und schauen in die Unendlichkeit hinaus. Dann und wann schauen wir einander an: blaurot die Gesichter, blaurot die Hände; unter den Nägeln verspüre ich einen scharfen Druck. Wir alle zittern vor Frost. Wie schade, daß unser Thermometer zerbrochen ist! Es mögen wohl 20° Kälte herrschen oder auch mehr. Doch was tun diese kleinen Beschwerden? Von ihnen abgesehen fühlen wir uns ganz wohl. Wer solch geringe Unannehmlichkeiten nicht gern erträgt, der soll keinen Sport treiben!"

Schwer trennt man sich von den Schilderungen dieser begeisterten Luftschifferinnen, gern möchten wir noch hören, was ihre Luftkolleginnen Frau K. Freise, Frau Dr. Gocht, Frau E. Freimuth, Frau v. Quast alles im Ballon erlebt haben, viel Schönes und Romantisches wüßte ich noch zu erzählen von Damenballonfahrten, von Verlobungen und Hochzeitsreisen im guten alten Freiballon, aber der Mangel an Raum verbietet es. Prof. Dr. Bamler.



Frau K. Freise.



Frau E. Freimuth.



Frau v. Quast.

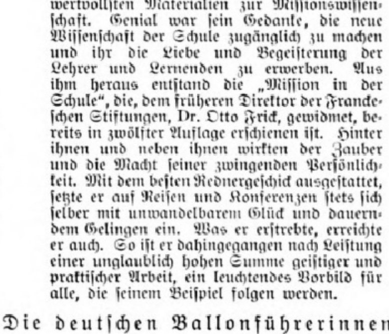
Die deutschen Ballonführerinnen.

Prof. D. Dr. Gustav Warneck.

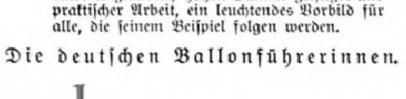
(Porträt s. S. 22.)

Am Abend des zweiten Weihnachtsfeiertages starb in Halle a. S. der Honorarprofessor der Missionswissenschaft D. Dr. Gustav Warneck. Der Verewigte war in Naumburg am 6. März 1834 geboren, besuchte die Lateinische Hauptschule der Franckeschen Stiftungen und die Universität zu Halle, wo er sich des Interesses Tholucks erfreute. Nachdem er geistliche Ämter an verschiedenen Orten bekleidet hatte, wurde er als Missionsinspektor nach Barmen berufen. Obwohl er hier nur wenige Jahre weilte und 1874 ins Pfarramt zurückkehrte, wurde diese Stellung bestimmend für seinen ferneren Lebensgang. Zweiundzwanzig Jahre wirkte er nun als Seelsorger in Rothenschirmbach bei Eisleben. Da seine Gemeinde nicht groß war, konnte er seine Kenntnisse weiterbilden und sie unermüdlich und fruchtbringend im Dienst der Mission anwenden. In aufopfernder Arbeit legte er die festen Fundamente der protestantischen Missionskunde, erhob sie zu echter Wissenschaft und machte sie akademiefähig. Die theologische Fakultät der Universität Halle-Wittenberg verlieh ihm 1883 den Doktorgrad und berief ihn im Jahre 1896 in das neubegründete Honorar-Ordinariat für Missionswissenschaft und zum Leiter des zu errichtenden Missionsseminars. Alter und zunehmende Kränklichkeit zwangen ihn nach zwölf Jahren, auf die praktische Lehrtätigkeit zu verzichten. Aber noch auf dem Sterbebette sah er die Blätter des letzten Heftes seiner Zeitschrift durch.

Was Gustav Warneck an Schriften in die Welt sandte, läßt sich hier im einzelnen nicht aufzählen. Immer stand er schlagfertig und kampfbereit auf dem Plan, wenn es galt, die Mission zu schützen, zu verteidigen und ihr neue Gebiete zu erobern. So hat sein „Offener Brief" an Major v. Wissmann eine gewisse Berühmtheit erlangt.



Seine größeren Werke haben grundlegende Bedeutung. Im Jahre 1874 begann er die „Allgemeine Missionsschrift". Seine „Geschichte der protestantischen Mission", seine „Evangelische Missionslehre" enthalten die wertvollsten Materialien zur Missionswissenschaft. Genial war sein Gedanke, die neue Wissenschaft der Schule zugänglich zu machen und ihr die Liebe und Begeisterung der Lehrer und Lernenden zu erwerben. Aus ihm heraus entstand die „Mission in der Schule", die, dem früheren Direktor der Franckeschen Stiftungen, Dr. Otto Frick, gewidmet, bereits in zwölfter Auflage erschienen ist. Hinter ihnen und neben ihnen wirkten der Zauber und die Macht seiner zwingenden Persönlichkeit. Mit dem besten Rednergeschick ausgestattet, setzte er auf Reisen und Konferenzen stets sich selber mit unwandelbarem Glück und dauerndem Gelingen ein.



Was er erstrebte, erreichte er auch. So ist er dahingegangen nach Leistung einer unglaublich hohen Summe geistiger und praktischer Arbeit, ein leuchtendes Vorbild für alle, die seinem Beispiel folgen werden.

Die Hundertjahrfeier des Karolinischen Instituts in Stockholm.

Vor hundert Jahren, am 13. Dezember 1810, wurde in Schweden bei schweren, verhängnisvollen Zeiten eine medizinische Hochschule, das Karolinische Institut in Stockholm, gegründet. Dasselbe zählte anfänglich nur zwei Professoren und einige wenige Studenten, hat sich aber im Laufe der Zeit zu einer weitbekannten Lehranstalt entwickelt, die für die praktische Ärzteausbildung und die medizinische Wissenschaft von der größten Bedeutung gewesen ist. Die Gründung der Hochschule entsprang dem dringenden Bedarf an tüchtigen Feldärzten. Während der Kriege mit den Nachbarstaaten hatte sich der Mangel an solchen Ärzten unliebsam bemerkbar gemacht, und als ein weiterer Grund für die Schaffung einer medizinischen Hochschule in Stockholm wurden die Klagen angeführt, daß die medizinischen Fakultäten in Upsala und Lund an einer einseitigen Buchgelehrsamkeit festhingen. Die Hauptstadt mit ihrer größeren Bevölkerung und zahlreichen Krankenhäusern bot selbstverständlich eine bessere Gelegenheit für die Ärzteausbildung als die in den Kleinstädten gelegenen Universitäten. Während vieler Jahre raste auch ein erbitterter Kampf zwischen den Universitäten und der medizinischen Hochschule, der man die Anerkennung und Befähigung abstreiten wollte.

Unter den Gründern des Karolinischen Instituts befanden sich nicht nur einige hervorragende Stockholmer Ärzte, sondern auch der berühmte Jacob Berzelius, der sogenannte Vater der modernen Chemie. Andere große Gelehrte, deren Namen an das Karolinische Institut gebunden waren, sind der Anatom Anders Retzius, sein Sohn, der Anatom und Anthropologe Gustav Retzius, der Anatom und Histologe Axel Key, der Physiologe Christian Loven u. a. Auch heutzutage erfreut sich das Institut, das nunmehr 57 Lehrer, darunter 22 ordentliche Professoren, zählt, eines hohen Ansehens in der medizinischen Welt, und in Schweden steht bekanntlich die ärztliche Ausbildung höher als in den meisten anderen Kulturländern. Dem Karolinischen Institut ist der ehrenvolle Auftrag gegeben worden, über die Austeilung des Nobelpreises für Medizin zu bestimmen. Zwei Nobelpreisträger, Dr. Roß aus Liverpool und Prof. Dr. Kossel aus Heidelberg, nahmen an den Feierlichkeiten teil, die in diesen Tagen anläßlich des hundertjährigen Jubiläums in Stockholm stattfanden.

Die Hauptfeier wurde in dem schwedischen Ritterhause in Gegenwart des Königs, der Königin sowie anderer Mitglieder der königlichen Familie und der Spitzen der Gelehrtenwelt Schwedens begangen. Der Rektor des Instituts Graf Mörner erstattete in seiner Festrede eine interessante Übersicht über die Geschichte des Instituts, und Abgesandte in- und ausländischer Universitäten brachten ihre Glückwünsche dar. Bei dem Festbankett im Grand Hotel hielt Kronprinz Gustav Adolf die Festrede, in der er hervorhob, daß das Karolinische Institut nicht nur den ruhmvollen Auftrag hätte, die höchste medizinische Belohnung der Welt zu verleihen, sondern es auch verstanden hat, einen Ehrenplatz unter den wissenschaftlichen Institutionen einzunehmen.



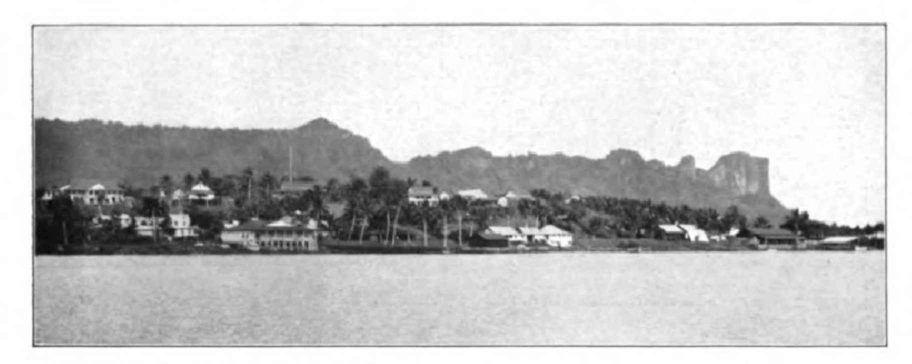
Das Karolinische Institut.

Der Aufstand auf den Karolinen.

Die weitab von den großen Dampferverkehrslinien im Stillen Ozean gelegenen, seit 1899 in deutschem Besitz befindlichen Karolineninseln, von deren Existenz kaum je eine Zeitungsnotiz Kunde gab, haben sich auf unliebsame Weise in Erinnerung gebracht. Im Osten des Archipels, auf der kleinen, der Hauptinsel Ponape nördlich vorgelagerten Insel Tschokatsch, ist ein Aufstand ausgebrochen,

Die im Kollegiumsaal versammelten Professoren.

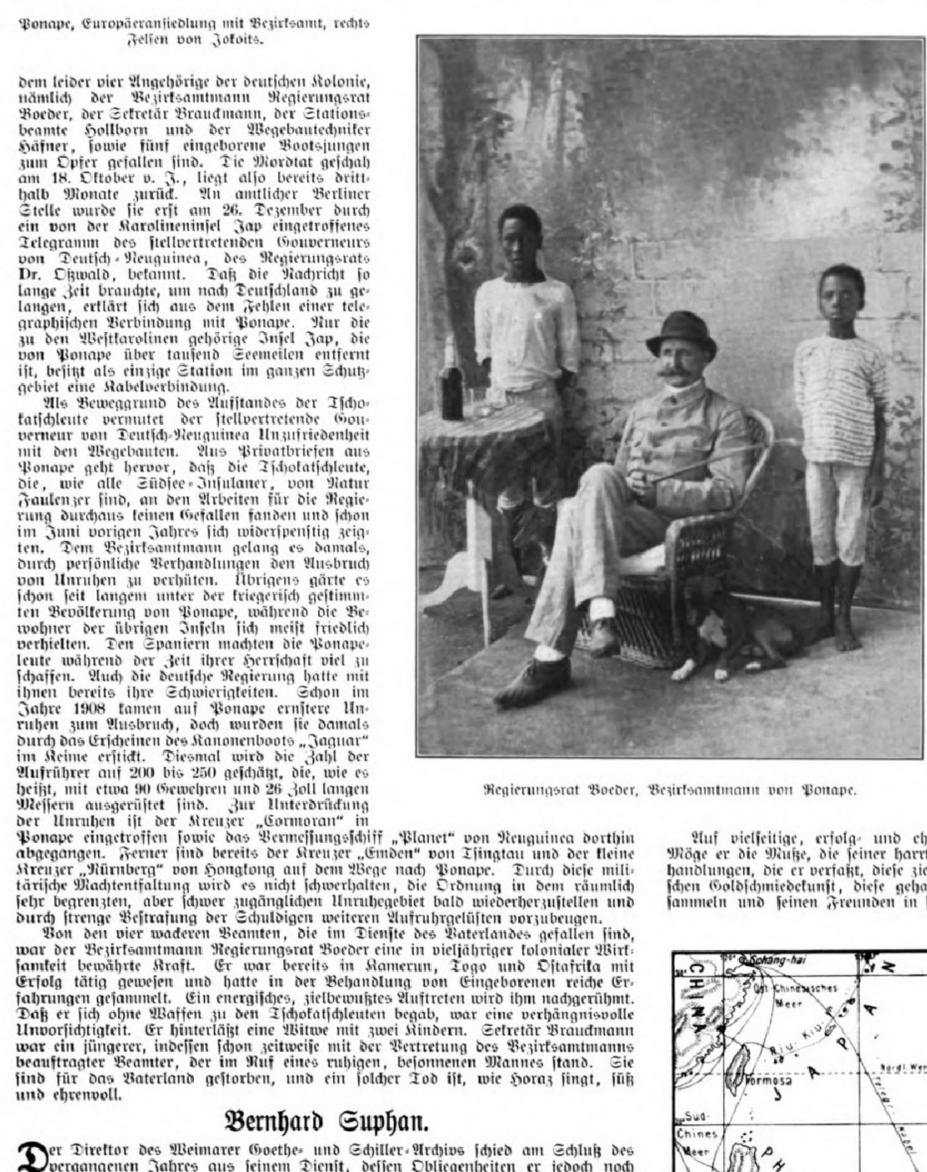
Vom Jubelfest des Karolinischen Instituts in Stockholm am 13. Dezember.



Ponape, Europäeransiedlung mit Bezirksamt, rechts Felsen von Jokoits.

dem leider vier Angehörige der deutschen Kolonie, nämlich der Bezirksamtmann Regierungsrat Boeder, der Sekretär Brauckmann, der Stationsbeamte Hollborn und der Wegebautechniker Häfner, sowie fünf eingeborene Bootsjungen zum Opfer gefallen sind. Die Mordtat geschah am 18. Oktober v. J., liegt also bereits dritthalb Monate zurück. An amtlicher Berliner Stelle wurde sie erst am 26. Dezember durch ein von der Karolineninsel Jap eingetroffenes Telegramm des stellvertretenden Gouverneurs von Deutsch-Neuguinea, des Regierungsrats Dr. Oßwald, bekannt. Daß die Nachricht so lange Zeit brauchte, um nach Deutschland zu gelangen, erklärt sich aus dem Fehlen einer telegraphischen Verbindung mit Ponape. Nur die zu den Westkarolinen gehörige Insel Jap, die von Ponape über tausend Seemeilen entfernt ist, besitzt als einzige Station im ganzen Schutzgebiet eine Kabelverbindung.

Als Beweggrund des Aufstandes der Tschokatschleute vermutet der stellvertretende Gouverneur von Deutsch-Neuguinea Unzufriedenheit mit den Wegebauten. Aus Privatbriefen aus Ponape geht hervor, daß die Tschokatschleute, die, wie alle Südsee-Insulaner, von Natur Faulenzer sind, an den Arbeiten für die Regierung durchaus keinen Gefallen fanden und schon im Juni vorigen Jahres sich widerspenstig zeigten. Dem Bezirksamtmann gelang es damals, durch persönliche Verhandlungen den Ausbruch von Unruhen zu verhüten. Übrigens gärte es schon seit langem unter der kriegerisch gestimmten Bevölkerung von Ponape, während die Bewohner der übrigen Inseln sich meist friedlich verhielten. Den Spaniern machten die Ponapeleute während der Zeit ihrer Herrschaft viel zu schaffen. Auch die deutsche Regierung hatte mit ihnen bereits ihre Schwierigkeiten. Schon im Jahre 1908 kamen auf Ponape ernstere Unruhen zum Ausbruch, doch wurden sie damals durch das Erscheinen des Kanonenboots „Jaguar" im Keime erstickt. Diesmal wird die Zahl der Aufrührer auf 200 bis 250 geschätzt, die, wie es heißt, mit etwa 90 Gewehren und 26 Zoll langen Messern ausgerüstet sind. Zur Unterdrückung der Unruhen ist der Kreuzer „Cormoran" in Ponape eingetroffen sowie das Vermessungsschiff „Planet" von Neuguinea dorthin abgegangen. Ferner sind bereits der Kreuzer „Emden" von Tsingtau und der kleine Kreuzer „Nürnberg" von Hongkong auf dem Wege nach Ponape. Durch diese militärische Machtentfaltung wird es nicht schwerhalten, die Ordnung in dem räumlich sehr begrenzten, aber schwer zugänglichen Unruhegebiet bald wiederherzustellen und durch strenge Bestrafung der Schuldigen weiteren Aufruhrgelüsten vorzubeugen.



Regierungsrat Boeder, Bezirksamtmann von Ponape.

Von den vier wackeren Beamten, die im Dienste des Vaterlandes gefallen sind, war der Bezirksamtmann Regierungsrat Boeder eine in vieljähriger kolonialer Wirksamkeit bewährte Kraft. Er war bereits in Kamerun, Togo und Ostafrika mit Erfolg tätig gewesen und hatte in der Behandlung von Eingeborenen reiche Erfahrungen gesammelt. Ein energisches, zielbewußtes Auftreten wird ihm nachgerühmt. Daß er sich ohne Waffen zu den Tschokatschleuten begab, war eine verhängnisvolle Unvorsichtigkeit. Er hinterläßt eine Witwe mit zwei Kindern. Sekretär Brauckmann war ein jüngerer, indessen schon zeitweise mit der Vertretung des Bezirksamtmanns beauftragter Beamter, der im Ruf eines ruhigen, besonnenen Mannes stand. Sie sind für das Vaterland gestorben, und ein solcher Tod ist, wie Horaz singt, süß und ehrenvoll.

Bernhard Suphan.

Der Direktor des Weimarer Goethe- und Schiller-Archivs schied am Schluß des vergangenen Jahres aus seinem Dienst, dessen Obliegenheiten er jedoch noch auf einige Zeit ausüben wird. Seit 1887 ist er Hüter und Mehrer der in jenem stolzen Bau am Ufer der Ilm vereinigten Dokumente deutscher Dichtung und Geistesgröße gewesen, Verwalter eines unermeßlich reichen Schatzhauses. Ein hervorragender Literarhistoriker trat mit ihm aus amtlicher Öffentlichkeit zurück.

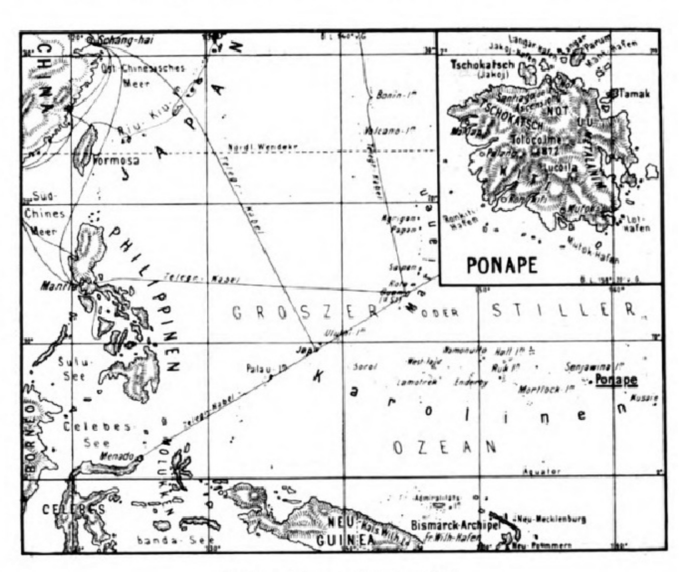
An der Größe selbstgewählter Aufgaben bestimmt sich Wert und Würde eines Mannes: Suphans literarische und wissenschaftliche Tätigkeit hat ihren Ausgang von einem Schriftsteller genommen, der mit seiner ethisch-religiösen Grundrichtung, seiner überquellenden Ideenfülle, seinem ins Weite der Zeiten und Zonen strebenden philosophischen Gedankenfluge eher das Ziel eines in ernster Lebensarbeit Heranreifenden als der Gegenstand jugendlicher Begeisterung zu sein scheint. Mit unbeirrter Zuversicht hat Suphan schon als junger Lehrer der klassischen Sprachen, erst an der Latina in Halle, dann seit 1868 an Berliner Gymnasien wirkend, seine Lebensaufgabe angegriffen, der Wissenschaft die lang entbehrte historisch-kritische Ausgabe der Werke Herders zu schenken, mit sicherer Hand damals den Grundriß dieser zweiunddreißigbändigen Ausgabe entworfen, in welcher der große Denker und Redner, zum erstenmal befreit aus einer unglücklichen schematischen Dreiteilung, in die seine Schriften von ersten Herausgebern gezwängt worden waren, den vollen Guß und Fluß seines Schaffens ausströmen sollte. Ebendieselbe Methode, die Herder zuerst in wissenschaftliche Untersuchungen eingeführt hatte, vermöge deren er denn auch um ein beträchtliches über Lessing hinausgekommen war, sollte nun auf ihn selbst angewandt werden, die Methode genetisch-historischer Betrachtung. Damit die Entwicklung jedes einzelnen Werkes aus Vorarbeiten, Skizzen, Entwürfen heraus bis zur vollendeten Gestalt sichtbar sei, sollten vor allem die handschriftlichen Unterlagen in weitestem Umfang Berücksichtigung finden; mit Herderischer Hochherzigkeit stellten Herders Enkel damals den Nachlaß des Großvaters zu diesem Zwecke zur Verfügung, der dann durch Suphans Vermittlung in den Besitz der Berliner Königlichen Bibliothek übergegangen ist. Nach sorgfältiger Vorbereitung – grundlegende Abhandlungen über Herders Anteil an den „Rigischen Gelehrten Beyträgen", über Herders Volkslieder, über Herder als Schüler Kants gehören dazu – konnte im Jahre 1877 der Zweiunddreißigjährige seinen ersten Band vorlegen; ein Vierundsechzigjähriger, hat er im Jahre 1909 als letzten noch ausstehenden Band den Band 14, den zweiten Teil der „Ideen", erscheinen lassen und ihn mit einem Nachwort versehen, das sich nicht damit begnügt, die Entstehung der „Ideen" als des Haupterzeugnisses Herderischen Weltensinnes ins klare zu setzen, sondern gleich einem Scheinwerfer von hoher Warte aus die ganze Bändereihe nach vorwärts und rückwärts, die ganze schriftstellerische Wirksamkeit Herders erleuchtet.

Wer kann sich mit Herder beschäftigen, ohne auf Herders größten Schüler geführt zu werden, auf Goethe? Ein volles Jahrzehnt noch sollte das Haus am Frauenplan in Weimar mit seinen handschriftlichen Vorstufen Goethischer Poesie eine „vergrabene Urne" bleiben, aber schon konnte Suphan aus Herders Manuskripten wertvolle Aufschlüsse über die älteste Gestalt Goethischer Gedichte geben (1875); eine Episode im Leben beider Dichter, in der sie sich, erst auf der Schwelle ihres späteren Seelenbundes stehend, Schulter an Schulter gegen ungerechtfertigte Angriffe eines Königs zur Wehr setzen, behandelt sein schönes Buch „Friedrichs des Großen Schrift über die deutsche Literatur" (1888). Inzwischen hatte er die Leitung des Goethe-Archivs übernommen, ein treuer Diener der Großherzogin Sophie von Sachsen, die nach des letzten Goethe-Enkels letztem Willen von Goethes handschriftlichem Nachlaß Besitz ergriffen hatte, um die Öffentlichkeit, die Forschung, das deutsche Volk damit zu beschenken. So war er auch alsbald in das Redaktionskollegium der großen Goethe-Ausgabe eingetreten, die zu gründlicher Ausbeutung des neu erschlossenen Schachtes sofort begonnen worden war. Als umsichtiger Leiter, als Bearbeiter wichtiger Partien, an hundert Stellen eingreifend, aufklärend, zurechtstellend, hat er dieses Monumentalwerk, das nahezu hundertfünfzig Bände in Anspruch nimmt, dem Abschluß entgegengeführt; daß die Abteilung der „Briefe", die sich lange Jahre nur zögernd vorwärtsbewegte, im letzten Lustrum schnellsten Laufes ihr Endziel erreicht hat, ist einzig Suphans Verdienst.

Von vornherein war die Wirkungssphäre des Archivs nicht auf den Kreis der Abnehmer der kostspieligen Goethe-Ausgabe beschränkt: die weite Gemeinde der Goethe-Freunde, die sich nach Eröffnung der Anstalt zur „Goethe-Gesellschaft" zusammengeschlossen hatte, sollte in gleicher Weise des großen Schatzes teilhaft werden. In ihren „Schriften" hat daher Suphan 1889 die wundervollen Briefe der Frau Rat an Sohn, Schwiegertochter und Enkel veröffentlicht, 1900 Goethes letztes, schönstes, schmerzensreichstes Liebesgedicht, die „Marienbader Elegie", mit tief empfundenem Geleitworte versehen; er hat, nachdem schon 1889 das Archiv auch den Nachlaß Schillers in sich aufgenommen, den Mitgliedern der Gesellschaft Schillers großartiges Fragment „Deutsche Größe" erläutert (1902), und die hochbedeutsame Veröffentlichung des Jahres 1893, die Goethe-Schillerischen „Xenien" enthaltend, trägt neben Erich Schmidts Namen auch den seinen.

Auf vielseitige, erfolg- und ehrenreiche Wirksamkeit blickt Bernhard Suphan zurück. Möge er die Muße, die seiner harrt, dazu anwenden, alle jene kleinen Aufsätze und Abhandlungen, die er verfaßt, diese zierlichen Erzeugnisse einer hochentwickelten schriftstellerischen Goldschmiedekunst, diese gehaltvollen Gaben einer vornehmsten Journalistik, zu sammeln und seinen Freunden in stattlichem Bande darzubringen.

Max Hecker.



Übersichtskarte des Aufruhrgebietes.

Zum Aufstand auf den Karolinen.

Gustav Wustmann.

Am 22. Dezember ist der Oberbibliothekar der Leipziger Stadtbibliothek und Direktor des Ratsarchivs Gustav Wustmann im Alter von siebenundsechzig Jahren aus seinem arbeitsreichen und an literarischen Erfolgen reichen Leben, unerwartet für alle, die ihn kannten, geschieden. Die Stadt Leipzig verliert in ihm einen Mann, auf den sie stolz sein konnte. Denn in der wissenschaftlichen Erforschung der Leipziger Geschichte in ihrem weitesten Umfange hat er nicht nur bahnbrechend gewirkt, sondern überhaupt dieser Lokalgeschichte zuerst die sicheren



Hofphot. Pieperhoff, Halle a. S.
Gustav Warneck, † am 26. Dezember

Grundlagen geschichtlicher Erkenntnis geschaffen. Weltbekannt aber, jedenfalls überall, wo deutsch gesprochen und geschrieben wird, sind seine „Allerhand Sprachdummheiten" geworden, wie sie der Verfasser selbst nennt: „Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen" (in erster Auflage 1891 erschienen), ein Büchlein, das letzthin wohl aus der früheren Wirksamkeit des Verfassers als Gymnasialoberlehrer an der Nikolaischule und aus seiner verantwortungsvollen Stellung, die er vor Jahren bei der Redaktion der „Grenzboten" einnahm, herausgewachsen ist. Das Buch hat geradezu epochemachend gewirkt und ist für Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen in vielen Kreisen maßgebend, überhaupt für den Gebrauch unserer Muttersprache eine kritische Grundlage geworden, wenn es im einzelnen auch nicht frei von einseitigen Auffassungen ist.

Wustmann, geboren am 23. Mai 1844 in Dresden, war von Haus aus klassischer Philolog, ging aber an der Leipziger Universität durch die Schule des Archäologen Johannes Overbeck, dessen Kollegien tiefen Eindruck auf ihn machten und seine künstlerischen und kunstgeschichtlichen Neigungen auf die Dauer beeinflußten. Er wurde Gymnasiallehrer, 1871 Sekretär an der Leipziger Stadtbibliothek, deren Leitung er 1881 übernahm.



Gustav Wustmann, † am 22. Dezember.

Raphael Löwenfeld.

Am 28. Dezember starb in Charlottenburg ein Mann, dessen Name, obwohl er hinter seinem Werk zurücktrat, in der deutschen Theaterwelt einen guten Klang behalten wird. Es war im August 1894, als das Berliner Schiller-Theater begründet wurde, dessen Leitung sein Begründer Dr. Raphael Löwenfeld übernahm, der sich als Theaterkritiker in Berlin eines guten Ansehens erfreute. Er war am 11. Februar 1854 in Posen geboren, war Schriftsteller geworden und hatte sich namentlich durch seine Übersetzungen aus dem Russischen bekannt gemacht. Der jüngst verstorbene Graf Leo Tolstoi hatte an ihm einen begeisterten Apostel und vorzüglichen Übersetzer gefunden. Löwenfeld war seinem ganzen Wesen nach eine Tolstoi verwandte Natur, und seiner Beschäftigung mit Tolstois Ideenwelt verdankt Löwenfelds Lebenswerk, wenn nicht schon die Anregung, so doch sicher die Befruchtung. Dem Volk eine gute Bühne zu schaffen, auf der es neben den Meisterwerken der Klassiker und des Auslandes die guten Schöpfungen moderner Dichter genießen könne, und zwar zu einem mäßigen Eintrittspreis, das war Raphael Löwenfelds gute Idee, die er mit großer Tatkraft zu verwirklichen strebte. Es gelang ihm, dank seiner Befähigung als Schriftsteller, Künstler und Finanzmann, seine Pläne durchzusetzen und im alten Wallner-Theater im Zentrum Berlins das neue Schiller-Theater zu eröffnen. Der Name ist seither zum Gattungsnamen geworden für weitere derartige und ähnliche Gründungen, wie sie Löwenfeld selbst noch im Norden Berlins und in Charlottenburg ins Leben rief, und wie sie nach dessen Muster auch anderwärts begründet worden. Dr. Löwenfeld erreichte sein Ziel vor allem dadurch, daß er auf seinen Bühnen die Rücksicht auf die Kasse in die zweite Linie stellte und damit Sensationssucht und Zugstückkultus verbannte. Nach einem dem Verständnis und dem Sehnen weiter Kreise des Volkes angepaßten Plan führte er auf seinen Bühnen die Meisterwerke der National- und Weltliteratur auf, brachte eine Reihe moderner Stücke zum ersten Male heraus, gab mit seinen Theaterzetteln eine literarische Würdigung der betreffenden Werke, stellte den Preis fürs Abonnement so niedrig als möglich und schaffte die Bezahlung für Zettel und Garderobe ab. Sein Streben war von schönstem Erfolg gekrönt, und die Gründungen von Dr. Raphael Löwenfeld lassen den Theaterfreund, der im Theater eine Stätte zur Volksbildung und Volksgesundung sieht, nicht daran zweifeln, daß wir aus den unhaltbaren Zuständen, unter denen die ganze Theaterei daniederliegt, uns in Deutschland doch noch herausarbeiten werden; und wenn dies geschehen ist, dann wird man Dr. Raphael Löwenfelds als eines Pfadfinders dankbar gedenken! G. D.

Zum Rücktritt des deutschen Gesandten in Stockholm Grafen Pückler.

Der Rücktritt des Kaiserlich Deutschen Gesandten in Stockholm Grafen Pückler wird in Schweden sehr bedauert, da der Graf durch seine große Liebenswürdigkeit und sein gewinnendes Wesen sich allgemeiner Beliebtheit auch dort im Lande erfreut. Wie sehr Graf Pückler es verstanden hat, durch die ganze Form seiner Amtsführung die Beziehungen zwischen Deutschland und Schweden immer herzlicher und freundschaftlicher zu gestalten, das ging besonders aus einer Rede hervor, die der schwedische Minister des Äußern Graf Taube gelegentlich der im Sommer dieses Jahres unternommenen Schwedenfahrt deutscher Pressevertreter hielt. In geradezu begeisterten Worten sprach Graf Taube von der Tätigkeit des Gesandten, der „stets ein wahrhaft feines Verständnis für die Eigenart Schwedens und für den Segen dauerhafter Annäherung der stammverwandten Nachbarländer bewiesen habe".

Graf Pückler, der noch im blühenden Mannesalter steht — er ist im Jahre 1858 geboren — kann auf eine langjährige und verdienstvolle Karriere zurückblicken. Einer der ältesten und angesehensten Familien Schlesiens entstammend — seine Mutter war eine geborene Prinzessin



Bernhard Suphan.

Reuß j. L. — widmete er sich zuerst dem Offiziersberuf und stand bei den Schwarzen Dragonern in Karlsruhe. Bald wandte er sich der Diplomatie zu und hat in dem diplomatischen Dienst mehrere verantwortungsvolle Posten innegehabt. Er ist unter anderm als Legationsrat in München, London, Wien, Madrid, Rom und St. Petersburg tätig gewesen. Bevor er im November 1908 zum Gesandten in Stockholm ernannt wurde, war er deutscher Gesandter in Luxemburg gewesen. Der Graf besitzt in weiten Kreisen den Ruf als ein hervorragender Musikkenner und auch als ausübender Künstler. Die in der verhältnismäßig kurzen Zeit erworbene Beliebtheit in der Stockholmer Gesellschaft teilt mit ihm seine Gemahlin, eine Tochter des ehemaligen Berliner Generalintendanten der Königlichen Schauspiele Grafen Hochberg.

Adolf v. Dietze.

Mit dem Amtsrat Adolf v. Dietze-Barby, der am 23. Dezember im sechsundachtzigsten Lebensjahre zu Magdeburg nach längerem Krankenlager verschied, ist eine bekannte politische Persönlichkeit dahingegangen, die sich der besonderen Beliebtheit der Kaiserlichen Familie erfreute. Der Kaiser wie auch der Kronprinz haben in den letzten Jahren oftmals in den wildreichen Waldungen des alten Herrn gepirscht und an seiner urwüchsigen charaktervollen Persönlichkeit ihre Freude gehabt. Am 5. Februar 1825 geboren, wurde Dietze als Nachfolger seines Vaters 1847 Pächter der Königlichen Domänen Barby und Gottesgnaden im Kreise Kalbe, die seit einem Jahrhundert von der Familie Dietze verwaltet worden sind. Im Jahre 1867 zog Dietze als Vertreter des Wahlkreises Aschersleben-Kalbe in den Norddeutschen Bundestag ein. Zum zweitenmal vertrat er denselben Wahlkreis als Mitglied der Reichspartei von 1881 bis 1890 im Reichstage, wo er sich stets als eifriger Verfechter der Bismarckschen Wirtschaftspolitik erwies. Am 5. Mai 1888 verlieh Kaiser Friedrich ihm und seinen Erben den preußischen Adel; 1906 erwarb v. Dietze die Domäne Barby für 2 Mill. ℳ als Eigentum.



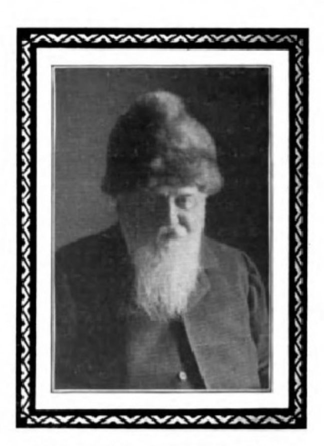
Raphael Löwenfeld, † am 28. Dezember.



Graf Pückler.



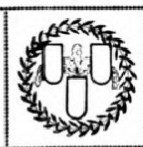
Dr. Adolf Richter, † am 22. Dezember.



Adolf v. Dietze, † am 23. Dezember.
(Phot. Carl Kuiper, Magdeburg.)



ERNST MORITZ GEYGER.



VON M. RAPSILBER.

Ernst Moritz Geyger gehört zu jenen Künstlern, deren Eigenart aus keinem der landläufigen Schulbegriffe zu erklären ist, zu jenen seltenen und souveränen Bildnern, die in sich eine scharf geprägte Ausnahmeerscheinung darstellen. Man sollte meinen, daß ein wohlbestallter Kunstausleger gerade deswegen nicht um das rechte Wort verlegen wäre. Weit gefehlt! Die Kunst spottet der exakten Forschung, nicht einmal der Künstler selber vermag über seine Werke einen erschöpfenden Aufschluß zu geben. Was er gewollt hat, kann er wohl sagen, aber das innerste Wesen seiner Schöpfung bleibt auch ihm ein Rätsel. Die Kunstwerke, die leben bleiben, erweisen ihre ewige Jugend eben darin, daß sie jedes kommende Geschlecht in ihren Bann zwingen und zu immer neuen Deutungsversuchen reizen. Man vergegenwärtige sich, daß für Holbein erst 1869 die endgültige Formel gefunden wurde, daß Rembrandt aus einem Dunkel von zweihundert Jahren erst neuerdings in das helle Licht getreten ist. Wohl sind ganze Berge von Schriften über Böcklin auf den Markt geworfen, trotzdem stehen wir immer noch ratlos vor dem Phänomen. So gehören sogar Schwind und Feuerbach zu den schwankenden Gestalten, so hat auch Rodin noch keinen kongenialen Ausleger gefunden, und selbst der erfahrenste Kritikus würde in eine peinliche Verlegenheit geraten, wenn er auf den Kopf zu gefragt würde, wieso Reinhold Begas heutzutage vereinsamen konnte. Entschieden ist nun auch Geyger ein ungelöstes Problem. Man mag über seine Arbeiten jahrelang gegrübelt, seinen Werdegang im einzelnen erforscht, seine Absichten erfragt und das Geheimnis seiner graphischen und plastischen Technik ergründet haben, so ist damit doch nur halbe Arbeit geleistet. Am guten Ende sagt man sich, daß auch in den eingehendsten Betrachtungen das Beste und Feinste und das eigentlich Wesentliche dieser berückenden Kunst unausgesprochen geblieben ist. Als Geyger kürzlich seine Viktoria aus dem Atelier hervorführte und bei der Aktiengesellschaft Gladenbeck in Berlin gießen ließ, waren auch die genauesten Kenner des Künstlers eine Weile sprachlos und in einer gewissen Verwirrung und wußten nicht recht, welche Stellung sie nehmen sollten. So geht das nun schon zwanzig Jahre lang. Seit der Nilpferdgruppe wurde jedes neue Werk Geygers mit einiger Verblüffung aufgenommen, denn der Künstler offenbarte sich in immer neuen Wendungen. Es liegt nicht in seiner Natur, eine einmal errungene Fertigkeit auszubeuten. Nach Meisterung eines Vorwurfs strebt er sofort völlig anders gearteten Zielen zu. Schon um sich nicht binden und verpflichten zu lassen, befaßt er sich seit langem nicht mehr mit dem Bildnis. Er hat einige geniale Proben der Porträtplastik gegeben, damit gut, und nun geht es weiter mit gepeitschten Pferden. So hat er auch

Marmorkandelaber.



Marmorkandelaber.

die Radierung nach Leistungen von unerhörter Feinheit, wie es schien, für immer fallen lassen, bis er dann kürzlich wieder neue graphische Register zog. Desgleichen wird es wohl immer ein Rätsel bleiben, weshalb er 1885 die Malerei aufgab, trotz der goldenen Medaille in München; war er doch von Haus aus Maler. In der Graphik und Plastik ist er dagegen Autodidakt. Aber das sind nicht die einzigen Rätsel, die uns Geyger aufgibt. Als er als selbständiger Künstler ins Leben trat, regneten ihm die Erfolge förmlich in den Schoß. Da aber zog er sich eigensinnig zurück und führte an die zehn Jahre ein Einsiedlerleben. Dann wieder eine neue Hochflut von Erfolgen, und abermals hat er sich sechs lange Jahre in seinem Florentiner Prälatenkastell vergraben, aus dem er erst in diesen Tagen als junger Ehemann wieder hervorgeschritten ist. Natürlich tritt Geyger immer nur mit vollen Händen ins Leben. Und von der Fülle seiner neusten Werke soll hier im Zusammenhang die Rede sein. Bisher schien der Künstler nur für einen kleinen Kreis zu arbeiten, etwa nach Art der Renaissancemeister, die sich lediglich mit ihren Mäzenen auseinanderzusetzen hatten. Das soll jetzt anders werden. Nicht etwa, daß sich jetzt Geyger mit einem hörbaren Ruck auf die Popularität verlegt. Insofern aber hat er sich zu einem folgenschweren Schritt entschlossen, daß er seine Werke nicht mehr eifersüchtig im Atelier hütet, sondern sie zu unbegrenzter Vervielfältigung freigibt. Nunmehr hat die Aktiengesellschaft Gladenbeck den Verlag der Geygerschen Plastik übernommen, nachdem die Reproduktionen des Bogenschützen ihren Siegeslauf durch die ganze Welt angetreten haben.

Ernst Moritz Geyger ist am 9. November 1861 in Berlin geboren, und ebendort bestand er seine akademischen Lehrjahre von 1877—1882. Bei Thumann, Michael und Meyerheim malte er das übliche Pensum herunter, wobei seine frappante Begabung für die Tierdarstellung ihn zu einem besonders engen Anschluß an Meyerheim veranlaßte. Er hätte nun auch gewiß seinen Weg als Maler gemacht. Denn seine Frühwerke, wie ein junger Bacchus mit Löwen und Putten im Triumphzug, ein Bildnis seiner Schwester, eine Reihe Stilleben und besonders eine Innenansicht des wohlbestellten Kuhstalles des Fürsten zu Eulenburg vom Jahre 1883, waren vielversprechende Malereien, auf die denn auch München sofort mit einer goldenen Medaille reagierte. Das hinderte den Künstler indessen nicht, sein graphisches Talent zu entdecken. Gleich im ersten Anlauf meisterte er die Radierung so glänzend und epochemachend, daß ihm die graphische Professur an der Dresdener Akademie angetragen wurde. In der zweiten Hälfte der achtziger Jahre schuf Geyger seine beiden Hirschblätter, eine Löwengruppe, die Elefanten im Bann des Amor, den weisen Marabu auf dem Folianten, Landschaftliches aus Holland und der Schweiz, die Orangs und die Schimpansen, die sogenannte kleine Darwinistische Disputation, und dann gipfelte die graphische Epoche in der großen Affendisputation und in der Nachbildung des Frühlings von Botticelli, beide radiert von 1890—1894 und beide bis auf den heutigen Tag in der graphischen Feinkunst unübertroffen.

Bogenschütze, Bronze.

Aber schon 1895 trat Geyger mit dem Bogenschützen, seiner bekanntesten Plastik, auf den Plan. Als er 1888 zu modellieren anfing, verleugnete er dabei keineswegs den Graphiker; denn seine ersten Bildwerke haben so etwas wie eine ausgesprochene graphische Note, die sich in einer unerhörten Feinheit der Ziselierung darstellt. Seine Erstlingsgruppe, das vom Löwen überfallene Nilpferd, wurde 1888 modelliert und in Bronze gegossen, die Ziselierung

aber währte von 1890—1894, war also gleichlaufend mit den beiden Haupt- und Meisterradierungen. Nimmt man dazu noch den damals gleichfalls modellierten und ziselierten Dornauszieher, den kleinen Schweinsaffen auf dem Kissen, der sich angelegentlich mit dem Dorn in der rechten Vorderhand beschäftigt (das Original befindet sich im Dresdener Albertinum), so stellt sich Geygers graphisch-plastische Fundamentalepoche vermöge ihrer technischen Virtuosität als ein Unikum in der neueren deutschen Kunst dar.

Dann aber ließ Geyger plötzlich das graphische Element in der Plastik fallen und hörte überhaupt auch mit dem Radieren auf. Mittlerweile hatte er sich in Florenz angesiedelt, und das erste große Werk, das dem toskanischen Zauberbann entsprang, war der Bogenschütz, den Geyger freihändig und ohne Apparate, rein nach dem Augenmaß, wie die alten Meister, modellierte. Das Kleine und Feine hörte nun mit einem Schlage auf, das neue Werk ist auf eine große, schlanke, stark bewegte Silhouette hin angelegt. Und auch mit der neuen Art machte der Künstler Furore. Denn um den Bogenschützen bewarben sich die Stadt Berlin und Kaiser Wilhelm, welch letzterer das herrliche Werk im Triumph heimführte und es auf selbstentworfenem Sockel im Sizilianischen Garten in Sanssouci aufstellte. Die Stadt Berlin tröstete Geyger dann mit dem Marmorstier, der jetzt den Humboldthain ziert. Besser stände er schon im Tiergarten, wo er gesehen würde. Für das nördliche Pantinenviertel ist das phänomenale Werk in der Tat zu kostbar. Dann erwarb der Kaiser ferner noch den graziösen silbernen Standspiegel für die Kaiserin, die Nationalgalerie die ideale Frauenbüste auf einem eigenartigen Sockel, der Zoologische Garten einen Bärenbrunnen, das Königliche Kunstgewerbe-Museum die Sirene auf dem Delphin, ein Meisterstück der Wachsausschmelzung. Während der Bogenschütz in Kupfer getrieben ist, arbeitete Geyger später mit Vorliebe mit dem Guß der verlorenen Form, die in Wachs modelliert wird. Das sichert den Werken ihre plastische Ursprünglichkeit und die reine, ideale Form. Da aber neuerdings die schon erwähnte Berliner Bildgießerei zu klassischen Leistungen des Bronzegusses und der Ziselierung gediehen ist, konnte der Künstler in der Folge von dem mühevollen Verfahren der Wachsausschmelzung absehen, da nunmehr seine Modelle tadellos reproduziert wurden.

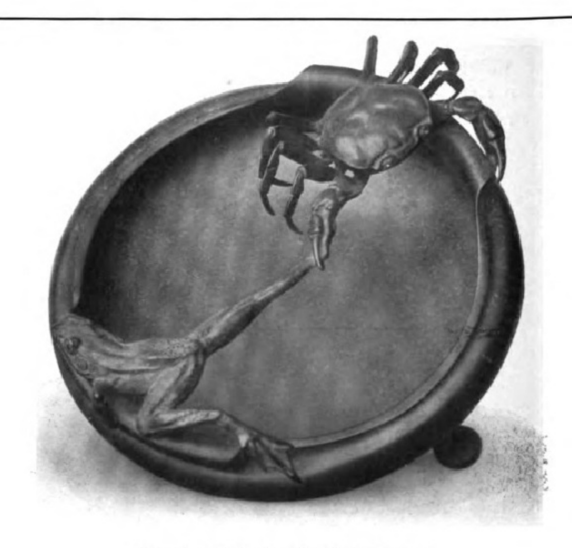


Viktoria, Bronze.

Bisher waren Geygers Arbeiten bis zum Jahre 1903 in die Öffentlichkeit gedrungen. Von da an hielt der Künstler abermals zurück, offenbar, weil ihm neue Ziele vorschwebten, für die er nach der frappanten Form suchte. Nunmehr liegt die letzte Gruppe seiner Werke zur Veröffentlichung vor und bringt natürlich manches Überraschende und Neuartige. Nach einer Pause von fünfzehn Jahren bringt der Künstler wieder eine Radierung, den aufgeschreckten Hirsch. Das Neue daran ist die große, monumentale Form und die heroische Stimmung. Die Längsseite der Platte mißt nahezu ein Meter, und der Hirsch selber hat halbe Lebensgröße. Das kapitale Tier ist durch einen ersten Donnerschlag des gewaltig heranziehenden Gewitters aufgeschreckt und stürmt instinktiv in den See vor, und hinter ihm drein die sturmdrohende Düsternis mit wildgezackter Wolkensilhouette. Das Helldunkel, die bewegten Massen, die Linien des Hirsches, alles das ist in einem Fortissimo gemeistert. Im Geyger-Werk gewiß ein Novum. Denn die beiden Hirschblätter von 1886 und 1887 ereifern sich bei aller Größe der Auffassung in fein erklügeltem und virtuosestem Detail. Hier aber 1909 ist die gigantisch wuchtende Stimmungsgröße das eigentliche Motiv der Darstellung. Selbst in der Bronzeschale, auf deren Rändern der Taschenkrebs mit dem angstvollen Frosch zu schäkern beliebt, kommt eine gewisse Formengröße, soweit es das Motiv erlaubt, zum Ausdruck. Noch deutlicher wird Geygers neues plastisches Ideal in dem Pavian, der eine gefundene Negermaske philosophisch-höhnisch anfletscht. Die Zeichnungen dazu geben verblüffende Einzelheiten. Die plastische Bearbeitung dieses grünen Mantelpavians aber macht sich von den Studien völlig frei und ergeht sich in Behandlung des mantelartigen Felles in einer eigentümlichen Affen-Monumentalität, ähnlich wie Geyer auch schon das eigenste Wesen des Bären erfaßt und gestaltet hat. Eine besondere Gruppe neuster Arbeiten hat ein Berliner Mäzen in die Wege geleitet, und diese sind eine Zierde am und im Hause Gutmann in der Voß-Straße



Pavian, Bronze.



Frosch und Krabbe, Schale in Bronze.

zu Berlin. Eine Balkonbrüstung mit einem Satyr- und Puttenidyll in üppig großer und genialer Modellierung, ein Bronzeportal in Gestalt einer japanisch stilisierten Landschaft, ein überaus kühner Vorwurf, der aber gerade deswegen den Künstler doppelt reizte. Aus dem nebenstehenden Bilde wird die Eigenart des Portals ohne weiteres verdeutlicht. In der Diele des Hauses Gutmann steht der wundervolle Marmorkandelaber, um dessen Schaft sich die jungen Menschenleiber drängen, das ganz junge, herbe, kantige Leben, das eben aus der Kindheit in die erste Blüte schießen will. Und ebendieser Vorfrühling menschlicher Schönheit ist das Hauptkennzeichen von Geygers neuer Plastik, gegenwärtig noch eine harte Nuß für den Laienverstand. Indessen der Künstler geht seinen Weg, indem er immer neue Provinzen seinen weiten Reichen einverleibt. Das Ideal der herben Frühblüte hat der Künstler nun auch in der Viktoria gemeistert:



Bronze-Portal.

und diese Statuette stellt sich sozusagen als ein Gegenstück zum Bogenschützen dar, nur daß eben fünfzehn Jahre heißblütiger Entwicklung zwischen den beiden Arbeiten liegen. Der Künstler hat sein vierzehnjähriges Modell in lauterster Naturfrische nachgebildet, allerdings die seltenen Formen mit seinem genialen Können durchleuchtet, und so leuchtet auch aus den großen, glauen Augen die Viktoriastimmung der Jugend, die da hurtig mit dem Kranze auf kurzer, blumiger Bahn durch den toskanischen Frühling ihrem Geschick entgegenläuft. So überraschend die Viktoria auf den ersten Blick anmutet, so bestrickend wirkt sie auf die Dauer vermöge ihres absonderlichen Formenreizes, vermöge der Symbolik, Stimmung und rassigen Natürlichkeit, die in dem Werke merkwürdig ineinanderweben. So steht also Geyger abermals an der Pforte einer neuen Schaffensepoche, seit dreißig Jahren ein ewig Werdender und zugleich Vollbringender.



Balkon-Relief.



Balkon-Relief.



Neue Ball- und Gesellschaftstoiletten.

1. Elegantes Gesellschaftskleid mit Perltunika und Abendmantel aus violettem Goldbrokat mit Schwarzfuchsbesatz.

Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu“, nämlich daß man sich in jedem Winter (während der Hochflut schimmernder Geselligkeit) einredet, daß die Mode eine Höhe von Luxus und Verschwendung erreicht habe, der schlechterdings nicht mehr zu überbieten ist. Die Erfahrung sollte einen längst gelehrt haben, daß schon die nächste Saison noch Unerhörteres in petto hat, mit dem sie das Heutige unfehlbar ausstechen wird. An die Stelle des Vorhandenen tritt „das noch nicht Dagewesene“, und unsere Bewunderung für das bunte Durcheinander von Industrieprodukten, Kunstgewerbe und Schneiderkünsten, das jetzt unsere Mode ausmacht, kann aufs neue beginnen. Nur der Kostümhistoriker mag da eine Ausnahme machen. Sein kühl abwägender Blick sieht in dem Wesen der heutigen Mode zu viel Anlehnung an frühere Stile, und das, was wir als die Kostbarkeiten unserer Tage ansprechen, vermag ihm nicht zu imponieren. Was wollen wir mit unseren Maschinenspitzenbesätzen, die alte Pracht ohne künstlerische Belebung widerspiegeln, mit diesen Stickereien, die grob und primitiv ausgeführt sind und eigentlich nur Farbenwerte darstellen? Auf ihnen funkeln Edelsteine aus Glas, und ihren preziösen Goldfond webten Maschinen aus unechten Fäden. Was will diese Talmipracht bedeuten gegenüber hinabgesunkenen Prunkepochen, wo z. B. ein Fürst wie Karl von Burgund in seinen Reisetruhen über hundert Röcke mitführte, von denen ein jeder über zwanzigtausend Dukaten gekostet hatte! Oder Könige von Frankreich jährlich für Millionen echte Spitzen für ihre Hofhaltung arbeiten ließen. Es ist vielleicht ganz gut, mitunter an die große Vergangenheit der Mode zu denken, um sich von ihrem heutigen Glanz (und seinen Preisen!) nicht verblüffen zu lassen. Sie bietet vielleicht in einem einzigen Zweig ein analoges Beispiel zu jenen Zeiten, in der Entfaltung der modernen Pelzkonfektion. In diesem Jahre lanciert sie darin insbesondere das Pelzkleid, das nicht nur wie früher auf der Straße, sondern auch in den Salons eine große Rolle spielt. Der königliche Hermelin ist in dieser Saison zuletzt dennoch Sieger geblieben, Hermelinmantel, Hermelinkleid, -toques und -muffen und -schals sind in den letzten Wochen in unübersehbaren Variationen aufgetaucht. Man begreift beinahe nicht, wie diese enorme Nachfrage nach dem einst so seltenen Pelzwerk in den letzten Wochen in diesem Umfange gedeckt werden konnte. Nicht überall mag man mit echtem Hermelin arbeiten, und viel täuschender Ersatz, wie z. B. Fehbauch, mag darunter sein; interessanter ist indessen, mit welchem Geschick die Pelzkonfektion die Aufgaben löste, die ihr da speziell bei den Kleidern gestellt wurden. Der enge Rock

2. Ballkleid aus altgoldenem Damast und schwarzer Perlstickerei. 3. Dinertoilette aus kirschroter Seide und perlgrauem Tüll. 4. Mantel aus Hermelin. 5. Theatercoiffüre aus venezianischer Goldspitze und rosa Samt. 6. Elegante große Festtoilette mit Schleppe aus Crepon lamé velours, Perlstickerei und Hermelin.

Neue Ball- und Gesellschaftstoiletten.



7. Teekleid aus rosa Libertyseide und Spitzen. 8. Teekleid aus weißem Crêpe de Chine u. griechischer Goldstickerei.

mit seiner platten Saumgarnitur kam ihr besonders zustatten. So war bei einem typischen Pelzkleid der hochtaillierte Rock in seinem oberen Teile von Seide gemacht, an das sich schon in Hüfthöhe der in Querstreifen zusammengestellte Pelzansatz anschließt. Die Seide wurde dann durch einen extra angesetzten kurzen Pelzschoß (mit schrägem, abgerundetem Vorderschluß) auch noch bedeckt. Das kurze Taillenteil ist von milchweißem Chiffonvelours gearbeitet, der in der Farbe genau zu den Fellen passen muß, damit es nicht absticht, und hatte einen geraden Einsatz von gesticktem, weißem Crepon lamé velours (oder echtem Point de Venise) erhalten, der von Pelzstreifen eingefaßt wird und den Hals freiläßt. Die kurzen, angeschnittenen Ärmel zeigten breite, vierreihige Pelzmanschetten mit Schwänzchenfranse. Schwänzchen bildeten auch in den ersten vier Reihen Pelzwerk (von unten auf) die pikante Garnitur des kostbaren Kostüms, das eine nicht sehr lange, ebensolche Pelzjacke vervollständigt, die mit breitem Schalrevers und geschweifter Pelzblende rings an den Säumen abgeschlossen wurde. Sehr beliebt sind Zusammenstellungen aus farbigem Samt und Hermelin, wie wir unter Abbildung 9 hier ein reizend schickes Nachmittagskleid zeigen, das trotz seines köstlichen Materials beinahe einfach wirkt. Auch hier wird das Rockfutter von weißem Taftfutter gebildet. Es erhält einen Ansatz von einer bis in die Kniehöhe reichenden Hermelinbahn, die unten noch durch eine Hermelinblende mit Schwänzchen abgeschlossen ist. Darüber sehen wir einen glatten Cassaque aus hellem, königsblauem Samt. Er ist unter der Büste in zwei Puffenreihen gezogen und wurde dreimal mit schmaler Rollblende besetzt, die auch den einfachen runden Ausschnitt einfaßt. Zu der äußerst aparten Besuchstoilette wurde ein großer Muff aus dem gleichen Samt getragen, dessen Ausputz in schmalen Hermelinblenden, aus Silberborte und Seidenapplikationen bestand. Obenauf hatte er eine mit Hermelin besetzte kleine Tasche. Der dazugehörige originelle Hut aus blauem Samt war natürlich auch mit Hermelinblenden umgeben, die einen originellen Ausputz in einer Applikation von Blättern aus blauem Samt erhalten hatten. Innen war der Hut häubchenartig mit echten gelblichen Valenciennes garniert worden. Kostbare Pelzzusammenstellungen sehen wir an den Abendkleidern. Hier erhalten die mit breiten Hermelinansätzen gezierten Prinzeßunterkleider Überwürfe von echten Spitzen, von durchbrochenen Gazestickereien und Perlnetzen, bei denen neben der weißen Porzellanperle Changeant-Stahl zur belebenden Nuance wird. Außer diesen weißen Pelztoiletten, die jetzt auf den Wintersport- und Winterkurplätzen ihre Haupttriumphe feiern dürften, trägt man Maulwurf- und Astrachankleider, obwohl sich diese mindestens ebenso kostbaren Roben lange nicht derselben Geneigtheit wie das effektvolle Hermelinkleid erfreuen.

9. Nachmittagskostüm mit blauem Samtüberkleid und Hermelinrock.

10. Nachmittagskleid aus dunkelblauem Samt mit Spitzenkragen.

Man sieht sie lieber als lange Pelzmäntel verarbeitet, die unendlich modern geworden sind (Abbild. 4 u. 17). Sehr reichlich mit Pelz dekoriert sehen wir auch die in diesem Jahre ganz vorzüglich ausgefallene Wintersportkonfektion. Das ehemals beliebte zuckerige Weiß, das dennoch immer so seltsam unrein von der Schneelandschaft abstach, ist beinahe durchweg von den praktischeren Sportfarben verdrängt worden. Aber man hat sich dabei, nach dem Muster der Nordländer, nicht bloß auf die übliche Skala des Brauns, Lodengrüns und Graus beschränkt, sondern auch lebhaftes Blau, helles und dunkles Rot und Grasgrün verwendet. Namentlich das leuchtende Norwegisch-Blau und Norwegisch-Grün nimmt sich da ganz ausgezeichnet aus. Daneben sieht man frischen, kleinkarierten, schwarzweißen Loden und Cheviot viel verwendet. Eine vollkommene Revolution zeigt die Damensporttoilette. An Stelle des kurzen Rockes mit darunter befindlichem Beinkleid ist eine praktische Sporthose getreten, die sich in ihrem breiten Schnitt im oberen Teil und den engen Kniestulpen von der Sporthose des Mannes nicht mehr unterscheidet und das einzig praktische Kleidungsstück für Skilauf, Skikutschieren, Bob und Skeleton darstellt.

11. Sportkappe aus Hermelin mit kurzem Reihergesteck.

12. Teekleid aus resedagrünem Voile mit Maulwurfbesatz. Großer Maulwurfmuff.

Neue Ball- und Gesellschaftstoiletten.



13. Balltoilette aus grauem Voile und rosa Seidentuch mit Perlpassementerien und Goldbordüre.

Dazu wird eine äußerst schicke Jacke mit Stehkragen (und Gamaschen) getragen. Als Kopfbedeckung kommen hinzu die praktischen, handgestrickten Hauben- oder Pelzkappen, wie wir eine in Abbildung 11 darstellen, die auch durch Leder- oder Samtborkenrindekappen ersetzt werden. Die letzteren sind originelle Produkte aus einer unverwüstlichen samtartigen Moosart. Die Schlittschuhkostüme entfernen sich von den anderen rein praktischen Wintersportkostümen wie immer bis in das Genre raffinierter Eleganz. Die zu ihnen getragenen Sportkappen zeigen Metalltroddeln, Seidenblumen und Reiherschmuck. — Als eine der hübschesten Besuchstoiletten dieser Saison erscheint uns das elegante Teekleid der Abbildung 12. Die korsettlose Robe besteht aus dem fußfreien, glatten Prinzeßfutter von resedengrünem Seidentuch.

Die Teekleider der empfangenden Hausfrau hält man einfacher als früher und schließt sie der herrschenden Mode an. So zeigt uns Abbildung 8 ein in griechischem Stil gehaltenes Teagown aus weißem Crêpe de Chine, mit Goldstickerei und Perlengrelots geziert. Das zweite Empfangskleid (Abbild. 6) ist noch schlichter im eigentlichen Libertygeschmack gehalten. Eine neue Spielart des Teekleides ist die enganliegende, glatte Damastrobe, an den Ärmel- und Saumrändern mit irgendeinem hellen Pelzwerk, wie Blaufuchs oder Chinchilla, besetzt. Sie rechnet mit den weichen Brokaten und Voile lamé chiné, die voriges Jahr auftauchten, aber erst in diesem Winter ihre eigentlichen Triumphe feiern und die Festmode im ganzen beherrschen. In den kostbarsten Arten schmücken sie sich am liebsten mit dem klassischen Kardinalsrot und Dessins der frühen Renaissance. Noch kostbarer sind sie mit Goldfäden broschiert. Eine vielbeliebte Abart sind die Crepons lamé velours, das Material, aus dem zumeist die Courschleppen und -mäntel dieser Saison zu sehen sein werden. Aber diese Wintermode verlangt die Courschleppe mehr als Feenmantel denn als schwere Last. Wo im übrigen die Schleppe an der Gesellschaftsrobe erscheint, ist der Taillengarnitur fast immer ein auffällig tiefes Dekolleté zu eigen, der Ballausschnitt von 1911.

Die Coiffüren bestehen zumeist in eleganten Turbanen aus Gold und Samt oder weicher Seide.

Unsere Abbildungen sind nach photographischen Aufnahmen von Ernst Schneider, Berlin (1, 2, 13, 15, 16); Félix, Paris (3, 5); Reutlinger, Paris (4, 7 bis 10, 12); Henri Manuel, Paris (6, 11, 14, 17, 18). Abbildung 2 und 15 veranschaulichen Modelle aus dem Atelier Seligmann, Berlin.

Berlin. Antonie Steimann.



14. Großer Hut aus schwarzem Filz mit hellgrauen Pleureusen.



15. Ballkleid aus rosa Seidentuch und schwarzem Samt.



17. Visitenmantel aus Seal mit Pelerinenkragen und Stickerei.



16. Rückansicht zu Abbildung 2.



18. Kostüm aus eisengrauem englischen Cheviot.

Neue Ball- und Gesellschaftstoiletten.

Kaspar, der Glasmaler.

Ein Märchen von Carl von Hippel : :
Mit vier Originalillustrationen von F. Kienmayer.



Nun kann die Sache werden", sagte Kaspar, als er den meilenweiten Wald betrat, der ihn in alle blauen Fernen führen sollte. Er hatte geraume Zeit an den Fenstern und Rosen des Doms zu Lübeck als Glasmaler gearbeitet und strebte nach dem Süden, um seine Kunst zu fördern und seine Kenntnisse zu bereichern. Die Wanderlust beflügelte seine Schritte, und er erhoffte artige Abenteuer, die sich leichtlich in der Fremde zutragen. Daheim war durchaus nichts geschehen, das seinen jugendlichen Sinn gefesselt hätte. Er kannte die Menschen, die Kirchen, die Gassen; für die schmucken Lübeckerinnen, die dem schönen, hochgewachsenen Jüngling gern nachschauten, hatte er kein Auge gehabt. Sein Sinn stand nach anderen Dingen. Nun wanderte er wohlgemut von Ort zu Ort und besah sich die Welt, soweit der Blick reichte. Damals, als Kaspar der alten Hansestadt den Rücken gekehrt hatte und in die Fremde zog, deckten noch Urwälder das liebe deutsche Land, und es ging die Mär von allerhand wunderbaren Erlebnissen, welche dem Wandersmann in der Wildnis begegnen konnten.

Darum begrüßte er die ersten Maien, welche den meilenweiten Wald, den er durchschreiten sollte, ankündigten, mit lautem Juchzer und schritt erhobenen Hauptes dem dunklen Tore zu, das unter tausendjährigen Eichen sich vor ihm auftat. Flüchtiges Wild, aufgeschreckt durch seine Nähe von den fetten Weideplätzen am Waldrand, setzte in mächtigen Sprüngen über Baumstämme, die der Sturm gefällt hatte, und zeigte ihm den Weg, der zu gehen ihm bestimmt war. Das Rauschen der Wipfel empfand er nicht als Klagelaut, sondern als Weckruf zum Streite; denn er kannte keine Furcht, und des Lebens ungebrochene Kraft schwellte ihm Herz und Glieder. Über die Sonnenblitze, die durch die Zweige schossen und ihn liebevoll umspielten, lachte er: „Was wollt ihr hier? Trollt euch nach Lübeck, wo sie euch brauchen, um vor den Toren spazierenzugehen." Und er schritt fürbaß, immer tiefer hinein in den Wald, bis die Sonne senkrecht über ihm stand und er Hunger verspürte. Am Wege lag ein mächtiger Baumstamm, mit Moos bekleidet, der freundlich als Ruheplatz einlud. Kaspar schielte verächtlich hin: „Lieg' du da, ich bin nicht müde." Er öffnete sein Ränzlein und aß stehend vom mitgenommenen Mahl.



„Wart' ein bißchen, liebes Donnerwetter, dich male ich mir ins Stammbuch!"

Am Nachmittage entlud sich ein furchtbares Gewitter, der Himmel verfinsterte sich, der Sturm tobte, der Donner krachte, und die Blitze zeichneten allerhand fabelhafte Konturen durch die abgestorbenen Äste der uralten Eichen. „Wart' ein bißchen, liebes Donnerwetter, dich male ich mir ins Stammbuch!" Er stellte sich in Windschutz, holte Schreibtafel und Griffel aus dem Sack, zeichnete einen regelrechten Kreis und dahinein in malerischen Verschlingungen die grell umleuchteten knorrigen Äste der Baumriesen. „So," sagte er befriedigt, „das gibt gute Umrisse zu einem neuen Radfenster. Die Farben zu den bunten Gläsern finde ich schon, wenn die Sonne wieder scheint."

Das Unwetter zog vorüber, und eine Waldwiese tat sich auf mit unzähligen Frühlingsblumen. An Narzissen, Maiblümchen, Orchideen hingen die Regentropfen, und die Sonne funkelte im betauten Grase.

„Da haben wir's ja", rief er vergnügt, griff nach bunten Stiften und tupfte die lieblichsten Farben in schönen Schattierungen zwischen die Rahmenmuster.

Der Abend kam, als er einen Waldweiher erreichte; Kaspar entkleidete sich, hing die nassen Sachen zum Trocknen in die Baumäste und stürzte sich kopfüber in die Flut. Er teilte mit kräftigem Arm den Kranz der weißen Seerosen, die den Weiher umsäumten, und schwamm hinaus in das aufblinkende Wasser. Dort aber erspähte ihn die Nebelkönigin und freute sich an dem seltenen Gaste. Vom Ufer entsandte sie ganz zarte Nebelnetze, um ihn einzufangen. Leise, leise hauchten von allen Seiten die Schleier heran über die dunkelnde Fläche und umspannen Kaspar mit ihren Fangarmen. Er aber schüttelte die blonde Mähne, spähte durch die Nebel nach dem verdämmernden Schein des Abendrots, das ihm den Weg wies, und gewann glücklich das Ufer. Hier wälzte er sich im schwellenden Moospolster, bis er warm wurde, suchte sich ein Plätzchen im Gezweige einer überhängenden Weide und erwartete die Nacht. Der Mond stieg in blassem Schein über die Baumwipfel, die Nebel verdichteten sich, und Himmel und Wald flossen ineinander. Zuweilen tauchten riesige Baumwipfel aus den wallenden Wolken und zerrannen geisterhaft. Hier und da grüßte ein Sternlein; ein flüchtiger Gruß, der unter Schleiern verwehte. — Da sammelte die Nebelkönigin ihr Gefolge um sich und sprach: „Gestaltet euch, wir tanzen heut unsern Reigen über den Wassern."

Und aus den Waldestiefen flossen leuchtende Schwaden zum See und schlossen sich im Hauche der Nacht zum Kranze. Und im Kranze regte sich's zu Bewegung und holdem Leben. Duftige Gestalten in langen weißen Schleiern reichten sich die Hände und schwebten in anmutigem Reigen über dem Weiher. In Kronen von Wasserrosen flammten Irrlichter auf, und das Mondlicht säumte mit Perlen die wehenden Gewänder.

Kaspar rieb sich die Augen: das sind Hexen, dachte er, da fange ich mir eine! Und als im Hauche der Nacht eine der weißen Gestalten sein Antlitz streifte, griff er sie mit festem Arm aus dem Gezweig der Weide und zog sie an seine Brust.

„Hu, wie bist du feucht und kalt!" Er schauerte zusammen.

„Warte ein wenig", hörte er ein leises, silbernes Stimmchen an seinem Ohr, „und halte mich fest, bis ich warm werde."

„Wenn es nicht zu lange dauert, will ich das wohl tun", sagte er gutmütig.

Und er fühlte, wie die Gestalt sich an ihn schmiegte, und wie ein beseligender Zauber durch seine Glieder rann.

„Ich will dir etwas ins Ohr sagen," flüsterte die Gestalt, „merke wohl auf, ich meine es gut mit dir."

„Schön, wir wollen plaudern. Ich habe ohnehin den ganzen Tag keine Gesellschaft gehabt, weder Bären noch Wegelagerer."

„Weil du rein und gut bist, will ich dir eine Gabe verleihen, damit du glücklich wirst."

„Hast du Schätze in deinem Weiher? Doch, wenn ich mir die Sache überlege, ich brauche eigentlich nichts."

„Der Weiher und der Wald bergen einen Schatz, den du morgen haben sollst. Du brauchst dich nicht einmal zu bücken, um ihn zu heben; der Schatz hat Schwingen und Flügel, und wenn er sich niederläßt auf dein Haupt, so denke an mich."

„Da bin ich wirklich neugierig", lachte Kaspar vergnügt und lugte zum Himmel.

Und so plauderten sie in die Nacht hinein. Der Mond zog höher, die Elfen schwebten über dem See, und die alten Baumwipfel dämmerten im Nebelmeer.

„An unseren Wald", erzählte die Elfe, „grenzt ein großes Königreich; der König hat ein einziges Töchterlein. Da sein Töchterlein gar so schön ist, hat der König einen heiligen Eid geschworen, sie nur demjenigen als Frau zu geben, der ebenso herrlich ist an Antlitz und Gestalt wie sie. Er hofft dann auf einen Enkel, der alle Welt in Erstaunen versetzt. Das Prinzeßchen aber hat einen feinen Gürtel von Sommersprossen über dem Näschen und hat einen noch fürchterlicheren Eid geschworen, nur demjenigen Hand und Herz zu schenken, der sie von diesem Übel befreit. Auf der Königsburg herrscht nun Zwist und Streit, der uns recht traurig macht. Denn wir leben hier im schönsten Frieden und möchten unsere Nachbarn auch glücklich sehen."



Und er fühlte, wie die Gestalt sich an ihn schmiegte, und wie ein beseligender Zauber durch seine Glieder rann.

„Ich kuriere sie", rief Kaspar. „Ich schäle ihr die Haut samt den Sommersprossen vom Näschen."

„Ich rate ein sanfteres Mittel", unterbrach ihn das Elfchen. „Nach Sonnenuntergang, wenn Tau und Nebel die Wiesen decken, atme dreimal den Balsam des Abendfriedens tief in deine Brust und küsse das Prinzeßchen dreimal, einmal auf das Näschen und je einmal auf die Wangen."

„Da kennst du die Mädchen schlecht, Elfe; das Prinzeßchen wird mir eine Backpfeife geben."

„Dir nicht. Nur vergiß den Nebelzauber nicht, durch den wir dir die heilende Kraft verleihen!"

Kaspar kratzte sich hinter den Ohren. „Das wäre ja ein ganz lustiges Abenteuer." Und nach einer Weile: „Wo finde ich das Prinzeßchen?"

„Dafür lasse uns sorgen. Und wenn du in Not bist, so beeile dich, in Gründe zu fliehen, in denen Nebel brauen. Soweit als unser Reich sich dehnt, schützen wir dich. Rufe mich dann nur dreimal beim Namen."

„Ja, wie heißt du denn?"

„Nuvola."

Kaspar wiederholte freundlich „Nuvola". Dann überkam ihn eine sanfte Müdigkeit. Er sank zurück in die schützenden Äste des alten Weidenbaumes und flüsterte zum zweitenmal „Nuvola". Da übermannte ihn der Schlummer, und das dritte „Nuvola" auf den Lippen, fiel er in tiefen Schlaf.

Auf der Königsburg war große Aufregung. Prinzeß Sommersproß hatte anspannen lassen und wollte auf Reisen gehen. Sie war der Kuren müde, die ihrem bunten Näschen Heilung bringen sollten. Auf der Universität des Landes war eine besondere Professur für Sommersprossen errichtet worden. Die Fakultät entsandte Boten nach allen Weltteilen, um das Geheimmittel zu entdecken, das das holde Näschen der Prinzeß blank putzen sollte. Es war vergebens. Auf der Universität studierten die Prinzen der benachbarten Staaten. Sie hörten die Collegia nicht nur der Mediziner für Hautkrankheiten, sondern auch die Vorlesungen der Astrologen, Philosophen und Ästhetiker. Und wenn sie voll waren von Weisheit und Kenntnissen, reisten sie zur Königsburg und freiten um die schöne Prinzeß. Aber sie hatten kein Glück. Waren sie häßlich, jagte sie der König aus Stadt und Land. Die Schönen wurden zur Kur zugelassen. Es war den werbenden Prinzen ein Monat Zeit vergönnt zu ihren Heilversuchen. Im Hochbau des Schlosses waren besondere Zimmer eingerichtet, Laboratorien, Sternwarten, Operationssäle, welche die Freier vor der Beendigung der Kur nicht verlassen durften. Nach Ablauf der Frist — so lautete das Gesetz — wurden die Unglücklichen umgekehrt auf einen Esel gesetzt und zur Stadt hinauskomplimentiert. Diese Schaustellung war das Hauptfest der Residenz; denn die hochmütige Prinzeß traktierte an diesem Tag aus ihrer Privatschatulle das Publikum mit Baseler Lebkuchen und Meth, und die Hofkapelle blies einen Marsch, den Ihre Königliche Hoheit eigens zu dem Zwecke komponiert hatte.

Dann zog sich jedesmal das Prinzeßchen in ihre innersten Gemächer zurück, trat vor den Spiegel und weinte bittere Tränen über ihre Sommersprossen, die unentwegt weiterblühten.

Endlich verlor sie die Geduld und erklärte ihrem Vater, reisen zu wollen. Sie hoffte von einer Luftveränderung Besserung ihres Leidens. Der königliche Galawagen hielt vor der Tür. Da kein Arkanum half, versuchte es die Prinzeß mit allerhand Mittelchen, um ihren Schönheitsfehler

zu verbergen. Sie wählte einen Leibkutscher mit einem großen Leberfleck im Gesicht. Da den Mohren, die Lakaiendienste taten, bei dem glänzenden Schwarz ihrer Hautfarbe nicht beizukommen war, hatte sie ihnen die schönsten Zähne ausziehen lassen, damit sie beim Grinsen die Lücken in ihrem bisher tadellosen Gebiß zeigen konnten. Die Hofdamen mußten Hasenscharten oder Pockennarben haben, und selbst das Zwölfgespann der Araber vor der Staatskarosse bestand aus Schecken.

Unter den besten Segenswünschen ihres königlichen Vaters verließ der Wagen den Burghof, und Prinzeß Sommersproß befahl: „Hinaus in den Wald!"

* * *

Zu ebender Zeit erwachte Kaspar aus seinem Schlaf; die Sonne stand am Himmel, und die Nebel hatten sich verzogen. Er sprang vom Weidenbaum und reckte die Glieder. Er fühlte sich wie neugeboren, und der junge Tag wirkte auf ihn, als erlebe er ihn zum erstenmal. Er begrüßte ihn mit stillem Entzücken und sank auf die Knie, um zu beten. Dann erhob er sich und blickte umher. Er sah, was er nie gesehen hatte. Er sah die Bäume, die ihre weit ausgreifenden Äste in den Weiher senkten, in ihrer stillen Majestät als Wächter des Waldfriedens; er sah den Weiher, der den Himmel spiegelte, in seiner geheimnisvollen Schönheit, die weißen Wasserrosen im Märchenzauber. Sanft wiegten sich die Blumen zwischen den grünen, glänzenden Blättern, über denen Libellen tanzten, und wenn der Windhauch ruhte und alles Flüstern im Gezweige verhaucht war, dann gedachte er seines Abenteuers mit Nuvola. Wie war das nun anders geworden!

Kaspar rüstete sich zum Aufbruch, um weiterzuziehen durch die Pracht des morgendlichen Waldes. Er pflückte einen Blumenstrauß, prüfte liebevoll die einzelnen Blüten und steckte sie an seinen Hut. Ihm war, als neigten sich die taubeschwerten Baumzweige zu ihm nieder. Er sann und sann; er sann über alles, was er am Wege fand. Er wunderte sich über die Mannigfaltigkeit der Blätter, die breitgezackt oder in schmalen Linien sich ihm zuneigten, hörte das Summen der Insekten durch das Gezweige und dachte: selbst diesen kleinen Dingern hat der Schöpfer Augen eingesetzt, um sich am Leben zu erfreuen. Wie winzig klein müssen diese Äuglein sein, und doch sehen sie und finden, was ihnen wohltut.

Das Licht des jungen Tages umglühte die Baumstämme und schoß tief hinein in die Nacht des Waldes. Die Samtpolster der bemoosten Rinden erglänzten in silbernem Grün, und die glatten Säulen der uralten Buchen leiteten das Auge bis in die turmhohen, leise rauschenden Baumkronen. Darüber zogen lichte Wolken. Kaspar folgte ihrem Flug und dachte: wer mit ihnen ziehen könnte!

Nach stundenlanger Wanderung lichtete sich das Gehölz, und das Wasser eines Sees blitzte im Sonnenschein. Kaspar gewann das Freie und fand zu seinem Erstaunen die Spuren von Wagenrädern; sonst aber war ringsumher von menschlichen Ansiedlungen nichts zu sehen. Der See war umkränzt von Waldrevier und Wiesenflächen. Weit vom Ufer breitete sich eine Insel von Wasserrosen, deren Anblick Kaspar lockend an die Erlebnisse der Nacht erinnerte. Kurz entschlossen und schnell bereit tauchte er in die kühle Flut und schwamm nach der Insel. Er pflückte die weißen Blumen, so viel er ihrer habhaft werden konnte, und strebte zurück in das bergende Schilf des Ufers.

„Nuvola," sagte er, „deine Zeit ist nicht der helle, klare Tag, aber ich denke an dich und deine Wasserrosen."

Er wand die Blumen zum Kranze, und ihm war, als ob weiße Arme sich aus dem Schilf emporhöben und ihm die Krone aufs Haupt drückten. Hoch richtete er sich auf; den benetzten Körper umspielte das Frühlicht, und die Sonne verwandelte die Tropfen, die ihm aus Bart und Haar rannen, in blitzende Perlen. Die gewölbte Brust arbeitete noch von den kräftigen Bewegungen des Schwimmens, und er hob die nervigen Arme zum Himmel, um tief zu atmen. So stand er, ein Bild männlicher Schönheit, aufragend aus dem Uferschilf des Sees.

Da fuhr von ungefähr Prinzeß Sommersproß in ihrer Staatskarosse daher, und als sie die Erscheinung gewahrte, zog sie eine seidene Schnur, die in Verbindung stand mit einem goldenen Glöckchen, das am linken Ohr des Kutschers als Ohrring befestigt war, und das kurzweg „Halt!" kommandierte. Die zwölf Schecken waren regelrecht eingefahren und standen wie angepfählt.

Das Prinzeßchen neigte sich aus dem Wagenfenster.

„Du da, was machst du da?"

Kaspar faßte sich rasch, überblickte die Situation und antwortete keck:

„Ich wartete auf das Prinzeßchen Sommersproß."

„Was willst du von ihr?" flüsterte ein süßes Stimmchen aus dem Wagen.

„Ich will sie von ihren Sommersprossen kurieren."

„Wie willst du das machen?"

Da übermannte den Kaspar der alte Wagemut, und an Nuvolas prophetische Worte denkend, sprang er ans Ufer, öffnete den Wagenschlag, faßte das Prinzeßchen am Kopf und küßte sie dreimal, einmal auf das Näschen und einmal auf jede Wange.

Die Hofdame mit der Hasenscharte fiel in Ohnmacht, die pockennarbige Edelfrau aber hielt entsetzt die Finger, ausgespreizt, soweit es die neuen Glacéhandschuhe erlaubten, vor die Augen.

Das Prinzeßchen war so tief errötet, daß die Sommersprossen nicht zu sehen waren. Doch sie faßte sich schnell in königlicher Geistesgegenwart und befahl:

„Othello, aus dem Wagenkasten den Purpurmantel, erste Garnitur, und die Hermelindecke."

Der Mohr sprang in affenartiger Geschwindigkeit vom Trittbrett, riß den Purpurmantel und die Hermelindecke aus dem Wagenkasten und schmückte Kaspar mit den königlichen Insignien. Dabei fletschte er die Zähne, um durch sein lückenhaftes Gebiß der Herrin einen gnädigen Blick abzugewinnen.

„Ihr gnädigen Götter," rief die Edelfrau mit den Pockennarben, „Königliche Hoheit, die Sommersprossen sind weg, ganz weg!" Die Hofdame mit der Hasenscharte erwachte aus ihrer Ohnmacht und stammelte: „Weg, ganz weg!"

„Steige in den Wagen, du Wundermann mit den Wasserrosen, und setze dich zu mir", befahl die Prinzeß. „Ich will dich Majestät vorstellen, meinem königlichen Vater."

Dreimal ertönte der feine Ton des Goldglöckchens am Ohrläppchen des Kutschers, und nun ging es in Karriere über Stock und Stein zurück zum Schloß.

Der Wundermann schien gefunden, dessen Gestalt dem König zusagte, und dessen Kunst das Prinzeßchen heilen sollte von ihren Sommersprossen.

Das junge Paar stieg die Marmortreppe der Königsburg empor und wurde Majestät gemeldet. Als die Portiere zurückgeschlagen wurde, weidete sich der hohe Herr an seinem Anblick und sprach nach kurzem Bedenken:

„Mein Sohn, du unterfängst dich, meine Tochter von ihren königlichen Sommersprossen zu heilen?"

Kaspar, eingedenk der Wirkung seiner Küsse am Gestade des Sees, sprach ein vernehmliches „Recht gern!"

„Und welche Mittel stehen dir zu Gebote, das böse Leiden zu enden, das meiner Tochter Genuß und Ruhe ihres jungen Lebens untergräbt?"

Da vergaß Kaspar wieder Nuvolas Mahnung: „Wenn Tau und Nebel die Wiesen decken, atme dreimal den Balsam des Abendfriedens tief in deine Brust", und gedachte nur der drei Küsse, die sie ihm ans Herz gelegt.

„Gleich zeige ich es dir, wenn du es erlaubst."

Der König erhob sich und sprach:

„Alle Ärzte meiner Universität, darunter Autoritäten ersten Ranges, haben nicht helfen können. Ich bin gespannt auf deine Kur. Ich erlaube sie nicht nur, ich bitte dich darum, mein Sohn, beginne!"

Da faßte Kaspar unverzagt das Prinzeßchen am Kopfe und küßte es dreimal, einmal auf das Näschen und einmal auf jede Wange. Und wieder errötete das holde Kind bis in die Schläfen, so daß alle Sommersprossen verschwanden.

Kaspar betrachtete darauf mit ganzer Hingabe die Wände, die Türen, die Fenster des Königssaales, der mit Gold und Juwelen geschmückt war, und jubelte: „Ist das eine Pracht!"

„Also, so weit seid Ihr schon", lachte der König. Er maß mit langem Blick den schönen Jüngling vom Wirbel bis zur Zehe und rief das Prinzeßchen an seinen Thron:

„Höre, mein Kind, das ist mein Mann" — und nach einer Pause — „auch der deine, wie es scheint. Der schönste Mann meines Reiches und der richtige Sommersprossendoktor. Willst du ihn heiraten?"

„Recht gern", flüsterte das Prinzeßchen seinem königlichen Vater ins Ohr.

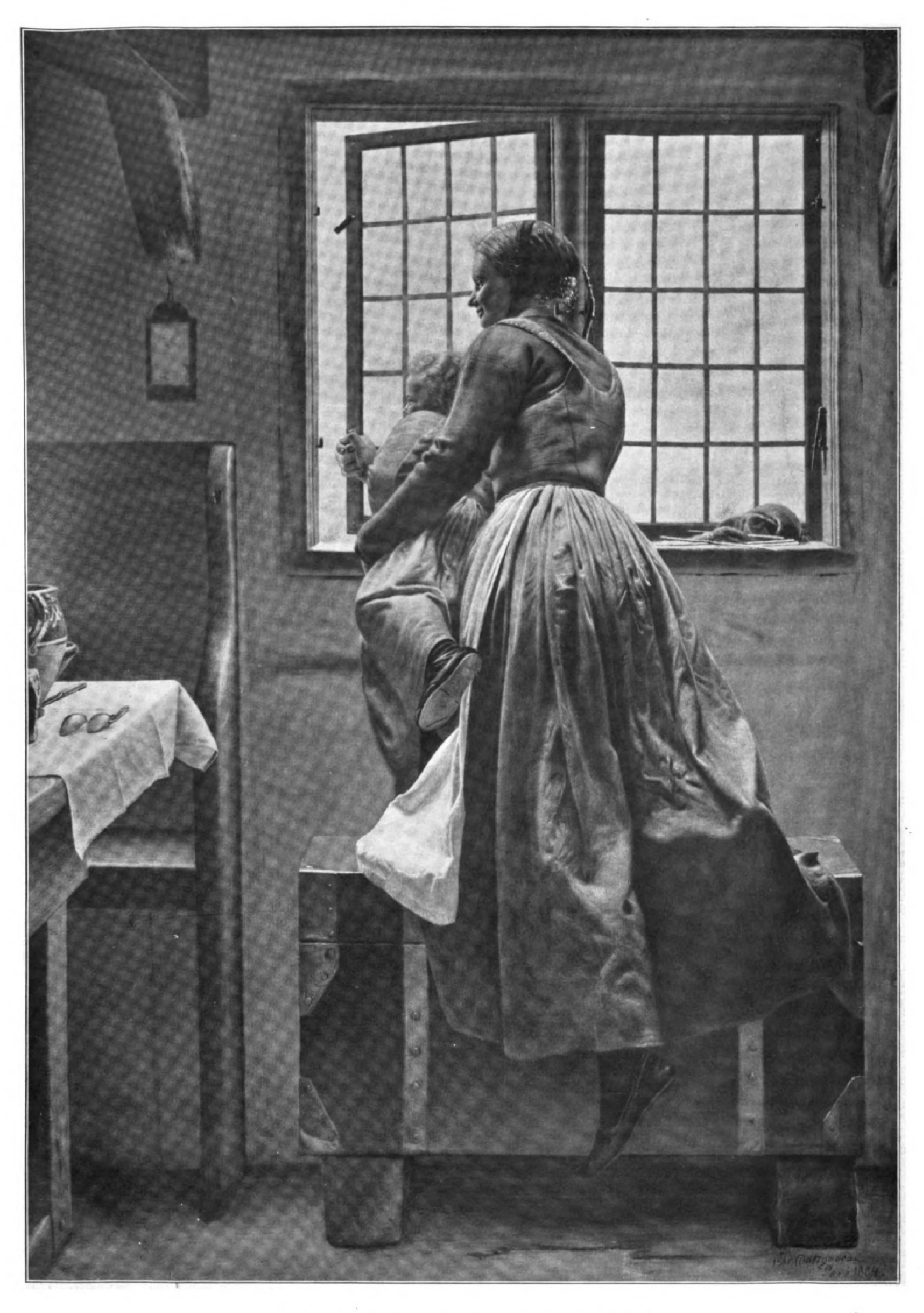
„Nach allem, was ich gesehen habe, scheint es mir das beste, es geschicht gleich", fuhr der König fort und zog an der golddurchwirkten Purpurschnur, die neben seinem Thron an der Wand hing. Der Kammerherr erschien.

„Man rufe mir den Oberhofprediger", befahl der König. —

Nun begann für Kaspar eine schöne Zeit. Er wurde zum kommandierenden General aller Truppen des Königreichs erhoben, erhielt den Greifenorden erster Klasse, der sonst nur Staatsbeamten für hochwichtige Dienste verliehen wurde; die Universität ernannte ihn zu ihrem Ehrendoktor.

(Schluß folgt in der nächsten Nummer.)





Der Vater kommt! Nach einem Gemälde von Chr. Dalsgaard.

Photogravüre von Carl Stenders, Kunstverlag, Kopenhagen.

Schlesische Kirchenkunst.

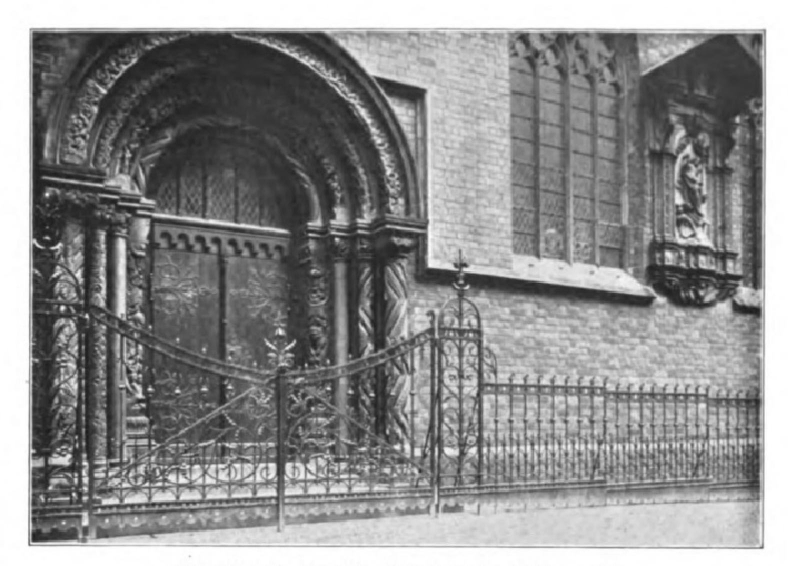
Von **Fritz Mielert.** Mit Originalaufnahmen vom Verfasser.

In das alte Lied von der Weltabgeschiedenheit und der daraus resultierenden allgemeinen Unkenntnis Schlesiens, mit dem fast jede Arbeit über dieses Land eingeleitet wird, will ich nicht einstimmen. Geht es doch vielen anderen Gegenden unseres deutschen Vaterlandes, die nicht so entlegen sind, ja selbst auch solchen, die an den großen Heerstraßen liegen, nicht besser als Schlesien.

Mehr als die Weltabgelegenheit verdient hervorgehoben zu werden, daß man über Schlesien und das, was es enthält, so herzlich wenig



Bronzener Taufkessel in der Elisabeth-Kirche zu Breslau (Spätgotik).



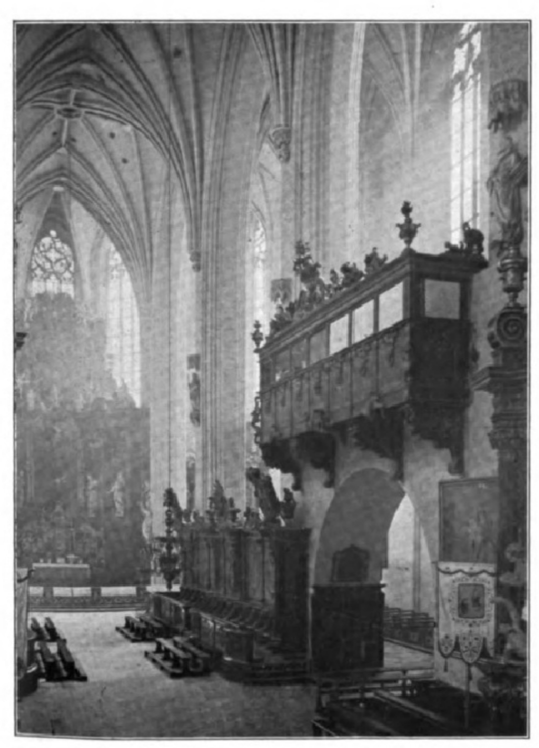
Südportal an der Magdalenenkirche in Breslau (Spätromanisch).

schreibt, bzw. zu lesen bekommt. Weder Schlesiens landschaftliche Schönheiten, die wirklich preisenswert sind, noch Schlesiens Kunstschätze, die in fast noch größerer Weltvergessenheit — das heißt vornehmlich im deutschen Bücherwalde — träumen, sieht man dem deutschen Volke vorgeführt, so daß es manchem nicht zu verargen ist, wenn er sich ganz kuriose Ansichten von jener „unkultivierten“ Ecke an der Schwelle Halbasiens bildet.

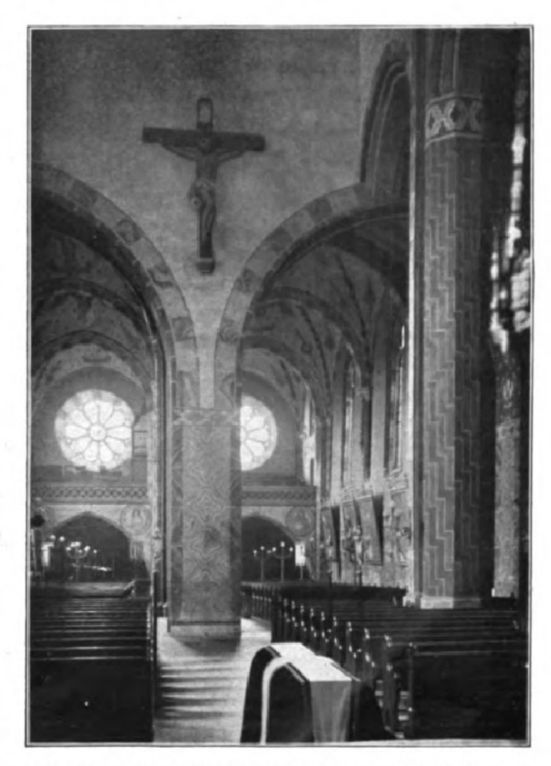
Um Schlesien wenigstens bezüglich seiner kirchlichen Kunstschätze den Platz zuweisen zu helfen, der ihm gebührt, will ich eine Anzahl derselben in Wort und Bild Revue passieren lassen. Es ist nicht meine Absicht, hier eine erschöpfende Darstellung schlesischer Kirchenkunst darzubieten, andernteils will ich aber auch nicht Allbekanntes vorführen, um gerade durch Vorzeigung wenig bekannter Motive ahnen zu lassen, welche Schätze und Fülle von Schätzen das Schlesierland aufweist. In der Tat ist Schlesien, das seit der deutschen Einwanderung (zwölftes Jahrhundert) ein Hort ausgezeichneter Kunst und Bildung gewesen ist, geradezu überreich an vorzüglichen Belegen für das rege Kunstleben und Kunstverständnis vergangener Jahrhunderte.

Wenn ich an erster Stelle einige wenig bekannte Kunstdenkmäler aus der schlesischen Metropole anführe, so tue ich es nicht, um damit zu dokumentieren, daß Breslau die großartigsten oder wertvollsten Schöpfungen des Landes besitzt, sondern weil es eins der bemerkenswertesten Kunstwerke aus der ältesten in Schlesien vertretenen deutschen Stilepoche, der romanischen, aufweist. Es ist dies ein Portal der abgebrochenen romanischen Kirche auf dem Elbing in Breslau, das jetzt in die Südwand der Magdalenenkirche eingemauert ist. Wohl denkt jeder Besucher der Magdalenenkirche an das tragische Geschick des durch die bekannte Ballade „Der Glockenguß zu Breslau“ unsterblich gewordenen Glockengießermeisters, wohl bewundert der Fremde auch das anheimelnde, sorglich gepflegte Innere der Kirche und deren interessante Ausstattung, aber das Wertvollste, das erwähnte Südportal der Kirche, entdecken und suchen die wenigsten. Künstlerische Vollkommenheit und Eleganz ist den Formen dieses außerordentlich gut erhaltenen Prachtportals eigen, das sich getrost den besten Schöpfungen der romanischen Zeit in West- und Süddeutschland an die Seite stellen kann. Von den acht Säulen, welche das Gewände bilden, sind zwei glatt belassene Rundsäulen, die übrigen weisen, wie die vier Rundbogen, verschiedene Ziermuster auf, die teils Bandornamente sind, teils Rankenwerk oder phantastisch miteinander verbundene Masken, Köpfe, menschliche Figuren oder Heilige und Engelsfigürchen, wie z. B. letzteres am zweiten inneren Bogen der Fall ist. An den Kapitellen bemerkt man übermütig ineinander verschlungene groteske Tierkörper und Rankenwerk.

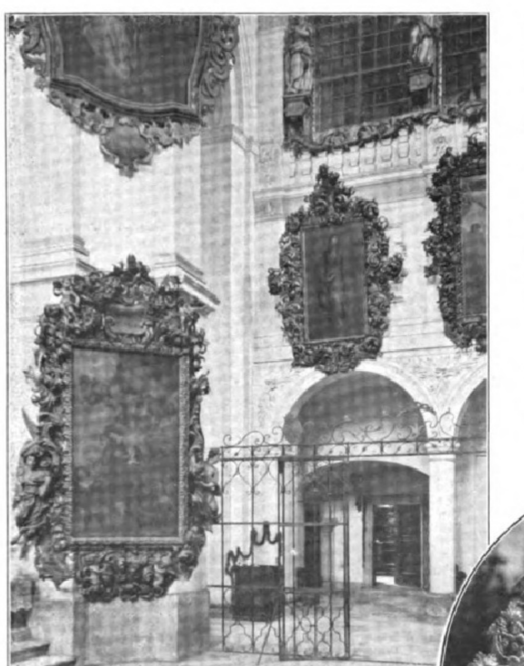
Die nur wenige Minuten von der Magdalenenkirche entfernte evangelische Pfarrkirche zu St. Elisabeth, bekannt durch ihren ungeheueren, massigen Turm, das bedeutendste Wahrzeichen Breslaus, birgt ein ebenso interessantes Denkmal längst entschwundener Zeit, einen bronzenen Taufkessel aus der späteren gotischen Epoche, der mit dem romanischen Portal der Schwesterkirche das Geschick des Unbeachtetbleibens teilt. Er besitzt Kelchform und ruht auf sechs zusammengekauerten Zwerggestalten. Die sechs sanft geschwungenen Flächen des Fußes füllen je eine Engelsgestalt mit Spruchbändern aus, umgeben von Blattornamenten. Nach oben hin wächst elegantes Maßwerk empor, über dessen Bekrönung sich vollrund gearbeitete Figuren (Engel und Dämonen) beugen, während das Gefäß selbst, von dessen unterem Rande Tierköpfe herabschauen,



Blick ins Chor der dreischiffigen Kirche Maria auf dem Sande in Breslau.



Inneres des St.-Georgs-Münsters zu Münsterberg (dreizehntes Jahrhundert).



Bilderrahmen (Holz) im ehemaligen Zisterzienserkloster zu Heinrichau, Kreis Münsterberg, aus dem siebzehnten Jahrhundert.

in zwölf Feldern Szenen aus dem Leben Christi enthalten. Der über diesem bronzenen Kessel sich erhebende hölzerne Aufsatz stammt aus der Barockzeit und hat mit dem Prachtwerk, auf dem er ruht, dem Kunstwerte nach nichts zu schaffen.

Unter den gotischen Kirchen des Schlesierlandes gibt es nicht eine, die auch nur annähernd so berühmt oder wenigstens bekannt wäre wie einer der west- oder norddeutschen Baue. Meines Erachtens liegt dies vor allem an dem schmucklosen Äußeren der schlesischen Kirchen. Betritt man aber das Innere eines der größeren dieser Bauten, so wird man geradezu überrascht sein! Eine solche herrliche, oft überwältigende Raumwirkung hat man hier in den Kirchen der östlichen Grenzmark des Deutschen Reiches nun und nimmermehr erwartet! Auch Breslau besitzt eine ganze Reihe in dieser Weise sich auszeichnender Kirchenbauten. Leider aber bekommen weitaus die meisten Besucher Breslaus die hehrsten Beispiele dieser Raumentfaltung nicht zu sehen, es sei denn durch Zufall. Denn gewöhnlich begnügt sich der Fremde — ich rechne auch die Schlesier der Provinz dazu — mit dem pflichtschuldigen Besuch des Domes, dessen Inneres aber nicht gerade als ein Muster der Schönheit kirchlicher Räume gelten kann. Die prachtvolle Sandkirche aber betreten die wenigsten. Wohl führt der Weg zum Dom an ihr vorbei, aber wie könnte man auch hinter dem düsteren Gemäuer, an dessen Westseite sich ein so plumper Turm lehnt, Raumschönheit vermuten! Doch nicht nur auf die Sandkirche trifft das Gesagte zu, die Elisabeth-, Dorotheen-, Adalbert-, Vinzenz-, Michaeliskirche und andere rivalisieren mit der raumgewaltigen Kirche Maria auf dem Sande!

Auch die Provinzstädte Schlesiens zeichnen sich durch einen großen, hocherfreulichen Reichtum an raumschönen Kirchen aus. Bei weitem nicht der größte, aber einer der interessantesten Repräsentanten in dieser Beziehung ist das St.-Georgs-Münster zu Münsterberg. Es entzückt durch die anziehende Raumwirkung besonders des zweischiffigen Langhauses, dessen Teilung durch zwei viereckige und einen achteckigen Pfeiler bewerkstelligt wird. Der angenehme Eindruck wird noch erhöht durch die charakteristische Ausmalung in kräftigen, lebhaften Farben und Mustern sowie durch die vierzehn Kreuzwegbilder, die ebensowohl durch ihre originelle Farbengebung wie durch die seltsame Verquickung von Traditionellem und Modernem in der Darstellung der Szenen Interesse, wenn auch nicht immer Befriedigung, hervorrufen. Das Werk, im Werte von 28000 ℳ, ist ein Geschenk des Kaisers; gefertigt hat es der Breslauer Professor Kämpffer.

Nur eine Wegstunde von Münsterberg entfernt liegt ein zweiter, fast noch höher zu bewertender Hort kirchlicher Kunstdenkmäler verborgen, die ehemalige Zisterzienserklosterkirche Heinrichau. Ihr Inneres — das



Silberne Monstranz und Elfenbeinkruzifix der ehemaligen Zisterzienserklosterkirche zu Heinrichau, Kreis Münsterberg.



Westfront der ehemaligen Zisterzienserklosterkirche zu Heinrichau, Kreis Münsterberg.

Chor ist eine fünfschiffige Anlage — ist ebenfalls bedeutend, doch fesseln hier in erster Linie die einzelnen Ausstattungsstücke die Aufmerksamkeit des Besuchers. Da ist vor allem das unvergleichlich schöne Chorgestühl zu nennen, das von dem prachtliebenden Abt Heinrich III. (1681 bis 1702) in beispiellos prächtiger Weise ausgeschmückt wurde. Man betrachte nur die Rücklehnen der zweireihigen Gestühle! Eine Fülle zierlichster Ornamente, wie Akanthusblätter, Sonnenblumen, rankenförmiges Tulpenmuster, Blumengehänge usw., umrahmt in ungemein gefälliger Weise sechsunddreißig Reliefs, die in guter Gruppierung die Geschichte des Welterlösers darstellen. Diese Rücklehnen sind wiederum in größere Gruppen gegliedert durch prachtvolle Engelfiguren, die in guter anatomischer Ausführung aus üppigen Blumengewinden herauswachsen. Reizende Amoretten sind in die mannigfachen Ornamentmotive eingegliedert; sie bilden auch einen wesentlichen Schmuck der Vorderwände der beiden unteren Stuhlreihen. Außerordentlich üppig ist die Bekrönung des Gestühls. Sie zeigt Engel mit Musikinstrumenten, Amoretten zwischen Wolken und fliegenden Adlern sowie Schilde, die mit Psalmenworten bedeckt sind. Auf den Brüstungen der oberen Pultlehnen stehen die wohlgelungenen, allerdings nach barocker Art in theatralischer Pose gehaltenen Figuren der drei Kirchenväter Hieronymus, Augustinus und Gregorius sowie als Repräsentanten asketisch-mönchischen Lebens Benediktus und Bernardus. Die reichgeschmückten Prospekte der vergitterten Logen hinter dem Gestühl, derjenige der Orgel und die Kolossalgemälde über den Rundbogen des Langhauses, nicht zuletzt auch das schöne Abschlußgitter des Chors tragen ein gut Teil zu dem entzückenden Gesamteindruck dieses in Schlesien fast gar nicht, anderwärts aber so gut wie ganz unbekannten Klosterkirchenraumes bei.

Erwähnenswerte Holzschnitzereien weisen auch die Rahmen der meist in sehr großen Formaten ausgeführten Gemälde Willmanns, des schlesischen Rafael (siebzehntes

Chorgestühl in der ehemaligen Zisterzienserklosterkirche zu Heinrichau.

Schlesische Kirchenkunst.

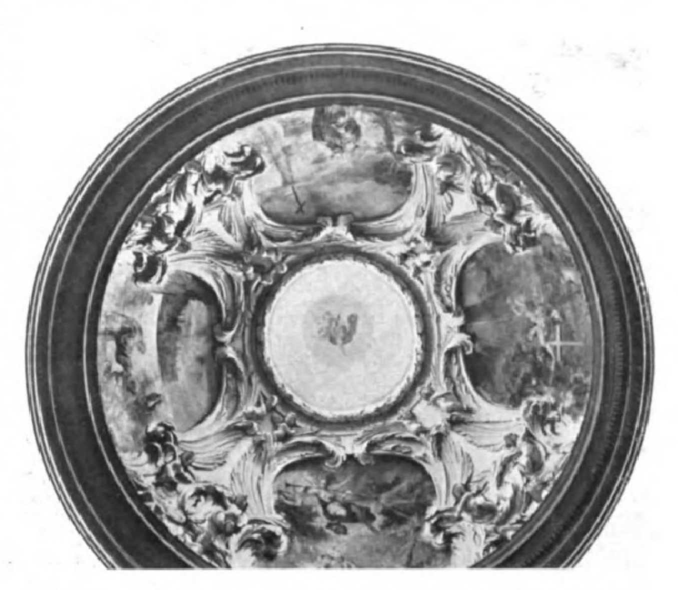


Inneres der Schloßkirche zu Deutsch-Wartenberg bei Neusalz.

Jahrhundert) auf, dessen Werke in Heinrichau sehr zahlreich vertreten sind. Die oft weit über ein halbes Meter breiten Holzrahmen zeigen gut geformtes, krauses Blattwerk und als Belebung desselben geschickt eingefügte Amoretten und Engel als Motive. Sehr reich ist das Inventar der Kirche an wertvollen barocken Ausstattungsstücken aus Edelmetall. Außer dem silbernen, reich mit Gold und Edelsteinen verzierten Prospekt des Altarschranks (Tabernakel) und einigen silbernen Kultgefäßen ist vor allem die große Monstranz anzuführen, ein bewundernswertes Werk schlesischer Goldschmiedekunst, dem nur wenige ebenbürtig sind. Das über 1 m hohe und 60 cm breite Prunkstück stellt Jesse, aus dem der Stammbaum Christi sprießt, dar. Die Verästelungen des Stammbaumes (Weinstock) tragen die Brustbilder (Flachreliefs) der Ahnen Christi. Der Aufbau der mit Edelsteinen geschmückten Monstranz ist formvollendet schön. Auch ein sehr beachtenswertes Elfenbeinkruzifix zählt Heinrichau zu seinen Kunstschätzen, das durch die edle Haltung des Körpers und die anatomische Genauigkeit desselben, die sich am Kopfe bis ins Minuziöse steigert, berechtigtes Entzücken wachruft. Es ist die Arbeit eines unbekannten Schülers Benvenuto Cellinis.

Nicht viel weniger interessante Einzelheiten als Heinrichau enthält das älteste Zisterzienserkloster Schlesiens, das am eichenumstandenen Spiegel der Oder aufragende ehemalige Kloster Leubus. Seine Kirche, eine edel wirkende, dreischiffige Pfeilerhalle, ist ein wahres Dorado von allerhand wertvollen Kunstdenkmälern. Es sei hervorgehoben, daß hier ein Teil der besten Werke Willmanns, der hier begraben liegt, zu finden ist, daß die Kirche die Ruhestätte einer großen Zahl weltlicher und geistlicher Fürsten ist und wie Heinrichau wundervolle Holzschnitzereien und Edelmetallarbeiten aufweist. Das Chorgestühl ist im ganzen einfacher gehalten als das zu Heinrichau, es ist auch nur einreihig, und die Felder der Rücklehnen sind ohne Schmuck, doch wirkt es durch das gut stilisierte Rankenwerk, auf dessen breiten Blätterwedeln ein dreifacher Chor von musizierenden Engeln in anmutigen Stellungen placiert ist, nicht minder fesselnd als das erstgenannte Gestühl. Das Gitter, welches das Chor vom Langhause scheidet, ist eine herrliche Durchsteckarbeit aus dem Jahre 1702. Von Stukkaturen sei derjenigen der barocken Abschlußkapellen der Seitenschiffe gedacht. Zwischen den breiten Blättern, in deren Laub sich übermütige Putten bergen, leuchten farbenfrische Fresken.

Zum Schluß sei noch eines geradezu ideal schön zu nennenden kirchlichen Renaissancebauwerks gedacht, nämlich der Schloßkirche zu Deutsch-Wartenberg, die aber auch wegen der höchst gediegenen Ausstattung, der Malereien, Schnitzereien, Paramente usw., ein Schmuck- und Schatzkästchen im wahrsten Sinne des Wortes genannt werden muß.

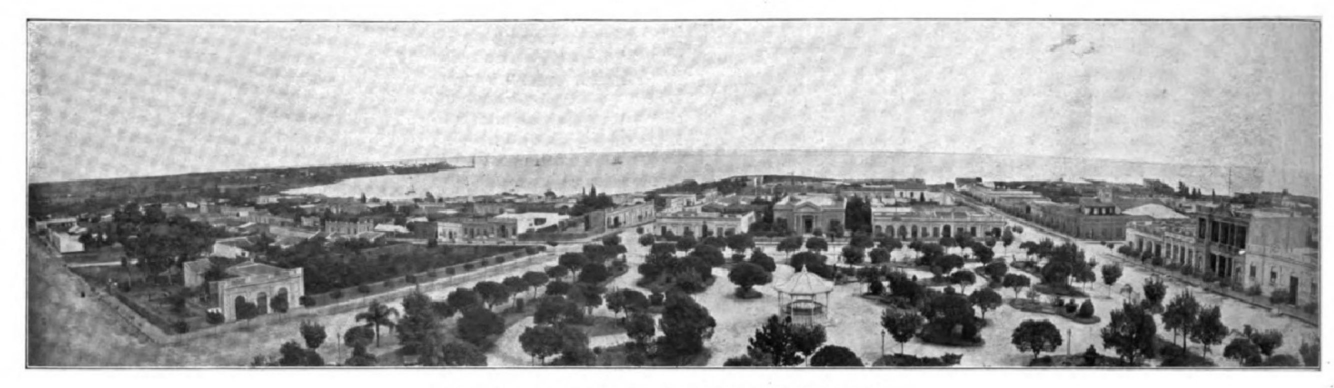


Stukkaturen und Freskomalereien in der Kuppel, im Abschluß des südlichen Seitenschiffes der ehemaligen Zisterzienserklosterkirche zu Leubus (siebzehntes Jahrhundert).

Eichenes Chorgestühl in der ehemaligen Zisterzienserklosterkirche zu Leubus, Kreis Wohlau (siebzehntes Jahrhundert).

Schlesische Kirchenkunst.





Fray Bentos. (Im Hintergrunde auf der Halbinsel die Fabrik.)

Ein Besuch von Fray Bentos in Uruguay und seiner Fleischextrakt-Fabriken. Von Ernst v. Hesse-Wartegg.

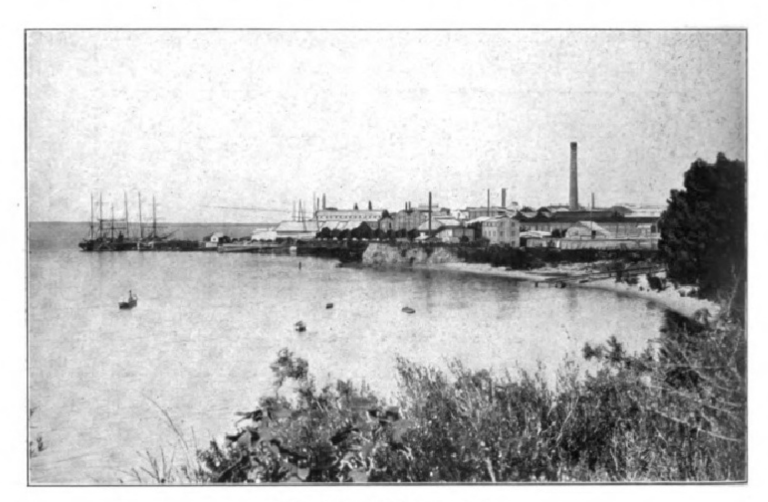


Die Zahl der Rinder und Schafe ist in den drei Republiken am La-Plata-Strom, Argentinien, Paraguay und Uruguay, unverhältnismäßig schneller gewachsen als die Zahl der Menschen. Die drei Staaten zählen zusammen noch keine neun Millionen Einwohner, an Rindern aber gibt es dort vierzig Millionen, an Schafen hundert Millionen! Sie wachsen draußen auf den ungeheuren Pampas, so groß wie zwei Deutsche Reiche, Sommer und Winter im Freien auf; die Estancias, deren es so große gibt wie ein halbes Dutzend deutscher Bundesstaaten zusammengenommen, enthalten innerhalb ihrer Stacheldrahtumzäunung viele Tausende von Rindern, und ihre Zunahme ist immer noch derart, daß es in den entfernteren Gegenden schon schwer wird, sie zu lohnenden Preisen los zu werden.

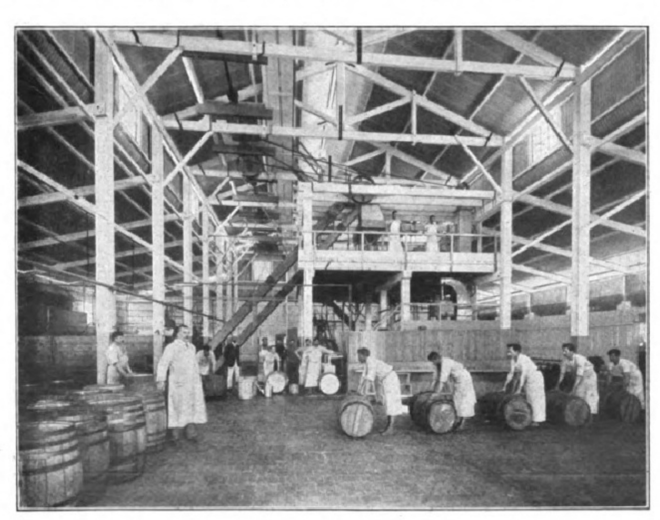
Zum Glück für die La-Plata-Länder ist der Fleischbedarf in Europa so groß, daß beträchtliche Mengen von auswärts eingeführt werden müssen. Argentinien allein zieht daraus seine hauptsächlichste Einnahmequelle — nicht weniger als fünfhundert Millionen Mark im Jahre. Auch in Nordamerika beginnt man damit zu rechnen, daß bei dem eigenen, rasch steigenden Bedarf in absehbarer Zeit für die Riesenschlächtereien in Chicago ein Mangel an Vieh zu lohnenden Preisen eintreten könnte. Als ich diesen Sommer durch Uruguay reiste, wo der Viehreichtum ebenfalls unverhältnismäßig groß ist, traf ich zu meiner Überraschung einige Yankees. Sie entpuppten sich als Abgesandte der großen Schlächterfirmen Amerikas, die gekommen waren, um das Vieh, die Preise und Transportverhältnisse kennen zu lernen. Im Bedarfsfall soll Rindvieh von Uruguay nach Nordamerika geschafft, dort geschlachtet und verarbeitet werden, um die Produkte nach Europa zu verkaufen. Indessen wird sich ihre Absicht kaum lohnen, denn am La-Plata- wie am Uruguaystrom sind schon längst kolossale Schlächtereien entstanden, die den Bedarf Europas unmittelbar versorgen. Die meisten dieser mit Millionen-Kapital arbeitenden, Millionen von Rindern verbrauchenden Unternehmungen sind deutsch. Die größte und älteste ist die Liebig-Gesellschaft, deren Schlachthäuser und Fabriken an den Ufern des Uruguay zu den bedeutendsten Sehenswürdigkeiten der drei Republiken zählen. Schon auf meinen Fahrten durch Argentinien und Paraguay kam ich durch verschiedene Estancias von ungeheurer Größe, deren Mayordomos und Capataces (Verwalter und ihre Assistenten) Deutsche waren, und auf den Potreros (umzäunten Viehweiden) sah ich Rinderherden von mehreren tausend Köpfen, alle bestimmt, nach den Schlächtereien am Uruguay gebracht und dort für den Bedarf Europas verarbeitet zu werden. In den Bureaus der Liebig-Gesellschaft in Buenos Aires gab man mir interessante Daten darüber. Der gesamte Landbesitz in den La-Plata-Staaten umfaßt 3500 qkm, aber der jährliche Verbrauch an Rindern ist so gewaltig, daß ebenso große Landstrecken noch dazu gepachtet werden mußten. Das macht zusammen 7000 qkm, erreicht also an Umfang die thüringischen Herzogtümer und Anhalt dazu, alles in der Hand einer Privatgesellschaft vereinigt! Der Rinderbestand erreicht nahezu dreihunderttausend Köpfe, dazu gegen zweihunderttausend Schafe! Und auch das reicht für den Bedarf der Schlächtereien nicht aus; eine ganze Anzahl von Troperos durchzieht die La-Plata-Länder um noch mehr Vieh aufzukaufen. Getrieben von Gauchos und Peones, ziehen die ungeheuren Tropas den Stromufern zu, um in Schiffen nach den zwei großen Hauptsitzen der Gesellschaft, Colon und Fray Bentos, gebracht zu werden, denn sie verbrauchen in jedem Jahr während der kurzen Schlachtzeit von Januar bis Juni zwischen drei- und vierhunderttausend Rinder, also gegen dreitausend täglich.

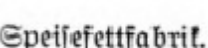
Fray Bentos! Schon in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts unternahm es dort ein Deutscher, Georg Giebert, den großen Reichtum an Rindern für die Erzeugung von Fleischextrakt nach dem Verfahren Justus v. Liebigs zu verwerten. Das kleine, bescheidene Häuschen an den steilen Lehmufern des mächtigen Uruguaystromes steht heute noch, pietätvoll gehütet, rings umgeben von dem riesigen Labyrinth von Schlachthäusern, Maschinenwerkstätten und Fabriken, die seither hier entstanden sind. Obschon alles nach Möglichkeit durch maschinelle Betriebe mit Dampf und Elektrizität verarbeitet wird, sind doch über fünfzehnhundert Arbeiter hier beschäftigt, die gleiche Zahl in Colon, das einige Dampferstunden stromaufwärts am argentinischen Ufer des Uruguay liegt. Colon ist eine Tochtergründung der Liebig-Gesellschaft in der Nähe des gleichnamigen Städtchens, wo ich zahlreiche Kolonisten der verschiedensten Nationen, hauptsächlich Italiener und Russen, weiter landeinwärts auch Juden angesiedelt fand. Obschon die Schlächtereien von Colon erst im Jahre 1904 in Betrieb gesetzt wurden, erreicht ihr Bedarf an Rindern schon heute zweihunderttausend Stück jährlich.

Indes, Fray Bentos ist der Sitz der Verwaltung des ganzen Riesenunternehmens geblieben, dessen Grundbesitz sich über den halben Kontinent verteilt, und dessen Produkte sich die ganze Welt erobert haben. Die kleinen Steinguttiegel mit dem Namen des



Die Liebig-Fabrik in Fray Bentos.





Speisefettfabrik.



Fabrikation von Verpackungsbüchsen.

Ein Besuch von Fray Bentos in Uruguay und seiner Fleischextrakt-Fabriken.



berühmten Chemikers sind heute geradezu unentbehrlich geworden, und ich selbst führte sie auf meinen Reisen in unwirtlichen Ländern mit mir. Ich konnte sie in Schanghai und Söul ebenso kaufen wie in Irkutsk und Winnipeg.

Nun sollte ich auch durch eigenen Augenschein kennen lernen, wie ihr Inhalt, der dunkelbraune Teig, hergestellt wird. Fray Bentos, zu deutsch Benediktinerbruder, ist von Buenos Aires wie von der schönen Hauptstadt Uruguays, Montevideo, in einem Tage leicht zu erreichen. Von Buenos Aires fahren die Dampfer des Österreichers Mihanovich, ganz vorzügliche Schiffe nach Art der Rheindampfer, bis unmittelbar vor das Städtchen, das sich mit seinen weißen Häusern, von Gärten umgeben, sehr anheimelnd ausnimmt. Die nächste Station stromaufwärts ist Neu-Berlin, wo sich auch ein 160 qkm (!) großes Landgut der Liebig-Gesellschaft befindet. Ich hätte in diesem Städtchen mit dem urdeutschen Namen, das ich später ebenfalls besuchte, einen Großteil deutscher Ansiedler vermutet. In Wirklichkeit hat es keinen einzigen. Fray Bentos aber mit seinem urspanischen Namen hat deren eine ganze Menge, fast durchweg im Dienste der Liebig-Gesellschaft.



Liebig-Transportschiff.



Badende Rinder.

Von Montevideo kann man auch über Land nach Fray Bentos gelangen, aber es kennzeichnet die Zustände in der von Parteihader zerwühlten Republik, daß ihre Machthaber nach dem Ort, dem sie den größten Teil ihrer Staatseinnahmen verdanken, noch keine Eisenbahn gebaut haben! Die Bahn führt nur bis Mercedes. Von dort mußte ich nach Übersetzung des Flusses mittels Fährboots einen Wagen mieten, der mich bis in die Nacht hinein kreuz und quer durch einsame, mit Stacheldrahtzäunen verbarrikadierte Viehländereien führte. Beinahe hätte ich unterm Sternenhimmel mein Nachtquartier aufschlagen müssen, wenn ich nicht rechtzeitig in der Finsternis die Vorarbeiten für die neue Bahnstrecke nach Fray Bentos entdeckt hätte. Diese entlang fuhr mich der Kutscher nach meinem Ziel.

Aber Fray Bentos ist nicht die Ciudad Liebig. Ich passierte den schönen, elektrisch erleuchteten Hauptplatz, einen wahren Stadtpark, wo die Honoratioren des sechstausend Einwohner zählenden Städtchens einem Konzert der Stadtmusik lauschten, und mußte noch ein halbes Stündchen weiter fahren, ehe ich mich in der reizenden Villa des Direktors Luis Meyer in angenehmster Gesellschaft an den Soupertisch setzen konnte.

Bei meinem ersten Orientierungsgang am folgenden Morgen zeigte sich mir die ganze Gegend noch viel reizvoller, als ich sie vermutet hatte. Vor meinen Fenstern ein Blumenparkett, in den Palmenhainen sangen Vögel ihr Morgenlied, und zwischen dem halbtropischen Dickicht am steilen Flußufer sah ich zeitweilig die Segel vorbeiziehender Schiffe. Das Ganze ist eine Riviera-Idylle, nach Uruguay verpflanzt. Von den Schlächtereien sah ich keine Spur. Die Stadt Fray Bentos allein zeigte sich mir im Norden, ähnlich malerisch wie Monte Carlo vom Kap Martin. Üppige Gärten verbergen die Stätte der „Massacres des Innocents" auf der Stadtseite. Aber vorhanden ist sie doch, ein Riesenkomplex von Schlachthäusern, Küchen, chemischen Laboratorien, Maschinenwerkstätten, Kesselhäusern, Warendepots, umgeben von einer hohen Mauer. Auf der Landseite liegen die Corrales (Lagerplätze) für die Schlachtopfer, auf der Flußseite die Dampfer zur Aufnahme der aus diesen erzeugten Produkte. Die Ochsen marschieren auf der einen Seite hinein und kommen auf der andern als Liebigs Extrakt, Corned beef und Talg wieder heraus. Um diese Massen, dazu die Häute und allerhand Nebenprodukte nach Europa zu bringen, sind ein Dutzend Dampfer und die doppelte bis dreifache Zahl von Segelschiffen erforderlich. Sie bringen viele Tausende von Tonnen Kohlen und Salz, die ersteren aus England, das letztere aus Cadix, und nehmen die Viehprodukte von Fray Bentos nach den verschiedensten Häfen Europas zurück.

In Gruppen von ungefähr dreißig Stück werden die Rinder in einen starken Verschlag getrieben, aus dem sie nicht mehr lebend herauskommen. An einem Ende liegt der etwas erhöhte Eingang in die kolossale Schlachthalle, ganz Eisenkonstruktion, ebenso hoch und geräumig wie ein Operntheater. Ein Lassowurf umschlingt die Hörner des zu schlachtenden Tieres. Das andere Lassoende wird um eine elektrische Winde geschlungen und das Rind so auf den Boden einer Plattform auf Rollen gezogen. Darüber steht der Desnucador, der geschickt ein fußlanges, handbreites Messer in den Nacken des Tieres stößt. Gewöhnlich stürzt es, wie vom Blitz getroffen, zusammen; die Plattform wird ins Innere der Schlachthalle gezogen, und dort nimmt eine Schlächterbrigade das tote Rind in Empfang. Mit wunderbarer Geschicklichkeit wird es nun zunächst in zwei Längshälften geschnitten und in acht Teile zerlegt. Die Knochen, Galle, Leber, Zunge, Kopf und Hufe werden durch geschickte Schnitte abgetrennt, das Innere herausgenommen, und wenige Minuten, nachdem das Tier seinen Todesstoß erhalten, hängen seine acht Fleischteile an Haken auf hohen Eisenschienen, um durch elektrische Fächer abgekühlt zu werden. Das geht so von morgens bis abends, fünf Monate lang. In jeder Stunde dieses Zeitraums werden durchschnittlich hundertfünfzig Rinder geschlachtet und zerlegt! Gleichzeitig mit den Schlächtern arbeiten auch die Veterinäre und untersuchen die einzelnen Körperteile der



Rinder in der Tränke.



Rinderherde auf der Estancia Vichadero.

Ein Besuch von Fray Bentos in Uruguay und seiner Fleischextrakt-Fabriken.

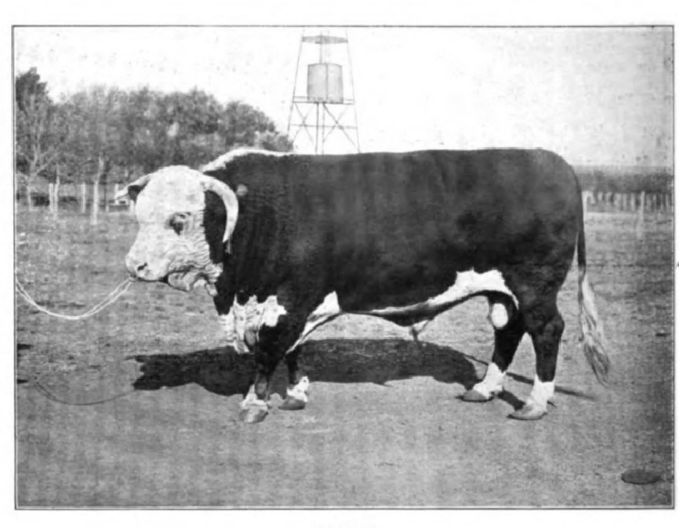


geschlachteten Rinder, ob sie auch gesund waren. Im Gegenfall werden sie sofort beseitigt und mit den Abfällen zu Dünger verarbeitet.

Nach einer Nacht sind die aufgehängten Fleischstücke genügend abgekühlt, um zur Bouillonbereitung verwendet werden zu können. Dazu kommen sie zunächst in kolossalen Wurstmaschinen ähnelnde Zerkleinerungsapparate, die sie in winzige Stückchen schneiden. Die Masse, nur aus dem besten Rindfleisch bestehend, gelangt nun in Metallkessel, deren jeder 7000 bis 10000 kg Fleisch faßt, und wird unter Zugießen von Wasser durch Dampf erhitzt. Das Fett sondert sich an der Oberfläche ab und wird sorgfältig abgeschöpft. Die Suppe wird in ein System von Sieben abgelassen, in denen alle Fleisch- und Eiweißteilchen zurückbleiben; dabei wird die Flüssigkeit so klar wie abgeklärter Wein. Nun wird sie in große Vakuumapparate gepumpt, in deren verdünnter Luft das Eindampfen erfolgt, bis nur noch ein dickflüssiger Sirup übrigbleibt. Dieser geht nun wieder durch eine Reihe sinnreicher Reinigungsapparate, beständig unter Aufsicht europäischer Chemiker, um zu prüfen, ob der Extrakt den Vorschriften Justus v. Liebigs entspricht, und gelangt endlich zur Verpackung in Blechkannen von je 50 kg. So wird der Extrakt nach Antwerpen gesandt, wo in den großen Anlagen der Liebig-Gesellschaft das Umfüllen in die weltbekannten kleinen Steinguttiegel erfolgt. 34 kg knochen- und fettfreies Fleisch ergeben nur 1 kg Extrakt. Was mir in diesen größten Küchenräumen des Erdballs angenehm auffiel, war ihre ausnehmende Sauberkeit. Die Maschinen durchweg blitzblank, an den Wänden kein Fleck, auf dem Boden kein Stäubchen, die wenigen Arbeiter alle schneeweiß gekleidet wie in einer Herrschaftsküche.

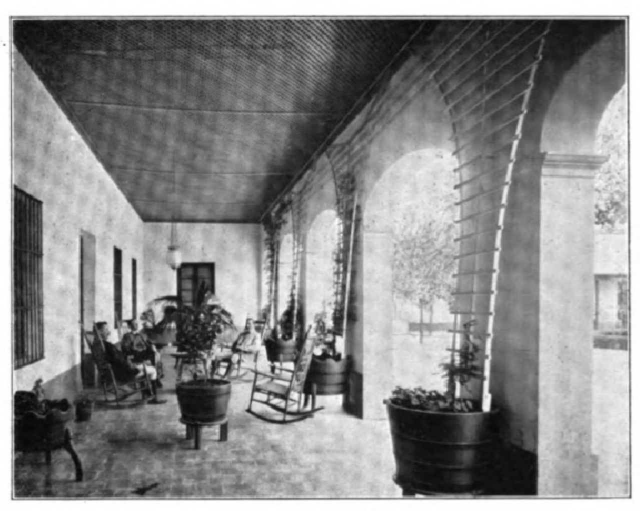
Bei den billigen Extraktpreisen würde die Gesellschaft gar nicht auf ihre Kosten kommen, wenn nicht auch die anderen Teile der Rinder verarbeitet würden. Die wertvollsten darunter sind die Häute. Kaum sind sie von geübten Händen abgetrennt worden, so werden sie in eigenen großen Räumen an der Innenfläche von anhaftenden Fleisch- und Fetteilen durch Abschaben befreit und für einige Tage einem Bad in Salzwasser ausgesetzt. Dann werden sie auf Waggons in riesige Lagerräume mit Hunderten von Tonnen Salz gebracht und dort abwechselnd mit dünnen Schichten Salz zu kleinen Türmen aufgespeichert. Manchmal liegen hier dreißig- bis fünfzigtausend Häute, bis ein Schiffsrumpf sie in Empfang nimmt. Die Zwischenräume werden durch Rindshörner ausgefüllt, damit die Ladung fest verstaut ist.

Den nächstgrößten Wert hat das Fett. Die beste Sorte, aus dem Nierenfett gewonnen und Premier Jus genannt, wird in ebenso appetitlicher wie sinnreicher Weise in eigenen Küchen ausgekocht und gereinigt, daß sie sich im flüssigen Zustand wie das reinste Tafelöl zeigt. Sie dient zur Margarinebereitung und wird hauptsächlich nach England und Holland ausgeführt.



Zuchtstier.

Auf meinem Spaziergang gelangte ich zu einem Sägewerk mit Kreissägen, wo anscheinend Holzscheite für die gewaltigen Dampfkessel zersägt wurden. Es waren indessen Tausende von Schenkelknochen, denen hier die Gelenksenden abgesägt wurden, um aus den Mittelstücken mittels Dampf das Mark ausblasen zu können. Daraus wird durch Kochen die Grasa genannte Fettsorte gewonnen, die als Speisefett verwendet wird. Aus dem bei der Bouillonbereitung abgeschöpften Fett und den rohen Fettschwarten wird in riesigen Küchen der Talg ausgekocht, in 500-l-Fässer verpackt und so nach Europa, hauptsächlich nach Genua und St. Petersburg, versandt.



Veranda vor dem Messehaus.



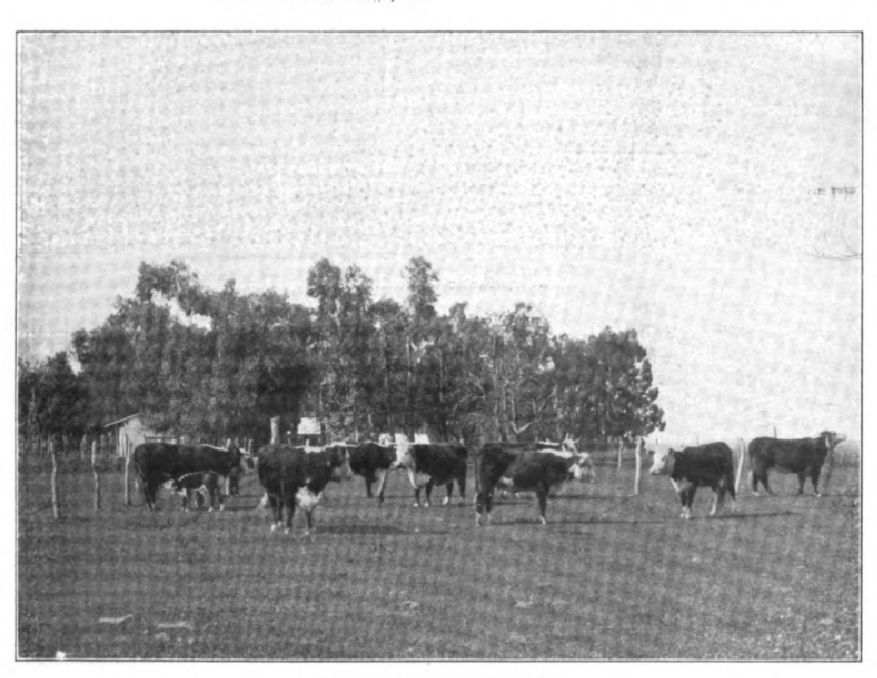
Gauchos nach der Tagesarbeit.

Die größeren Knochen werden ebenfalls ausgekocht, getrocknet und zur Verarbeitung für Messergriffe, Knöpfe u. dgl. nach Europa verschifft. Sehnen und Därme, gut gewaschen, sind ebenfalls ein wichtiger Handelsartikel, besonders für Deutschland. Die Rückstände aus der Extraktfabrikation werden gemahlen und liefern das von den Viehzüchtern sehr geschätzte Fleischfuttermehl.

In einem anderen Betrieb wird Corned beef zubereitet. Das beste Fleisch wird von Sehnen und Fett befreit und, zwischen Salpeter und Salz gepackt, eine bestimmte Zeit liegen gelassen. Dann wird es in handgroßen Stücken in Metallbüchsen gepackt, und die Zwischenräume werden mit Gelatine ausgegossen, die ebenfalls hier in einer eigenen Küche aus den Gelenkknochen gewonnen wird. Eine andere Küche dient zur Gewinnung von Klauenöl aus den Hufen.

Alles, alles findet seine Verarbeitung; nur aus Lebern, Köpfen, Lungen und den inneren Abfällen ist nichts anderes zu machen als Guano zur Bodendüngung. Dazu kommen diese Teile, die sich in ungeheueren Massen ansammeln, in große Zentrifugalmaschinen, um alle Flüssigkeit daraus zu entfernen; der trockene, bröcklig gewordene Rest wird in Mühlen, die ähnlich unseren Kaffeemühlen eingerichtet sind, zerkleinert und in Säcke gepackt. Ebenso wird auch das Blut verarbeitet.

Mitten in der Menge von Hallen, Küchen, Waschräumen und Werken der verschiedensten Art, die diese größte Fleischextrakt-Fabrik der Erde bilden, liegen die Dampf- und Elektrizitätsmaschinen, die fast durchweg von deutschen Häusern geliefert worden sind. Die Gesellschaft besitzt hier aber auch nicht nur die größte Maschinenwerkstätte von Uruguay, wo die Unmassen von Arbeitsmaschinen, Kesseln usw. ausgebessert, geputzt oder neu ersetzt werden; es ist auch eine Menge von sinnreichen Apparaten zur Herstellung der vielen Tausende von Büchsen und Blechdosen vorhanden, die zur Verpackung der Produkte nötig sind.



Viehcorral in der Estanzia Pileta.

Ein Besuch von Fray Bentos in Uruguay und seiner Fleischextrakt-Fabriken.

In diesen Maschinenanlagen fand ich großenteils deutsche Arbeiter und Aufseher, während in den anderen Betrieben fast ausschließlich inländische Peones tätig sind. Unzufriedenheit, Ausstände, Unruhen sind unter ihnen noch niemals vorgekommen, denn die Gesellschaft hat auf eigene Kosten so wohldurchdachte Wohlfahrtseinrichtungen geschaffen, daß die Arbeiter nirgends im Lande, auch nicht in Argentinien oder Brasilien bessere Arbeits- und Lebensbedingungen finden können. Ein eigenes Hospital nimmt sie im Erkrankungsfalle auf, eine eigene Schule gibt ihnen Gelegenheit, ihre Kinder zu erziehen, und je länger sie im Dienste der Gesellschaft bleiben, desto höher steigt ihr Lohn. Viele sind schon ein Vierteljahrhundert hier tätig, haben sich eigene Häuser und Grundstücke erworben, Familien gegründet und so Fray Bentos zu einem schönen, behaglichen Städtchen von ungefähr 6000 Einwohnern gemacht, in dem es sich ganz angenehm leben läßt.

Die Rache der Hexe.

Rumänische Original-Dorfgeschichte von **Berta Katscher**.

I.

„Soll ich? Soll ich nicht? Soll ich? Soll ich nicht?" lispelte die blonde Sophia, das Töchterchen des Popen, eine Marguerite nach der andern zerpflückend und nachdenklich zwischen den Blumenbeeten des kleinen Vorgartens umhertrippelnd. Sie schien einen harten Kampf zu kämpfen, denn bald leuchteten, wenn eine Marguerite „Ja" sagte, ihre tiefschwarzen, glänzenden Augen vor Freude auf; bald huschte, wenn die nächste Blume die Frage verneinte, ein schmerzlicher Zug um das Gesicht.

„Drakulo*)! Schon wieder soll ich nicht!" rief sie schließlich, zornig mit dem nackten Fuße stampfend, als die sechste Blüte die vernichtende Antwort erteilte. „Und ich hab's ihm doch bestimmt versprochen! Warum mag der Vater", fuhr sie halblaut fort, „jetzt so eigensinnig sein, während er mir sonst stets meinen Willen läßt? Petru ist doch gewiß der hübscheste Junge im Dorf, und kein anderer tanzt den Ardjelan so gut wie er! Mein Gott, weil er seine Eltern nicht kennt und die alte Mitra sich des Wickelkindes erbarmte . . ."

„Bleibt Petru Bordan doch ein Prachtjunge!"

„Du bist's, Moschule (Großvater)? Nein, bin ich aber erschrocken! Ich hab' dich gar nicht kommen gehört."

„Das glaub' ich dir, mein Täubchen!" bemerkte der alte Bauer, der bisher auf der Moosbank unter der Linde gelegen und das Treiben Sophias neugierig beobachtet hatte. „Sag's auch nicht dem Popen, meinem wohlgeborenen Herrn Sohn, daß ich hier bin; du weißt, er sieht's nicht gern, wenn ich komme. Er hat ja recht; ich bin nur ein einfacher, armer Kleinhäusler, und er ist ein gar großer Herr geworden", fügte der Alte bitter hinzu. „Aber Blut ist kein Wasser, Kind! Es treibt mich immer her, um zu sehen, wie's dem Popen geht, denn er findet ja den Weg nicht mehr zu seinem alten Vater, der sich den Bissen vom Munde absparte, um seinen Einzigen was Rechtes werden zu lassen. Doch was red' ich für tolles Zeug? Siehst du, dein Moschule wird alt. Er lästert sogar sein eigen Fleisch und Blut! Was ich sagen wollte . . ." Dabei fuhr sich der Greis mit dem weiten, buntgestickten Ärmel seines groben Hemdes über die feuchten Augen. „Also du liebst Petru Bordan, und der Pope sieht es nicht gern? Hm, hm! Ja, sag' mal, Kind, liebt dich denn der Petru auch? Du brauchst nicht zu erröten; ich meine, liebt er dich so, daß er dich als Hausfrau heimführen will?"

„Freilich! Du glaubst doch nicht, Moschule . . .?" rief sie entrüstet.

„Na, na, Kind, die heutige Welt ist schlecht, namentlich die jungen Burschen, sie glauben nicht an Gott, scheuen die Arbeit, und wenn sie gar beim Militär gewesen sind wie der Petru . . ."

„Moschule, ich lasse auf Petru nichts Böses sagen! Seitdem er wieder zu Hause ist, sieht die Hütte der alten Mitra menschenwürdig aus, sagen die Leute. Der Acker hinter ihrem Garten ist bebaut, das eingestürzte Dach aufgerichtet, dabei ist er der fleißigste Geselle beim Schmied — weißt du, das hat er beim Militär gelernt", erklärte Sofia eifrig.

„Warum will also dein Vater nichts von ihm wissen?"

„Weil . . . weil Petru ein hergelaufener Junge ist, den die alte Mitra aus Erbarmen aufgezogen hat, und — du weißt doch, Moschule, daß die Leute Mitra für eine Hexe halten — und Vater sagt, er würde mich lieber tot und begraben sehen, ehe ich die Schwiegertochter der Dorfhexe werde. Solange er lebe, müsse ich mir solche Gedanken aus dem Kopfe schlagen. Ich kann aber nicht, Moschule, ich kann nicht! Ehe ich den alten, blatternarbigen Dorfnotär heirate, wie Vater will, geh' ich ins Wasser oder laufe mit Petru davon — mag er dann mit mir machen, was er will", schluchzte Sophia.

„Aha, da liegt der Hund begraben! Den reichen Blutsauger von Kornyerevo sollst du heiraten? Sein eigen Kind will Gawrile verschachern! Gott, o Gott, und das nennt sich deinen Diener? Daß ich auf meine alten Tage auch das noch erleben mußte! . . . Aber weine nicht, Sophia, solange ich lebe, wird das Ungeheuerliche nicht geschehen. Jetzt weiß ich, wozu mich der Herr so lange am Leben ließ, und ich murre nicht mehr, daß der Tod meiner vergessen. Dein junges Leben soll nicht um schnöden Geldes willen geopfert werden. Ich gehe sofort zur alten Mitra und werde mit Petru sprechen."

„Nimm mich mit zur Mitra, ich möchte mir so gern von ihr die Karten aufschlagen lassen. Sie weiß noch nicht, daß Petru mein Draguz (Geliebter) ist. Sie haßt den Vater ebenso wie er sie, und deshalb hat ihr Petru noch nichts gesagt. Bitte, bitte, Moschule, nimm mich mit. Ich wollte sie schon lange aufsuchen, aber ich hatte Angst, allein hinzugehen, weil die Leute behaupten, daß sie eine Hexe sei und eine Giftmischerin."

„Was wird dein Vater sagen, Kind, wenn er's erfährt?" meinte der Alte, sich nach Bauernart hinter dem Ohr kratzend.

„Vater ist heute nicht zu Hause, er kommt erst spät nachts von der Kongregation heim, und dann ist er immer . . ." Das Mädchen stockte verlegen.

„Besoffen!" ergänzte der Alte bitter. „Freilich, wenn man sich in Gesellschaft so nobler Herren bewegt, darf man schon eins über den Durst trinken! Na, vielleicht ist das auch eine Fügung Gottes, daß ich gerade heute den weiten Weg übers Gebirge her gemacht habe. Also komm, Mädel, bis zur Mitra werden mich meine müden Beine noch tragen."

„Ich binde mir nur rasch eine andere Katrinza (golddurchwebte Schürze, die zum Nationalkostüm der Rumänin gehört) und den guten Oprek (eine breite Binde aus demselben Gewebe, die das Mieder ersetzt und das weite, buntgestickte Hemd zusammenhält) um, denn . . ."

„Denn du könntest vielleicht doch dem Petru begegnen", schmunzelte der Alte. „Oder willst du dich nur für die Dorfhexe so schön herausputzen?"

Sophia antwortete nicht, sondern eilte ins Haus, von wo sie schon nach wenigen Augenblicken frisch und keusch wie eine wilde Rose zurückkehrte.

So rasch, wie es die müden Beine des Alten erlaubten, schritten die beiden durch die Dorfstraße, die aus kleinen, zum Teil schiefen Lehmhäusern bestand, mit winzigen Fenstern, die trotz des herrlichen Sommertages alle fest verschlossen waren. Auf den schmalen Fensterbrettern befanden sich fast überall blühende Blumen, zumeist grellrote Geranien, kleine Oleander und Rosmarin. Vor den Häusern auf der holperigen Straße tummelten sich nackte Kinder mit den Ferkeln um die Wette in den Rinnsalen und Pfützen. Da und dort saß eine Bäuerin auf der Türschwelle, fleißig die Spindel drehend und dem ungleichen Paare nachblickend. Am untersten Ende des Dorfes befand sich das sogenannte Zigeunerviertel, das noch elender und armseliger als das eigentliche Dorf aussah, und in dessen letzter Hütte, die hart an den Wald grenzte, wohnte die vermeintliche alte Hexe.

Warum man die noch rüstige Frau „alt" nannte, wußte eigentlich niemand. Wahrscheinlich, weil sich das Volk eine Hexe nicht anders als alt vorstellen konnte.

Mit brennenden Wangen und pochendem Herzen stand Sophia vor der niedrigen Tür und klopfte schüchtern an. Keine Antwort. Nun trat Moschule, der mittlerweile ausgeschnauft hatte, in Aktion. Er schlug mit seinem derben Knotenstock gegen die verschlossene Tür.

„Heda! Niemand zu Hause? Mitra, wenn du drinnen bist, öffne dem alten Dimitri Stojanu. Auch Sophia, die Tochter Gawriles, ist hier und will sich weissagen lassen."

„Was sagst du? Die Tochter des Popen?" rief eine angenehme, kräftige Frauenstimme. „Ei, diese Ehre! Ich komme schon, Vater Dimitri, ich komme schon!"

Im nächsten Augenblick ging die Tür auf, und eine ziemlich beleibte, kaum fünfundvierzigjährige Bäuerin trat heraus.

Sophia versteckte sich hinter dem Rücken des Großvaters und schlug rasch das Kreuz.

*) Zum Teufel!

„Gesegnet sei euer Eingang, und gelobt sei Jesus Christus!“ begrüßte Mitra ihre Gäste.

Sophia starrte die Frau voll Verwunderung an. Trieb sie Spott mit dem geheiligten Namen? Aber Mitra ließ ihr nicht viel Zeit zum Nachdenken, sondern fügte hinzu:

„Also das niedliche Püppchen will sich von der alten Dorfhexe die Karten aufschlagen lassen? Oder soll ich aus der Hand weissagen? Oder sogar das Sieb sprechen lassen? Du bist verliebt, mein Seelchen, nicht wahr, und möchtest gerne wissen, ob er dich auch liebt, dir treu ist und ehrliche Absichten hat?“

Sophia errötete unter den durchdringenden Blicken Mitras, die gar nicht wie eine Hexe aussah und sich durch nichts von den anderen Bäuerinnen des Dorfes unterschied — höchstens dadurch, daß sie einen Goldring mit einem blitzenden Stein am Finger trug.

„Fürchte dich nicht, mein Goldkäferchen, die alte Mitra ist nicht so schlecht, wie die Menschen sie machen. Namentlich so junges Blut mag sie gut leiden! Wie die Zeit vergeht! Was, Moschule? Weiß der Pope Gawrile, daß sein Töchterchen sich von der alten Mitra die Karten legen lassen will?“ fragte sie mit lauerndem Blick. „Doch was schwatze ich da, statt so rare und feine Gäste in mein bescheidenes Kämmerchen zu führen.“

Damit drängte sie die beiden durch die niedrige Tür in ein kleines, nach Bauernart eingerichtetes Stübchen, wischte mit ihrer Schürze die dreibeinigen Holzstühle und den großen Tisch ab, nahm aus einem alten Schrank ein schmutziges Spiel französischer Karten und ein kleines Drahtsieb heraus, schloß die Fensterläden und die Tür, damit kein Lichtstrahl eindränge, zündete ein Lämpchen an und machte, ehe sie sich niedersetzte, allerlei Hokuspokus über Karten und Sieb. Sophia schmiegte sich während dieser ganzen Zeit eng an ihren Großvater, der im stillen mehrere Vaterunser murmelte. Ihr Herz klopfte so heftig, daß sie mehrmals verschüchtert auf Mitra blickte — aus Furcht, diese müsse es hören. Mitra aber mischte die Karten, nahm Sophia gegenüber Platz und wandte fortan ihre ganze Aufmerksamkeit ihrer Kunst zu. Endlich sagte sie mit gedämpfter Stimme:

„Du liebst einen armen Burschen aus diesem Dorf, einen hübschen, schwarzen Burschen; er liebt auch dich. Aber ein Ungeheuer steht zwischen euch. Von einem nobeln, reichen Herrn droht dir Gefahr. Du wirst noch viele Tränen vergießen; aber wenn du treu zu deinem Burschen hältst, werden alle Hindernisse besiegt werden. Auch eine alte Frau wird ihre Hände im Spiele haben, und ihr wirst du dein Glück verdanken, denn sie wird den Stolz des Vaters brechen.“

„Also ich werde den Pe ...“ Sophia stockte verlegen und wagte es nicht, den Blick vom Boden zu erheben.

„Wie dein Liebster heißt, verraten die Karten nicht; aber du wirst ihn schließlich nach vielen Kämpfen bekommen, wenn du treu zu ihm stehst.“

„Oh, das will ich! Ich danke dir, Mitra! Diesen Georgstaler nimm für deine Mühe.“

„Gott lohne es dir, Mädchen! Aber jetzt geh, denn ich höre meinen Sohn kommen, und er liebt es nicht, daß ich Karten aufschlage“, bemerkte die Hexe, die Karten und ihr sonstiges Werkzeug vom Tische räumend und rasch den Fensterladen öffnend.

Im nächsten Augenblick stieß ein kräftiger, hochgewachsener Bursche die Tür auf und blieb, als er die vornehmen Gäste erblickte, sprachlos in derselben stehen.

„Sophia, du hier?“ entfuhr es seinen Lippen, und ein zärtlicher Blick streifte das Mädchen, das wie eine arme Sünderin mit zu Boden gesenkten Blicken neben ihrem Großvater stand.

„Ach, Petru, schilt mich, wenn du willst, aber ich konnte es der Popentochter wirklich nicht abschlagen ... Sie wollte wissen, ob sie ihren Liebsten doch bekommen wird. Und sieh mal, diesen Georgstaler hat sie mir geschenkt.“

„Nun, und —?“ fragte Petru neugierig und trat hastig in die Stube. Er war noch rauchgeschwärzt, wie er eben von der Schmiede kam, aber Sophia schien das gar nicht zu bemerken und blickte zärtlich zu ihm auf, während sie den Arm ihres Großvaters erfaßte und rasch sagte:

„Komm, Moschule, wir müssen fort. Es ist schon spät, und im Zigeunerviertel soll es nicht recht geheuer sein.“

„Fürchte dich nicht, mein Püppchen, von da droht dir keine Gefahr“, bemerkte Mitra lächelnd. „Wenn du willst, begleitet dich mein Sohn, und du kannst ihm dann selbst sagen ...“

„Ach, das ist gar nicht nötig; Moschule bringt mich schon nach Hause“, beeilte sich Sophia zu sagen und lief zur Tür hinaus, den Alten nach sich ziehend.

„Wie oft habe ich dich schon gebeten, Mutter, diese Weissagerei sein zu lassen! Ich kann es nicht vertragen, wenn dich die Leute Hexe nennen und dich wie den Tod meiden.“

„Ich verspreche dir, von dem Tage an, da du mir die Popentochter als deine Frau zuführst, keine Karten und kein Sieb mehr anzurühren“, entgegnete Mitra feierlich.

„Du weißt ...?“

„Ja, ich weiß. Eine Hexe muß ja alles wissen. Die Kleine liebt dich, Petru, und ich werde dir helfen, Gawriles Hochmut zu brechen. Er soll und muß gutmachen“, rief sie mit haßerfüllten Blicken.

„Gutmachen? Was denn?“

Mitra fuhr sich über die Stirn, wie um böse Gedanken zu verscheuchen, dann richtete sie sich stolz auf und sagte:

„Da es das Schicksal selbst so gefügt hat, sollst du alles erfahren, Petru! Aber es wird mir nicht leicht sein, dir zu erzählen, was du wissen sollst.“

Petru setzte sich seiner Mutter gegenüber und lauschte.

II.

„Du weißt, daß ich nicht aus diesem Dorfe bin. Wir waren Nachbarsleute des alten Dimitri Stojanu. Gawrile und ich sind zusammen aufgewachsen. Wir hüteten unsere Gänse zusammen und lebten wie Geschwister. Er war immer ein fauler, selbstsüchtiger Junge, der mich alle seine Arbeiten machen ließ, während er im Grase lag und sich sonnte. Fehlte eine seiner Gänse, oder richtete er einen Schaden an, dann schob er die Schuld stets auf mich, und ich mußte die Suppe ausessen. Damals dachte ich, es müßte so sein, denn er war der Ältere, und ich hatte ihn schrecklich lieb ... Dimitri, der aus seinem einzigen Kind was Rechtes machen wollte, darbte, um ihn in die Stadt zur Schule schicken zu können. Ich war zehn und Gawrile vierzehn Jahre alt, als er in Lugos die Schule bezog. Gott im Himmel, wie habe ich mich damals gegrämt! Endlich tröstete ich mich damit, daß Gawrile mir versprochen, er werde bestimmt zu Ostern heimkommen. Wie zählte ich die Tage bis dahin! Und als Dimitri mir am Grünen Donnerstag vergnügt sagte: ›Morgen kommt der Junge‹, war ich fast toll vor Freude. Vor Tagesgrauen stand ich auf, stahl meinen Sonntagsstaat aus der Truhe und lief ihm entgegen. Ich wollte die Erste sein, die ihn begrüßte. Wie groß war meine Enttäuschung, als ich statt meines Kameraden einen städtisch gekleideten, aufgeschossenen, hochmütigen Studenten traf! Das war der erste Schmerz, den er mir bereitete, und es sollte nicht der letzte sein. Gawrile kümmerte sich fortan nicht mehr viel um die kleine Mitra. Ich aber liebte ihn mit der ganzen Kraft einer heißen Kinderseele. Jahre vergingen; aus dem wilden kleinen Mädchen wurde eine, wie die Leute sagten, sehr stattliche Jungfrau. Mit dreizehn Jahren wies ich schon Freier zurück. Im stillen hoffte ich nämlich immer, daß Gawrile eines Tages heimkehren und sich meiner erinnern würde. Ich hörte von dem alten Dimitri, dem mittlerweile die Frau gestorben war, daß Gawrile bald Pope werden sollte. Wie sich der Alte nach ihm sehnte! Aber Gawrile schrieb immer, daß er keine Zeit habe, nach Hause zu kommen, und schickte dem Vater nur hin und wieder ein paar Gulden. Da starb der hiesige Pope — Dimitri und ich wohnten damals noch drüben über dem Gebirge — und die Kunde drang zu uns, daß Gawrile Stojanu die Stelle bekommen habe. Mit dem Alten war kaum zu reden — sein Sohn Pope von Vasnitza! Das sollte nun ein Leben werden! Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß der Sohn ihn zu sich nehmen würde. Doch wurde er in seinen Hoffnungen arg getäuscht. Kurz, ehe der neue Pope seine Pfarre bezog, erinnerte er sich daran, daß er hinter den Bergen einen alten Vater habe, den er nach so vielen Jahren endlich einmal besuchen müsse — schon der Leute wegen. Wie mir das Herz klopfte, als ich ihn wiedersah! Ob er mich erkennen würde? Wir trafen uns nach dem Gottesdienst in der Kirche. Ich ging mit ein paar Mädchen, er mit unserem damaligen Popen. Plötzlich erblickte er mich, blieb stehen, stellte eine Frage an den Popen, sah noch einmal nach mir herüber und schritt dann ruhig weiter, ohne mich eines Wortes zu würdigen. Ich hätte aufschreien mögen vor Zorn und Schmerz, aber ich preßte die Hand aufs Herz und lachte und scherzte mit den Mädchen — er sollte nicht sehen, wie er mich gekränkt! Zu Hause jedoch sperrte ich mich in meine Kammer ein und weinte furchtbar. Plötzlich fiel mir ein, daß der stolze Mensch gar nicht wert sei, daß ich mich so sehr grämte. War ich nicht das hübscheste Mädchen im Dorfe? Warb nicht des Richters Sohn um mich? Noch heute wollte ich ihm sagen lassen, daß ich die Seine werde. Mit diesem Entschluß begab ich mich in die Stube, blieb aber auf der Schwelle wie gebannt stehen. Denn wer saß dort auf der Ofenbank? Gawrile!“

(Fortsetzung folgt.)







Aus Jndustrie und Technik.

Gold- und Edelschmiedekunst.

Von **Hans Herzberg**.



1. Der Schmelzofen. Das flüssige Rohmaterial wird in den Einguß zu Barren ausgegossen.

Handwerkskunst! Was einst, vom Mittelalter her bis vor einigen Jahrzehnten, als eigenste Handwerkskunst blühte und besonders dem Mittelstand seine verdiente Würde und sein gutes Brot verschaffte, das haben die modernen technischen Errungenschaften und das Großkapital an sich gerissen.

Trotzdem gibt es, abgesehen von der fabrikationsmäßigen und daher billigen Herstellung ihrer Erzeugnisse, einige wenige Berufe, bei denen die alte geübte Handwerkskunst der ausschlaggebende Faktor ist. Hierzu gehört vor allem die Gold- und Edelschmiedekunst.

Die in der Goldschmiedekunst fast ausschließlich zur Verwendung kommenden Metalle sind Gold und Silber. Zur Fassung von Brillanten benutzt man in neuerer Zeit auch Platin. Der verfügbare Raum ist zu klein, um über das Vorkommen und die Gewinnung der Metalle Näheres mitzuteilen.

Der Goldschmied bezieht sein Edelmetall vornehmlich von den Gold- und Silberscheideanstalten. Das Gold erhält er zumeist in dünnen, bandartig ausgewalzten Streifen. Von vielen Konsumenten wird jedoch das Münzgold vorgezogen. Viele Millionen von Zehn- und Zwanzig-Mark-Stücken werden auf diese Weise alljährlich dem Verkehr entzogen. Um diesem Übelstande wenigstens teilweise vorzubeugen, hat die Reichsbank in letzter Zeit erwogen, Feingold, das bisher nur in größeren Mengen von dieser bezogen werden konnte, in Zukunft auch im Werte von etwa 100 Mk. an abzugeben. Das Silber wird von den obengenannten Anstalten entweder in etwa ein Kilo schweren Barren oder aber der Bequemlichkeit halber in kleinen Körnern bezogen.

Natürlich kann man nur in den seltensten Fällen die Edelmetalle in ihrem chemisch reinen Zustand in der Praxis verwenden, da dieselben zu weich sind. Sie werden deshalb je nach dem erforderlichen Feingehalt mit Kupfer legiert. Diese Zusatzmengen sind in den meisten Staaten durch Gesetze geregelt. In vielen Ländern ist die Stempelung zwangsweise vorgeschrieben, in anderen wieder ist sie freiwillig. In Deutschland haben wir die letztere.

Die Legierungen der Metalle werden fast ausnahmslos, wenigstens diejenigen des Goldes, im eigenen Betriebe vorgenommen. In einem bis zur Weißglut erhitzten Schmelztiegel wird die vorher sorgsam abgewogene Menge des Edelmetalls geschmolzen



2. Ziseleur, Graveur und Silberpolierer.

und diesem die ebenso sorgfältig bemessene Menge des Zusatzmetalls zugefügt. Das flüssige Gold oder Silber saugt den Zusatz begierig auf. Durch tüchtiges Umrühren und Schütteln und nötigenfalls durch mehrmaliges Umschmelzen wird dafür Sorge getragen, daß die Verbindung der beiden Metalle in allen ihren Teilen vollkommen gleichmäßig ist. Die Legierung muß alsdann, bevor das Metall erkaltet, schnell in sogenannte eiserne Barreneingüsse oder in Rohreingüsse gegossen werden (Abbild. 1). Die erstere Form wählt man, wenn zur Herstellung Gold oder Silberblech gebraucht wird, die zweite, wobei dem Metall eine Stabform gegeben wird, falls die Herstellung der Arbeit mehr oder weniger dünnen Draht erfordert. Aus diesen beiden Formen werden nun freihändig nach vorliegenden Zeichnungen die kostbarsten Juwelenstücke und größten Prunkwerke hergestellt. Allerdings gibt es auch vereinzelt Kunstwerke, bei denen das Metall in geeignete, dem Modell oder der Zeichnung angepaßte Formen gegossen wird. Diese „Gußstücke“ erfordern alsdann nur eine leichte freihändige Nacharbeit.

Auch in der Gold- und Silberschmiederei hat die moderne Technik eine ganze Anzahl Hilfsmaschinen geschaffen. Trotzdem bleiben der Schöpfer der Zeichnung und der die Arbeit herstellende Handwerker der ausschlaggebende Faktor für das Gelingen des Werkes. Große Geschicklichkeit und Formensinn werden stets dem fertigen Werk ihren Stempel aufdrücken. Entweder gibt man dem geschickten Goldschmied eine bereits fertige Arbeit zum Kopieren oder ein Wachsmodell; die intelligentesten Leute erhalten eine mehr oder weniger ausführliche Zeichnung. Im letzteren Falle werden die zur Verwendung kommenden Edelmetalle meistens durch billige Hilfsarbeiter auf die nötigen Dimensionen vorgerichtet. Dann werden die einzelnen Gold- und Silberbleche, bzw. -drähte weiter gestreckt, gehämmert, gefeilt, gebogen, die einzelnen Teile zusammengelötet, bis das Werk in die gewünschte Form gebracht ist.

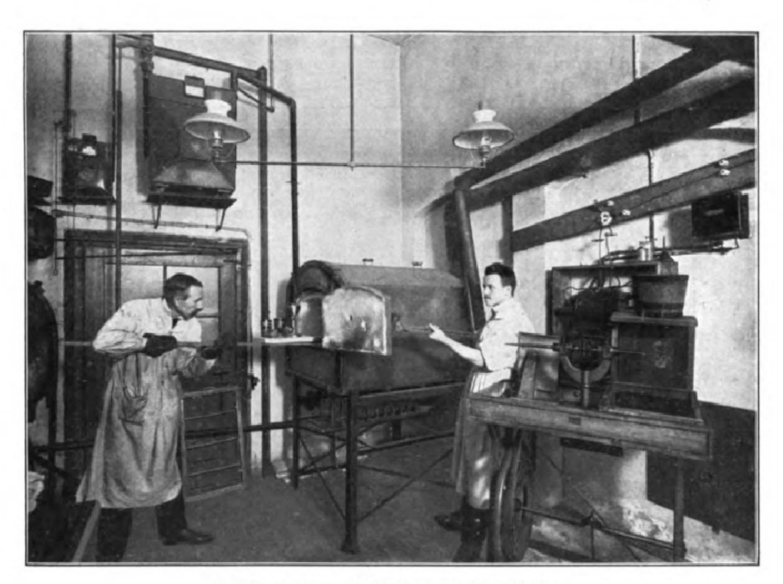
Der Laie, der eine Edelschmiede betritt, wird sich in dieser ein Glitzern, Blinken und Glänzen der Metalle vorstellen. Enttäuscht wird er beim Anblick der in Arbeit befindlichen Kunstgegenstände wähnen, diese seien nicht aus Gold und Silber, sondern schwarz und unscheinbar aus Eisen hergestellt. Doch, wie oben schon bemerkt, sind die in der Praxis zur Verarbeitung gelangenden Edelmetalle nicht mehr chemisch rein. Durch die vielfachen Glühprozesse beim Verarbeiten verbindet sich der Sauerstoff der Luft mit den weniger edlen Teilen der Legierung. Dadurch erhält das Metall seinen schwärzlichen, ganz dem alten Eisen ähnlichen Überzug. Dieses dünne, schwarze Häutchen wird nach dem letzten Glühen durch Abkochen in verdünnter Schwefelsäure entfernt. Das Aussehen des Edelmetalls bekommt so eine grau-weißliche Farbe, Sud genannt. Bei Silbersachen wird diese Behandlung so lange wiederholt, bis die Gegenstände die erforderliche reine Silberfarbe erhalten. Störender wirkt dagegen der Sud beim Gold. Um hier die natürliche Färbung wieder hervortreten zu lassen, wird das Metall auf mechanische Weise mit verschiedenen, fein pulverisierten Materialien geschliffen und zuletzt poliert. Will man dem Gold eine stumpfe, matte Farbe geben, so werden die Arbeiten einem kurzen, chemischen Prozeß unterworfen.

Das Löten kleinerer Gegenstände geschieht ausschließlich durch einen mit dem Mund erzeugten Luftstrom, der mittels des Lötrohrs in einer offenen Gasflamme eine sehr intensive, heiße Stichflamme erzeugt. Größere Silbergegenstände werden teilweise in einem großen Holzkohlenfeuer so lange erhitzt, bis das Lot zum Schmelzen gebracht wird und so eine innige Verbindung der zusammengehörigen Teile herstellt. Dieses Verfahren erfordert große Übung, da der Schmelzpunkt des Lotes nur etwas niedriger ist als der des Edelmetalles selbst. Es kann dadurch leicht ein Verschmelzer (Zusammenschmelzen) der mühevollen Arbeit eintreten. Unsere Vorväter kannten kein anderes Verfahren. Heutzutage bedient man sich vielfach auch beim Löten der größten Gegenstände eines Lötrohres. Der nötige Luftstrom zur Erzeugung der Stichflamme wird durch einen Blasebalg oder ähnliche Vorrichtungen hervorgerufen.

Es gibt nun noch viele Zwischenstufen, die ein Kunstwerk, bevor es in den Handel gelangt, durchzumachen hat. Es kommt z. B. in die Hand



3. Der Silberschmied bei Hammer- und Treibarbeit.



4. Edelschmiede. Beschickung des Emailleofens.

des Fassers, der ihm in hartherziger Weise mit großen und kleinen Bohrern zu Leibe geht. Aus dem ehemals massiven, schwerfällig erscheinenden Schmuckstück wird nun ein feines, luftiges, spinnewebartiges Netzwerk gebildet. Der kunstfertige Handwerker vervollständigt dann durch Einsetzen von kostbaren, blitzenden Brillanten oder anderen Edelsteinen viel bewunderte und wertvolle Geschmeide. Andere Arbeiten gehen in die Hand des Graveurs oder des Ziseleurs (Abbild. 2). Mittels kleiner, verschiedenartig geformter Stichel und Meißel werden sie dort mit allerlei Motiven, flachen, erhöhten oder vertieften Ornamenten, Schriften, Monogrammen usw., ausgeschmückt. Während der Graveur seinen Stichel durch einen Druck mit der Hand gegen das Metall bewegt und so die Zeichnung erzeugt, bedient sich der Ziseleur des Meißels, Punzen genannt, und eines kleinen Hämmerchens an einem sehr dünnen, federnden Stiel. Der erstere bearbeitet meist die flachen, eingegrabenen Motive, während letzterem die stark profilierten, plastischen Arbeiten zufallen.

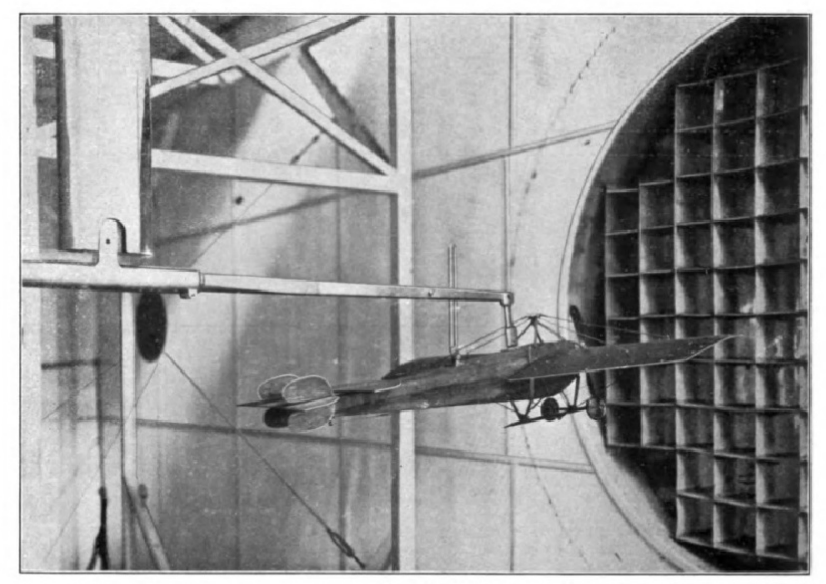
Dekorierte Silberarbeiten, die ihre Grundformen erhalten haben, werden mit der Technik des Treibens (Abbild. 3) weiterbehandelt. Die zu treibende Zeichnung wird an der Oberfläche mit einer Stahlspitze angemerkt und mit dem Schrotpunzen leicht angeschlagen, so daß sich die Zeichnung auch an der Rückseite markiert. Durch Auftreiben der höchsten Punkte des Reliefs von der Rückseite aus wird der Zeichnung die wichtigste Form gegeben. Von der Vorderseite werden hierauf mit den Setzpunzen die tiefsten Partien fixiert. Allmählich erhält so das Relief bestimmte Formen und Verhältnisse, die nach und nach bis auf die feinsten Details herausgearbeitet werden.

Ein weiteres Verfahren, Schmuckstücke zu verschönern, ist die Inkrustation. Hierbei kommen Metalle von verschiedenen Härtegraden zur Verwendung. Man drückt auf mechanischem Wege das weichere Metall in die Vertiefungen des härteren und erhält so das gewünschte Muster. Als bekannte Beispiele hierfür nennen wir die oft in reichster Weise mit Gold und Silber ausgelegten Waffen, Schilder und ganzen Rüstungen des Mittelalters.

Die kunstvollste aller Ausschmückungstechniken ist das Emaillieren. Beherrscht der Meister diese Kunst, so kann er mit ihr reiche, rein dekorative und künstlerische Wirkungen wie mit keiner anderen schaffen. Das Email ist eine Glasmasse, die auf der für sie bestimmten Unterlage aufgeschmolzen wird. Durch verschiedene Metalloxyde kann diese Masse in einer reichhaltigen Farbenskala hergestellt werden. Man unterscheidet Email cloisonnée — aus dem Orient stammend — und Filigranemail. Diese letztere Kunst wurde früher in Ungarn und hauptsächlich in Rußland viel geübt. Eine weitere Hauptart ist das sogenannte Grubenemail. Bei dieser Technik werden aus der glatten Fläche mittels Stichel durch den Graveur, durch Ätzen usw. tiefe Zellen (Gruben) herausgearbeitet. Bei der erst vor einiger Zeit fertiggestellten Hochzeitsgabe der Provinz Sachsen an das Deutsche Kronprinzenpaar, diesem Meisterstück der deutschen Goldschmiedekunst, erforderte allein das Herausarbeiten der unzähligen einzelnen Gruben einen Arbeitsaufwand von weit mehr als einem Jahr. Hierbei wurde außerdem eine weitere, bisher nicht gekannte Emailkunst angewendet, nämlich Email à jour. Das Email wird ohne eine Unterlage in ein freischwebendes Netz feiner Drähte eingetragen, so daß nach dem Brennen der hierzu gewählten, durchsichtigen Emaille das Licht von allen Seiten einstrahlen kann. Ein wunderbares Farbenspiel wird so erzeugt. Allerdings erfordert diese Technik eine besondere Sicherheit. Noch einige Worte über die Praxis des Emaillierens. Sind die Arbeiten vorbereitet, so wird das aus großen, steinharten Stücken bestehende Email in glühendem Zustand in kaltes Wasser geworfen. Hierdurch zerspringt es in kleine Stücke, worauf es feucht in einem Achatmörser fein zerrieben wird. Alsdann wird es in dünnen Schichten in die Gruben (Zellen) eingetragen und in einem Glühofen eingebrannt (Abbild. 4). Diese Prozedur wird so oft wiederholt, bis die Gruben gefüllt sind. Unebenheiten an der Oberfläche nach dem letzten Brande werden mittels einer Schmirgelscheibe glatt geschliffen und mit einem Holzrädchen aus Apfelbaumholz nach- und blank poliert.

Luftwiderstandsversuche von Eiffel.

Der berühmte Erbauer des Eiffel-Turms hat sich seit längerer Zeit bereits mit Luftwiderstandsversuchen beschäftigt. Der Gedanke, sich die große Höhe von 300 m zunächst zu Fallversuchen dienstbar zu machen, lag sehr nahe. Eiffel hat denn auch eingehende Experimente angestellt mit verschieden geformten Körpern, die er bei Windstille sowie auch bei windigem Wetter aus der Höhe herabfallen ließ. Durch eine sinnreiche Einrichtung hat er sowohl die Fallgeschwindigkeit als auch das Verhalten der Körper in der Luft studiert. Das Hauptergebnis ist, daß bei den erzielten Geschwindigkeiten zwischen 18 und 40 m in der Sekunde der Widerstand der Luft proportional dem Quadrate der Geschwindigkeiten ist. Eiffel ist dann dazu übergegangen, das Verhalten der strömenden Luft auf Modelle von Flugdrachen zu studieren. Es ist bekanntlich einerlei, ob man den Versuchskörper in ruhiger Luft vorwärtsbewegt, oder ob man die strömende Luft auf den in Ruhe befindlichen Körper einwirken läßt. Solche Versuche haben große Ähnlichkeit mit den Schleppversuchen, die man zur Feststellung der besten Formen von Schiffskörpern im Wasser unternimmt. Eiffel hat die verschiedenen Modelle der Flugmaschinen an einem Hebel aufgehängt, der sorgsam das Gewicht des Modells



Luftwiderstandsversuche an Flugmaschinenmodellen.

ausbalanciert. Wenn nun die Luft gegen das Modell strömt, so macht der Hebel einen Ausschlag und zeigt an einer Meßvorrichtung den Druck an, dem der Versuchskörper ausgesetzt ist. Die Luft wird mit großen Ventilatoren gegen das ganze Modell geschleudert. Um nun eine möglichst große Gleichmäßigkeit des Luftstromes zu erzielen, sieht man auf dem Bilde in der Ventilatoröffnung kastenförmige Einsätze, durch welche die Luft hindurchströmen muß. Vor Eiffel haben solche Versuche schon Voisin in Paris, Prof. Prandtl in Göttingen u. a. angestellt. Grundlegend sind auch die Arbeiten von Prof. Ahlborn in Hamburg, der den Einfluß strömenden Wassers auf Tragflächenformen eingehend studiert hat. Da die Flugmaschinenmodelle nicht sehr leicht herzustellen sind, so verdienen die Versuche von Eiffel ganz besondere Beachtung. Vor allen Dingen schon deshalb, weil der Einfluß der Verspannungen, Chassis und aller nebensächlichen Teile, die doch zweifellos auf den Flug der Aeroplane großen Einfluß haben, ebenfalls studiert werden kann. Während Eiffel über seine Fallversuche bereits ein in der Librairie Aéronautique zu Paris erschienenes Werk herausgegeben hat, sollen die Ergebnisse der Versuche mit Modellaeroplanen erst in der nächsten Zeit veröffentlicht werden. Hdt.

Paulhans neue Flugmaschine.

Die Flugmaschine von Paulhan.

Der Aviatiker Paulhan hat einen eigenartigen Doppeldecker konstruiert, der vor kurzem von dem Piloten M. Caillé in ausgezeichneter Weise durch die Luft gesteuert wurde. Schon gelegentlich des französischen „flugtechnischen Salon“ zu Paris erregte der Flugdrachen durch seine bizarren Formen die Aufmerksamkeit aller Besucher. Im allgemeinen ist man es schon gewohnt, die merkwürdigsten Gebilde zu sehen, schon aus dem einfachen Grunde, weil viele Flieger, wenn sie sich erst in das Gebiet eingearbeitet haben, zwar auf Grundlagen alter

Aus dem Hamburger Hafen. Nach einer Originalzeichnung von Otto von der Wehl.

Konstruktionen arbeiten, doch aber einen Typ bauen möchten, der sich äußerlich von anderen unterscheidet. Nur dann können sie ihren Namen dem neuen Aeroplan beilegen. An dem Paulhanschen Zweidecker fallen vor allen Dingen die Form und die Anordnung der Tragflächen auf. Ihre Spannweite beträgt 13 m, ihre Tiefe nur etwa 3½ m; im ganzen sind die tragenden Flächen 100 qm groß. An Stelle der vorderen glatten Rippen, die bei allen anderen Flugdrachen zu sehen sind, hat Paulhan eine Art Gitterkonstruktion erdacht, die tatsächlich eine außerordentlich hohe Festigkeit besitzt. Die durch Querhölzer verbundenen beiden vorderen Leisten haben je eine Knickfestigkeit von etwa 800 kg, eine Zugfestigkeit von mehr als 2000 kg. Wenn tatsächlich an einer Stelle eine Rippe zerbricht, so wird doch die ganze Anordnung durch die Querhölzer vollkommen getragen, so daß also ein einfacher Bruch nicht viel ausmacht. Die Bespannung der Tragflächen erfolgt lediglich durch Haken und Ösen; die Leinwand läßt sich schnell abrollen. Durch diese Anordnung vermag der Erfinder die tragende Fläche je nach Belieben zu vergrößern oder zu verkleinern. Einen Nachteil hat jedoch die Gitterform der Rippen: der Luftwiderstand wird um ein erhebliches vermehrt. Anderseits verspricht sich der Erfinder aber auch dadurch Vorteil, daß er meint, die Luft, die sich durch die Öffnung pressen muß, würde eine größere Stabilität hervorrufen, indem sie in einen festen Weg gezwungen würde. Die Tragflächen sind dabei äußerst biegsam. Das Höhensteuer besteht aus einer einzigen Fläche, die am hinteren Ende des Apparats angebracht ist. Das Seitensteuer sitzt vor dem Höhensteuer. Als Motor wird ein Gnôme benutzt, der eine zweiflügelige Schraube treibt. Um den Luftwiderstand möglichst zu verringern, ist der vordere Teil des Sitzes nach vorn zugespitzt, ähnlich wie beim Rennautomobil. Die Versuche finden täglich auf dem Flugfelde von Saint-Cyr statt. Infolge der Festigkeit der Flächen wird dieser Zweidecker sicher einige Bedeutung gewinnen. Hdt.



Der Motorschlitten des Großfürsten Kyrill von Rußland.

Der Motorschlitten des Großfürsten Kyrill von Rußland.

Wohl der eigenartigste Motorschlitten, der bis heute gebaut ist, dürfte derjenige sein, der kürzlich durch die Popen der russischen Kirche in Paris in der Werkstatt, wo er gefertigt ist, geweiht wurde. Nach den Plänen des Großfürsten Kyrill gebaut, stellt sich der mit vier Kufen ausgerüstete Schlitten als ein zigarrenförmiger Körper dar, der außen völlig glatt ist. Vorn schließt sich an den Körper ein großer Hohlkegel aus Metall an, auf dessen Grund eine Windturbine (Ventilator) angeordnet ist. Deren Flügelrad empfängt seinen Antrieb durch einen im Körper des Schlittens untergebrachten Motor, System Grégoire, mit sechs Zylindern, der imstande ist, eine Leistung von 35 bis 40 Pferdestärken zu entwickeln. Der Motor erteilt dem Flügelrad eine derartige Geschwindigkeit, daß der Schlitten unter günstigen Umständen in der Stunde bis zu 70 km zurücklegen kann.

Der Führer hat seinen Platz vor dem Passagier im hinteren Teile des Schlittenkörpers. Vor sich hat er das Steuerrad sowie alle sonstigen für die Bedienung des Motors erforderlichen Einrichtungen. Der glatte Körper des Schlittens schützt Motor, Führer und Passagier vor dem durch den fahrenden Schlitten etwa von unten aufgewirbelten Schnee.

Die Kufen sind sehr weit auseinandergestellt und mit dem Körper des Schlittens leicht federnd verbunden, so daß auch unebene Schneefelder leicht überwunden werden können, zumal die vorderen Kufen scharf und hoch nach oben aufgebogen sind. Das Windrad ist nach dem System Coando gebaut und läuft außerordentlich leicht. Der Auspufftopf ist unten am Schlittenkörper angeordnet, so daß die Fahrer durch die Auspuffgase nicht belästigt werden.

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Geh. Kommerzienrat Dr. Adolf Richter, der Inhaber der weltbekannten Firma F. Ad. Richter & Cie. in Rudolstadt, ist am 25. Dezember im Alter von 65 Jahren an den Folgen einer Operation gestorben.

Der Automobilkalender-Kongreß wurde im französischen Automobilklub zu Paris abgehalten. Anwesend waren Delegierte von Amerika, England, Dänemark, Schweden, Italien, Rußland und Frankreich. Als Termine für die größten Veranstaltungen wurden folgende Daten festgesetzt: 12. bis 15. Februar Schwedischer Winterpokal, 1. bis 5. März Russische Automobilschlittenkonkurrenz, 22. März Automobilschönheitskonkurrenz in Monte Carlo, 2. bis 13. April Tourenfahrt bei Modena, 1. bis 15. Mai Automobilsalon in Turin, 7. Mai Targa Florio, 21. Mai Pokal der Meuse bei Lüttich, 21. Mai Bergrennen des Automobilklubs von Rouen, 25. bis 28. Mai Kilometer- und Bergrennen des Automobilklubs de Sarthe, 4. und 5. Juni Motorbootrennen von Wien nach Budapest, 1. bis 8. Juni Stafettenkonkurrenz in Rußland, 19. bis 27. Juni Kieler Woche, Voiturettenrennen des „Auto", 25. Juni Großer Preis von Frankreich des Automobilklubs de Sarthe, 26. und 27. Juni Zuverlässigkeitsrennen des Schwedischen Automobilklubs, Ende Juni Regatta vor Stockholm, 2. Juli Bergrennen am Mont Cenis und Motorbootregatta vor Travemünde, 4. bis 20. Juli Deutsch-Englische Prinz-Heinrichfahrt, 11. und 12. Juli Motorbootregatta vor Starnberg, 13. bis 20. Juli Ostender Woche, 18. bis 20. Juli Motorbootmeeting bei Konstanz, 23. und 24. Juli Automobilrennen von Boulogne, 6. August Automobilbergrennen auf dem Mont Ventoux, 13. August Kilometerrennen von Salon, im September Tourenkonkurrenz von St. Petersburg nach Sebastopol, 9. September Großer Preis von Italien bei Bologna, 10. bis 20. September Ungarische Voiturettenkonkurrenzen, 17. September Rennen des „Auto" für kleine Wagen, 1. Oktober Bergrennen von Gaillon, 14. Oktober Großer Preis von Amerika.

Die Strecke für den süddeutschen Überlandflug, der im Frühjahr d. J. in der oberrheinischen Tiefebene geplant ist, ist jetzt vorläufig, allerdings noch unverbindlich, festgelegt worden. Danach wird die Fahrt in Freiburg i. B. beginnen und von dort soll in fünf Tagesetappen von je 100 Kilometer Länge Wiesbaden erreicht werden. Auf der letzten Tagesetappe Frankfurt a. M.—Wiesbaden wird noch eine besondere Schnelligkeitskonkurrenz stattfinden, an der jedoch nur eine beschränkte Zahl von Fliegern teilnehmen kann. Das definitive Programm soll diesen Monat veröffentlicht werden.

Namedy-Sprudel. Der auf der Rheininsel Namedy in der Nähe des bekannten alten Römerstädtchens Andernach zutage getretene Geiser nimmt das allgemeine Interesse in Anspruch. Ganz neu ist bei diesem Geiser nach dem Urteil von Sachverständigen die Erscheinung, daß das Wasser nicht, wie z. B. bei den Geisern Islands und Amerikas, als heiße Quelle, sondern als kalte alkalische Mineralquelle, und zwar als Heilquelle ersten Ranges austritt. Untersuchungen und ärztliche Beobachtungen ergaben, daß der Namedy-Sprudel mit die höchste Summe an kohlensauren Alkalien unter den berühmtesten ähnlichen Quellen enthält. Hiernach erweist sich der Geiser als ein neues und eigenartiges Heilwasser bei Gicht, Diabetes, Blasen-, Nieren-, Magen- und Darmleiden (allen Stoffwechselkrankheiten). Der Namedy-Sprudel gelangt vollständig enteisenet, mit einem geringen Zusatz eigener Kohlensäure versetzt zur Abfüllung und ist als wertvolles Heilwasser sowie diätetisches Tafelgetränk von großem Wohlgeschmack zu Weltruf gelangt und bei Hunderten von Ärzten in eigenem Gebrauch, wie deren zahlreiche Anerkennungsschreiben dartun.

Müller-Extra-Wettbewerb. Die Jury hat ihre Entscheidung getroffen. Die große Anzahl origineller Einsendungen hat die Firma Matheus Müller veranlaßt, außer den vorgesehenen Preisen noch weitere 2 dritte, 5 vierte, 5 fünfte und 4 sechste Preise für aus Müller-Extra-Korken hergestellte Gegenstände zu verteilen. — Den ersten Preis von 1500 Mk. erhielt die Malerin Lise Retke, Berlin, für einen sehr originellen und künstlerischen Falstaff. — Den zweiten Preis von 800 Mk. Jean Schmitz, Düsseldorf, für ein Schiffsgeschwader. Einen zweiten Preis und die Prämie von 1500 Mk. für die größte Anzahl verwendeter Korken erhielt David Fechtner, Berlin. — Dritte Preise von je 200 Mk.: Kunstmaler Paul Scheurich, Berlin, für eine Schaubude mit sehr originellen Jahrmarktsfiguren, Bildhauer Richard Langer, Berlin, für einen d'Andrade als Don Juan und Hermann Franz, München, für eine Gruppe humoristischer Korkenmännchen. Vierte Preise erhielten: Louis Kock, Hameln, für eine Wanduhr. Der Verband Rheinland der deutschen Reichsfechtschule, für ein Reklameschild. J. R. Tretsch, Wurzen, für einen Rauchtisch, Wilhelm Kürschner, Berlin, für denselben Gegenstand. Louis Kautzer, Hof-Westerwald, für eine Burg Rheinstein. — Fünfte Preise: K. Weber, Frankfurt a. M., für eine Mühle, Ludwig Höche, Halle a. S., für einen Turm, Karl Schmidt, Stuttgart, für ein Stadttor, Frau H. A., Kiel, für ein Tablett, Frau Direktor B., Wilmersdorf, für einen Kostümfrack. — Sechste Preise: Hermann Panzer, Düsseldorf, für ein Plakat, Anton Willems, Düsseldorf, für ein Schachbrett, Albert Rahm, Mannheim, für einen Porträtrahmen, Franz Brisach, Godesberg, für eine Burgruine. Der außerordentlich günstige Ausfall hat die Firma Matheus Müller veranlaßt, das Preisausschreiben für das Jahr 1911 zu erneuern.

Wie richte ich meine Wohnung behaglich ein? Diese Frage beantwortet erschöpfend und zuverlässig der Katalog des Welthauses S. Schein, k. und k. Hof- und Kammerlieferant in Wien I, Bauernmarkt 12, das einzige großindustrielle Unternehmen, das alle Fabrikationen der Wohnungseinrichtung und Innendekoration selbst betreibt. Einen günstigeren Leitfaden zur modernen und eindrucksvollen Ausschmückung des eigenen Heims dürfte es kaum geben. Auswärtigen Interessenten schickt Herr Schein den Katalog gegen Voreinsendung von 1 Mark (in Brfm.). Bei Bestellungen wird diese Mark dem Käufer gutgebracht. Wer nach Wien kommt, versäume nicht, die Raumkunst-Ausstellung des Herrn Schein zu besichtigen. Sie gilt allgemein als vorbildliche Sammlung spezifisch wienerischer gemütlicher Behaglichkeit.

Für die Redaktion [illegible] für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide [illegible] J. J. Weber in Leipzig.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen [illegible] keinerlei Verantwortung übernommen.

Jllustrirte Zeitung

Leipzig • Berlin Erscheint seit 1843 Wien • Budapest



Nummer 3524. Hundertsechsunddreißigster Band. 12. Januar 1911.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7.

Europäische Regententafel 1911.



Norwegen.

König Haakon VII., geb. 3. August 1872; zum König gewählt 18. November 1905; vermählt 22. Juli 1896 mit Maud, Prinzessin von Großbritannien und Irland, geb. 26. November 1869.



Oldenburg.

Großherzog August, geb. 16. November 1852; Regierungsantritt 13. Juni 1900; (2) vermählt 24. Oktober 1896 mit Elisabeth, Herzogin zu Mecklenburg, geb. 10. August 1869.



Österreich-Ungarn.

Kaiser und König Franz Joseph I., geb. 18. August 1830; Regierungsantritt 2. Dezember 1848; Witwer seit 10. September 1898 von Elisabeth, Herzogin in Bayern.



Reuß.

Erbprinz Heinrich XXVII., geb. 10. November 1858; Regent der Fürstentümer Reuß; vermählt 11. November 1884 mit Elise, Prinzessin zu Hohenlohe-Langenburg, geb. 4. September 1864.



Rumänien.

König Karl I., geb. 20. April 1839; zum erblichen Fürsten von Rumänien gewählt 20./8. April 1866, König seit 26./14. März 1881; vermählt 15./3. November 1869 mit Elisabeth, Prinzessin zu Wied, geb. 29. Dezember 1843.



Rußland.

Kaiser Nikolaus II., geb. 18./6. Mai 1868; Regierungsantritt 1. November/20. Oktober 1894; vermählt 26./14. November 1894 mit Alexandra, Prinzessin Alix von Hessen und bei Rhein, geb. 6. Juni/25. Mai 1872.



Sachsen.

König Friedrich August III., geb. 25. Mai 1865; Regierungsantritt 15. Oktober 1904; geschieden 11. Februar 1903 von Luise, Erzherzogin von Österreich-Toskana.



Sachsen-Altenburg.

Herzog Ernst II., geb. 31. August 1871; Regierungsantritt 7. Februar 1908; vermählt 17. Februar 1898 mit Adelheid, Prinzessin zu Schaumburg-Lippe, geb. 22. September 1875.



Sachsen-Coburg und Gotha.

Herzog Karl Eduard, geb. 19. Juli 1884; folgte seinem Oheim Herzog Alfred unter Vormundschaft 30. Juli 1900; Regierungsantritt 19. Juli 1905; vermählt 11. Oktober 1905 mit Viktoria Adelheid, Prinzessin zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, geb. 31. Dezember 1885.



Sachsen-Meiningen und Hildburghausen.

Herzog Georg II., geb. 2. April 1826; Regierungsantritt 20. September 1866; (3) in morganatischer Ehe vermählt 18. März 1873 mit Helene, Freifrau v. Heldburg, geb. Franz.



Sachsen-Weimar-Eisenach.

Großherzog Wilhelm Ernst, geb. 10. Juni 1876; Regierungsantritt 5. Januar 1901; (2) vermählt 4. Januar 1910 mit Karola Feodora, Prinzessin von Sachsen-Meiningen, geb. 29. Mai 1890.



Schaumburg-Lippe.

Fürst Georg, geb. 10. Oktober 1846; Regierungsantritt 8. Mai 1893; vermählt 16. April 1882 mit Marie Anna, Prinzessin von Sachsen-Altenburg, geb. 14. März 1864.



Schwarzburg-Rudolstadt und Schwarzburg-Sondershausen.

Fürst Günther zu Schwarzburg, geb. 21. August 1852; Regierungsantritt in Schwarzburg-Rudolstadt 19. Januar 1890, in Schwarzburg-Sondershausen 28. März 1909; vermählt 9. Dezember 1891 mit Anna Luise, Prinzessin von Schönburg-Waldenburg, geb. 19. Februar 1871.



Schweden.

König Gustav V., geb. 16. Juni 1858; Regierungsantritt 8. Dezember 1907; vermählt 20. September 1881 mit Viktoria, Prinzessin von Baden, geb. 7. August 1862.



Serbien.

König Peter I., geb. 11. Juli/29. Juni 1844; zum König gewählt 15./2. Juni 1903; Witwer seit 16./4. März 1890 von Zorka, Prinzessin von Montenegro.



Spanien.

König Alfons XIII., geb. 17. Mai 1886; an demselben Tage zum König unter Regentschaft seiner Mutter, der Königinwitwe Maria Christine, Erzherzogin von Österreich, ausgerufen, übernahm er die Regierung 17. Mai 1902; vermählt 31. Mai 1906 mit Viktoria Eugenia, Prinzessin von Battenberg, geb. 24. Oktober 1887.



Türkei.

Großsultan Muhammed V., geb. 3. November 1844; Regierungsantritt 27. April 1909.



Waldeck.

Fürst Friedrich, geb. 20. Januar 1865; Regierungsantritt 12. Mai 1893; vermählt 9. August 1895 mit Bathildis, Prinzessin zu Schaumburg-Lippe, geb. 21. Mai 1873.



Württemberg.

König Wilhelm II., geb. 25. Februar 1848; Regierungsantritt 6. Oktober 1891; (2) vermählt 8. April 1886 mit Charlotte, Prinzessin zu Schaumburg-Lippe, geb. 10. Oktober 1864.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 3524. 136. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint jeden Donnerstag vormittag. Vierteljährlicher Bezugspreis: durch eine **Buchhandlung** 8 M, frei ins Haus 8 M 25 ₰; bei einer **Postanstalt** bestellt: Deutsches Reich 8 M 12 ₰, Deutsche Schutzgebiete 8 M, Österreich 10 K 56 h, Ungarn 10 K 20 h, Schweiz 10 Frs. 80 Cts. In den übrigen Ländern des Weltpostvereins erfolgt die direkte Zusendung unter Kreuzband halbjährlich für 28 M portofrei. Einzelpreis einer Nummer 1 M. Die Insertionsgebühren betragen für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 M 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 M. Einsendung der Inserate spätestens zehn Tage vor Erscheinen. **12. Januar 1911.**

Wohltuende, gesunde Wärme

in jedem Raume Ihrer Wohnung, zu jeder Zeit, sichert Ihnen die moderne, zweckmäßige

Centralheizung mit

NATIONAL RADIATOREN & NATIONAL KESSEL

Kein Kohlenschleppen und Anheizen der Oefen; eine einfache Drehung des Ventils genügt, um das Zimmer in wenigen Minuten gleichmäßig, angenehm zu durchwärmen.

Lesen Sie unsere Broschüren, die wir Ihnen kostenlos zusenden.

NATIONALE RADIATOR GESELLSCHAFT m.b.H.
BERLIN S. 42 Abteilung L.





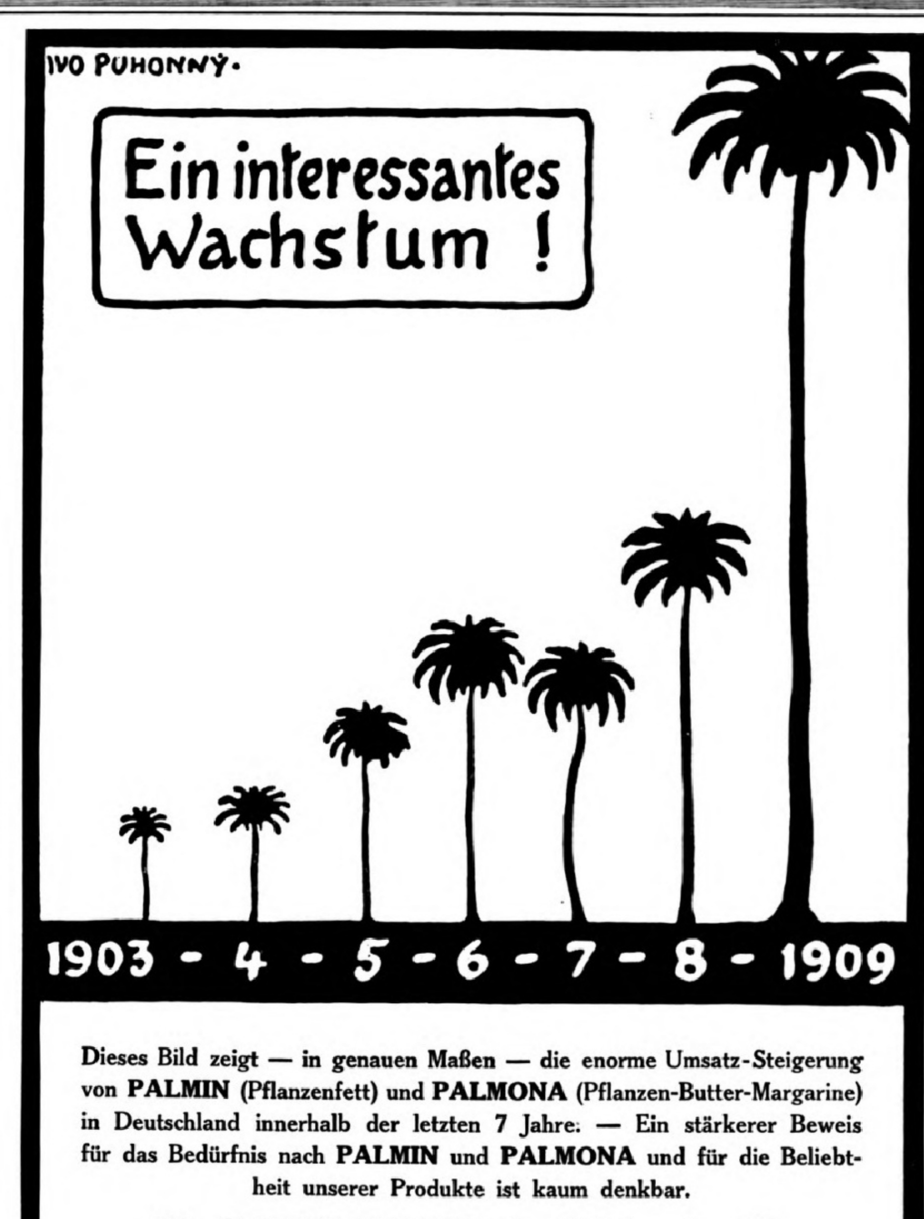
Stets schreibfertig.
Kein Ärger.

Das Beste zu liefern, ist das Bestreben der Hersteller von Caw's Füllfeder, und kein Besitzer eines solchen hat es je bereut, für dieses naturgemäss etwas teuere Fabrikat einige Mark mehr ausgegeben zu haben, da er ein wirklich brauchbares Schreibwerkzeug erhielt, das ihm Freude macht.

Man lasse sich also nicht beirren, wenn ein Händler seines eigenen Vorteils halber einen anderen Halter zu verkaufen sucht. **Man achte also auf den Namen Caw's. In allen ersten Papiergeschäften käuflich.** Illustrierter Katalog gratis vom Fabriklager **Schwanhäusser,** Wien I, Johannesgasse 2. **Schwan-Bleistift-Fabrik,** Nürnberg. (117)







Dieses Bild zeigt — in genauen Maßen — die enorme Umsatz-Steigerung von **PALMIN** (Pflanzenfett) und **PALMONA** (Pflanzen-Butter-Margarine) in Deutschland innerhalb der letzten 7 Jahre. — Ein stärkerer Beweis für das Bedürfnis nach **PALMIN** und **PALMONA** und für die Beliebtheit unserer Produkte ist kaum denkbar.

H. SCHLINCK & CIE., A.-G.


Lohse's Lilienmilch-Seife
Unvergleichlich zur Pflege der Haut.
Das Original aller Lilienmilchseifen.
Gustav Lohse, Berlin, Königlicher Hoflieferant.
Käuflich in allen einschlägigen Geschäften des In- und Auslandes.
(61)


Unentbehrlich für jede Familie!
Underberg-Boonekamp
Devise: Semper idem,
Fabrikation alleiniges Geheimniss der Firma:
H. UNDERBERG-ALBRECHT
Hoflieferant Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm II.
am Rathhause in RHEINBERG am Niederrhein.
Gegr. 1846.
Anerkannt bester Bitterlikör!
24 Preis-Medaillen!
Man verlange ausdrücklich: Underberg-Boonekamp.
(121)


Leipzig - Gohlis
Wilhelm Felsche
Königl. Sächs. Hoflieferant
Cacao Chocolade

Illustrirte Zeitung

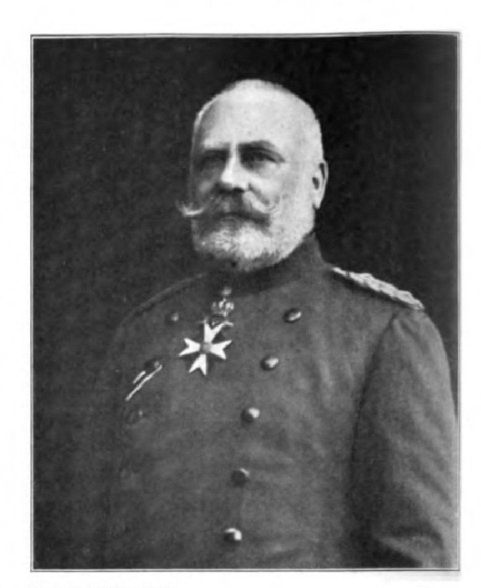
Nr. 3524. 136. Bd. Leipzig, 12. Januar 1911.

Mädchenbildnis. Nach einem Gemälde von Hans Best.



Phot. E. Bieber, Berlin.

Generalfeldmarschall Graf v. Schlieffen.



Phot. E. Bieber, Berlin.

Generalfeldmarschall v. Bock und Polach.

Die Weltlage.

Wie zu Beginn des Jahres 1910 ist die politische Weltlage auch am Anfange des neuen durch eine Friedenssicherheit gekennzeichnet, die auf einer harmonischen Gestaltung der Machtverhältnisse beruht. Die Entente cordiale der beiden Westmächte dauert mit der französisch-russischen Allianz fort, und diesen Kombinationen gegenüber besteht der gefestigte Dreibund. Dieses in den Grundzügen unveränderte Gruppenbild hat aber im vergangenen Jahre einige interessante Zwischenlinien erhalten, die seinen friedlichen Ausdruck noch verstärken. Vor allem durch die Potsdamer Kaiserbegegnung, mit der sich eine neue deutsch-russische Annäherung vollzogen hat. Die durch Treibereien einer gewissen russischen Presse nicht selten getrübten Beziehungen zwischen den beiden Mächten sollen hiernach wieder der bekannten Tradition angepaßt werden, so daß etwaige westmächtliche Bestrebungen, wie sie die Politik Iswolskis zumindest nicht abschnitt, eine Spitze gegen Deutschland nicht erlangen können. Zu der Nachwirkung jener Begegnung wird es auch gehören, wenn der Draht zwischen Wien und St. Petersburg, der während des diplomatischen Duells Iswolski-Aehrenthal unterbrochen war, wiederhergestellt wird. Fast gleichzeitig haben die Leiter der auswärtigen Politik Österreich-Ungarns und Italiens durch Erklärungen im Parlament dargetan, daß das zwischen Wien und Rom herrschende Mißtrauen geschwunden ist. Namentlich hat Marchese di San Giuliano das Verhältnis zu Österreich-Ungarn mit einer Wärme behandelt, die bei seinen Vorgängern von den Dreibundfreunden manchmal vermißt wurde. Diese Erklärungen schwächen den noch von der Monarchenbegegnung in Racconigi nachhallenden Eindruck ab, daß die Politik Italiens von der Erlaubnis zu Extratouren den weitestgehenden Gebrauch mache, und vergrößern zusammen mit dem Ergebnisse der Potsdamer Entrevue die Hoffnung auf die Stetigkeit der gegenwärtigen Friedenslage.

Es ist vielleicht kein Zufall, daß die erneute russisch-deutsche Annäherung in dem Jahre erfolgt ist, in dem die auswärtige Politik Englands mit dem Hinscheiden König Eduards VII. ihre persönliche Note verlor. Die ungewöhnliche Erscheinung, daß die Presse aller Länder dem britischen Herrscher anerkennende, zum Teil begeisterungsvolle Nekrologe schrieb, bewies noch zuletzt, daß die politische Weltbühne, welchem äußersten Ziele auch das persönliche Wirken dieses Monarchen gegolten haben mag, mit ihm einen Hauptspieler verloren hat. Unter seiner Regierung vertauschte England die splendid isolation, die es eine Zeitlang aufs höchste zu befriedigen schien, mit der gegensächlichen, nach mehreren Weltteilen hin Anschluß suchenden Ententepolitik, für deren Durchführung sich der König mit außerordentlicher Rührigkeit einsetzte, und deren Ergebnis einem Koalitionsbündnisse gegen Deutschland nahekam. War es dem britischen Monarchen, dessen Freunde nach seinem Tode nicht müde wurden, seine Friedensliebe zu rühmen, bei all den Reisen, Besuchen, Ententen und Verträgen nur um rein diplomatische Absichten zu tun, so sank doch während der Delcassé-Episode das europäische Friedensbarometer und widersprach die Stimmung im englischen Volke häufig genug der äußerlich korrekten und freundlichen Haltung der Regierung. Jetzt wird durch die russisch-deutsche Annäherung und durch das gleichzeitig fortschreitende Einvernehmen des östlichen Großstaates mit den anderen Dreibundmächten einer Wiederkehr jener Episode vorgebeugt, das Feld für neue Einkreisungsversuche gesperrt. Dazu dauern die Bemühungen verantwortlicher und besonnener Kreise um die bessere Gestaltung des deutsch-englischen Verhältnisses an. Sie werden im neuen Jahre um so mehr Erfolg haben, je mehr die englische Parteipolitik es unterläßt, die Frage der Seerüstung mit Vorspiegelungen einer Invasionsgefahr zu verknüpfen. Mit dem Wettbewerb des technisch und kaufmännisch hochkommenden Deutschland hat man sich in England wohl oder übel abzufinden begonnen, aber Deutschlands wirtschaftlicher Aufschwung und Flottenentwicklung, tatsächlich wie Ursache und Wirkung verbunden, werden dort immer noch durch die Auffassung getrennt, daß die Verstärkung der deutschen Flotte sich auch gegen die englische Vorherrschaft auf dem Meere richte. Nun kann eine vertragliche Einschränkung der maritimen Rüstung, über die gerade König Eduard VII. sehr skeptisch gedacht haben soll, zeitlich nicht vor der Durchführung des deutschen Flottengesetzes und sachlich erst dann in Betracht kommen, wenn sich die richtige Norm dafür hat finden lassen. Vorläufig bleibt es also Sache der englischen Regierung und der verständigen englischen Volkskreise, die korrekte Vorstellung von dem Umfange und Ziele des deutschen Flottenbaues der öffentlichen Meinung mitzuteilen. Da klare nationale Lebensfragen und Interessen, deren Gegensätzlichkeit eine Spannung zwischen den beiden Ländern bedingte, nicht nachweisbar sind, so muß doch endlich die Einsicht siegen, daß gerade die zwei Völker, deren eines zu Lande, deren anderes zu Wasser das stärkste der Welt ist, bei der Wiederholung und der künstlichen Steigerung zeitweiliger Verstimmungen nichts zu gewinnen haben. Dieser Hoffnung hat nicht nur die letzte Kanzlerrede im deutschen Reichstage, sondern auch die kürzliche Auseinandersetzung eines vielgelesenen Londoner Blattes Vorschub geleistet, wonach England sich wohl mit Rußland über Fragen in Zentralasien, mit Frankreich über solche in Afrika verständigt, aber keineswegs zu einer mit den zwei Mächten gemeinsamen auswärtigen Politik verpflichtet habe. Diese nüchterne Auslassung zeigt Verständnis für die Bedeutung der russisch-deutschen Annäherung und wirkt den Versuchen der französischen Publizistik entgegen, die Bedeutung zu verkleinern.

Das wesentlich ältere Thema der deutsch-französischen Beziehungen erklang im vergangenen Jahre lebhafter nur einmal, als die Erfolge der französischen Aviatik die Geister der Revanche auf den Plan riefen. Ihr Tanz ging indessen schnell vorüber. Der verständige Opportunismus der französischen und die absolute Friedensliebe der deutschen Regierung machen das Verhältnis zwischen den beiden Mächten nach wie vor befriedigend, und angesichts der mehrerwähnten Begebnisse werden die Chauvinisten das Ausspielen der „letzten Partie“ mit den Partnern aus der Allianz und der Entente vertagen müssen. Ein ehemaliger englischer Staatsmann hat die englisch-französische Entente auf die Erwägung König Eduards VII. zurückgeführt, daß Frankreich noch immer die Grundnote für den europäischen Frieden angebe, und ein früherer französischer Diplomat hat gesagt, daß von den deutsch-französischen Beziehungen die Ruhe Europas abhänge, da die Großmächte entweder mit Deutschland oder mit Frankreich verbündet seien. Gegenwärtig sieht es nicht danach aus, daß Frankreich das Zünglein an der Friedenswage verrücken werde. Es fehlt an Ursachen von großer Bedeutung, und die inneren Sorgen der Republik sind nicht so beschaffen, daß sie durch Öffnung des Außenventils abzuleiten wären.

Die größte Aufmerksamkeit der europäischen Diplomatie bleibt auf den Orient gerichtet. Dort ist die türkische Regierung bemüht, im Innern das neue



Phot. E. Bieber, Berlin.

Generalfeldmarschall Freiherr v. d. Goltz.



Phot. E. Bieber, Berlin.

Generaloberst v. Plessen,
erhielt den Rang eines Generalfeldmarschalls.



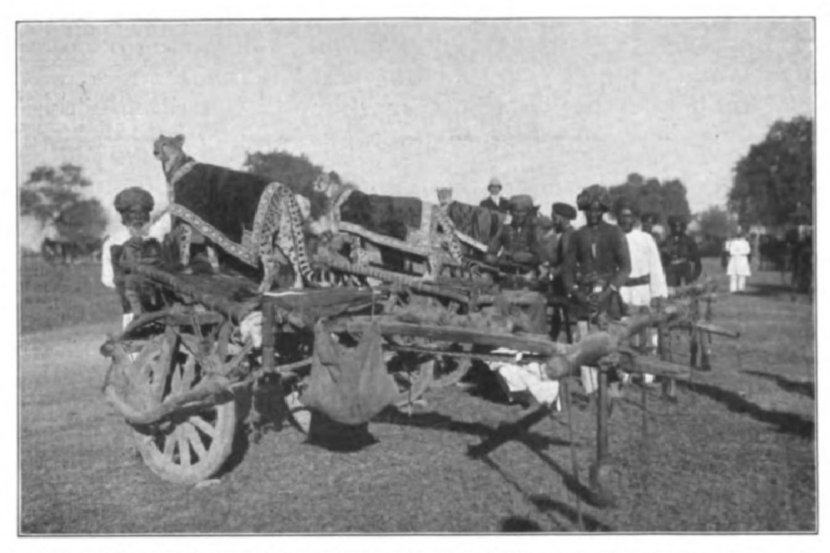
Phot. J. B. Ciolina, Frankfurt a. M.

Generaloberst v. Lindequist,
erhielt den Rang eines Generalfeldmarschalls.

Die neuen Generalfeldmarschälle der deutschen Armee.



System zu festigen und nach außen das Gewicht des Reiches zu erhöhen. Der Ankauf zweier deutscher Kriegsschiffe und das Anleihegeschäft mit deutschen Großbanken dienten diesen Bestrebungen und bekundeten die guten Beziehungen des Ottomanischen Staates mit Deutschland. Wenn sie anderseits Verstimmungen auf russischer und auf französischer Seite hervorriefen, so wird das sich vertrauensvoller gestaltende Verhältnis zwischen dem Dreibunde und Rußland jedenfalls die eine Nebenwirkung paralysieren. Die Besserung dieses Verhältnisses wird ferner der Propaganda für einen slawischen Balkanbund, die im vorigen Jahre vielleicht zu stark bewertet, aber in Konstantinopel ein Quell des Mißtrauens gegen Rußland geworden ist, schwerlich zugute kommen und wird vor allem den Druck mildern, den die kretische Frage noch immer auf die internationale Lage ausübt. Die Schwierigkeiten dieser Frage, die sich mit den lockeren Zuständen im Hellenenstaate und mit gewissen Aspirationen des jungen bulgarischen Zarentums verbinden, werden auch in nächster Zeit noch den Balkan zu einem Hauptaktionsfelde der beteiligten Diplomatie machen, die weiterhin den Ariadnefaden suchen wird, um aus diesem Labyrinth herauszugelangen.



Die Jagdleoparden des Nizam, des Herrschers von Haidarabad in Indien, vor der Antilopenjagd am 18. Dezember auf der Besitzung Sissul Bandas.

Wie der europäische Orient ist der ferne Osten ein Schauplatz reger diplomatischer Betätigung. England und Rußland sind die europäischen Hauptspieler auf diesem politischen Schachbrette, auf dem auch Amerika starke Züge macht. Ein mißglückter Zug war der amerikanische Vorschlag, der auf eine Neutralisierung der Mandschurei-Eisenbahn hinauslief. Er wurde nicht nur von Rußland und von Japan abgelehnt, sondern er förderte auch das Zustandekommen der russisch-japanischen Konvention, die der asiatischen Großmacht die Einverleibung Koreas erleichterte und die Politik des Zarenreiches zunächst wenigstens von einigen Sorgen in Ostasien befreite. Allerdings bedeutet das Verschwinden des Pufferstaates eine erhebliche Stärkung Japans, dessen Grenzgebiet nur noch eine Tagesreise von Peking trennt, gegenüber Rußland selbst und gegenüber China, mit dem die Regierung des Mikados anderseits um so mehr Fühlung zu nehmen trachtet, als sich nach den Konventionen Japans mit England und Rußland naheliegende Beziehungen zwischen China und Amerika entwickeln könnten. Die amerikanische Politik faßt jedenfalls das russisch-japanische Abkommen nicht als der Dinge letzten Schluß auf, sondern wappnet sich, wie seine Flottenrüstung zeigt, planmäßig für alle Möglichkeiten in den Gewässern des Stillen Ozeans, auf dessen Rändern ihr Blick haftet. Die Mandschurei ist das lockende Objekt der diplomatischen Künste, die zunächst noch im fernen Osten entwickelt werden.

Sonst hat sich die Aufmerksamkeit der politischen Welt auch auf Persien und Marokko gelenkt. Dort ist durch die russisch-englische Verständigung der Grundsatz der offenen Tür nicht ausgeschaltet worden, und da bei der Potsdamer Kaiserbegegnung auch diese Angelegenheit zwischen den Staatsmännern in beiderseits befriedigender Weise erörtert wurde, darf die Annahme, daß England die persische Frage ebenfalls zum Hinüberziehen Rußlands in den Bereich der Westmächte benutzt habe, als nunmehr gleichgültig fallen gelassen werden. Von weitgehenden Plänen Frankreichs in Marokko war neuerdings wieder die Rede; doch stehen den damit verknüpften Besorgnissen die guten Erfahrungen entgegen, die Frankreich nur mit einem loyalen Vorgehen gegenüber Deutschland hat machen können.

Nach alledem nimmt sich die gegenwärtige Weltlage ruhig und friedlich aus und hat sich die Mächtegruppierung so gestaltet, daß bei etwaigen neuen oder sich wiederholenden Konflikten der Wille der Friedliebenden der stärkere sein wird. Diese Situation entspricht der hohen Entwicklung der modernen Kulturvölker, die die reichen Früchte des Friedens nicht aufs Spiel setzen wollen, und nicht minder der Abneigung gegen den Krieg, der bei der heutigen Heerstärke und Waffentechnik ungeheure Opfer fordern würde. Der Idealist mag es beklagen, daß der Friede des schützenden Kriegsgottes bedarf, aber nur der Utopist darf es wagen, einer Verringerung dieses harten Kulturschutzes das Wort zu reden. **H. P.**

v. Lindequist,

der neue Vorsitzende des Deutschen Kriegerbundes.

An Stelle des am 31. Juli v. J. verstorbenen Generals der Infanterie z. D. v. Spitz ist Generaloberst und Generaladjutant des Kaisers und Königs v. Lindequist zum Vorsitzenden des Preußischen Landes-Kriegerverbandes gewählt und durch Kabinettsorder vom 19. Dezember v. J. bestätigt worden. Damit ist Generaloberst v. Lindequist



Elefanten und Treiber nach der am 19. Dezember in dem 6 km von Haidarabad entfernten Shamsabad abgehaltenen Pantherjagd mit den zwei vom Kronprinzen erlegten Panthern.

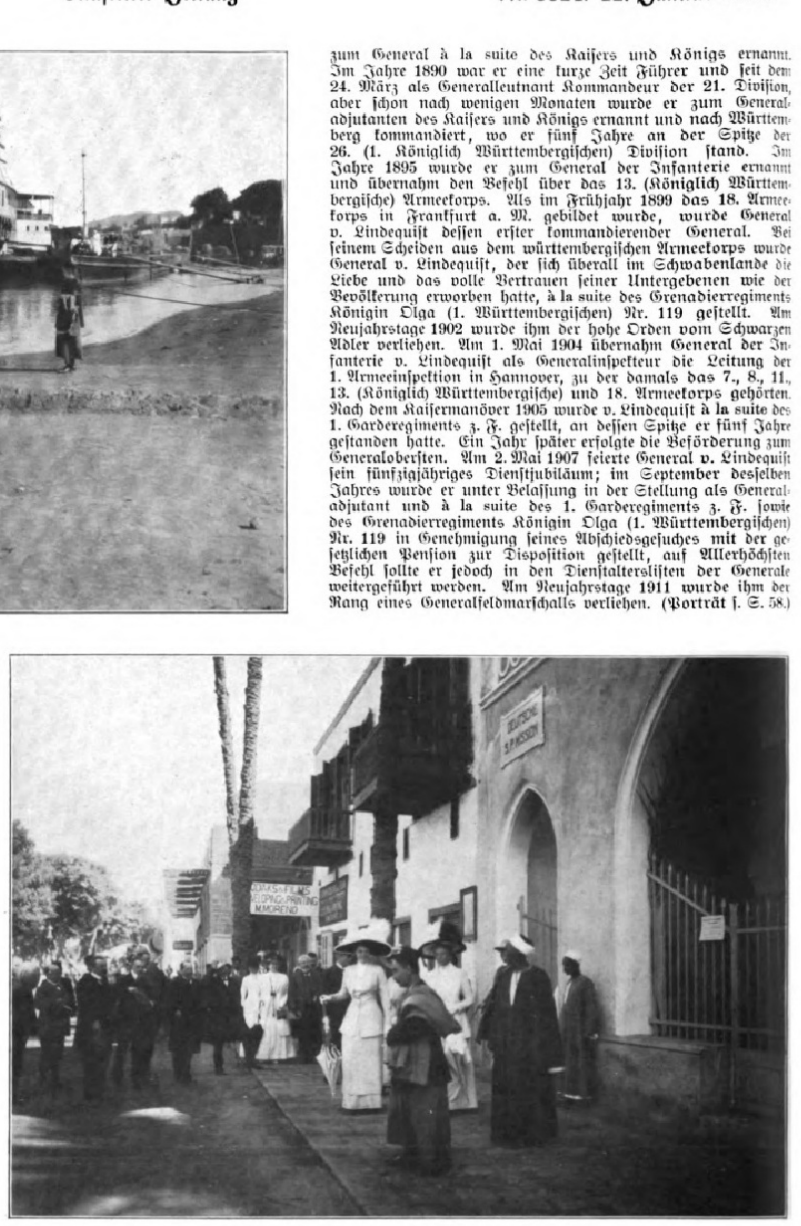
Von der Ostasienreise des Deutschen Kronprinzen: Der Kronprinz auf der Antilopen- und Pantherjagd bei Haidarabad (Vorderindien).



Die Ankunft in Assuan am 24. Dezember.

gleichzeitig an die Spitze der im Kyffhäuserbunde vereinigten Deutschen Landes-Kriegerverbände getreten, auch hat er die Geschäfte als Vorsitzender des Deutschen Kriegerbundes übernommen.

Als Sohn eines Hauptmanns am 10. Dezember 1838 zu Jülich in der Rheinprovinz geboren, erhielt Oskar Olof Fromhold Friedrich v. Lindequist seine Erziehung im Kadettenkorps und wurde am 2. Mai 1857 dem Kaiser-Alexander-Garde-Grenadierregiment Nr. 1 als Leutnant überwiesen. Nach wenigen Jahren wurde er Bataillons- und später Regimentsadjutant; nachdem er im Juli 1864 zum Oberleutnant aufgerückt war, wurde v. Lindequist im folgenden Jahre als Adjutant zur 1. Garde-Infanteriedivision kommandiert. Für seine Teilnahme an dem Feldzuge in Böhmen 1866 wurde er mit dem Roten Adlerorden 4. Klasse mit Schwertern und dem russischen Stanislausorden 3. Klasse ausgezeichnet. Im April 1868 wurde v. Lindequist als Hauptmann in den Generalstab versetzt und dem Gardekorps überwiesen, in dessen Reihen er auch in den Deutsch-Französischen Krieg zog und mit dem Eisernen Kreuz 2. Klasse ausgezeichnet wurde. Im Frühjahr 1872 wurde Hauptmann v. Lindequist zum Flügeladjutanten des Kaisers und Königs Wilhelm I. ernannt. Wie sehr er sich in dieser Stellung das Vertrauen seines Allerhöchsten Kriegsherrn zu erwerben wußte, beweist wohl am besten der Umstand, daß er nicht weniger als zehn Jahre in der Umgebung des großen Kaisers verblieb. Noch im Jahre 1872 erhielt v. Lindequist das Majorspatent, am 22. März 1877 rückte er zum Oberstleutnant und im September 1881 zum Obersten auf; im Dezember 1879 war er zum Kommandeur der Schloß-Gardekompagnie ernannt worden. Im November 1882 übernahm er unter Belassung in dem Verhältnis als Flügeladjutant den Befehl über das 1. Garderegiment z. F., den er auch dann noch für einige Monate beibehielt, als er im September 1887 zum Generalmajor aufgerückt und Kommandeur der 1. Garde-Infanteriebrigade geworden war. Gleichzeitig wurde er mit der Wahrnehmung der Geschäfte der Kommandantur von Potsdam beauftragt und zum General à la suite des Kaisers und Königs ernannt. Im Jahre 1890 war er eine kurze Zeit Führer und seit dem 24. März als Generalleutnant Kommandeur der 21. Division, aber schon nach wenigen Monaten wurde er zum Generaladjutanten des Kaisers und Königs ernannt und nach Württemberg kommandiert, wo er fünf Jahre an der Spitze der 26. (1. Königlich Württembergischen) Division stand. Im Jahre 1895 wurde er zum General der Infanterie ernannt und übernahm den Befehl über das 13. (Königlich Württembergische) Armeekorps. Als im Frühjahr 1899 das 18. Armeekorps in Frankfurt a. M. gebildet wurde, wurde General v. Lindequist dessen erster kommandierender General. Bei seinem Scheiden aus dem württembergischen Armeekorps wurde General v. Lindequist, der sich überall im Schwabenlande die Liebe und das volle Vertrauen seiner Untergebenen wie der Bevölkerung erworben hatte, à la suite des Grenadierregiments Königin Olga (1. Württembergischen) Nr. 119 gestellt. Am Neujahrstage 1902 wurde ihm der hohe Orden vom Schwarzen Adler verliehen. Am 1. Mai 1904 übernahm General der Infanterie v. Lindequist als Generalinspekteur die Leitung der 1. Armeeinspektion in Hannover, zu der damals das 7., 8., 11., 13. (Königlich Württembergische) und 18. Armeekorps gehörten. Nach dem Kaisermanöver 1905 wurde v. Lindequist à la suite des 1. Garderegiments z. F. gestellt, an dessen Spitze er fünf Jahre gestanden hatte. Ein Jahr später erfolgte die Beförderung zum Generaloberſten. Am 2. Mai 1907 feierte General v. Lindequist sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum; im September desselben Jahres wurde er unter Belassung in der Stellung als Generaladjutant und à la suite des 1. Garderegiments z. F. sowie des Grenadierregiments Königin Olga (1. Württembergischen) Nr. 119 in Genehmigung seines Abschiedsgesuches mit der gesetzlichen Pension zur Disposition gestellt, auf Allerhöchsten Befehl sollte er jedoch in den Dienstalterslisten der Generale weitergeführt werden. Am Neujahrstage 1911 wurde ihm der Rang eines Generalfeldmarschalls verliehen. (Porträt s. S. 58.)



Kronprinzessin Cecilie (rechts neben ihr Oberhofmeisterin Freifrau v. Tiele-Winckler) beim Verlassen der deutschen Kirche am 25. Dezember.



Der Kriegstanz der Bischaris vor der Kronprinzessin.

Von der Ägyptenreise der Deutschen Kronprinzessin: Der Aufenthalt in Assuan am 24. und 25. Dezember.

Totenschau.

Hofrat Prof. Dr. Johann Csokor, Professor an der Tierarzneischule in Wien, ist am 7. Januar in seiner Wohnung zu Mödling im zweiundsechzigsten Lebensjahre gestorben. Am 4. April 1849 zu Wien geboren, besuchte der Verstorbene die Gymnasien zu Karlowitz und Budapest und danach die Universität Wien, wo er 1873 zum Doktor der Medizin promoviert wurde. Im Jahre 1875 erlangte er das Diplom als Veterinärarzt und wurde nach kurzer Adjunktentätigkeit zum Professor an der Tierärztlichen Hochschule (damals noch Tierarzneiinstitut genannt) befördert. Nach mehrjähriger Dozentur an der Universität Wien wurde er 1886 zum außerordentlichen, 1909 zum ordentlichen Professor der Seuchenlehre ernannt. Im gleichen Jahre trat er in den Ruhestand. Seine wissenschaftlichen Arbeiten galten der Bakteriologie und Parasitenforschung und ragen durch tiefes Wissen und glänzende Diktion hervor.

Geheimer Regierungsrat Dr. Günter Siegfried Freund, Abteilungsvorsitzender im Patentamt, ist am 1. Januar an einem schweren inneren Leiden in Berlin gestorben. Die deutsche Rechtswissenschaft erleidet durch seinen Tod einen empfindlichen Verlust. Als juristischer Schriftsteller beschäftigte er sich hauptsächlich mit dem Recht der Anleihen und dem Warenzeichenrecht. Seine bedeutendsten Werke sind „Die Rechtsverhältnisse der öffentlichen Anleihen“, Berlin 1907, und „Der Schutz der Gläubiger gegenüber auswärtigen Schuldnerstaaten“, Berlin 1910. Welche Autorität Freund besaß, geht daraus hervor, daß ihn die russische Regierung anläßlich des bekannten Hellfeld-Prozesses zu einem Gutachten heranzog.

Prof. Dr. Ferdinand Laban, Bibliothekar der Berliner Königlichen Museen und als Kunstschriftsteller vielfach tätig, ist am 30. Dezember kurz vor Vollendung des fünfundfünfzigsten Lebensjahres in Berlin gestorben. In Preßburg (Ungarn) geboren, war der Dahingeschiedene nach germanistischen und philosophischen Studien in Wien und Berlin 1885 als Hilfsarbeiter beim Berliner Königlichen Hausarchiv eingetreten. Im Jahre 1888 wurde er Assistent am Königlichen Kupferstichkabinett in Berlin, 1894 Hilfsarbeiter, 1895 Bibliothekar an der Bibliothek der Königlichen Museen in Berlin. Seine kunstwissenschaftlichen Aufsätze zeichnen sich durch philologische Gründlichkeit, feinen Geschmack und gefälligen Stil aus.



Zur Eröffnung der Delegationen in Budapest.

Ein historisch denkwürdiges Ereignis hat am 29. Dezember 1910 in der Hauptstadt Ungarns stattgefunden. Der Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand eröffnete im Namen seines Oheims, Kaiser Franz Josephs I., die das gemeinsame Budget der Monarchie für 1911 zu votieren bestimmten Delegationen. Es war das erstemal, daß der Erzherzog einen staatsrechtlichen Akt in Vertretung des Monarchen vornahm, und es ist ein eigentümlicher Zufall, daß, als der junge Erzherzog Franz Joseph 1847 zum erstenmal seinen kaiserlichen Oheim bei einem politischen Akt vertrat, dies ebenfalls auf ungarischem Boden geschah.

Am 28. Dezember waren die beiden Delegationen zu ihren konstituierenden Sitzungen zusammengetreten. Die österreichische wählte Dr. Joseph Maria Baernreither, die ungarische den Grafen August Zichy zu ihren Präsidenten.

Dr. Baernreither ist einer der angesehensten und sympathischesten Politiker Österreichs, der schon seit sehr langer Zeit im öffentlichen Leben steht. Nach Absolvierung der juridischen Studien an den Universitäten in Heidelberg und Prag trat er in den Staatsdienst und wurde 1873, kaum achtundzwanzig Jahre alt, vom Großgrundbesitz in den böhmischen Landtag und 1885 auch in das Abgeordnetenhaus gewählt. Nach der Wahlreform wurde er in das Herrenhaus berufen, während er heute noch dem böhmischen Landtag angehört und sich gerade vor kurzem in diesem gelegentlich der tschechisch-deutschen Verhandlungen wieder besonders verdienstvoll betätigte. Dr. Baernreither, der sich auch durch literarische Arbeiten ausgezeichnet hat, gilt als hervorragender Fachmann auf sozialpolitischem und handelspolitischem Gebiet und bekleidete 1898 im Kabinett Thun die Stelle eines Handelsministers. In jüngster Zeit hat er sein besonderes Augenmerk auf die südslawische Frage gelenkt und in Bosnien und der Herzegowina eingehende Studien gemacht. Er wäre berufen, auch bei Lösung dieser für die Monarchie so wichtigen Frage eine große Rolle zu spielen.

Graf August Zichy zu Zich und Vásonykeö ist Mitglied des Magnatenhauses, dem außer ihm noch sechzehn Vertreter dieser alten ungarischen Adelsfamilie angehören. Auch er steht bereits lange im politischen Leben und wirkte schon wiederholt in den Delegationen. Er wurde 1852 in Penzing (Wien) geboren, studierte in Wien und Budapest und machte dann große Reisen nach Asien und Amerika. Im Jahre 1875 fuhr er mit seinem Bruder Joseph nach Indien, Siam, China und Japan und kehrte von dort über die Mongolei und durch Sibirien zurück. Die wissenschaftlichen und kulturhistorischen Erfahrungen, die er dort gesammelt hatte, wurden durch die Ungarische Geographische Gesellschaft veröffentlicht. Später bereiste er Kanada und schrieb darüber ein sehr interessantes Werk. Bald darauf in das ungarische Abgeordnetenhaus gewählt, wurde er 1883 Gouverneur von Fiume und bekleidete diese Stelle bis 1892. In diese Zeit fiel die großartige Erweiterung des Fiumer Hafens. Graf Zichy ist auch Mitglied der ungarischen Akademie der Wissenschaften.

Die feierliche Eröffnung der Delegationen fand nach dem hergebrachten Zeremoniell am 29. Dezember vormittags statt. Zuerst empfing der Erzherzog die österreichische Delegation und wurde namens dieser von Dr. Baernreither begrüßt, worauf er die Thronrede verlas. Dann erschienen die ungarischen Delegierten im Thronsaal, und der Erzherzog erwiderte die Ansprache des Grafen Zichy mit derselben Thronrede, aber natürlich in ungarischer Sprache.

Die Thronrede selbst war diesmal sehr kurz, was daraus zu erklären ist, daß die Delegationen erst im vorigen Herbst zum letztenmal getagt hatten. Sie konstatierte, daß die auswärtigen Verhältnisse sich durchaus erfreulich gestalten, und daß das Heeresbudget nur eine geringe Erhöhung aufweise. Dagegen kündigte sie die großen Arbeiten an, die für die moderne Ausgestaltung der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine notwendig sind. Die Monarchie muß auch ihrerseits an den Bau von „Dreadnoughts" schreiten und die vorläufig geplanten drei Schiffe dieses Typs werden zusammen mit sonstigen dringend notwendigen Bauten eine Summe von mehr als 300 Mill. Kronen erfordern.

Das Hauptinteresse bei der feierlichen Eröffnung galt natürlich der Person des Thronfolgers und dem eingangs erwähnten Umstand, daß er zum erstenmal eine staatsrechtliche Funktion ausübte. Der Erzherzog sah prächtig aus und zeigte sich als vorzüglicher Redner; die ungarischen Delegierten konstatierten mit großer Befriedigung, daß er ihre Sprache vollkommen beherrsche und sie vortrefflich ausspreche.

Der Aufenthalt des Thronfolgers in Budapest währte dieses Mal nicht lange; er war morgens angekommen und verließ die Stadt fast unmittelbar nach der Eröffnung der Delegationen. Vor dieser hatte er noch die beiderseitigen Ministerpräsidenten in besonderer Audienz empfangen. Die Unterredung mit dem Grafen Khuen-Héderváry soll einen ungemein herzlichen Charakter gehabt haben. Eine Äußerung, die der Thronfolger im Verlauf derselben machte, hat später eine lebhafte Diskussion in der Öffentlichkeit zur Folge gehabt. Die daran geknüpften Kommentare sind aber vielfach falsch und tendenziös. Erzherzog Franz Ferdinand ist ein viel zu genauer Kenner der tatsächlichen Verhältnisse, als daß er die Bedeutung und staatsrechtliche Stellung Ungarns nicht voll werten würde. Als Vertreter der Interessen der Gesamtmonarchie und als Soldat mußte er aber betonen, daß die Großmachtstellung der Monarchie es erfordert, daß sie in sich festgefügt sei und sich auf eine starke Wehrmacht stützen könne.

C. J.



Phot. C. Pietzner, Wien. Graf August Zichy, Präsident der ungarischen Delegation.



Phot. Kosel, Wien. Dr. Joseph Maria Baernreither, Präsident der österreichischen Delegation.

Zur Eröffnung der Delegationen in Budapest.

Adelheid v. Schorn.

Nur wenige Angehörige jenes erlesenes Kreises, der in der musikalischen Glanzepoche Weimars in der Mitte des vorigen Jahrhunderts um Liszt sich versammelte, weilen noch unter den Lebenden. Zu ihnen gehört Adelheid v. Schorn, die in Weimar als die Tochter des Direktors der Kunstschule und der Kunstsammlungen Ludwig v. Schorn und seiner zweiten Gemahlin, Henriette, Freiin v. Stein, einer Hofdame der Großherzogin-Großfürstin Maria Paulowna, am 10. Januar 1841 geboren, schon in zartem Alter ihren Vater verlor. Die Mutter, die ein schönes dichterisches Talent besaß und später Gedichte und Skizzen veröffentlichte, ließ der Tochter eine vorzügliche Erziehung angedeihen, und kaum jemals hat eine Tochter sich treuer bewährt als Adelheid in den Jahren 1857 bis 1869, wo Frau v. Schorn bei voller geistiger Frische von schweren Leiden heimgesucht wurde, die der Tod endete. Adelheid entwickelte sich zu einem frühreifen, ernsten, sinnigen Mädchen. Als Liszt 1848 zu dauerndem Aufenthalt nach Weimar kam, wohin ihm bald seine Freundin, die Fürstin Karoline Sayn-Wittgenstein, folgte, trat Frau v. Schorn in innige freundschaftliche Beziehungen zu diesen hervorragenden Persönlichkeiten, und ihre junge Tochter wurde deren Teilnehmerin und Erbin.

Nachdem Liszt und die Fürstin Wittgenstein nach Rom übergesiedelt waren, verband beide ein reger Briefwechsel mit Mutter und Tochter, und nach dem Tode ihrer Mutter betätigte Adelheid Liszt ihre Freundschaft besonders, indem sie ihn, sooft er in Weimar weilte, mit der Liebe und Fürsorge einer Tochter umgab. Die große Zeit 1870/71 erfüllte Fräulein v. Schorn mit Begeisterung und regte sie zur Entfaltung großer Liebestätigkeit an. Es war ihr auch vergönnt, der Grundsteinlegung des Bühnenfestspielhauses und wiederholt den Bühnenfestspielen in Bayreuth beizuwohnen. Viermal durfte sie sich in der ewigen Stadt des persönlichen Verkehrs mit Liszt und der Fürstin Wittgenstein erfreuen, an deren beider Schaffen sie den regsten Anteil nahm. Oft und gern hat Fräulein v. Schorn in München geweilt, überall trat sie mit den bedeutendsten Männern und Frauen der Zeit in Beziehungen.

Im Sommer 1886 betrauerte sie den Heimgang Liszts und das folgende Jahr brachte ihr den Verlust der Fürstin Wittgenstein und des ihr teuren jungen Verwandten, des Dichters und Denkers Heinrich v. Stein. Noch einmal, 1899, weilte sie in Rom. Nach ihrer Heimkehr hat sie in einem trefflichen Buche, „Zwei Menschenalter. Erinnerungen und Briefe" (S. Fischer, Berlin 1910), ihre und ihrer Eltern Erinnerungen niedergelegt, die mehr als ein halbes Jahrhundert umfassen und einen ebenso wertvollen Beitrag zur Zeitgeschichte wie zur Aufklärung des Verhältnisses zwischen Liszt und der Fürstin Wittgenstein bedeuten. Im letzten Lebensjahrzehnt hat sich Fräulein v. Schorn vielfach literarisch betätigt. In Treue und Pietät gedenkt sie aller derer, die ihr aus dem glänzenden Kreise, der sie einst umgab, in die Ewigkeit vorangegangen sind, und umfaßt mit verdoppelter Liebe die, die ihr noch geblieben. Möge ihr ein freundlicher Lebensabend beschieden sein!

Regina Neißer.



Adelheid v. Schorn.





In Bruch und Moor. Nach ei



Chemigraphische Anstalt von J. J. Weber in Leipzig.

em Aquarell von Edita Fleischer.

Das Seemanns-Erholungsheim in Klein-Machnow bei Berlin.

Von Hauptmann a. D. Dr. Röper.

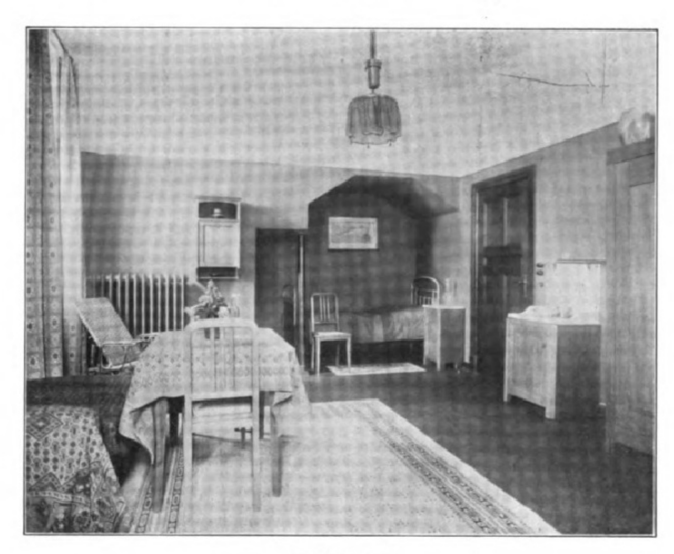
Ein Erholungsheim für Seeleute in der Nähe der Reichshauptstadt und nicht an der Küste? So wird mancher verwundert fragen, der von der feierlichen Eröffnung dieser Anstalt, die Seeleuten der deutschen Kriegs- und Handelsmarinen und Angehörigen der Schutztruppen nach überstandener Krankheit die verloren gegangenen Kräfte wiederverschaffen soll, gelesen hat. Da ist doch die Seeküste der gegebene Ort, hört man einwenden. Ärztliche Autoritäten haben sich aber gerade in entgegengesetztem Sinne ausgesprochen, da für viele Rekonvaleszenten aus dem Seemannsstande ein Aufenthalt im Binnenlande und der damit verbundene Klimawechsel ein wesentlicher Heilfaktor sein kann.

Da eine derartige Erholungsstätte bis dahin nicht bestand, was bei den immer mehr sich ausdehnenden deutschen Seeinteressen und bei der immer größer werdenden Zahl der Schutztruppen als ein empfindlicher Mangel angesehen werden mußte, so entschlossen sich der frühere Staatssekretär des Reichsmarineamtes, Admiral v. Hollmann, und der Schreiber dieser Zeilen, einer Anregung Seiner Majestät des Kaisers folgend, diese empfindliche Lücke in der Seewohlfahrtspflege auszufüllen. Zusammen mit maßgebenden Vertretern der Schiffahrtskreise und Förderern der deutschen Seeinteressen wurde ein Verein gegründet, der ins Vereinsregister eingetragen und der später als milde Stiftung anerkannt wurde. Die ersten Sammlungen ergaben eine so beträchtliche Summe, daß sie als Grundstock dem Kaiserpaar zur silbernen Hochzeit überreicht werden konnte. Durch Allerhöchste Verfügung wurde dem zu erbauenden Heim der Name Kaiser Wilhelm- und Kaiserin Auguste Viktoria-Stiftung beigelegt. Der rührigen Tätigkeit des Vorstandes gelang es, in nicht zu langer Zeit die zum Bau notwendigen Mittel aufzubringen. Ein idyllisch im Grunewald gelegenes Gelände von sechs Morgen wurde gekauft, ein Wettbewerb unter der Vereinigung Berliner Architekten zur Erlangung der Baupläne ausgeschrieben. Unter den eingegangenen fünfundzwanzig Entwürfen erhielten die Architekten Giesecke u. Wenzke in Charlottenburg den ersten Preis. Das nach ihren Vorschlägen errichtete Heim umfaßt ein Offizier-, ein Mannschafts-, ein Verwaltungs- und ein Kasinogebäude, die voneinander getrennt in dem großen Park angeordnet sind. Während die Mannschaften zu zweit in einem Zimmer untergebracht werden, steht jedem Offizier ein Einzelzimmer zur Verfügung. Die behaglich eingerichteten Räume sind mit Loggien und bedeckten Balkonen versehen, so daß die Insassen sich bei jedem Wetter im Freien aufhalten können. Geräumige Dielen mit gemütlichen Sitzen und Kaminen laden zum Verweilen ein. Alle Räume sind mit Warmwasserversorgung, Dampfheizung und elektrischem Licht versehen. Im Kasino befinden sich die Speise- und Gesellschaftsräume, und zwar für Offiziere und Mannschaften getrennt, ferner die große Küche, die Vorratsräume, eine Badeanstalt, die Wäscherei, die Maschinenanlagen und Wohnungen für das Personal.

Alles in allem ist hier eine Anlage geschaffen, die allen Anforderungen in höchstem Maße entspricht, so daß die Absicht der Stifter, unseren in ihrem schweren Berufe so leicht Erkrankungen ausgesetzten Seeleuten und Schutztrupplern eine Stätte der Erholung zu bieten, in der sie neue Kräfte sammeln können, in vollem Maße erreicht ist.



Das Offizierwohnhaus.



Offizierzimmer.



Der Speisesaal für die Offiziere.



Mannschaftszimmer.

Das Seemanns-Erholungsheim in Klein-Machnow bei Berlin.

Theater und Musik.

— „Das vergessene Ich“, komische Oper in zwei Aufzügen, Text (nach Emanuel Geibel) von Richard Schott, Musik von Woldemar Wendland, hatte am 22. Dezember in der „Komischen Oper“ in Berlin einen starken äußeren Erfolg.

— „Hans der Flötenspieler“, Operette von Louis Ganne, hatte bei ihrer deutschen Uraufführung im Breslauer Schauspielhaus am 17. Dezember einen ehrlichen Erfolg dank ihrer wertvollen, graziösen Partitur, obgleich der Text von Maurice Vaucaire und Georg Mitchell weniger gelungen ist.

— „Meyers“, dreiaktiger Schwank von Fritz Friedmann-Friedrich, erregte am 17. Dezember im Stadttheater zu Brandenburg große Heiterkeit.

— „Die drei Grazien“, Verslustspiel von Oskar Blumenthal und Rudolf Lothar, fand im Schauspielhaus zu Frankfurt a. M. am 15. Dezember freundlichen Beifall. Die am gleichen Tage im Wiener Burgtheater erfolgte Aufführung der zur Zeit Rubens' spielenden Komödie hatte einen mäßigen, zuletzt bestrittenen Erfolg.

— „Er soll dein Herr sein“, Lustspiel von Robert Misch und Fritz Motz, hatte am 15. Dezember im Hamburger Thaliatheater einen starken Erfolg, zu dem auch die hübschen Bilder vom Canale Grande in Venedig und von einem Stapellauf im Kieler Hafen nicht unwesentlich beitrugen.

— „Die Kinder“, Komödie in drei Akten von Hermann Bahr, kam am 23. Dezember in einer ganzen Reihe von Städten: Leipzig (Schauspielhaus), München (Residenztheater), Stuttgart (Hoftheater) usw., zur gleichzeitigen Uraufführung und erntete meist einen lebhaften Erfolg, wenn sie auch nicht auf der Höhe des „Konzertes“ steht und vielfach enttäuschte.

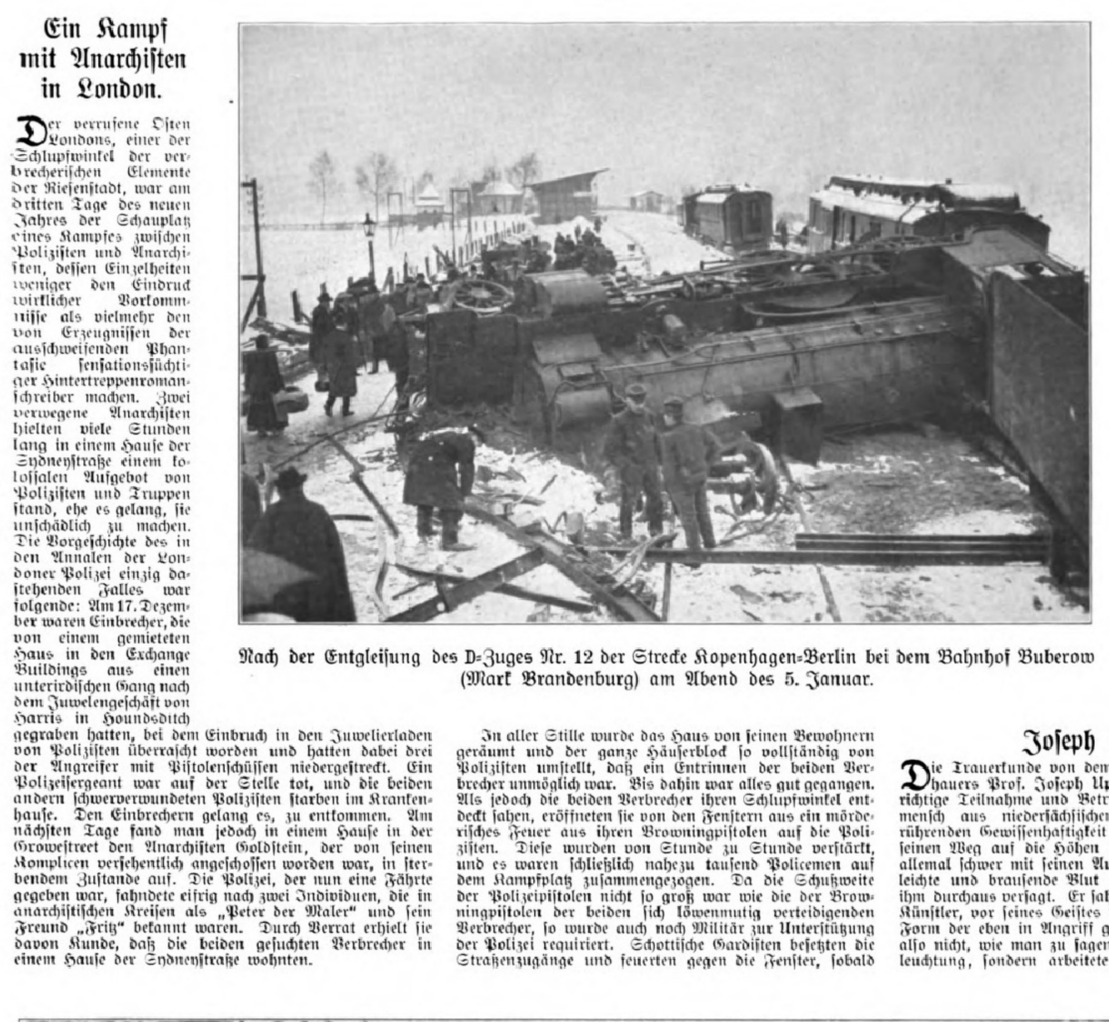
— „Ljuba“, Schauspiel in drei Akten von Treutler, konnte am 17. Dezember im Münchner Volkstheater nur einen Darstellererfolg erringen.

— „Was jede Frau weiß“, eine Ehekomödie von Barries, wurde im Wiener Residenztheater am 22. Dezember freundlich aufgenommen.

Ein Kampf mit Anarchisten in London.

Der verrufene Osten Londons, einer der Schlupfwinkel der verbrecherischen Elemente der Riesenstadt, war am dritten Tage des neuen Jahres der Schauplatz eines Kampfes zwischen Polizisten und Anarchisten, dessen Einzelheiten weniger den Eindruck wirklicher Vorkommnisse als vielmehr den von Erzeugnissen der ausschweifenden Phantasie sensationssüchtiger Hintertreppenromanschreiber machen. Zwei verwegene Anarchisten hielten viele Stunden lang in einem Hause der Sydneystraße einem kolossalen Aufgebot von Polizisten und Truppen stand, ehe es gelang, sie unschädlich zu machen. Die Vorgeschichte des in den Annalen der Londoner Polizei einzig dastehenden Falles war folgende: Am 17. Dezember waren Einbrecher, die von einem gemieteten Haus in den Exchange Buildings aus einen unterirdischen Gang nach dem Juwelengeschäft von Harris in Houndsditch gegraben hatten, bei dem Einbruch in den Juwelierladen von Polizisten überrascht worden und hatten dabei drei der Angreifer mit Pistolenschüssen niedergestreckt. Ein Polizeisergeant war auf der Stelle tot, und die beiden andern schwerverwundeten Polizisten starben im Krankenhause. Den Einbrechern gelang es, zu entkommen. Am nächsten Tage fand man jedoch in einem Hause in der Growestreet den Anarchisten Goldstein, der von seinen Komplicen versehentlich angeschossen worden war, in sterbendem Zustande auf. Die Polizei, der nun eine Fährte gegeben war, fahndete eifrig nach zwei Individuen, die in anarchistischen Kreisen als „Peter der Maler“ und sein Freund „Fritz“ bekannt waren. Durch Verrat erhielt sie davon Kunde, daß die beiden gesuchten Verbrecher in einem Hause der Sydneystraße wohnten.

In aller Stille wurde das Haus von seinen Bewohnern geräumt und der ganze Häuserblock so vollständig von Polizisten umstellt, daß ein Entrinnen der beiden Verbrecher unmöglich war. Bis dahin war alles gut gegangen. Als jedoch die beiden Verbrecher ihren Schlupfwinkel entdeckt sahen, eröffneten sie von den Fenstern aus ein mörderisches Feuer aus ihren Browningpistolen auf die Polizisten. Diese wurden von Stunde zu Stunde verstärkt, und es waren schließlich nahezu tausend Policemen auf dem Kampfplatz zusammengezogen. Da die Schußweite der Polizeipistolen nicht so groß war wie die der Browningpistolen der beiden sich löwenmutig verteidigenden Verbrecher, so wurde auch noch Militär zur Unterstützung der Polizei requiriert. Schottische Gardisten besetzten die Straßenzugänge und feuerten gegen die Fenster, sobald dort der Kopf eines der Verbrecher auftauchte. Auch eine Maschinengewehrabteilung nahm in der Nähe des belagerten Hauses Aufstellung. Ferner war die Feuerwehr auf dem Platze. Der Minister des Innern, Winston S. Churchill, leitete persönlich den Angriff auf das Haus und richtete sein Hauptaugenmerk darauf, daß das Leben der Angreifer nicht gefährdet wurde. Nachdem der Kampf stundenlang getobt hatte, geriet nachmittags das belagerte Haus in Brand, aber die beiden Verbrecher kämpften bis zum äußersten weiter, selbst als das Dach über ihnen eingestürzt war. Endlich hörte von ihrer Seite das Schießen auf, und als man nach Löschung des Feuers in das Haus eindrang, fand man dort ihre beiden verkohlten Leichname. Die Folge des Anarchistenkampfes in der Sydneystraße wird voraussichtlich eine schärfere Fassung des Einwanderungsgesetzes sein sowie eine ständige polizeiliche Überwachung der Anarchisten, die seither in England ein verhältnismäßig ungestörtes Asyl gefunden hatten.



Nach der Entgleisung des D-Zuges Nr. 12 der Strecke Kopenhagen-Berlin bei dem Bahnhof Buberow (Mark Brandenburg) am Abend des 5. Januar.

Joseph Uphues.

Die Trauerkunde von dem Ableben des Berliner Bildhauers Prof. Joseph Uphues hat in aller Welt aufrichtige Teilnahme und Betrübnis erweckt. Dieser Kernmensch aus niedersächsischem Stamm hat mit seiner rührenden Gewissenhaftigkeit und einem zähen Fleiß sich seinen Weg auf die Höhen der Kunst gebahnt. Er hat allemal schwer mit seinen Aufgaben gerungen, denn das leichte und brausende Blut der genialen Begabung war ihm durchaus versagt. Er sah nicht, wie so manche andere Künstler, vor seines Geistes Auge plötzlich die vollendete Form der eben in Angriff genommenen Werke. Er schuf also nicht, wie man zu sagen pflegt, aus himmlischer Erleuchtung, sondern arbeitete von unten auf, aus dem



Eine Szene aus dem Anarchistenkampf von Houndsditch in London. Nach einer Originalzeichnung von F. Matania.

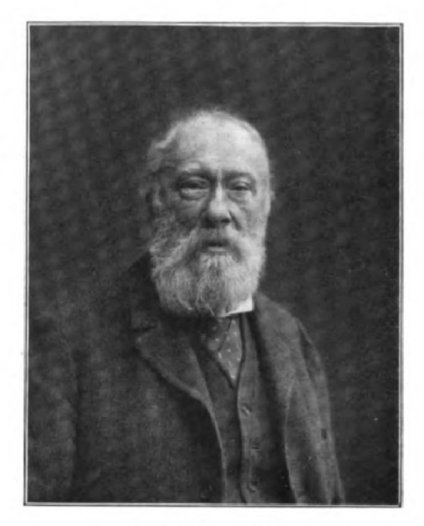
Groben ins Feine, aus der ungefügen Masse in die beseelte Form, indem er sich schrittweise vorwärtskämpfte, Tag und Nacht mit dem Modellierholz am einmal begonnenen Werk. So ist Uphues ein klassisches Beispiel für den emsigen Bienenfleiß, der sich den sicheren und großen Erfolg erarbeitet, wenn ihm auch die höchsten Würfe versagt bleiben. Übrigens war es ihm nicht an der Wiege gesungen, daß er einstmals ein berühmter Professor werden sollte. Erst im Alter von achtundzwanzig Jahren begann er seine künstlerischen Studien, nachdem er sich als Steinmetz langsam, aber stetig durch alle Schwierigkeiten durchgebissen, seine schwere Hand geübt und sich die Mittel zur höheren Ausbildung erworben hatte. Darin aber war er ein echter Westfale, und indem er als treuer Diener am Werk zeitlebens im Geist der



Joseph Uphues, † am 2. Januar.

heimatlichen Scholle wurzelte, erwuchsen ihm Antäuskräfte, wurde sein Name in beiden Hemisphären bekannt und geachtet.

Joseph Uphues ist am 23. Mai 1850 in dem westfälischen Orte Sassenberg geboren. Im Jahre 1878 bezog er die Berliner Akademie, wo er im Meisteratelier von Reinhold Begas Aufnahme fand. Ob er dort gerade am richtigen Ort war, hat er selber später oft bezweifelt. Denn die dekorative Eleganz und Üppigkeit des genialischen Barocks, in dem Begas und mit ihm die Schüler lebten und webten, entsprach nicht eigentlich dem schlichten Ernst seiner Rustikanatur. Immerhin faszinierte ihn der pomphafte Schwung des Meisters, und er versuchte ihm nachzueifern. So erklärt sich das Schulgepräge seiner ersten erfolgreichen Werke. Eine Episode aus dem Raube der Sabinerinnen, welche die Verteidigung einer fliehenden Sabinerin durch ihren Bruder darstellt, entstand unter dem Einfluß von Begas und erzielte großen Erfolg, ebenso wie der schlanke Bogenschütze, der einen Adler aus der Höhe herunterholt. Jedenfalls förderte ihn die Begas-Schule zu vielen königlichen Aufträgen und ließ ihn hoch steigen in der Gunst des Kaisers. Nachdem er in der echt monumentalen Gestalt des Markgrafen Otto II. in der Siegesallee eine glänzende Talentprobe abgelegt hatte, wurde ihm die später so populär gewordene Gruppe Friedrichs des Großen ebendort übertragen. Allerdings hatte der Kaiser selber entscheidenden Anteil an der Gestaltung dieses eigenartig bewegten Werkes, indem er dem Künstler die brillante Pose angab, vorführte und sogar dazu Modell stand. Kein Wunder also, daß der Kaiser eine Wiederholung der wohlgelungenen Marmorfigur in Sanssouci aufstellen ließ und eine weitere an Amerika schenkte, um dort das Kapitol in Washington zu zieren. Die bedeutendste Arbeit von Uphues ist aber wohl das Moltke-Denkmal auf dem Königsplatz in Berlin, das bei



Gustave Colin, † am 3. Dezember.

weitem größte Marmorwerk in deutschen Landen. Hier wie beim Kaiser-Friedrich-Denkmal in Charlottenburg hatte Uphues den genialen, früh verstorbenen Architekten Otto Schmalz zum Mitarbeiter, zu dessen Andenken er denn auch ein vielbewundertes Grabdenkmal auf einem Charlottenburger Friedhof schuf. Im übrigen war Uphues andauernd mit der Herstellung von zahlreichen Kaiserdenkmälern, von Büsten und Grabmonumenten beschäftigt, unermüdlich am Werk, bis ihn vor sechs Wochen eine schwere Rippenfellentzündung auf das Krankenlager warf, von dem er nicht wieder erstehen sollte. M. R.

Gustave Colin.

In Paris starb, zweiundachtzig Jahre alt, Gustave Colin, einer der bekannten Maler der Société Nationale des Beaux-Arts. Ein Schüler von Couture, der aber nur wenig Einfluß auf seine spätere Entwicklung hatte, war Colin so glücklich gewesen, das freundschaftliche Interesse des alten Delacroix zu finden, der ihn lehrte, die Natur mit anderen Augen zu sehen, als die akademischen Formeln es wollten. Auch Daubigny und Corot waren Vorbilder des jungen Künstlers, der dieserhalb im Salon des Artistes Français mit seinen ersten Werken nicht zugelassen wurde und mit Manet 1863 den famosen „Salon der Zurückgewiesenen" („Salon des Refusés") beschickte. Seine „Joueurs de Pelote" wurden dort als eine hübsche Talentprobe bemerkt; sie bildeten den Beginn der langen Reihe baskischer und spanischer Motive, die Gustave Colin bis ins hohe Alter mit Vorliebe malte: im Baskenlande hatte er sich verheiratet und angesiedelt, obschon er ein Sohn des Nordens und in Arras geboren war. Wenn Colin längere Zeit in seinen Landschaften das satte Grün Daubignys mit dem weichen und zarten Corots abwechseln ließ, ging er später in eine ihm recht persönliche Tonalität über, in ein sanftes, nebeliges Grau, das ihm vielartige Dinge zu sagen gestattete, gerade wie unseren Neu-Dachauern, die ja auch alles grau in grau sahen, mit etwas mehr Melancholie. Die grauen Meerbilder Colins sind von manchem Unberufenen nachgeahmt worden — er selbst hat sich in seinem langen Leben etwas zu oft nachgeahmt und wiederholt, so daß er in den letzten Jahren in Monotonie verfiel, wenn auch die Leichtigkeit des Pinselansatzes dieselbe blieb. Seine Landschaften werden das Beste in seinem außerordentlich umfangreichen Gemäldenachlaß bleiben; denn seine Genrebilder aus Spanien und dem Pyrenäengebiet haben zwar einen künstlerischen Wert im Sinne der Delacroix-Schule, aber sie sind nach heutigem Geschmack doch schon etwas zu erkünstelt, romantisch und koloristisch. Das gilt von dem „Viertel der Gitanos", das im Luxembourg-Museum seinen Platz fand, wie von den ebenso bekannten Szenen „Festmorgen in Urugue", „Prozession in Fontarabien", „Frühmesse in Navarra" und „La Novillade in Biskaya". „Die Sandbarre von Bidassoa", „Sturm im Golf von Gascogne" und „Maisernte in Uranaya" dürften stets mehr Bewunderer finden als die baskischen Ballspieler und die spanischen Stierkämpfer, die Colin mit einem seiner Natur nicht ganz entsprechenden starken Temperament zu schildern suchte. Im Vorjahr widmete der Salon de la Société Nationale des Beaux-Arts Gustave Colin einen ganzen Saal, um ihm zu erlauben, einmal einen Gesamtüberblick über sein Lebenswerk zu bieten; es zeigte sich, daß die Jüngeren, die stets mit Sympathie den Rat des erfahrenen alten Herrn mit weißem Bart und hoher Statur zu hören pflegten, nützlicherweise nur von seinen Taten aus der



Bischof Paul v. Zelenka, † am 4. Dezember.

Einflußsphäre der Corot und Daubigny profitieren sollten. Colin, der Offizier der Ehrenlegion war, hinterläßt einen Sohn, Charles Colin, Maler und Musiker von Talent.

E. Lahm.

Bischof Paul v. Zelenka.

Die evangelische Kirche Ungarns hat einen schweren Verlust erlitten, einer ihrer hervorragendsten Führer, der Bischof des Theißdistrikts der ungarischen evangelischen Kirche A. B. Bischof Paul v. Zelenka, ist nach kurzer Krankheit am 4. Dezember in Miskolcz gestorben. Welcher Bedeutung und Anerkennung der Dahingeschiedene auch weit außerhalb seines Wirkungskreises sich erfreute, geht am besten aus den vielen seiner Familie zugekommenen Beileidsbezeugungen hervor, unter denen sich auch eine solche Kaiser Wilhelms II. befand.

Paul v. Zelenka, Edler von Kutna und Eörvisty, entstammte einer Familie, deren männliche Glieder sich in nachweisbar ununterbrochener Reihenfolge schon seit sehr langen Zeiten dem Priesterstande gewidmet haben. Ein Urahne soll nach den Überlieferungen der Familie zur Zeit der böhmischen Hussitenkriege mit Ziska nach Ungarn gekommen sein. Paul v. Zelenka wurde im Dorfe Brezo im Nograder Komitat am 19. August 1839 geboren und studierte Theologie in Preßburg und an der Universität Jena. Im Jahre 1862 wurde er als Hilfsseelsorger an die Seite des verehrten, hochgeschätzten Superintendenten Dr. Josef Székács nach Budapest berufen, wurde dann Pfarrer in Irsa und später in Miskolcz. Hier fungierte er dann auch als Obersenior des Hegyaljaer Seniorates, in welcher Stellung er sich so große Verdienste erwarb, daß er 1890 zum Bischof des Theißdistrikts gewählt wurde. Im Jahre 1895 unterzog er sich wegen der neuen Organisation der ungarischen evangelischen Kirche einer Neuwahl,



Heinrich v. Eckardt, der neue deutsche Gesandte in Montenegro.



Freiherr Mumm v. Schwarzenstein, deutscher Botschafter in Japan, hat sein Abschiedsgesuch eingereicht.



Ministerpräsident Paschitsch, der neue Präsident des serbischen Staatsrats.



Prinz Friedrich Karl zu Hohenlohe-Oehringen, † am 27. Dezember.



Phot. Lucchesi, Rom.

Die neuste Aufnahme der italienischen Königskinder.

Von links nach rechts: Prinzessinnen Giovanna, Jolanda Margherita, Mafalda und Kronprinz Humbert.

die nahezu mit Stimmeneinhelligkeit erfolgte. Als Bischof gehörte er dem ungarischen Magnatenhaus an, in dem er wiederholt bedeutungsvolle Reden gehalten hat.

Bischof v. Zelenka nahm auch an der Einweihung der ersten evangelischen Kirche in Jerusalem teil, zu der, wie erinnerlich, Kaiser Wilhelm II. erschienen war. Auch in Deutschland hatte er viele Freunde und Bekannte, da er insbesondere in früheren Jahren die Hauptversammlungen des Gustav-Adolf-Vereins regelmäßig zu besuchen pflegte. —r.

Heinrich v. Eckardt.

Als Mitte der siebziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts Gustav Rach Montenegro besuchte und von seiner Fahrt in die „Schwarzen Berge" den deutschen Lesern vorplauderte, etwa als ob er ein bis dahin gänzlich unbekanntes Gebiet betreten und erforscht, da war noch gar nicht daran zu denken gewesen, daß er in der dorfähnlichen Hauptstadt des Landes einen offiziellen Abgesandten seiner Heimat gefunden. Jetzt weht seit langem auf einem gartenumgebenen, schmucken Hause in Cettinje die schwarzweißrote Flagge, zum Zeichen, daß Deutschlands politische und wirtschaftliche Interessen auch hier diplomatisch vertreten sind. Vor kurzem fand ein Wechsel unseres Gesandten am montenegrinischen Hofe statt, da Herr v. Pilgrim-Baltazzi, der mehrere Jahre seinen Posten bekleidete, aus Gesundheitsrücksichten seinen Abschied nahm und durch Herrn Heinrich v. Eckardt ersetzt wurde, der gegenwärtig im fünfzigsten Lebensjahre steht. Geboren am 20. Juli 1861 in Riga als Sohn des hervorragenden Publizisten, Schriftstellers und Diplomaten Julius v. Eckardt, den Bismarck in das Berliner Auswärtige Amt berufen hatte, studierte er nach Absolvierung des Johanneums in Hamburg auf den Universitäten Jena und Berlin, um dann in das Auswärtige Amt einzutreten. Er begann seine diplomatische Laufbahn zunächst als Dolmetscher und war mit dem Titel eines Legationssekretärs mehrere Jahre als Dragoman bei der Deutschen Botschaft in Konstantinopel tätig, reiche Erfahrungen sammelnd in dem politischen Wirrwarr des orientalischen Zentrums am Bosporus. Im Jahre 1899 wurde er als Legationsrat zur Gesandtschaft in Teheran und ein Jahr später in gleicher Eigenschaft zu jener in Belgrad versetzt. Von dort kam er 1906 als Mitglied der Internationalen Finanzkommission nach Athen und ward am 10. Februar 1908 zum Ministerresidenten und Generalkonsul bei der Republik Cuba in Havanna ernannt, um jetzt mit Verleihung von Rang und Titel eines Gesandten nach Cettinje berufen zu werden. Die bisherige Laufbahn Herrn v. Eckardts bot ihm vielfach Gelegenheit, umfassende Erfahrungen zu sammeln, die er überall durch weite und oft recht gefährliche Reisen — so durchquerte er zu Pferd ganz Persien und besuchte unter schwierigen Verhältnissen die innere asiatische Türkei — zu vermehren trachtete, keinerlei Mühen und Entbehrungen scheuend beim eingehendsten Studium von Land und Leuten. Voll lebhaften Interesses für alle bemerkenswerten Fragen, die unsere Gegenwart erfüllen, von liebenswürdigem Wesen und weitschauendem Blick für politische Verhältnisse und wirtschaftliche Beziehungen, wußte Herr v. Eckardt an der Seite seiner anmutigen, einer vornehmen französischen Familie entstammenden Gemahlin überall sein Heim zu einem Mittelpunkt anregender Geselligkeit zu gestalten; er dürfte auch in Cettinje seinen neuen, durchaus nicht unwichtigen Posten zur allgemeinsten Zufriedenheit ausfüllen. P. L—g.

Das Erdbeben in Innerasien am 4. Januar.

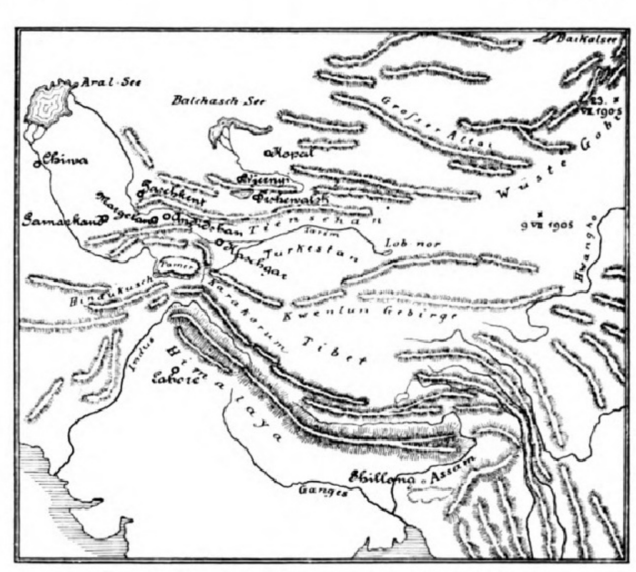
Nachdem im Spätsommer und Herbst des vergangenen Jahres eine auffällige seismische Ruhe geherrscht hatte, begannen vor Weihnachten an den Erdbebenwarten die Registrierungen von Erdbeben sich wieder zu häufen, und das eben angebrochene Jahr hat neben zahlreichen schwächeren Beben bereits ein solches von allergrößter Heftigkeit gebracht. Am Neujahrstag wurden in einem Zeitabstand von wenigen Stunden durch die Seismometer zwei Erdbeben aufgezeichnet, die offenbar in Zentralasien stattgefunden haben. Am 4. Januar früh aber wurde wohl jedes hochempfindliche Seismometer in ganz Europa in mehr oder minder demontiertem Zustande vorgefunden. Dies war durch seismische Wellen bewirkt worden, deren erste in der Nacht kurz vor $^{3}/_{4}$1 Uhr Deutschland durcheilt, und die sich allmählich zu fast noch nicht beobachteter Heftigkeit gesteigert hatten. Wer die Erdbebenaufzeichnungen der letzten acht Jahre kennt, sah auf den ersten Blick, daß sich die Erdbebenkatastrophe in Innerasien zugetragen hatte, denn das Seismogramm ähnelte, soweit es zustande gekommen war, in hohem Grade dem des furchtbaren Kaschgar-Bebens vom 22. August 1902.

Die vermutete Herdlage wurde bald durch telegraphische Depeschen bestätigt, die von argen Verwüstungen in der Stadt Wjernyi in der südsibirischen Provinz Semirjetschensk und von starken wellenförmigen Bodenbewegungen in Taschkent und Kopal berichteten. Natürlich ist es vollständig unmöglich, auf Grund der bis jetzt vorliegenden Nachrichten die Lage des am stärksten oder die Größe des überhaupt erschütterten Areals anzugeben. Mit einiger Wahrscheinlichkeit darf das Epizentrum in der Nähe des Issyk-kul, des Sees zwischen Wjernyi und Prshewalsk, gesucht werden. Falls sich dies bestätigt und durch die von dort ausgegangenen Wellen Taschkent noch stark gerüttelt worden ist, so ist eine Fläche, die mindestens gleich dem vierten Teil Europas ist, in für Menschen fühlbarer Weise erschüttert worden. Großer Schaden scheint durch gewaltige Felsstürze angerichtet worden zu sein, auch wird bereits von tiefen Erdrissen sowie von beträchtlichen Hebungen und Senkungen des Bodens berichtet.

Das am 4. Januar erschütterte Areal gehört dem großen innerasiatischen chronischen Schüttergebiet an. Innerhalb desselben hat sich im Laufe der letzten fünfzehn Jahre eine Anzahl von Erdbebenkatastrophen zugetragen, deren Heftigkeit selbst die gewaltigsten seismischen Ereignisse in dem mediterranen und in dem zirkumpazifischen chronischen Schüttergebiet nicht erreicht haben. Als Sven Hedin am 5. Juli 1895 Taschkurghan südlich von Kaschgar erreichte, konnte er die durch ein heftiges Erdbeben bewirkten Zerstörungen studieren und erlebte in zweiundzwanzig Tagen achtzig Nachstöße. Am 12. Juni 1897 spielte sich das Erdbeben von Assam, wohl das größte aller überhaupt dagewesenen, ab, durch das in fünfzehn Sekunden eine Fläche von $1_{,75}$ Mill. englischen Quadratmeilen erschüttert und auf einer 150000 Quadratmeilen großen Fläche alles in Trümmer geworfen wurde. Nicht weniger als 5238 Nachstöße folgten diesem furchtbaren Paroxysmus. Der 22. August 1902 brachte die beiden schrecklichen Erdstöße, die Kaschgar verwüsteten, und noch in demselben Jahre am 16. Dezember fiel Andidshan zwei kaum weniger heftigen Erbebungen zum Opfer. Im Jahre 1905 betätigten sich die seismischen Kräfte zunächst am Südabhang des Himalaya, indem sie am 4. April Lahore und dessen Umgebung verwüsteten. Viel zerstörender würden zwei Stöße im Sommer desselben Jahres gewirkt haben, wenn sie sich in bewohnten Gegenden abgespielt hätten. Sowohl am 9. wie am 23. Juli wurden nämlich die Schreibnadeln des Leipziger Seismometers, nachdem sie außerordentlich kräftige Vorbeben aufgezeichnet hatten, durch seismische Wellen von größter Heftigkeit aus ihren Fassungen geschleudert und so das Instrument außer Tätigkeit gesetzt. Das erste der in solcher Weise nur zum Teil aufgezeichneten Erdbeben ist überhaupt nicht von Menschen gefühlt worden, das zweite wurde in der Nähe des Baikalsees als unschädliches Schwanken empfunden. Prof. Wiechert (Göttingen) hat auf Grund der an mehreren Erdbebenwarten erhaltenen Aufzeichnungen die Lage ihrer Epizentren berechnet und ermittelt, daß sich in beiden Fällen der Herd im Untergrund der Wüste Gobi befand (s. beistehende Skizze). Im Jahre 1906 ereigneten sich zunächst drei Erdbebenkatastrophen auf der langgestreckten Bruchzone, mit der der amerikanische Kontinent zur abyssischen Tiefe des Stillen Ozeans absinkt, nämlich am 13. Januar die von Esmeraldas in Ecuador, am 18. April die von San Franzisko und am 17. August die von Valparaiso; ihnen aber folgte noch im gleichen Jahre, nämlich am 22. Dezember, eine nicht minder heftige Erschütterung in Innerasien, die aber glücklicherweise wenig Schaden anrichtete, da ihr Herd in dem spärlich bewohnten Distrikt östlich der Provinz Semirjetschensk lag. Dasselbe gilt für die Erdbeben, die am 21. Oktober 1907 in Turkestan und am 7. Juli 1909 in der Bochara gefühlt worden sind; auch sie sind nach ihren seismometrischen Aufzeichnungen Beben von größter Schütterkraft gewesen, scheinen aber keinen erheblichen Schaden angerichtet zu haben.

Überblickt man den Teil Innerasiens, in dem sich alle im vorstehenden aufgezählten Erdbeben von katastrophaler Heftigkeit abgespielt haben, so fällt zunächst seine vom Ozean entfernte Lage auf, weiter aber das offenbare Gebundensein der epizentralen Gebiete an die Faltengebirge (Himalaya, Tienschan, Altai). Diese Gebirge sind zum Teil jung, zum Teil sind vor nicht langer Zeit tektonische Prozesse in ihnen erfolgt, es haben sich Verwerfungen in ihnen gebildet. Speziell für den Tienschan und sein nördliches Vorland bis zum Balchaschsee sind jugendliche Faltungen, Spaltenaufreißungen, Verwerfungen mit im allgemeinen ostwestlichem Streichen nachgewiesen worden; Muschketow hat ein Erdbeben, das im Juni 1887 Wjernyi verwüstete, mit ihnen in kausalen Zusammenhang gebracht, und fast in jeder Schilderung innerasiatischer Beben wird den beobachteten, oft weitreichenden Spaltenbildungen und Niveauveränderungen ein großer Raum gewidmet. Man möchte danach geneigt sein, alle zentralasiatischen Erdbebenkatastrophen als typische Beispiele für die Gruppe der sogenannten tektonischen Beben anzusehen. Dieser Annahme gegenüber mehren sich in neuerer Zeit die Stimmen, welche darauf hinweisen, daß oberflächliche Spaltenaufreißungen kaum den gesamten Erdkörper erschüttern würden, daß die Rechnung für die Lage des Bebenherdes auf Tiefen führt, in denen wir kaum noch an die Möglichkeit tektonischer Prozesse glauben können, und daß demnach die Verwerfungen und Aufreißungen, die so häufig nach Erdbebenkatastrophen beobachtet werden, für die Ursache der letzteren nichts beweisen, sondern natürliche Folgeerscheinungen von aus größerer Tiefe heraufkommenden Anstößen sind. Wie immer die Frage nach der letzten Ursache so gewaltiger Erdbeben wie des vom 4. Januar 1911 einst entschieden werden mag, stets wird eine Gegend, die der Schauplatz tiefgreifender tektonischer Prozesse vor kurzem gewesen ist und vielleicht noch ist, als für eine Erdbebenkatastrophe prädisponiert gelten müssen, sie ist ein Punctum minoris resistentiae am Erdkörper.

Franz Etzold.



Skizze des innerasiatischen chronischen Erdbebengebiets.

Albert Niemann.

Zum achtzigsten Geburtstag (15. Januar). Von **Eugen Zabel.**

In der kleinen, versteckten Gitterloge des Berliner Opernhauses neben dem Orchester zeichnet sich bei Neuaufführungen oder hervorragenden Gastspielen die charakteristische Erscheinung eines alten Herrn ab, den man nicht wieder vergessen kann, wenn man ihn einmal gesehen hat. Auf der Riesenfigur sitzt ein mächtiger Kopf mit scharf geschnittenen Gesichtszügen und einem Paar wundervoll leuchtender Löwenaugen, die, bald erwartungsvoll gespannt, bald verschmitzt lächelnd, sich weder auf der Bühne noch im Zuschauerraum das geringste entgehen lassen. Die Stammbesucher des Hauses stoßen sich bei seinem Anblick erfreut an und flüstern: Albert Niemann! Dabei steigen hundertfältige Erinnerungen an Bühnendarstellungen auf, wie sie in dieser Unmittelbarkeit, Kraft und Originalität weder früher noch später ihresgleichen gefunden haben und von dem jüngeren Geschlecht kaum geahnt werden. Aber die älteren Theaterfreunde stehen noch heute völlig im Bann dieser Leistungen und empfinden sie als unvergeßliche Erlebnisse. Den Heldengestalten des Wagnerschen Musikdramas hat dieser Künstler für alle kommenden Zeiten die grundlegenden, charakteristischen Züge so unbedingt geliehen, daß alle seine Nachfolger, auch wenn sie ihn nicht mehr gehört und gesehen haben, doch durchweg als seine Schüler zu betrachten sind. Fast ein Vierteljahrhundert hat Niemann den höchsten Aufgaben des Bayreuther Meisters in dem Musiktempel Unter den Linden den hinreißenden Zauber seiner Persönlichkeit geliehen, um dann plötzlich, ohne daß jemand eine Ahnung davon hatte, von der Stätte seines ruhmvollen Wirkens abzutreten. Sein ganzes Wirken erscheint wie der vulkanische Ausbruch einer Kraft, die sich in der Tiefe der Seele aufs äußerste anspannte, mit elementarer Gewalt plötzlich zum Vorschein kam und sich ebenso unerwartet wieder beruhigte. Seit mehr als zwei Jahrzehnten steht er abseits vom Berliner Kunstschaffen und doch mit ihm aufs innigste verwachsen im Mittelpunkt des geistigen Lebens der Stadt, mit deren überraschender Entwicklung er selbst immer größer wurde. Mit allen Fasern seines Fühlens und Denkens hat er in Berlin Wurzel gefaßt, der Sohn des Nordens, der Altmärker, der unter erschwerenden Umständen den Weg zur Kunst fand, dann aber auf der Opernbühne wie auf der Bühne des Lebens seiner Aufgabe mit glänzendem Erfolg gerecht wurde und noch jetzt mit achtzig Jahren als eine der interessantesten und stolzesten Erscheinungen der Reichshauptstadt gilt.

Heftige innere Kämpfe müssen vorausgegangen sein, bevor Niemann seinen Beruf als dramatischer Sänger erkannte, denn von Hause aus schienen die Kraft und das Temperament des baumlangen jungen Mannes mit der Kunst wenig zu tun zu haben. Niemann war am 15. Januar 1831 in Erxleben bei Magdeburg geboren, wo seine Eltern ein Anwesen besaßen, aber wirtschaftlich zusammenbrachen, als ihr Sohn ins Leben treten sollte. Albert, der die Schule in Aschersleben mit dem Zeugnis des Einjährig-Freiwilligen verlassen hatte, kommt auf die Schettlersche Maschinenfabrik in Sudenburg, damals eine Vorstadt von Magdeburg, und lernt den Hammer schwingen, weiß aber nicht, wie er die Lehrzeit beendigen soll. In dem nahe gelegenen Helmstedt, der früheren Universitätsstadt, treten im Sommer während der Badezeit regelmäßig Schauspieler auf, die den achtzehnjährigen Burschen in ihre Kreise locken. Eines Tages wirft er das Schurzfell für immer in die Ecke und schließt sich der reisenden Gesellschaft des Direktors Martini an, der später neun Jahre hindurch im Souffleurkasten des Opernhauses saß, wenn sein früheres Mitglied auf der Bühne bejubelt wurde. In Halberstadt hat er zum erstenmal versucht, ein Kostüm anzuziehen, sich zu schminken und die Scheu vor dem Rampenlicht zu überwinden. Damit beginnt eine wilde „Schmieren"-Romantik der Bühne mit verhaspelten Sätzen, umgerannten Kulissen, nächtlichem Abschreiben von Rollen



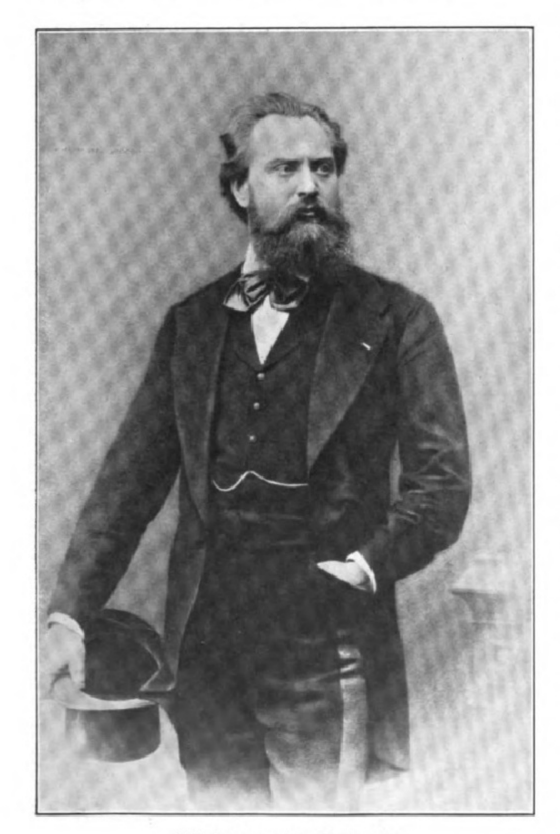
Aufnahme aus dem Jahre 1896.



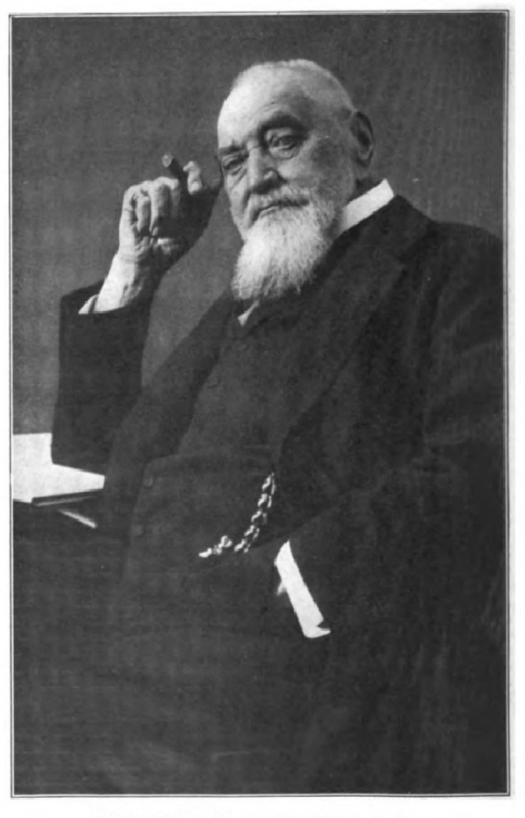
Aufnahme aus dem Jahre 1861.

Vortrag, der den späteren König der Heldentenöre nicht ahnen läßt. Er gilt als unbrauchbar und muß wieder auf die Wanderschaft gehen, die ihn bis nach Ostpreußen und an die russische Grenze bringt.

In Gumbinnen singt Niemann am 31. Juli 1854 zum erstenmal den Tannhäuser, der damals für die meisten Hoftheater noch etwas Unbekanntes war. Aber in welcher unglaublichen Umgebung und Inszenierung! Der Theatersaal ist eine frühere Ausspannung, die Bühne hat man aus Brettern hergestellt, die auf Bierfässern wackeln, und an Stelle eines Orchesters bearbeitet ein Klavierspieler neben mehreren Geigern und Bläsern sein Instrument. Eigentlich ist Gumbinnen die Geburtsstätte von Niemanns Größe als dramatischer Sänger, denn nach seiner eigenen Versicherung stand die Partie des Tannhäuser bei ihm dort schauspielerisch wie gesanglich in allen Einzelheiten bereits so fest, daß er an ihr später niemals Änderungen vorzunehmen brauchte. Findet sich denn kein Direktor, Theateragent, des lieben Brotes willen und schnell verrauschenden Liebesabenteuern bei den ruhelosen Fahrten von einem Nest zum andern. Man denke sich Niemann in der Rolle des Marcellus, wie er auf der Terrasse von Helsingör dem ungläubigen Horatio erzählt, daß er den Geist des verstorbenen Hamlet erblickt habe! Seine Stimme entdeckte er erst, als ihn Martini einmal bei einer Opernaufführung in den Chor steckte. Aus einem noch vorhandenen Zettel ersieht man, daß er 1850 in Dessau bei einer Aufführung von Freytags „Graf Waldemar" die Rolle des Stallmeisters Gordon spielte, der ein Dutzend Worte spricht. Friedrich Schneider, der Komponist des „Weltgerichts", interessiert sich für seine Ausbildung als Sänger und bringt ihn so weit, daß er bereits kleine Partien singen kann. Er kommt nach Städten wie Worms und Halle, läuft aus mehreren Engagements davon und taucht in einem aus Holz gezimmerten Sommertheater des Krollschen Lokals in Berlin wieder auf. Dort singt er 1850 komische Rollen wie den Beppo in „Stradella" und den Dickson in der „Weißen Dame". Als Botho v. Hülsen, der Vater des jetzigen Generalintendanten, die Leitung der Königlichen Bühnen übernimmt, bewilligt er ihm ein Probesingen, bei dem der Anfänger aber durchfällt. Trotzdem wird er auf Kosten der Hofbühne dem damals beliebten Tenoristen Mantius zur Ausbildung übergeben, dessen Gesangsweise aber seiner Eigenart durchaus entgegengesetzt ist. Endlich tritt er in der „Norma" als Sever auf mit steifen Gebärden und einem

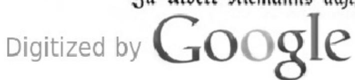


Aufnahme aus dem Jahre 1868.



Neueste Aufnahme von Erwin Raupp, Berlin.

Zu Albert Niemanns achtzigstem Geburtstag: Niemann in verschiedenen Lebensaltern.



Gesangslehrer oder sonst irgendein berufener Fachmann, der das Genie des jungen Recken mit den wallenden blonden Locken und den strahlenden blauen Augen, den großzügigen Darstellungsmitteln in Stimme, Temperament und Spiel erkennt? Er scheint sich in einem weltfremden Grenzgebiet innerhalb einer aus Deutschen und Litauern zusammengesetzten Bevölkerung abnutzen zu müssen, um für die hohe und ernste Kunst vielleicht verloren zu gehen.

Aber ein halbes Jahr darauf, im Januar 1855, steht der Tannhäuser aus Gumbinnen bereits in der prachtvoll geschmückten Wartburghalle beim Sängerkrieg inmitten einer erlesenen Künstlerschar und läßt sein: „Dir Göttin der Liebe!“ vor der Loge eines gekrönten Hauptes und vor dem fein empfindenden Ohr eines großstädtischen Publikums ertönen, das ihn nach den Aktschlüssen immer wieder herausjubelt. Wie war das zugegangen? Graf Platen, der Intendant des Hoftheaters von Hannover, wollte in Stettin einen Heldentenor als Masaniello hören, der aber wenige Stunden, bevor „Die Stumme von Portici“ beginnen sollte, absagte. Statt seiner übernahm Niemann die Partie und führte sie so glücklich durch, daß er im März 1854 auf der Königlichen Bühne an der Leine den Max im „Freischütz“ singen durfte, was ebenfalls mit bestem Erfolg geschah. Jener ostpreußische Sommer-Tannhäuser, von dem die Welt nichts wußte, trug in der Tasche seines Büßergewandes bereits einen Kontrakt als Sänger der Königlichen Bühne von Hannover, die in unserem damaligen Kunstleben eine erste Stelle einnahm. Dieser Wirkungsstätte ist er volle zwölf Jahre bis zu der Zeit treu geblieben, da während des Österreichischen Krieges das Land 1866 in eine preußische Provinz verwandelt wurde. Dort fand er aus seiner Sturm- und Drangperiode überraschend schnell den Weg zum reifen künstlerischen Schaffen, aus dem die Schlacken des Naturalismus immer mehr verschwanden. Schon bei seinem ersten Auftreten fühlte jedermann, wie diese Persönlichkeit sich nicht nur äußerlich über das Maß der bisher gekannten Operntenöre erhob. Man vernahm den frischen, männlichen Ton einer Stimme, der es zwar stellenweise an eigentlichem Wohllaut fehlte, die aber immer den Ursprung aus den Tiefen einer heldenhaft fühlenden Seele verriet.

Wie verstand er es, dem melodischen Fluß die Empfindungen hingebender Liebe, demütiger Zerknirschung, schneidenden Hasses und sich aufbäumenden Trotzes einströmen zu lassen! Das Königliche seines Ausschreitens, seines Grüßens und Abgehens war ebenso unwiderstehlich, wie sein physisches und seelisches Zusammenbrechen beim Nahen des tragischen Verhängnisses erschütternd wirkte. Anfangs 1855 schuf er in Hannover seinen Tannhäuser und Ende des Jahres seinen Lohengrin, um dort bei der Erzählung von der Pilgerfahrt nach Rom, hier beim weihevollen Sang vom heiligen Gral zwei entgegengesetzte Pole der musikalischen Bühnendarstellung mit der Spannkraft und Biegsamkeit seines Künstlertemperaments gleich sicher und vollendet zu umfassen. Dezember 1859 stimmte er hoch zu Roß als Rienzi seinen Schlachtgesang: „Santo spirito cavaliere“ an. Daneben glückte ihm aus dem älteren und neueren Spielplan der Oper eine Anzahl dramatischer, lyrischer und sogar humoristischer Partien, die vielen abgespielten Opern ein frisch pulsierendes Leben einflößten. Seine Beliebtheit zog immer weitere Kreise und machte seine Persönlichkeit auch außerhalb des Theaters zum Mittelpunkt von allerlei interessanten Erlebnissen, die, vielfach ausgeschmückt, entstellt und auch wohl erfunden, alle Schichten der dortigen Gesellschaft vom Hofe bis zu den Familienkränzchen und Stammtischen aufs lebhafteste beschäftigen.

Auf den verschiedensten Gebieten ließen ihm Verdienst und Glück die ersten Preise zufallen. Im Frühling 1859 führte er Marie Seebach, seit den Tagen der Münchner Mustergastspiele die poesievollste Darstellerin deutschen Empfindungslebens, als Gattin, zu allerdings nur kurzem ehelichen Glück, in sein Haus. Im März 1861 stand er bei den drei „Tannhäuser“-Aufführungen, deren Fortsetzung durch das empörende Verhalten des Publikums und der Presse unmöglich gemacht wurde, als unvergleichlich „kühner Sänger“ auf der Bühne des dortigen alten, längst verschwundenen Opernhauses und empfing für diese Leistung den schönsten Lohn in den Worten, die der Dichter-Komponist an Frau Wesendonk richtete: „Niemann ist durchweg erhaben; er ist ein großer Künstler der allerseltensten Art.“ Im Februar 1864 gastierte der Sänger zum erstenmal in München, wo ihm bei König Max der damalige Kronprinz und spätere König Ludwig II. als ideal begeisterter, verlegen errötender Jüngling entgegentrat. Drei Monate später eroberte sich Niemann mit seinem Tannhäuser in Berlin endlich den Boden, um den er früher so heiß und vergeblich gerungen hatte, um ihn fortan, solange er künstlerisch tätig war, als unumschränktes Herrschergebiet zu behaupten. Erst jetzt zeigte es sich vor einem großen, verwöhnten und wechselnden Publikum, im Wettbewerb mit andern bedeutenden Bühnensängern und vor den berufensten Vertretern der musikalischen Kritik, wie Niemann jeden Erfolg, der ihm beschieden war, nur als Glied einer fortschreitenden Entwicklung betrachtete. Um seiner mächtigen, aber zuweilen widerspenstigen Stimme mehr Geschmeidigkeit und technischen Schliff zu verleihen, nahm er die Unterweisungen einer Pauline Viardot, eines Roger und Duprez wie ein lernbegieriger Schüler dankbar an, um sie dann sofort in eigenen künstlerischen Besitz zu verwandeln.





Siegmund in der „Walküre“.



Tannhäuser (3. Akt).

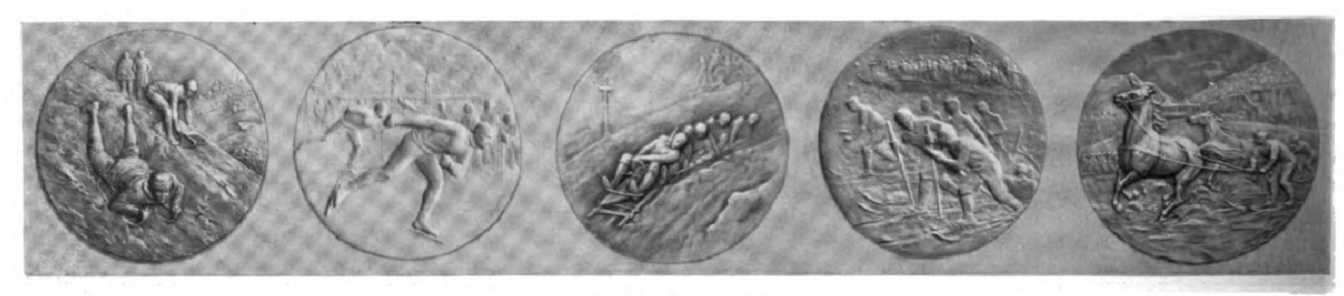


Oben: Tristan (1. Akt).
In der Mitte: Rienzi.
Unten: Lohengrin.

Zu Albert Niemanns achtzigstem Geburtstag: Niemann in einigen seiner Glanzrollen.

So ungestüm sein Temperament war, konnte er daneben als Joseph in der Méhulschen Oper durch seine menschlich schlichte Art in Vortrag und Spiel alles zu Tränen rühren. In den Meyerbeerschen Opern erschienen Figuren wie Robert, Raoul, der Prophet und Vasco geistig neu beleuchtet, wie sein beispielloser Florestan, sein Masaniello, Eleazar und viele andere Rollen. Sein Max im „Freischütz“ war von echter Liebes- und Waldesromantik umflossen, sein Auftreten in Gluckschen Opern in strengen klassischen Linien gehalten, sein origineller Fra Diavolo eine Leistung von sprühendem Leben und zum Schluß beim Kopfüberstürzen nach dem tödlichen Schuß eine schauspielerische Leistung ersten Ranges.

Aber so vielseitig sich Niemanns Begabung auch gestaltete, war er doch vor allem der schöpferische Genius bei der Darstellung der Musikdramen Richard Wagners, der „singende Schauspieler“, nach dem der Meister so lange vergeblich gesucht hatte, der Ritter und Recke, der gerade dort, wo den anderen der Atem versagte, im Sturmschritt zum Siege vorging. Im Frühling 1870 war er der erste Walther Stolzing in Berlin — er führte in dieser Zeit unsere berühmteste Naive, die Schauspielerin Hedwig Raabe, als zweite Gattin heim — sechs Jahre darauf der dortige Tristan und bei der ewig denkwürdigen Aufführung des „Nibelungen“-Rings in Bayreuth im Sommer 1876 der Siegmund, der in der harmonischen Verbindung von Stimmgewalt und dramatischer Wucht der Darstellung wohl seine vollendetste Leistung blieb. Im Zeichen der Wagnerschen Musikdramen wußte Niemann das Panier seiner durchaus persönlichen Künstlerschaft stets am erfolgreichsten aufzupflanzen, Schöpfungen zu vollenden, die im Licht der Erinnerung nur immer reiner und gehaltvoller erscheinen und es ahnen lassen, was Wagner empfand, als er im Juni 1877 einen mit der Anrede „Lieber Freund!“ beginnenden Brief an ihn richtete, in dem er ihn um eine Zusammenkunft ersuchte und dabei die denkwürdigen Worte niederschrieb: „Sind wir Beide, Sie und ich, zusammen, so ist doch eigentlich der Geist des Nibelungenwerkes bei sich und spricht zu sich.“



Wintersport-Medaillen.

Fürs Merkbuch.

Von Carl J. Luther, München.

Seelenruhig zündete sich der Norweger, unser Stikursleiter, eine Zigarette an der anderen an und betrachtete mit geradezu stoischer Ruhe das eifrige Üben seiner ringsum am Hang verstreuten Schüler. Von Zeit zu Zeit änderte er nachlässig seinen Standort, machte da und dort einen Telemark vor, ohne ihn durch Worte näher zu erklären, denn sein: „Das machen Sie so", konnten wir doch nicht als Erklärung oder theoretische Beschreibung hinnehmen, oder flitzte in schneidiger Schußfahrt bis vor einen sich im Schnee wälzenden Schüler hin, daß den der Schneegischt des Kristiania ganz überstäubte. Und als ihn der so Überraschte mit kläglicher Miene fragte: „Wie verhüt' ich mir das eklige Fallen?" meinte Knut Holm gelassen: „Bleiben Sie stehn!"

Dies Beispiel ist nicht vereinzelt. Bei Skikursen und sonstigem Skiunterricht im Verlaufe der letzten Jahre ist es oft genug in der oder jener Variation zu beobachten gewesen, vielfach leider sogar typisch geworden.

Die Einführung des Skilaufes in Mitteleuropa ist von Anfang an vielen Fehlern und durch sie veranlaßten Hemmungen unterworfen gewesen. So haben die ersten, um 1892 über Skilauf schriftstellernden Deutschen, die selbst keine oder nur mangelhaft geschulte Läufer waren, Angaben, die nur für Skandinavien passen, einfach auf unsere Verhältnisse übertragen und dadurch viel Verkennung heraufbeschworen, bis um 1897 herum die ersten eigentlichen Lehrbücher erschienen und um 1900 die ersten tüchtigen Vorbilder in Gestalt junger norwegischer Skiläufer bei uns auftauchten. Durch sie ist die Skibegeisterung groß geworden. Allerdings hat das Gros der Skiläufer und derjenigen, die es werden wollten, von ihnen direkt weniger gelernt als eine Reihe von jungen Leuten, denen Zeit und Geld gestatteten, den verehrten Meistern lange nahe zu sein und in ihrer Gesellschaft bei Touren, Rennen und Kursen zu weilen. Denn in der Hauptsache ließ uns nur Beobachtung dieser norwegischen Vorbilder in die Geheimnisse des Skilaufs eindringen, weil an Theorie — wir Deutsche wollen Theorie — nichts oder wenig aus ihnen herauszukriegen war und noch ist. Und warum das? Wenn erst die Schuljugend unserer Gebirgsorte, die jetzt als Dreikäsehoch den Großen das Skilaufen abguckt und im Skilauf aufwächst, groß geworden ist, wird sie auch nicht begreifen, was denn an einem Telemark zu erklären ist; den macht man einfach, und damit basta. Als Kinder nehmen die Norweger und nun seit einer Reihe von Jahren auch wir Mitteleuropäer in schneereichen, sportbesuchten Gebieten den Skilauf gleichsam unbewußt in uns auf und vergessen die Theorie der einzelnen Vorgänge, die der Anfänger im vorgerückten Alter jedoch zu wissen nötig hat.

Theorie, vor allem aber eine gewisse Sportpädagogik und eine vermehrte Unterordnung des Schülers unter sie tut unserer Skierziehung not, jetzt zumal, wo sich immer größere Scharen zum Skilauf drängen, wo unter dem Einfluß der Mode und der sportlichen Zeitrichtung auch ältere Leute, schwächliche Damen und Persönlichkeiten, denen in Ermangelung bisheriger Sportbetätigung sportliche Geschicklichkeit und Auffassung abgeht, der Vorteile und Genüsse des Skilaufes teilhaftig werden wollen. Diese Leute, überhaupt die Allgemeinheit, das Volk im besten Sinne des Wortes, zum Skilauf zu führen, reicht die Wirkung eines guten Vorbildes allein nicht mehr aus.

Und da nun unser Sport in der Beanspruchung unserer Körperfähigkeit, unserer Muskeln und auch unserer Kraft, und in der Anteilnahme unseres Geisteslebens, was Mut, Geistesgegenwart und geistige Elastizität betrifft, so eigenartig und von Grund auf verschieden von anderen Sportarten ist, muß die Erziehung zum Skilauf eine Art Kindererziehung werden.

Das hat als Erster der bekannte Skipädagog M. Zdarsky erkannt; seine Bezeichnung der Anfänger, und seien es die



Ein neuartiger Rodelschlitten.

ältesten Persönlichkeiten, als „Skisäugling" ist denn auch sehr treffend.

Darum, mein verehrter Herr Bankdirektor, lassen Sie beim Skikurs den Kursleiter wissen, daß Sie ernstlich Skilaufen lernen wollen, indem Sie sich seinen Anordnungen kindlich unterordnen, auch wenn der Herr Lehrer viel jünger und nicht Direktor sein sollte; darum, verehrteste gnädige Frau, verjüngen Sie Ihr Dasein ruhig um fünfundzwanzig Jahre, lassen Sie allen Stolz beiseite und schließen Sie Freundschaft mit dem Gedanken, ein ganz unbeholfenes Ding zu sein, das aufmerken muß wie damals in der Turnstunde; darum, verehrtestes Fräulein, schlagen Sie sich aus dem Sinn, die Dienste der Herren beim Anschnallen der Skier, beim Aufstehen und beim Transport des Rucksackes, der nur und allein für Ihre Schultern bestimmt ist, beanspruchen zu sollen, davon steht nichts im Kodex der Ski-Etikette, vielmehr sagt Fendrich: „Wenn du eine Dame im Schnee liegen siehst, Jüngling, nimm dein Herz in die Hand und — laß sie liegen."

Nur dann, wenn ihr werdet wie die Kinder, kommt der Geist unseres Gottes Ull über euch; ihr werdet höchste Freude empfinden an den Bewegungsarten auf den langen Brettern, die höchsten Genüsse beim mühelosen Durchstreifen des tiefverschneiten Winterwaldes, der stillen Gebirgstäler, drin die Dörfer wie Märcheneinsiedeleien liegen, beim Anblick der himmelstürmenden, licht gleißenden Alpenkette, vom windumbrausten Gipfel. Es ist nicht nötig, daß ihr Skikünstler werdet, nicht nötig, die Abfahrten im sausenden Flug zu nehmen — das werden einmal eure Kinder tun — euch wird auch die sichere, primitivere Fahrkunst befriedigen, wenn ihr nur vermögt, den Stadtschreibstube- und Gesellschaftsmenschen samt den dazugehörigen Toiletten an den Nagel zu hängen, solange ihr in unseren Skigebieten weilt.

Doch ist's nicht nötig, nein, stilwidrig, beim Skilauf die alten Kleider aufzubrauchen, ebenso unnötig aber auch, Firlefanzkostüme zur Schau zu tragen.

An Belehrung über praktische und richtige Ausrüstung ist heute kein Mangel mehr. Aber not tut es immer wieder, bei den sich bietenden Gelegenheiten auf den Kauf eines guten Lehrbuches hinzuweisen, auf die Skiklubs, die nun auch fast in allen größeren Städten Deutschlands und Österreichs existieren und zu allen einschlägigen Auskünften gern bereit sind.

Es ist verfehlter Zeit- und Geldaufwand, ohne passende Ausrüstung in ein Wintersportgebiet zu reisen, im Vertrauen, dort alles geliehen zu bekommen. Die mannigfachsten Mühseligkeiten erwachsen für den einzelnen wie für die Sportgesellschaft aus einer schlecht sitzenden Bindung, aus unpassendem Schuhwerk.

Und das auch wollen alle beachten, die mit dem Skilauf in Berührung kommen: er ist kein Herrensport. Seiner Natur nach ein Wandersport, ist er zum einen Teil im Dienste der Touristik ein Mittel zum Zweck und zum andern ein Verkehrsfaktor, und nur für verhältnismäßig wenige, besonders Begabte der Sport an sich, in sich selbst genügend.

Rümpfe daher nicht die Nase, wenn dir in St. Moritz ein simpler Bauernbursch weit über ist, verlange nicht, auf ein für Leute deines Standes reserviertes Übungsfeld geführt zu werden.

Dies im allgemeinen; und nun noch etwas für die Praxis. Das Wichtigste beim Skilauf ist nicht die Abfahrt und nicht der Telemark, sondern die Sicherheit; darum unterziehe sich jeder den an und für sich vielleicht langweiligen Übungen der Fahrthemmungen und des Bogenlaufens. Ist man jung, so baut man darauf weiter bis zur sicheren Beherrschung der Skier auch durch die Schwünge; ist man alt oder sonst nicht mehr beweglich wie die glückliche Jugend, so setzen diese primitiven, aber grundwichtigen Kenntnisse doch in den Stand, Wanderfahrten aller Art zu unternehmen. Und das ist doch schließlich der Zweck des Skilaufes.

Kein Sport erzieht so sehr die Selbständigkeit in jeder Beziehung, kein Sport verlangt aber auch von vornherein so viel Selbständigkeit wie unser Skilauf. Das sei allen Anfängern ans Herz gelegt. Durch nichts kann man sich unter Skiläufern besser einführen als durch Selbständigkeit, die aber nicht etwa Eigenmächtigkeit sein darf.

Und schließlich: Skilaufen lernt man nur durch das Wörtchen: „Ich will."



Wintersport-Medaillen.





Silvester in der Skihütte des Leipziger Skiklubs am Fuße des Fichtelberges (Erzgebirge). Nach einer Originalzeichnung von Franz Kienmayer.

Kaspar, der Glasmaler.

Ein Märchen von Carl von Hippel : :
Mit vier Originalillustrationen von F. Kienmayer.

(Schluß.)



Das vielversprechende Wort „Recht gern“, das im entscheidenden Augenblick dem glücklichen Monarchen wie auf Verabredung vom jungen Paar geantwortet worden war, wurde als Devise unter das königliche Wappen gesetzt, damit es dort für alle Zeiten floriere. Der König begnadigte nach der Trauung den ersten Majestätsverbrecher vom Tode. Als er gefragt wurde, ob er bereue, sühnte er sein Vergehen durch das Wort „Recht gern“.

Das junge Paar bezog der Hausordnung gemäß die obersten Gemächer in der Hofburg, die Räume, die bisher den unglücklichen Freiern zugewiesen worden waren. Die Laboratorien, Operationssäle und Sternwarten wurden ausgeräumt, der überflüssige Plunder in die Burgverliese geworfen und die Zimmer feenhaft ausgestattet und bräutlich geschmückt. Majestät waren in gnädigster Laune. Sie liefen treppauf, treppab, plünderten die eigenen Wohnräume und dekorierten die oberen Gemächer mit allem, was sie liebhatten und schön fanden. Die Aussicht von den Söllern und Türmen war wundervoll; denn das Königsschloß lag unnahbar auf steilem Felsen und beherrschte Stadt und Land. Man übersah die reichbetürmte und spitzgiebelige Stadt, die von einer zinnengekrönten Mauer umfaßt war. Tief im Grunde floß ein reißender Strom, der die Residenz von drei Seiten schützte; darüber hinaus streifte der Blick die weite Landschaft, die am Horizont in sanften Wellenlinien verdämmerte und die Jagdreviere des Königs barg.

Dort feierte nun das junge Paar die Flitterwochen, und die ersten Tage verflossen in eitel Glück und Wonne.

An einem herrlichen Morgen, als noch die Nebelstreifen tief unten im Lande mit der steigenden Sonne kämpften, scherzte Kaspar:

„Weißt du, mein Lieb, ich bin der Tannhäuser im Venusberg.“

„Warum der Tannhäuser?“ fragte das Prinzeßchen ganz erschrocken.

„Nun, ich sitze hier wie ein Vogel im goldenen Käfig. Warum steigen wir nicht hinab zur Stadt und wandern durchs Tor hinaus ins Land?“

„Komm, Geliebter, laß uns durch die schwebenden Gärten wandern, die Väterchen für uns auf den Söllern des Schlosses angelegt hat. Dort blühen seltene Blumen in Scherben, und in dem Schatten der Lorbeerhecken ruht es sich köstlich.“

„Wohl, wohl, mein Engel.“ Er hob die Geliebte auf seinen kräftigen Arm und küßte sie.

Aber das Prinzeßchen hatte sich nun schon an das Küssen gewöhnt und errötete nicht mehr so stark, daß die Sommersprossen unsichtbar wurden. Gleichwohl, sie schlang ihre Arme um den Nacken des teuren Gatten und schmiegte sich an ihn. Kaspar sprang mit seiner süßen Bürde über die Stufen des Wendeltreppchens, das auf die Dächer des Schlosses führte. Das Pärchen setzte sich unter die Lorbeerbäume, genoß die wundervolle Fernsicht und koste, lachte und scherzte, wie es unter Liebesleuten üblich ist.

Um Mittag ließ sich das Prinzeßchen beim König melden.

„Du dreimal Glückliche“, begrüßte er sie. „Gelt, das haben wir gut gemacht?“



Er hob die Geliebte auf seine kräftigen Arme und küßte sie.

Dem Prinzeßchen traten die Tränen in die Augen.

„Vater, hast du ihm denn gesagt,“ fragte sie, „daß wir einen ganzen Monat dort oben sitzen müssen?“

Der König stutzte.

„Das ist deine Sache, mein Kind, du hast den Schwur getan, nicht ich.“ Und er prüfte ihr Näschen.

„Potz Blitz, die infamen Sommersprossen sind immer noch da.“

Er strich seinen königlichen Bart und maß das Zimmer mit großen Schritten.

„Und dann die Geschichte mit dem Esel,“ schluchzte die Prinzeß, „die ganze Residenz kennt meinen Schwur. Was soll daraus werden?“

„Fasse dich, mein Kind, ich will selbst hinaufgehen und mit ihm sprechen.“

„Tu das, Väterchen. Ich bringe die schlimme Mär nicht über die Lippen.“

Der König stieg auf den Söller. Kaspar begrüßte ihn mit dem anmutigen Lächeln, das dem alten Herrn so wohl gefiel, und schloß ihn in seine Arme.

Wie soll ich dem Liebling Böses sagen? dachte er, sah ihn freundlich an, räusperte sich und sprach vom Wetter.

„Es nebelt draußen im Land.“

„Steigt der Nebel zuweilen bis zur Königsburg?“ fragte Kaspar.

„Sehr selten, denn das Schloß liegt hoch, und der Boden ist trocken.“

„Väterchen, nimm mich mit, wenn du ausziehst zur Jagd“, bat Kaspar.

„Jetzt in den Flitterwochen?“ sagte gütig der König und streichelte dem Liebling das Haar.

Kaspar schüttelte den Kopf und blickte sinnend vor sich hin. Dann fuhr er plötzlich auf und sagte:

„Lieber König, du bist mein bester Freund und sollst alles wissen.“ Und er erzählte ihm sein Abenteuer im Walde, Nuvolas prophetische Worte und den Umstand, daß er nur im Nebel das Prinzeßchen von den Sommersprossen heilen könne.

Seine Aufrichtigkeit öffnete die Schleusen der Vorsicht in des Königs Brust, und er beichtete nun seinerseits, daß die Prinzessin von Rechts wegen nicht eher hätte heiraten dürfen, als bis sie von ihrem Leiden geheilt sei, daß er sie zum Treubruch ihres Eides verleitet habe aus Gründen, die Kaspar kenne, daß binnen Monatsfrist die Sache erledigt sein müsse, und daß die Bevölkerung der Residenz und des ganzen Landes darauf warte, die Prinzeß ohne Sommersprossen zu sehen.

Der König vertraute ihm das alles unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit an, auch dem Prinzeßchen gegenüber. Nur die fatale Geschichte mit dem Esel brachte er nicht über die Lippen.

„Lasse zwei Pferde satteln,“ rief Kaspar vergnügt, „wir reiten zusammen in den Nebel.“

„O mein Sohn,“ klagte der König, „der Gesetzesparagraph lautet, daß die Bewerber nicht eher die Turmzimmer des Schlosses verlassen dürfen, als bis der Teint des Kindes tadellos ist; bitte deine Nuvola hier oben zu Gaste.“

Und sie ruhten lange Hand in Hand unter den verschnittenen Lorbeerbäumen des Söllers und beratschlagten, wie die Sache glücklich zu Ende zu führen sei.

Inzwischen saß das Prinzeßchen in ihrer Kammer vor dem Spiegel und hielt folgendes Selbstgespräch:

„Es ist wahr, er liebt mich, und das Leben mit ihm ist — ach — gar köstlich; aber das Köstlichste ist doch meine Schönheit. Er hat versprochen, sie mir in strahlendem Glanze anzuküssen — und der Gürtel über meinem reizenden Näschen ist immer noch da. — O ihr Götter — elf — zwölf — noch zwei Sprossen mehr als früher, das Dutzend ist voll! Es ist entsetzlich. Ich, eine Prinzessin von reinstem Geblüt, und er, ein Künstler, ein Handwerker! — Er küßt gewiß nicht richtig. Ach, seine Küsse sind süß, himmlisch süß, aber nur zu deutlich sehe ich es, kein Mittel gegen Sommersprossen."

Und so stritten Eitelkeit und Liebe in dem Herzen der jungen Frau.

„Ob ich zu ihm gehe und ihn sofort zur Rede stelle? — Warten wir ein paar Tage. Es geht noch nicht. Wenn ich die Türe öffne und ihn sehe, fliegt ihm mein Herz entgegen, und fort ist alles Leid."

Und sie wartete noch einige Tage, einige Tage voll Hingabe und Seligkeit.

Eines Morgens faßte sie den Entschluß, in großer Hoftoilette vor Kaspar zu treten. Sie hoffte, der blendende Staat würde ihr den nötigen Halt geben, mit ihm ein ernstes Wort zu reden. Sie kleidete sich in Samt und Seide, schmückte sich mit Perlen und Juwelen und heftete ein goldenes Krönchen ins blonde Haar.

Die Tür flog auf, und sie stand in berückender Schönheit im Rahmen der Pforte.

„Kuckuck, Kuckuck," rief Kaspar treuherzig, „heut willst du Verstecken mit mir spielen. Warte nur, holdes Lieb, ich will dich suchen — und was gilt die Wette? — ich finde dich."

Das Prinzeßchen stand wie versteinert und rührte sich nicht. Da nahm ihm Kaspar das Krönchen vom Haupt und setzte es dem lebensgroßen Standbild der heiligen Veronika auf, der Schutzpatronin des Hauses, die unter Blumen und Blattgewächsen einen Erker des Zimmers zierte. Dann löste er das Brillantgeschmeide vom Nacken und schmückte damit den Hals der Heiligen.

„Nun bin ich schon auf deiner Fährte und habe dich gleich gefunden", frohlockte er.

Und er öffnete die Spange des Purpurmantels mit langer Schleppe, trug ihn in den Erker und drapierte ihn malerisch um das Standbild.

Sein Antlitz strahlte in Glück und Seligkeit. Er küßte sie.



„Was tust du da mein Sohn?" „Ich entwerfe Pläne für die Fenster deiner Hofkapelle, mein lieber König."

„Du bist ja tausendmal schöner als alle Heiligen der Welt", rief er, trat ein paar Schritte zurück und maß sein Prinzeßchen mit freudestrahlenden Augen.

„Liebster, Bester, ich liebe dich", rief sie und eilte an seine Brust.

An dem Tage war nicht daran zu denken, ihre Vorsätze auszuführen; der Versuch war gründlich mißlungen.

Später kam der König auf Besuch zu seinem Schwiegersohn. Er sah sehr ernst aus. Kaspar fand er zeichnend an seinen Grisaillen, Nebelbilder grau in grau für Kirchenfenster.

„Was tust du da, mein Sohn?"

„Ich entwerfe Pläne für die Fenster deiner Hofkapelle, mein lieber König. Sieh her. Im Mittelstück thront die Nebelkönigin, der ich das Glück verdanke, dein Sohn geworden zu sein." Er neigte sich zum König, der sich vor der Staffelei niedergelassen hatte, und küßte demütig sein Haupt.

Die Gestalt der Nebelkönigin war eingeschlossen von einem Kranz weißer Seerosen, und gegen die Peripherie der Rosette strömten Wellen ab, in denen lose Blumen schwammen und Sterne blitzten.

„Ich danke dir, mein lieber Sohn. Das ist schön, und ich freue mich auf den Schmuck der Kapelle. Doch warum entwirfst du nicht Pläne von bunten Kirchenfenstern, wie sie unser altes Münster zieren?"

„Seit jenem Abenteuer, das ich dir erzählt habe, fühle ich mich der Nebelkönigin zu Dank verpflichtet und weihe ihr meine Kunst. Sie ist meine Schutzheilige, ich glaube an sie und ihre Macht; sie wird uns helfen, den Knoten zu lösen, den wir unbedacht zu früh geknüpft haben."

Der König trat ans Fenster.

„Die Zeit verrinnt, ich bin in Sorgen. Das Volk rüstet sich zum Feste, um seiner Prinzeß Hochzeit öffentlich zu feiern, oder —" Er stockte.

„Was verbirgst du mir, mein Vater?"

„Die Prinzeß tat ein schweres Gelübde, öffentlich, vor aller Welt, nur den zu heiraten, der sie von ihrem Übel befreite — oder — oder oder in Spott und Schande den unglücklichen Freier vom Hofe zu jagen."

„Warum sagst du mir das jetzt erst, mein Vater?" rief Kaspar aufspringend.

„Weil ich dich liebe, mein Sohn." Nach einer Weile fuhr er fort: „Ich wälze mich in schlaflosen Nächten auf meinem Lager und sinne auf einen Ausweg; ich finde keinen. Auch Fürsten dürfen ihr Wort nicht brechen. Ich vertraute blindlings meiner Macht und gab den Herzensregungen nach. Die Strafe folgt auf dem Fuße. — Doch komme, was da wolle, ich lasse dich nicht ziehen."

„Mein Vater," sagte Kaspar sehr ernst, „wir sind alle schuldig. Wir müssen den Mut in die Wagschale werfen und Sühne geben für ein genossenes Glück."

„O mein Sohn," rief nun der König, „locke durch Bitten die Nebelkönigin zu uns herauf; dir widersteht niemand. Versprich ihr, was ich besitze. Was mein ist, ist auch dein. Winke ihr freundlich vom Söller bei Tag und bei Nacht. Rufe sie bei den zärtlichsten Namen. Erinnere sie an ihr Versprechen und löse den Zauber."

Und der König trippelte davon, gesenkten Hauptes, und überließ Kaspar seinen Gedanken.

Eine Blutwelle stieg ihm ans Herz; er ballte seine nervige Faust und sagte kurz: „Selbst ist der Mann. Aber", fuhr er gutmütig fort, „wir können ja auch dem guten König willfahren und Nuvola heraufbitten."

Und er richtete sich hoch auf, trat ans Fenster und rief: „Nuvola, Nuvola, Nuvola!" Doch das Gold der Mittagsonne lag auf den Zinnen, der Rauch stieg kerzengrade aus den Essen der Häuser, und die Aussicht breitete sich unbehindert bis zum fernsten Horizont.

„Dacht' ich's mir doch. So hoch klettert sie nicht."

Er setzte sich ruhig an seine Arbeit und schmückte seine Nebelkönigin mit dem Abbild der Krone, welche die heilige Veronika auf dem Haupte trug.

Allerhand Gedanken kreuzten sich während des Zeichnens in seinem Kopf.

„Spott und Schande, was meint der Vater damit? — Bin ich nicht der Ehegemahl der Prinzeß? Wer wird wagen, mich anzurühren! Spott und Schande! Ein anderer mag sie dulden, ich nicht." Er überlegte und übersprang mit keckem Sinn die Katastrophe, deren Tragweite er noch nicht kannte. „Ich ziehe in die Fremde, und mein Prinzeßchen kommt mit mir. Ich übe meine Kunst, und ihre Nähe wird mich begeistern zu großen Schöpfungen. — Aber wenn sie versagt und mich im Stiche läßt?"

Er warf den Stift auf den Tisch und näherte sich wieder dem Fenster.

Eine Wolkenwand, dunkel, unbeweglich, lag plötzlich ausgebreitet am Horizont.

Bange Zweifel zogen durch seine Seele, Zweifel, die er bisher nie gekannt. „Was soll ich tun? Komm, Nuvola, komm und sage mir, ob sie mich liebt." —

Ein mehrtägiges, wildes, wüstes Regenwetter trat ein. Das Wasser floß von den Dächern, die Bäume trieften und ließen die Flügel hängen. Stadt und Schloß hüllten sich grau in grau.

Das Prinzeßchen fühlte sich nicht wohl; sie hatte Migräne und war übellaunig. Und als der Regen gar nicht weichen wollte und tagelang kein freundlicher Sonnenstrahl Herz und Nieren durchleuchtete und erwärmte, da faßte sie den Entschluß, mit Kaspar abzurechnen.

Sie trat auf ihn zu und rümpfte das Näschen: „Kaspar, du hast mir zweimal versprochen, am See und später in des Vaters Gegenwart, mich von meinen Sommersprossen zu heilen. Sieh her, sie sind schlimmer als je.“

„Mein Goldchen,“ sprach Kaspar besänftigend, „so gerade gefällst du mir. Das Gürtelchen auf deinem Stumpfnäschen kleidet dich allerliebst. Befreite ich dich davon, sähest du aus wie die anderen Weiber auch.“ Und er wollte sie an sein Herz ziehen.

Aber die unvorsichtigen Worte reizten das Prinzeßchen zum Zorn. Es stieß ihn zurück und stampfte mit den Füßchen auf den Boden.

„Darauf kommt es nicht an, ob ich dir gefalle. Ich will die Schönste sein im Reiche meines Vaters. Darum ließ ich mich von dir freien.“

Kaspar wandte sich traurig ab und blickte hinaus zum trüben, umwölkten Himmel. Da aber geschah Wunderbares. Die Wolken senkten sich zur Erde und verdichteten sich in Nebel. Die Nebel quollen über die Stadtmauer und schlängelten durch die Straßen, über die Plätze aufwärts zur Königsburg. Überall fanden sie Nahrung am durchnäßten Boden und klommen die Felsen hinan, welche das Schloß trugen.

Kaspar riß sein Prinzeßchen ans Fenster:

„Schau her, du Ungetreue! Nuvola kommt, die treue Nuvola, der ich mein Glück verdanke, die mich in der Not nicht verläßt.“

Und er wandte sich ab, um Nuvolas Nebelküsse zu empfangen.

„Ha, Elender,“ rief die Prinzessin, „auch das noch! Du hast mich betrogen, du liebst mich nicht. Aber noch bist du in meiner Macht“, drohte sie in höchstem Zorn. Und sie stürzte zur Tür und rief durch die weiten Hallen: „Man sattle den Esel, man setze den Verräter zum Spott und Spektakel des Volkes verkehrt auf seinen Rücken, man jage ihn zur Stadt hinaus — vors Tor — vors Tor! —“

Die Stimme versagte ihr. Sie lief nach ihrer Kemenate und brach vor der Tür ohnmächtig zusammen.

Das Turmzimmer hüllte sich in Nebel. Wallend, rieselnd strömten sie durch das Fenster und füllten den Raum. Und sie verdichteten sich zu einer Gestalt, und weiß umflossen stand Nuvola vor Kaspar.

„Deine Sendung im Königsschloß ist erfüllt. Ich komme, um dich dem Leben zurückzugeben. Was dir fehlte an Erkenntnis der Natur, an schöpferischer Kraft in deiner Kunst, verliehen wir dir in jener stillen Nacht am Weiher. Folge mir, draußen wartet deiner Kampf und Sieg.“

„Und mein Prinzeßchen?“ fragte Kaspar voll Liebe und Erbarmen.

„Sie hat dich nie erkannt und wird nie fähig werden, dich zu lieben, wie du es wünschest und verdienst. Ihr genügt, Menschen durch ihre Reize zu fesseln, und sind sie ihr ergeben mit Leib und Seele, so sonnt sie sich allein an der Macht ihrer Schönheit. Ihr fehlt die Hingabe der Seele an dich, und du wirst sie nie erringen.

Doch siehe, ich, die Nebelkönigin, stehe vor dir und bringe dir die Kraft, der Geliebten die Wünsche des Herzens zu erfüllen. Gib ihr die volle Schönheit. Atme dreimal den Balsam des Friedens, den ich dir aus der Tiefe des Waldes bringe, in deine Brust und küsse sie.“

Kaspar kniete nieder, hob die Ohnmächtige leise empor bis an sein Herz und küßte sie.

„Lebe wohl und sei glücklich; lebe wohl! Das kurze Glück an deiner Seite bleibe mein Talisman für immer.“

Und er erhob sich.

„Die Sonne steigt, die Nebel weichen,“ sprach Nuvola, „komme, es ist Zeit.“

„Zur Freiheit, zur Freiheit!“ rief Kaspar und sank der Nebelkönigin in die Arme.

Und sie entführte ihn über die Dächer der dampfenden Stadt, über die hochragenden Mauern und den wallenden Strom zur Freiheit.

„Kaspar, Kaspar, wo ist mein guter Kaspar?“ rief der König und trippelte von Söller zu Söller, um seinen Schwiegersohn zu suchen. Er schaute hinter jeden Lorbeerbaum, bestieg die höchsten Türmchen, betrat die entlegensten Räume, aber er fand ihn nicht. Auf dem Arbeitstisch lagen die Pergamente ausgebreitet, wie er sie zuletzt gebraucht, die Stifte, die er eben aus der Hand gelegt, die grauen Farben, mit denen er die Muster schattiert hatte, aber Kaspar blieb verschwunden.

Schon blitzten die Wetterfahnen des Schlosses im Sonnenschein; nur unten am Waldessaum brauten noch die Nebel.

Da rief der König das Prinzeßchen.

„Wo ist dein Gatte?“ fragte er.

Freudestrahlend hüpfte sein Töchterchen auf ihn zu und klatschte in die Hände:

„Väterchen, Väterchen, meine Sommersprossen sind weg, ganz weg!“

„O du Närrin,“ fuhr er sie an, „sage mir, wo er blieb, als die Nebel das Schloß umhüllten.“

Und sie erzählte, was sie wußte, und verschwieg nichts. Da ahnte der König den Grund seines Verschwindens und versank in Schwermut. Er ordnete eine dreivierteljährige Hoftrauer an und ließ seinen Purpurmantel schwarz färben.

Seiner Schloßkapelle fügte er die Grisaillen ein, deren Pläne Kaspar zurückgelassen hatte. Dort betete er, bis die Trauerzeit abgelaufen war und das Prinzeßchen eines Kasperle genaß. Das war ein Freudentag; das Kind wuchs heran zu einem herrlichen Jüngling, der die Schönheit von Vater und Mutter in Statur und Antlitz vereinigte. Er wurde König und der Stammhalter eines berühmten Herrschergeschlechts. —

Das Prinzeßchen heiratete später noch einmal, einen stolzen, vornehmen Prinzen. Aus dieser Ehe entsprossen nur Töchter, sieben an der Zahl. Sie waren alle häßlich, so häßlich, daß das Prinzeßchen die pockennarbige Hofdame, den gezeichneten Kutscher, die bunten Pferde abschaffte und nur mit ihren Töchtern spazierenfuhr, als Folie für ihre Schönheit. Aber es waren doch ihre Kinder, und sie musterte sie der Reihe nach oft mit Grausen.

So wurde auch sie von der verdienten Strafe für ihre Eitelkeit erreicht. —

Kaspar hat nicht wieder gefreit. Mit dem Siegeszeichen der Nebelkönigin zog er durch alle Lande, schmückte die Kirchen mit herrlichen Fenstern und Rosen und wurde sehr berühmt. Noch heute ist mancher altersgraue Dom, manch zerfallene Kapelle geziert mit den Grisaillen des Künstlers, und wenn Ihr Kleinen und Ihr Großen vom Küster belehrt werdet über die Schönheit der Nebelbilder, so denkt an die Geschichte von Kaspar, dem Glasmaler.

Der Schneemann.

Von **F. A. Geißler.**

Stand ein Schneemann im Hofe drin,
Fest gelehnt an die Mauer,
Dachte gar stolz und keck: „Ich bin
Hier auf der Welt von Dauer!“

Hatte zwei Kohlen als Augenstern',
Einen Spazierstock nicht minder,
Und auf dem Kopfe des weißen Herrn
Glänzte sogar ein Zylinder.

War gemacht aus gepreßtem Schnee
Und aus Eis vom nächsten Bronne —
Und dieser kühle Schneemann — o weh —
Verliebte sich in die Sonne.

Freilich, das war sehr töricht und dreist,
Doch so was geschieht alltäglich,
Denn die Männer lieben zumeist,
Was ihnen unzuträglich.

Kälte gab es und Ostwind dabei,
Die Menschen froren in Pelzen,
Doch die Mittagssonne von Elf bis Zwei,
Die bracht' ihn ein wenig zum Schmelzen.

Da meint' er, daß durch der Liebe Macht
Er schon zum Glücke geführt sei,
Und daß er, wenn seine Holde nur lacht,
Bereits zu Tränen gerührt sei.

Und er seufzte aus tiefstem Herzensgrund:
„O Schönste, sieh mich hier schwitzen,
Es muß sich an deinem Glutenmund
Selbst ein Eisklumpen erhitzen.“

So stöhnte er mit verliebter Mien',
Ein echter, betörter Schwärmer —
Die Sonne lachte dazu und schien
Mit jedem Tag etwas wärmer.

Zu wanken begann die gewicht'ge Statur,
Ward wackelig auf den Füßen —
Er merkte es nicht, er sehnte sich nur
Nach immer heißeren Küssen.

Und eines Tages, so Mitte März,
Ein seliges Ende fand er,
Da floß er vor heißem Liebesschmerz
Vollständig auseinander.

Die liebe Sonne lachte dazu,
Sah ihn ohne Mitleid zerfließen
Und hörte nicht auf, in himmlischer Ruh
Ihre Strahlen kokett zu verschießen.

Drum muß des Schneemanns Lebenslauf
Uns in der Ansicht bestärken:
Die Liebe frißt uns Männer auf,
Ehe wir was davon merken.

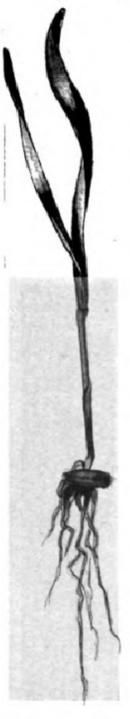


Johannisfeuer auf der Insel Quessant. Nach einem Gemälde von Charles Cottet.

Unser Halmgetreide und seine Bedeutung für die Volkswirtschaft.

Vom Geheimen Hofrat Prof. Dr. **Kirchner** in Leipzig.





2. Junger Getreidehalm mit jungen Wurzeln.

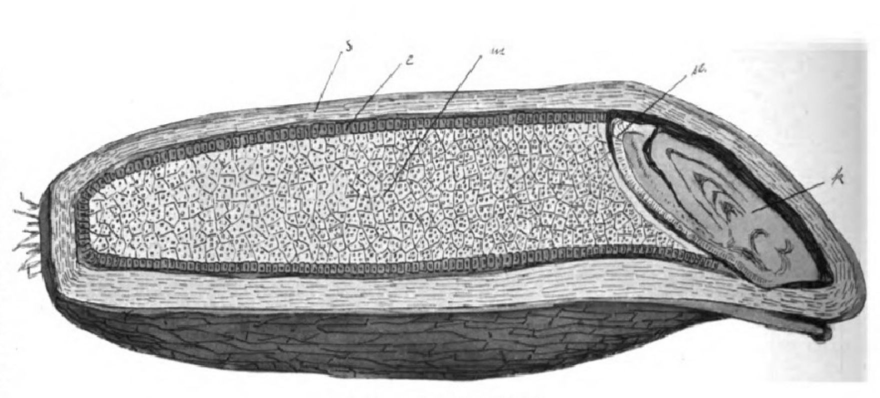
Die für den Bewohner Europas wichtigste Gruppe der landwirtschaftlichen Kulturpflanzen ist das zur Familie der Gräser (Gramineen) gehörende Halmgetreide; denn es liefert der Menschheit das erste Erfordernis für das Leben, das Brot. Die Bedeutung des Getreides in dieser Beziehung geht auch daraus hervor, daß man die Bezeichnung für die gesamte menschliche Nahrung von dem Brote, d. h. dem aus dem Getreidemehle hergestellten Nahrungsmittel, übernommen hat. Unter den Worten des Gebetes: „Unser täglich Brot gib uns heute", versteht man nicht nur das eigentliche Brot, sondern die Nahrung im allgemeinen.

Aber hiermit ist die wirtschaftliche Rolle des Halmgetreides noch lange nicht erschöpft. Seine Erzeugnisse sind auch allseitig für die Ernährung und Haltung der Nutztiere verwendbar, und dadurch dienen sie mittelbar wieder dem Menschen; endlich wird aus den Körnern der Gerste das Malz, aus diesem aber das in so großen Mengen genossene Bier bereitet.

Für das gemäßigte Klima kommen im wesentlichen vier Arten des Halmgetreides in Betracht, der Weizen und der Roggen, der Hafer und die Gerste. Über den Ursprung der Getreidearten ist nichts Sicheres bekannt; wahrscheinlich sind sie aus wildwachsenden Pflanzen hervorgegangen, die sich durch den fortgesetzten Anbau entsprechend verändert haben. Bei den alten Kulturvölkern, den Indern, Ägyptern, Griechen und Römern, waren nur der Weizen und die Gerste bekannt; der Roggen und der Hafer wurden von den Germanen und den Slaven angebaut, die in einem rauheren Klima wohnten.

Die vier genannten Getreidearten kann man in zwei Gruppen einteilen, die sich in der Art ihres Anbaues dadurch unterscheiden, daß Weizen und Roggen vorwiegend „Wintergetreide" sind, d. h. schon im Herbste gesät werden, während die Saat des Hafers und der Gerste, als „Sommergetreides", im Frühjahre stattfindet. Das Wintergetreide, die „Winterung", liefert in der Regel höhere Erträge als das Sommergetreide, die „Sommerung", weil bei jenem infolge der Aussaat im Herbste die Wachstumsdauer länger ist und daher von der Pflanze eine größere Menge Stoffe aufgenommen und in Pflanzensubstanz umgewandelt werden kann als bei der Aussaat im Frühjahre.

Für das Verständnis der bei der Entwicklung und dem Wachstume des Getreides sich abspielenden Vorgänge ist die Kenntnis vom Bau des Kornes wichtig. Zunächst sind der



1. Roggenkorn (Durchschnitt).

Weizen und der Roggen vom Hafer und von der Gerste dadurch verschieden, daß die Körner dieser beiden Arten meistens von den Spelzen umschlossen, mit diesen also fest verbunden sind, während das bei dem eigentlichen Brotgetreide, dem Weizen und dem Roggen, nicht der Fall ist. Da die Spelzen sehr hart sind, so können sie nur von den Tieren, und zwar auch nur in geringem Grade, ausgenutzt werden; für den Menschen haben sie keinen Nährwert.

Das Korn des Roggens (Abbild. 1), das mit dem Weizenkorne große Ähnlichkeit hat, besteht zunächst aus zwei Teilen, der Schale (s) und dem Kerne. Die Schale, die sich aus drei Schichten, der eigentlichen Schale und zwei weiteren Zellschichten, zusammensetzt, wird von widerstandsfähigem, festem Zellgewebe gebildet, das den Kern gegen äußere Einflüsse schützt. Bei dem Inhalte lassen sich wieder drei Hauptteile unterscheiden, der Keim (k), die unter der Schale liegende, einzellige Schicht (e) und der Mehlkörper (m). Der für die junge Pflanze in Betracht kommende physiologische Zweck des Mehlkörpers besteht darin, den sich entwickelnden Keim so lange mit Nahrung zu versorgen, bis die junge Pflanze fähig ist, ihre Nahrung aus der Luft und dem Boden selbst aufzunehmen.

Technisch ist der Mehlkörper der wichtigste Teil, weil allein aus ihm das Mehl gewonnen wird. Der Inhalt der mehr oder weniger viereckigen, der Samenschale zunächst liegenden Zellen (e) unterscheidet sich von den unregelmäßig polygonal geformten, inneren Zellen dadurch, daß er zum größten Teil aus Eiweiß und Fett besteht, während die Mehlzellen vorwiegend Stärke oder, wie man meistens sagt, Stärkemehl enthalten.

4. Junge Ähre, noch im Halme befindlich.

Die Entwicklung der Pflanze aus dem in den Acker gebrachten Samenkorne ist nun folgende. Das Korn nimmt aus seiner Umgebung Wasser auf, und die dadurch aufquellenden Zellen nehmen an Umfang zu; der ebenfalls größer werdende Keim erhält seine Nahrung zunächst aus den die Nährstoffe Eiweiß, Fett und Stärke enthaltenden Zellen des Kornes, wobei die Stärke durch ein in dem Samen enthaltenes Ferment, die Diastase, in Zucker, also in einen in Wasser löslichen Körper umgewandelt und mit Hilfe des Schildchens (Abbild. 1 sc) dem Keime zugeführt wird. Dieser erhält dadurch, wenn zugleich die Temperatur für die Keimung günstig ist, die Fähigkeit, neue Zellen zu bilden; infolgedessen bricht er aus der Samenschale hervor und tritt als beginnender Halm (Abbild. 2) an die Oberfläche des Bodens, wo nun unter dem Einflusse des Lichtes bestimmte Teile des Zelleninhaltes grün und dadurch befähigt werden, Nahrung aus der Luft, nämlich Kohlensäure, aufzunehmen, die dann im Innern der Pflanze zu organischer Masse weiter verarbeitet wird. Gleichzeitig bilden sich die Wurzeln aus, deren Anlagen schon im Keime an der dem Halme entgegengesetzten Seite vorhanden sind (Abbild. 1), und es entstehen außerdem an dieser Stelle neue Wurzeln (Abbild. 2), die der jungen Pflanze die aus dem Boden aufzunehmenden Stoffe — und zu diesen gehört das Wasser — zuführen.

Diese dem Samenkorne unmittelbar entsprungenen Wurzeln sterben beim Getreide später meistens ab, um den aus den unteren Halmknoten wachsenden, neugebildeten Wurzeln Platz zu machen, die sich im Laufe der Zeit bedeutend vermehren und verstärken und beim Getreide, im Gegensatze z. B. zu den Hülsenfrüchten, die eine Hauptwurzel mit Nebenwurzeln haben, ein dicht verzweigtes Netz bilden. Eine weitere Eigentümlichkeit des Getreides besteht in der Fähigkeit der Bestockung, d. h. aus einem Samenkorne neben den zuerst entstandenen Halmen noch eine Reihe weiterer Halme hervorzubringen (Abbild. 3), die dann ebenso wie der erste Halm Ähren und in diesen Körner erzeugen. Da man einen um so höheren Körnerertrag erzielt — und darauf ist das Bestreben des Landwirts gerichtet — je größer bis zu einer gewissen Grenze die Zahl der Halme ist, so kommt dem Bestockungsvermögen des Getreides und den Mitteln, es zu fördern, große Bedeutung zu. Übrigens verhalten sich in dieser Beziehung Roggen und Weizen verschieden. Während der Roggen sich schon im Herbste bestockt, also einen sehr wichtigen Teil seiner Entwicklung vor Eintritt des Winters durchmacht, findet beim Weizen dieser Vorgang erst im Frühjahre statt. Das ist auch der Grund dafür, daß ein Roggenfeld im Winter und ersten Frühling schon dicht bestanden ist, während man zu dieser Zeit auf dem Weizenfelde die Halme nur spärlich findet.

Bei noch weiter fortgeschrittener Entwicklung schieben sich die einzelnen Teile des Halmes, die wie Röhren ineinandergeschoben und durch verdickte Stellen, die Halmknoten, getrennt sind, auseinander; es tritt das Schossen des Getreides ein, und gleichzeitig kann man im Innern des Halms die junge Ähre erkennen (Abbild. 4). Bald nachdem diese aus dem Halm ausgetreten ist, beim Weizen etwa Mitte Juni, beim Roggen bis Ende Mai, beginnt das Blühen der einzelnen Blüten, deren mehrere je ein Ährchen bilden. Jede Ähre setzt sich nämlich aus einer größeren, je nach der Art und der Sorte des Getreides und nach den die Entwicklung beeinflussenden äußeren Verhältnissen verschiedenen Zahl von Ährchen zusammen, die gegenständig an der Ährenspindel sitzen. Die Getreideblüten fallen dem Auge nicht so auf wie die Blüten von vielen anderen Pflanzen, namentlich von Ziergewächsen, weil sie keine Farbenpracht haben; aber den Vorgang des Blühens kann man bei dem Getreide auch an den aus den Blütchen herausgetretenen Staubgefäßen (Abbild. 5) wahrnehmen.

Nach dem Eintritte der Reifung wird das Getreide gemäht, in Garben gebunden, einige Tage zum Trocknen auf dem Felde belassen, dann in die Scheune gebracht oder in Form eines kunstgerecht aufgebauten, seinen Inhalt gegen die Einflüsse des Wetters schützenden Haufens, sog. Diemens oder Feimens, auf dem Acker belassen und später oder auch sofort auf dem Acker gedroschen.

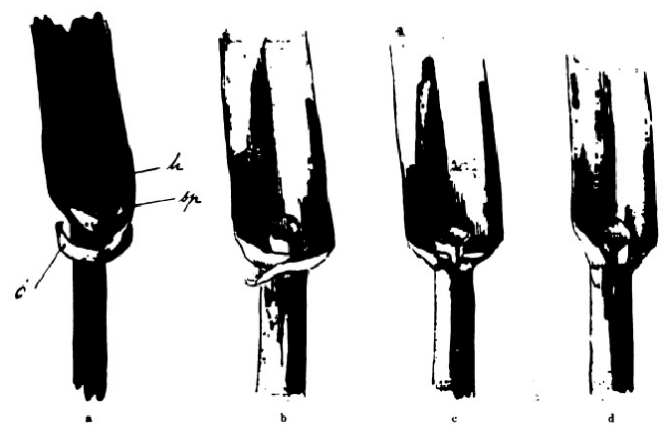


3. Bestockung des Getreides.



5. Roggenähre in Blüte.





6. Blattspreite (sp), Häutchen (h) und Öhrchen (ö) der vier Hauptgetreidearten: a Gerste, b Weizen, c Roggen, d Hafer.

Dank der jetzt angewendeten Kulturmaßnahmen sind die Erträge des Getreides gegen früher bedeutend gestiegen. Wenn in früheren Zeiten ein zehnfacher Ertrag gegenüber der Aussaat als sehr reich galt, so kann man heute in günstigen Fällen auf das Zwanzigfache und mehr rechnen. Denn eine Aussaatmenge von 200 kg Körnern auf 1 ha ergibt nicht selten einen Ertrag bis zu 4000 kg Körnern, und wenn man, wie es neuerdings vielfach für zweckmäßig gehalten wird, weniger, z. B. nur 150 kg sät, ohne eine Beeinträchtigung der Entwicklung der Pflanzen befürchten zu müssen, so ist der Ertrag rund das Siebenundzwanzigfache der Saatmenge. Die sehr starke Reproduktionsfähigkeit des Getreides ergibt sich auch aus der Betrachtung der vorher geschilderten Entwicklungsverhältnisse. Wenn aus einem Weizenkorne nur drei Halme mit je einer Ähre entstehen, wenn jede Ähre zwölf Ährchen erzeugt und jedes Ährchen nur zwei Körner hat, so sind aus dem einen Samenkorn $3 \times 12 \times 2 = 72$ Körner hervorgegangen. Da nun aber manche Pflanzen durch tierische und pflanzliche Feinde oder durch ungünstiges Wetter vernichtet oder sehr geschädigt werden, so kann man auf den zweiundsiebzigfachen oder einen ähnlichen Ertrag beim feldmäßigen Anbau des Getreides nicht rechnen. Neben den Körnern erntet man noch Stroh, dessen Menge je nach der Getreideart und den sonstigen Verhältnissen im allgemeinen zwischen 2000 und 6000 kg beträgt.

7. Hafer: a Rispen-, b Fahnenhafer.

Das Stroh wird zum größten Teile wieder im landwirtschaftlichen Betriebe verwendet, und zwar als Futter oder als Einstreu für die Tiere. Aber auch technisch erfährt es eine vielseitige Nutzung, so bei der Errichtung und dem Eindecken von Gebäuden, für die Herstellung von Geflechten und für die Papierfabrikation.

Dem Halmgetreidebau kommt für die Landwirtschaft in ganz Mittel-, Ost- und Nordeuropa, ferner in einem großen Teile Nord- und Südamerikas sowie teilweise auch in Australien unter den Kulturgewächsen eine überragende Bedeutung zu. Für das Deutsche Reich ergibt sich dies aus der Anbaustatistik. Von dem Acker- und Gartenlande, dessen Fläche $26\frac{1}{4}$ Mill. ha beträgt, waren im Jahre 1908 reichlich 14 Mill. ha, also 54 Prozent, d. h. mehr als die Hälfte, mit Halmgetreide bestellt. Auf die einzelnen Getreidearten verteilt sich die Fläche wie folgt: Weizen 8,[illegible], Roggen 23,[illegible], Gerste 6,[illegible] und Hafer 16,[illegible] Prozent des Acker- und Gartenlandes. Keine andere Gruppe der Kulturpflanzen, weder die Wurzelfrüchte (Kartoffeln), noch die Futterpflanzen (Rotklee usw.), noch sonstige, kommen in dieser Hinsicht dem Halmgetreide auch nur entfernt gleich. Das ist in den Eigenschaften des Getreides begründet: zwei seiner Arten, Roggen und Hafer, begnügen sich auch mit dürftigem Boden, alle stellen geringe Ansprüche an die Pflege und deshalb an das Maß menschlicher Arbeitskräfte, und ihre Erzeugnisse sind infolge ihrer Haltbarkeit und großen Beförderungsfähigkeit sowie wegen ihrer allgemeinen Verwendbarkeit leicht und überall abzusetzen. Der Getreidebau wird deshalb im allgemeinen zutreffend als das Rückgrat besonders der heimischen Landwirtschaft bezeichnet.

Die Unterscheidung der vier Getreidearten ist, namentlich wenn die Ähren noch nicht hervorgetreten sind, für den Laien nicht ganz leicht. An der Stelle, wo die Blattscheide in das eigentliche Blatt, die Blattspreite (Abbild. 6 a, sp), übergeht, sitzt auf der innern Seite ein durchscheinendes Häutchen, das Blatthäutchen (h), und an derselben Stelle, an den Ecken der Blattspreite, befinden sich die Öhrchen (ö). An der Form des Häutchens und der Öhrchen oder am Fehlen der Öhrchen kann man die Getreideart erkennen. Bei der Gerste (Abbild. 6 a) sind die Öhrchen sehr stark entwickelt, sichelartig und stark bewimpert, beim Weizen (Abbild. 6 b) sind die Öhrchen kleiner, aber auch bewimpert, beim Roggen (Abbild. 6 c) sind sowohl die Öhrchen wie namentlich das Häutchen schwach ausgebildet, der Hafer (Abbild. 6 d) hat keine Öhrchen, aber ein langes Häutchen.

Bei den einzelnen Arten des Getreides unterscheidet man wieder Unterarten und innerhalb der Unterarten Spielarten oder Sorten. Während namentlich die Unterarten schon seit sehr langer Zeit vorhanden und besonders unter dem Einflusse der natürlichen Verhältnisse, des Bodens und des Klimas, entstanden sind, und während dies auch für einzelne Sorten gilt, verdankt die größte Zahl der neuen Sorten ihre Bildung meistens dem Einflusse des Menschen, besonders dem zielbewußten Streben einzelner scharfblickender und begabter Züchter. Diese haben mit Hilfe bestimmter Maßnahmen, namentlich durch die Auswahl besonders kräftig entwickelter und höhere Erträge liefernder Pflanzen, sowie durch die Verwendung der von diesen Pflanzen erzeugten Samen als Saatware sehr viel dazu beigetragen, daß nicht nur die Ernteerträge überhaupt gestiegen sind, sondern daß es heute möglich ist, für jede Örtlichkeit eine Sorte anzubauen, die sich gerade für dieses Gebiet besonders eignet, d. h. hier die gegenwärtig überhaupt höchstmöglichen Erträge gibt.

Der Weizen besteht zunächst aus zwei Gruppen, dem eigentlichen Weizen (Triticum sativum) und dem Spelz oder Dinkel (T. spelta). Der Spelz, der wieder verschiedene Arten umfaßt und dadurch gekennzeichnet ist, daß die Ährchen in weitem Abstande an der Spindel sitzen (Abbild. 8 a), und daß die Körner, wie bei der Gerste und beim Hafer, von den Spelzen fest umschlossen werden, hat geringeren Kulturwert als der eigentliche Weizen und wird deshalb nur in kleinem Umfange, und zwar namentlich in Süddeutschland, angebaut. Der eigentliche Weizen umfaßt eine größere Zahl von Arten; die wichtigste ist der gemeine Weizen (T. vulgare), bei dem man unter anderm den lockerährigen, unbegrannten (Abbild. 8 b), den gedrängtährigen, begrannten, ferner den durch die künstliche Züchtung entstandenen, sehr ertragreichen sogenannten englischen oder Squarehead, mit vierkantiger Ähre (Abbild. 8 c), unterscheidet. Der Igelweizen (Abbild. 8 d) ist im Gegensatze zu den vorhergehenden Sorten stark begrannt.

Beim Roggen gibt es nur eine Art (Secale cereale), freilich heute mit einer Anzahl von Spielarten, deren Verschiedenheit aber weniger durch die Form der lockeren und schwach begrannten Ähre hervortritt (Abbild. 9).

Der Hafer (Avena sativa) ist in neuerer Zeit vielfach Gegenstand der Züchtung geworden, und deshalb hat man heute eine große Zahl von Varietäten (Sorten) zu verzeichnen. Äußerlich sind besonders zwei Ährenformen bemerkenswert, die sich durch die Stellung der Körner unterscheiden. Während sich die Rispe beim Rispenhafer gleichmäßig ausbreitet (Abbild. 7 a), ist sie beim Fahnenhafer fahnenartig zusammengezogen, und die Körner sind nach einer Seite gewendet (Abbild. 7 b).

Von der in der Regel mit langen Grannen versehenen Gerste (Hordeum sativum) baut man hauptsächlich drei Unterarten an, die zweizeilige (H. distichum), die vierzeilige (H. vulgare) und die sechszeilige Gerste (H. polystichum). Da bei der zweizeiligen Gerste (Abbild. 10 b) die beiden äußeren Ährchen der beiden einander gegenüber befindlichen Sätze unfruchtbar und meistens unbegrannt sind, und da sich die aus den mittleren Ährchen gebildeten Körner der Spindel anschmiegen — auch die Grannen sind in zwei Reihen gestellt — so entsteht eine zweireihige oder zweizeilige Ähre. Bei der sechszeiligen Gerste sind alle drei Ährchen eines Satzes fruchtbar, die Ähre hat also sechs Reihen Körner. Bei der vierzeiligen Gerste sind die drei Ährchen zwar ebenfalls fruchtbar; aber nur die Körner der Mitte decken sich. Es bilden sich zwei Reihen, die seitlichen Körner dagegen schieben sich mit den gleichen Körnern der Nebenreihe so ineinander, daß es den Eindruck macht, als wenn diese beiden Reihen nur eine solche bildeten; das sind zwei weitere Reihen, im ganzen also vier Reihen, die noch deshalb besonders deutlich hervortreten, weil auch die Grannen in vier Reihen gestellt sind (Abbild. 10 a). Eine äußerlich auffallende Abweichung ist die vielzeilige Gabelgerste (H. trifurcatum, Abbild. 10 c), bei der die Spitze der äußeren Blütenspelze an Stelle der Granne einen dreizackigen, lederartigen Fortsatz hat. Da bei der zweizeiligen Gerste die einzelnen Körner am vollkommensten ausgebildet werden, so benutzt man diese allein für Brauzwecke.

Die Art, in der man die vier Getreidearten hauptsächlich verwendet, ist verschieden. Weizen und Roggen dienen fast nur der Bereitung von Brot, also der unmittelbaren menschlichen Ernährung. Der Hafer und die Gerste dagegen sind hauptsächlich Futter für die landwirtschaftlichen Nutztiere; die Gerste ist, wie schon erwähnt, auch der Rohstoff für das Bier. Bei der Verarbeitung des Weizens und des Roggens zu Mehl, aus dem man dann das Brot herstellt, wird das Korn gemahlen. Dabei findet die Trennung seiner verschiedenen Teile statt. Zunächst wird das Korn sehr sorgfältig von den ihm anhaftenden Verunreinigungen befreit; dann trennt man den kein Mehl enthaltenden Keim (Abbild. 1 k) ab. Die sich in den inneren Zellen des Kornes findenden Eiweißmengen sind an



8. Spelz und Weizen: a Spelz, b Landweizen, c Squareheadweizen, d Igelweizen, begrannt.



sich gering, aber sie nehmen auch, umgekehrt wie der Gehalt an Stärkemehl, von außen nach innen ab, d. h. die ganz im Innern liegenden Zellen sind besonders arm an Eiweiß und entsprechend reich an Stärke. Beim Mahlen wird das Korn nun in die Samenschale mit der darunterliegenden eiweiß- und fetthaltigen Zellschicht einer- und in den hauptsächlich Stärkemehl führenden inneren Teil anderseits, d. h. in die Kleie und das Mehl, zerlegt. Die Farbe des Mehles ist abhängig von seinem Gehalte an Eiweiß; je mehr Stärke und je weniger Eiweiß es enthält, um so reiner weiß ist es und umgekehrt. Da, wie gezeigt wurde, die im innersten Kerne des Kornes liegenden Zellen eiweißärmer sind, so ist die Farbe des Mehles um so weißer, je mehr man in der Hauptsache nur die inneren Zellen als Mehl gewinnt; um so geringer ist aber auch der Anteil, die Ausbeute an Mehl. Damit hängt es zusammen, daß die Mehlsorten, je weißer und, was dasselbe ist, je feiner sie sind, z. B. das Kaiser-Auszugs- usw. -Mehl, einen um so höheren Preis haben.

Der beim Mahlen verbleibende Rückstand, die Kleie, die, wie wir sahen, die Samenschale und die darunterliegenden Zellschichten umfaßt, wird als Futter namentlich für die wiederkäuenden Haustiere, das Rind und das Schaf, verwendet. Diese Art der Benutzung ist auch durchaus zweckmäßig; denn die in der Kleie enthaltenen Nährstoffe sind wegen der dickwandigen Zellen, in denen sie sich befinden, für andere Tiere, noch mehr aber für den Menschen, schwer verdaulich. Die Wiederkäuer dagegen sind wegen der besonderen Art ihrer Verdauungsorgane und des damit verbundenen Wiederkauens befähigt, auch die in der Kleie enthaltenen Nährstoffe auszunutzen. Wohl wird in einzelnen Gegenden, wenigstens beim Roggen, das ganze Korn, nachdem es geschroten, zu Brot verbacken, und dieses Schrotbrot zeichnet sich durch seinen kräftigen Geschmack sowie durch diätetische Wirkungen aus. Aber eine entsprechende Ausnutzung der in dem Schrotbrote enthaltenen Eiweißstoffe findet beim Menschen nicht statt, trotz aller Versuche, es durch geeignete Behandlung vor dem Verschroten, z. B. durch Aufquellen, verdaulicher zu machen. Dazu kommt, daß durch das Schrot die Verdauungsorgane des Menschen unnötig belastet werden, ein Nachteil, der sich um so stärker geltend macht, je weniger der Mensch körperlich stark arbeitet, je mehr er auf leicht verdauliche Nahrung angewiesen ist. Der Verzehr von Schrotbrot bringt dem Menschen in der Regel keinen entsprechenden Vorteil, aber den Rindern und den Schafen wird dadurch ein gerade für sie geeignetes, wertvolles Futter entzogen.

Der Konsum von Weizen übersteigt, wenn man die ganze Erde ins Auge faßt, den Verzehr von Roggen bedeutend. Das ergibt sich schon daraus, daß im Durchschnitte der beiden Jahre 1907 und 1908 die Welternte an Weizen rund 75 Mill. t (1 t = 1000 kg), an Roggen dagegen nur 40 Mill. t, also nur reichlich die Hälfte, betragen hat. Dabei zeigt sich gerade in der Gegenwart noch eine eigenartige Erscheinung, nämlich die Zunahme des Verbrauchs von Weizen, aber das Gegenteil beim Roggen. Sieht man von den außereuropäischen Ländern ab, weil die Verhältnisse dort andere sind als in Europa, indem dort entweder unser Brotgetreide überhaupt nicht oder, wo seine Kultur stattfindet, Roggen nur in verschwindendem Umfange, dagegen fast ausschließlich Weizen gebaut wird, so erkennt man, daß die westlichen und südlichen Länder Europas fast nur Weizenbrot verzehren, wogegen in den nördlichen und östlichen Gebieten das Roggenbrot vorherrscht. Während nun Frankreich sowie Großbritannien und Irland seit langer Zeit vorwiegend oder fast nur Weizenbrot genießen, gilt in Deutschland und in einem großen Teile von Rußland das gleiche für das Roggenbrot.

Aber das Deutsche Reich befindet sich gegenwärtig in einem Übergangsstadium: der Verzehr von Roggen nimmt ab, der Konsum von Weizen wächst dagegen beständig. Diese Tatsache zeigt auch die unmittelbare Beobachtung des täglichen Lebens. Man kann sich davon leicht überzeugen, wenn man in dieser Beziehung die Stadt- mit der Landbevölkerung vergleicht; jene konsumiert vorwiegend Weizen-, diese dagegen namentlich Roggenbrot. Da nun die städtische Bevölkerung beständig und sehr stark zunimmt, so ergibt sich um so mehr eine Vermehrung des Weizen- und eine Verminderung des Roggenverzehrs, als auch auf dem platten Lande das Weißbrot immer mehr Liebhaber findet. Dieses entspricht eben dem verfeinerten Geschmacke, und mit der Erhöhung der Bildung und des Einkommens verdrängt der Weizen den Roggen als menschliches Nahrungsmittel. Das trifft zwar nicht in jedem einzelnen Falle, aber doch im allgemeinen zu. Die Einwohner Frankreichs und Großbritanniens, die vorwiegend Weizenbrot essen, sind und waren namentlich viel wohlhabender als die Bewohner des Deutschen Reiches. Mit der notorischen Vermehrung des Einkommens ist auch bei uns die Steigerung des Weizenkonsums Hand in Hand gegangen.

Leider gibt es keine genaue Statistik über die in den verschiedenen Ländern von der Bevölkerung als Nahrung verwendeten Mengen von Weizen und von Roggen. Mittelbar kann man diese Mengen dadurch berechnen, daß man für das fragliche Gebiet aus den Werten für den Ernteertrag sowie für die Ein- und Ausfuhr an Weizen sowie an Roggen und für das dazugehörige Mehl die auf den Kopf der Bevölkerung zur



9. Roggenähre.

Verfügung stehende Menge an den beiden Getreidearten berechnet. Der auf diese Weise ermittelte Wert ist allerdings besonders deshalb ungenau, weil darin auch die an das Vieh verfütterten Mengen mit enthalten sind, diese sich aber der Feststellung entziehen.

Mit dieser Einschränkung liefern die folgenden Zahlen ein Bild des Weizen- und des Roggenverzehrs in den vorher genannten Ländern. Im Jahre 1907 standen auf den Kopf der Bevölkerung zur Verfügung in Kilogramm:

	Frankreich	Großbritannien und Irland	Deutsches Reich	Rußland
Weizen	218	164	91	53
Roggen	31	2	161	148
Zusammen	249	166	252	201

Die verzehrte Gesamtmenge des Brotgetreides wird selbstverständlich noch von besonderen Umständen, so namentlich von der Menge der sonstigen Nahrungsmittel, besonders des Fleisches, beeinflußt; im Deutschen Reiche verwendet man einen erheblichen, aber wie gesagt, nicht festzustellenden Teil des Brotgetreides als Viehfutter. Aber man erkennt, daß in Frankreich und in Großbritannien der Weizen-, im Deutschen Reiche und in Rußland dagegen der Roggenverzehr überwiegt.

Die Zunahme des Weizenkonsums im Deutschen Reiche ergibt sich auch aus der Steigerung der Einfuhr von Weizen in den letzten Jahrzehnten. Die Mehreinfuhr von Weizen hat betragen: 1895 bis 1899 $1{,}_{274}$ Mill. t, 1900 bis 1904 $1{,}_{725}$ Mill. t, 1905 bis 1909 $2{,}_{161}$ Mill. t oder, auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, 1895 bis 1899 rund 24 kg, 1900 bis 1904 rund 30 kg, 1905 bis 1909 rund 35 kg.

Dabei hat im Deutschen Reiche weder eine Verminderung des jährlichen Gesamt- noch des auf die Flächeneinheit berechneten Ernteertrages stattgefunden, wie die folgende Übersicht zeigt:

	Gesamtertrag	Ertrag auf 1 ha
1895 bis 1899	$3{,}_{462}$ Mill. t	$17{,}_{7}$ dz
1900 bis 1904	$3{,}_{520}$ Mill. t	$18{,}_{9}$ dz
1905 bis 1909	$3{,}_{722}$ Mill. t	$19{,}_{8}$ dz

Aus der Tatsache, daß die Erträge von der Flächeneinheit fortwährend gestiegen sind, ergibt sich auch, daß die deutsche Landwirtschaft erfolgreich bemüht ist, die Fruchtbarkeit der heimischen Scholle zu steigern. Diese Steigerung hat übrigens schon seit mehreren Jahrzehnten stattgefunden, und die Fortschritte, die man auch auf diesem Gebiete der Landwirtschaft zu erzielen imstande ist, sind heute noch nicht abgeschlossen; die Erträge lassen sich zweifelsohne immer noch mehr erhöhen. Aber freilich ist dies nicht von heute auf morgen möglich; alle in der Landwirtschaft ergriffenen Maßnahmen wirken, entsprechend der Natur dieses Gewerbes, langsam, dann aber im allgemeinen sicher. Die zahlenmäßig nachgewiesene Erhöhung der Produktion vermag jedoch dem steigenden Bedarfe von Weizen im Deutschen Reiche nicht zu genügen, der sowohl durch die beständige Zunahme der Bevölkerung, gegenwärtig fast eine Million jährlich, als auch durch die Steigerung des auf den Kopf entfallenden Verzehrs hervorgerufen wird.

Ist es denn unter diesen Umständen, so wird man fragen, nicht möglich, die mit Weizen bestellte Fläche in Deutschland zu vermehren? Kann nicht der Weizen vielfach an die Stelle des Roggens treten? Diese Fragen sind leider, so muß man sagen, aus zwei Gründen zu verneinen: der deutsche Boden und das deutsche Klima ziehen dem Weizenbau enge Grenzen. Diese Getreideart ist gegen die Winterkälte viel empfindlicher, sie „wintert" leichter „aus", wie man die Vernichtung und Schädigung durch den Frost nennt, als der Roggen. Ferner stellt der Weizen viel höhere Ansprüche an die Beschaffenheit des Bodens. Auf den Sandflächen, die in weiten Gegenden Deutschlands vorwiegen, findet wohl noch der Roggen die Bedingungen für sein Wachstum, der anspruchsvollere Weizen dagegen nicht mehr. Wenn der Weizen von der landwirtschaftlich benutzten Fläche des Deutschen Reiches nur $5{,}_{4}$ (= $8{,}_{3}$ Prozent des Ackerlandes), in Frankreich dagegen $16{,}_{5}$ Prozent einnimmt, so ist das in den geschilderten natürlichen Verhältnissen begründet. Deutschland wird also für die Versorgung seiner Bewohner mit Weizen mehr und mehr auf die Einfuhr aus fremden Ländern angewiesen sein, und damit gewinnen diese Länder und ihre Erzeugungsverhältnisse, soweit sie den Weizen betreffen, auch für uns eine unmittelbare Bedeutung.

Bevor jedoch diese Länder ins Auge gefaßt werden, ist es interessant, denjenigen europäischen Staat zu betrachten, der riesige Mengen von Weizen einzuführen gezwungen ist und deshalb auch für diese Ware, wie für fast alle Gegenstände des Welthandels, in erster Reihe den Preis bestimmt, Großbritannien und Irland. Die vereinigten Königreiche haben an Weizen jährlich im Mittel importiert: 1866 bis 1870 $1{,}_{900}$ Mill. t, 1886 bis 1890 $3{,}_{957}$ Mill. t, 1896 bis 1900 $4{,}_{880}$ Mill. t, 1906 $5{,}_{728}$ Mill. t. Der Wert betrug im Jahre 1906 663 Mill. ℳ.

Die Ursache für die bedeutende Zunahme der Weizeneinfuhr nach Großbritannien sind die Vermehrung der dortigen Bevölkerung, die sich ähnlich wie im Deutschen Reiche vollzieht, und die Abnahme der dort mit Weizen bestellten Fläche. In dieser Hinsicht liegen die Verhältnisse in Großbritannien wesentlich anders als im Deutschen Reiche und z. B. auch in Frankreich. Da das Inselreich die Erzeugnisse seines Ackerbaues, und dazu gehört vor allem der Weizen, nicht durch einen Eingangszoll geschützt hat, so trat dort bald nach Beginn der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ein sehr starker Preisfall für den Weizen ein; denn die infolge des Ausbaues der Eisenbahnen und anderer Verhältnisse dem Weltverkehre neu erschlossenen Gebiete, damals vor allem die Vereinigten Staaten von Amerika, erzeugten große Mengen dieser Brotfrucht billig und überschwemmten damit den europäischen Markt.

Der dadurch hervorgerufene Rückgang des Weizenpreises, dessen Wirkungen auf die deutsche Landwirtschaft durch den Schutzzoll gemildert wurden, hat die britische Landwirtschaft in vollem Umfange getroffen und zu einer erheblichen Verminderung der mit Weizen bebauten Fläche geführt. Wenn dort heute an die Stelle des Weizenlandes vielfach Viehweide getreten ist, und wenn die britische Landwirtschaft die damit verbundene tiefgreifende Veränderung des Betriebes hat ertragen können, ohne vernichtet zu werden, so hat das seinen Grund in den besonderen agrarischen Besitz- und Betriebsverhältnissen Englands, auf die hier nicht eingegangen werden kann. Die deutsche Landwirtschaft würde in gleicher Lage an den Rand des Abgrunds gebracht worden sein; mindestens eine schwere Agrarkrisis mit allen ihren Wirkungen wäre die unausbleibliche Folge gewesen.

Wie beim Weizen, so ist Großbritannien übrigens bei allen Nahrungsmitteln, Fleisch, Butter, Zucker usw., in immer steigendem Grade auf die ausländische Zufuhr angewiesen. Würde diese einmal auch nur auf kurze Zeit unterbrochen werden, so wäre eine Hungersnot für die Bewohner des Inselreichs die unfehlbare Folge. Man erkennt deshalb auch den Wert, den Großbritannien auf die Wehrkraft seiner Kriegsflotte legt; solange diese wie jetzt das Weltmeer beherrscht, ist das Land vor einer Hungersnot so gut wie gesichert.

Denjenigen Ländern, die in stets verstärktem Umfange Weizen einführen, also dem inländischen Bedarfe durch die eigene Erzeugung immer weniger genügen, stehen selbstverständlich andere Gebiete gegenüber, bei denen das Entgegengesetzte der Fall ist. Sieht man von Rußland ab, dessen Anteil an der Welterzeugung von Weizen rund 17 Prozent beträgt, dessen



10. Gerste: a vierzeilige, b zweizeilige, c Gabelgerste.

Ausfuhr sehr bedeutend ist, aber kaum zugenommen, das also die veränderte Lage auf dem Welt-Weizenmarkte am wenigsten verursacht hat, so sind es vor allem verschiedene außereuropäische Gebiete, die bei der Versorgung des Weltmarktes in Frage kommen.

Die nordamerikanische Union, die, wie schon erwähnt wurde, im sechsten und siebenten Jahrzehnte des vergangenen Jahrhunderts der Schrecken der europäischen Landwirtschaft war, verliert diesen Charakter mehr und mehr. Zunächst nimmt die dortige Bevölkerung in sehr bedeutendem Maße zu — 1880 betrug sie 50, 1908 dagegen schon 87 Millionen, und damit steigt ihr eigener Bedarf — und zum andern liefert der dortige Boden ohne entsprechende Aufwendungen auch nicht mehr die früheren Erträge; die Erzeugungskosten sind also dort ebenfalls erhöht, und der Wettbewerb auf dem Weltmarkte ist erschwert. Während noch zu Ende der achtziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts der dritte Teil der gesamten Weizenernte der Union ausgeführt wurde, ist dieser Anteil im Jahre 1908 auf ein Sechstel zurückgegangen.

Es sind daher andere Länder, von denen die Welt jetzt hauptsächlich mit Weizen versorgt wird. In erster Reihe steht hier die südamerikanische Republik Argentinien, die vor kurzem den hundertsten Jahrestag ihrer Selbständigkeit gefeiert hat. Dieser Staat, dessen Fläche mehr als fünfmal so groß ist wie die des Deutschen Reiches, hat in den letzten Jahren im Mittel jährlich rund 3 Mill. t Weizen ausgeführt, also reichlich die Hälfte des britischen Bedarfs. Argentinien exportiert aber erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit Weizen; Mitte der achtziger Jahre war die Menge erst $0,_1$ und zehn Jahre später $0,_8$ Mill. t. Dabei ist das dort für den Weizenbau geeignete Gebiet noch einer sehr großen Ausdehnung fähig. Während 1899 die mit Weizen kultivierte Fläche $1,_5$ Mill. ha betrug (im Deutschen Reiche rund $1,_9$ Mill. ha), war sie 1904 auf $4,_2$ Millionen gewachsen, und sie kann nach den vorliegenden Berichten noch auf das Fünffache, also auf rund 20 Mill. ha, gesteigert werden. Da nun ferner in Argentinien die von der Flächeneinheit erzielten Erträge noch sehr niedrig sind — auf 1 ha 7 dz gegen fast 20 dz in Deutschland —, also bei sachgemäßer Kultur leicht erhöht werden können, so erkennt man, daß Argentinien fähig ist, noch auf lange Zeit hinaus den Weizenbedarf der Welt zu decken. Wenn dieser Staat bei seinem jetzigen Umfange des Weizenbaues und bei den heutigen Erträgen 3 Mill. t ausführt, so würde dieser Betrag, falls sich die Umstände in der angenommenen Weise ändern, auf 20 Mill. t anwachsen. Die dortigen Boden- und Klimaverhältnisse sind der Kultur der genannten Brotfrucht sehr günstig.

Neben Argentinien kommen noch Kanada, Australien und Britisch-Indien für die Versorgung des Weltmarktes mit Weizen in Betracht. Die jährliche Ausfuhrziffer der beiden zuletzt genannten Länder hat zwar im günstigsten Falle je 1 Mill. t betragen; aber die Erträge dieser Gebiete sind doch infolge der häufig auftretenden, sich nicht nur auf einzelne, sondern, wie in Australien, auf mehrere Jahre erstreckende Dürrperioden so schwankend, daß mit Sicherheit auf auch nur einigermaßen gleichbleibende Erntemengen nicht gerechnet werden kann. Diese Schwankungen sind zwar auch in Argentinien nicht ausgeschlossen — eine weniger günstige Weizenernte in diesem Lande beeinflußt sofort den Weltmarktpreis —, aber so große Unterschiede wie in Australien und Britisch-Indien sind hier nicht zu verzeichnen.

Eine bedeutende Zukunft auf dem hier besprochenen Produktionsgebiete wird zweifelsohne auch Kanada haben. Dieses Land, das den Flächeninhalt des Deutschen Reiches achtzehnmal umfaßt, beginnt erst seit einiger Zeit der Kultur in größerem Umfange erschlossen zu werden, und namentlich wendet sich die deutsche Auswanderung jetzt dorthin. Ist die Weizenausfuhr nun auch von 120 000 t im Jahre 1890 auf $1,_1$ Mill. t im Jahre 1906 gestiegen, und ist sie gewiß noch einer erheblichen Zunahme fähig, so wird der Weizenkultur in Kanada doch durch das Klima eine Grenze gezogen, die in Argentinien ganz oder zum größten Teile nicht vorhanden ist.

Zunächst besteht also kaum die Gefahr, daß der zunehmende Bedarf namentlich der europäischen Staaten an Weizen — und neben Großbritannien und dem Deutschen Reiche kommen für die Einfuhr dieser Frucht noch Italien, Belgien, Spanien, die Schweiz und die Niederlande in Betracht — nicht gedeckt wird. Aber diese Gefahr wird eintreten, wenn Völker, die bis dahin keinen Weizen verzehrt haben, zum allgemeineren Genusse von Weizenbrot übergehen. Ein solcher Übergang scheint sich jetzt in den ostasiatischen Staaten insofern anzubahnen, als man dort beginnt, neben dem gebräuchlichen Nahrungsmittel, dem Reis, auch dem Weizenbrote Geschmack abzugewinnen. Ob der Reis überhaupt und ob er schnell oder langsam, ganz oder teilweise durch den Weizen verdrängt werden wird, läßt sich heute nicht entscheiden. Was es aber heißen will, wenn, um nur diese Länder zu nennen, auch China, Japan und Indien Weizen konsumieren, davon kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Einwohnerzahl allein von China mit 430 000 Mill. die von Gesamteuropa um rund 20 Mill. übertrifft.

Die Frage, wie und ob später der immer steigende Bedarf der Erdbewohner an Weizen gedeckt werden kann, wird in Zukunft die Regierungen, nicht minder auch die Land- und Volkswirte zweifelsohne noch lebhaft beschäftigen.

Otto Ubbelohdes Radierung „Der Marktplatz in Halle a. S.“

Der Magistrat der Stadt Halle a. S. hat im Sommer 1909 beschlossen, von dem halleschen Marktplatz mit den fünf Türmen eine Radierung von Künstlerhand als besondere Ehrengabe, durch welche verdiente Personen ausgezeichnet werden sollen, herstellen zu lassen und das ausschließliche Eigentum an dem Kunstwerk zu erwerben.

So reich die Stadt Halle auch heute noch an malerischen, den Künstler zu intimer Wiedergabe reizenden Bauten kirchlicher und profaner Bestimmung ist, wenn auch die hochaufschießende Säule des Leipziger Turmes oder der langgestreckte Trakt der Franckeschen Stiftungen nicht der Großartigkeit, die Ruine der Moritzburg nicht romantischen und künstlerischen Zaubers entbehrt — keins dieser Gebäude ist doch so eng mit dem eigentlichen Organismus der Stadt verwachsen, daß seine künstlerische Wiedergabe zu einem so besonderen Zweck begründet erscheinen könnte. Das alte Rathaus aber, in seiner heutigen Gestalt ein Konglomerat ursprünglich verschiedenen Zwecken dienender Baulichkeiten verschiedener Zeiten, entbehrt bei mancher Einzelschönheit doch der Einheitlichkeit und eines großen repräsentativen Zuges.

Wenn der hallesche Marktplatz trotz der vielen Bausünden des letzten Jahrhunderts immer noch die stärkste künstlerische Wirkung ausübt, so dankt er das wesentlich der einzigartigen, den Platz ganz beherrschenden fünftürmigen Gebäudegruppe der Marienkirche und des Roten Turmes. Ihre Wiedergabe bietet dem Künstler die bedeutendste Aufgabe, die ihm in dieser Hinsicht von der Stadt Halle gestellt werden kann.

Und wenn es weiter richtig ist, daß mit einer Ehrengabe von der Art, wie sie hier geplant wurde, die Stadt auch sich selbst ein Ehrendenkmal schaffen soll, so ist zugleich der diesem Zweck am würdigsten Rechnung tragende Gegenstand der Darstellung gefunden; denn der Rote Turm ist im Verlauf des fünfzehnten Jahrhunderts, der letzten Blüteepoche freier hallescher Bürgermacht, in immer neuen Ansätzen, ohne einem bestimmten praktischen Zweck dienen zu sollen, zu Ehren der Jungfrau Maria erbaut worden; er ist das reinste Symbol des ehemaligen Bürgerstolzes, der ehemaligen monumentalen Baugesinnung unserer Stadt, ein Denkmal zugleich der Vergangenheit und ein mahnendes Vorbild für die Gegenwart und Zukunft. Die Wahl des Künstlers fiel auf Otto Ubbelohde. Er hat die Aufgabe, eine Radierung größten Formates zu schaffen, aufs glücklichste gelöst. Ohne zu idealisieren oder zu vertuschen, hat der Künstler durch die Wahl des Bildausschnittes sich ganz auf die geschlossene Darstellung des monumentalen Motivs beschränkt, dessen Wucht durch den Kontrast des niedrigen malerischen Marktgewimmels stark herausgearbeitet ist.

Nur im Hochformat, nur in ebendieser Gruppierung von Kirche und Turm war der architektonische Sinn der Gebäudegruppe, ihre luftige Höhenentwicklung richtig zu fassen. Mit vollem Recht dominiert die wuchtige Eleganz des Roten Turmes, des künstlerisch wie stadtgeschichtlich bedeutenderen Monumentes; die stark verkürzte Stellung der an und für sich schlichten, in ihrem heutigen Verputz äußerlich etwas nüchtern wirkenden Marienkirche ermöglicht erst ein sinngemäßes Herausarbeiten der wichtigsten Bauglieder, der Strebenreihe, des mächtigen Daches, der vier paarweise verschieden gestalteten Türme zu der interessanten Wirkung im Hintergrunde. Durch starke Licht- und Schattenkontraste, vor allem aber durch eine sehr kräftige und temperamentvolle Strichbehandlung ist die Gefahr der Glätte und Eintönigkeit, die dem Radierer bei einer Platte von so bedeutendem Umfang droht, durchaus vermieden. Der Charakter künstlerischer Handarbeit spricht sich in dem Blatte aufs deutlichste aus, sie erhebt es zugleich am entschiedensten über die einfache Nachbildung eines gegebenen Motivs hinaus, zu dauernder künstlerischer Bedeutung.

Max Sauerlandt.



Hofphot. Ferd. Eich, Ludwigslust, Mecklenburg.

Wildfütterung im Wildpark zu Jasnitz in Mecklenburg.



Der Marktplatz in Halle a. S. Nach einer Radierung von Otto Ubbelohde.

Ein moderner deutscher Seefischmarkt.

Von **Paul Schredhaase.**

Hierzu 10 Abbildungen nach Originalzeichnungen des Verfassers.

Die deutsche Hochseefischerei hatte sich in dem letzten Viertel des vergangenen Jahrhunderts nach langem Vegetieren endlich von der Weser, von Geestemünde-Bremerhaven aus zu einer bemerkenswerten Höhe aufgeschwungen. Nordenham, später auch Altona und in geringerem Maße Hamburg folgten nach; nur an dem Platz, der durch seine überaus günstige Lage und sonstigen Vorzüge mit in erster Reihe stehen sollte, war diese ganze Entwicklung beinahe spurlos vorübergegangen. Allen Versuchen, Cuxhaven zu einem großen Eingangstor der schmackhaften Seefische deutscher Fänge zu machen, die auch in dieser Zeit nicht gefehlt haben, war durch mancherlei ungünstige Zufälligkeiten ein Erfolg nicht beschieden gewesen. Fast unglaublich bei dem heutigen Riesenbetrieb klingt es, wenn man hört, daß noch vor dreißig Jahren einige Helgoländer Angelschaluppen und zwei, drei Finkenwärder Ewer mit Schellfischen und lebenden Schollen vollauf genügten, um den Fischbedarf Cuxhavens zu decken. Die Helgoländer Fischer hatten einen, ebenfalls den damaligen geringen Umsatz und die Geschäftshandhabung trefflich bezeichnenden Vertrag unter sich abgeschlossen, derart, daß nur immer eine Schaluppe im Hafen ihre Fische verkaufen durfte. Etwaige Neuankömmlinge hatten auf der Reede zu ankern, bis der Vordermann seine Ladung gelöscht hatte. Da in der ganzen „Saison", also im Sommer nur etwa dreißig Fahrzeuge Fische anbrachten, dürfte dies Ereignis damals ziemlich wichtig und durch Boten ausgeklingelt worden sein, wie es ja noch heute in winzigen Häfen geschieht. Die Helgoländer brachten durchschnittlich etwa tausend Stück Schellfische von zwei bis fünf Pfund und einige Kabeljaus bis zu zehn Pfund, welche letzteren etwa 50 ₰ das Stück galten, während das Großhundert (hundertvierzig Stück) Schellfische etwa 23 ℳ erzielte. Der Fischhandel beschränkte sich bei so geringer Zufuhr naturgemäß darauf, den Platzbedarf zu decken, zumal bei der damals noch fehlenden Eisenbahnverbindung ein Versand frischer Fische nach auswärts nur auf dem Wege des Postpakets möglich gewesen wäre. Nach Fertigstellung der unterelbischen Eisenbahn allerdings setzte sogleich eine Belebung der Fischerei ein, und zwar war es hauptsächlich der Austernhandel, dem nach und nach immer mehr Finkenwärder Hochseefischer auch im Winter auf den Austerngründen der Nordsee oblagen, und der, trotz aller Schwierigkeiten, der „Nordsee-Auster" Eingang in den deutschen Konsum zu verschaffen, doch zu einer ziemlichen Blüte gelangte. Aber die mehrfach unternommenen Versuche, einen regelrechten großen Fischmarkt ins Leben zu rufen, scheiterten teils an zu geringen Mitteln, teils an örtlichen Schwierigkeiten aller Art. Einige Fischhändler und Kapitalisten hatten damals bereits einen Fischdampfer bauen lassen, der eine Zeitlang seine Fänge anbrachte. Mit nur einem Dampfer konnte man aber einen regelmäßigen Fischmarkt nicht versorgen, und da eine Geschäftsentwicklung ausblieb, konnte der Dampfer seine größeren Fänge zu entsprechenden Preisen nicht unterbringen, wurde bald ganz nach Altona dirigiert und später dorthin verkauft. Dazu kam der bemerkenswerte Umstand, daß die Blankeneser und Finkenwärder recht zahlreichen Segelfischer lieber die zeitraubende, mitunter tagelang währende Stromreise die Elbe aufwärts antraten, als sich ihrerseits an einem Fischmarkt in Cuxhaven zu beteiligen, weil eben die großen Plätze Altona und Hamburg weitaus günstigere Absatzverhältnisse — damals — boten.

Auch als im Jahre 1892 der neue Fischereihafen, der in erster Linie ein Schutzhafen für die unterelbische Fischerflotte sein sollte, dem Verkehr übergeben wurde, trug dies zunächst nicht dazu bei, einen Fischmarktverkehr in Cuxhaven zu entwickeln. Jedoch wurden nun auch von Hamburg aus, zu dessen Gebiet diese Nordseestadt ja gehört, Versuche unternommen. Die Einsicht von der Notwendigkeit einer beträchtlichen Erweiterung der deutschen Hochseefischerei veranlaßte dort den Fischauktionator Platzmann, der als Erster in Deutschland am St.-Pauli-Fischmarkt Fischauktionen bereits 1887 eingeführt hatte, in einer Broschüre auf „Cuxhaven als künftigen Hauptstapelplatz unserer Hochseefischerei" hinzuweisen.

Alle Vorzüge des Ortes waren hierin schon richtig beleuchtet: seine überaus geeignete Lage, seine Häfen, die vorzüglichen Schutz bei Unwetter boten, wie sie bei den fast stets wehenden Westwinden Tag und Nacht unschwer angesegelt werden können, ferner der Fortfall der Stromreisen, die besonders im Sommer den Zustand der Seefische nicht gerade verbesserten, das schnelle Löschen und sofortige Auslaufen von Dampfern und Seglern.

Erst dem tatkräftigen Eingreifen des Deutschen Seefischereivereins war es vorbehalten, maßgebende Kreise des Hamburger Staats für das Projekt eines Großfischmarktes zu interessieren. Der Stein war ins Rollen geraten, auch die sehr lebhafte Gegenagitation seitens der sich bedroht fühlenden Hamburger und Altonaer Interessenten an den dort bereits bestehenden Fischmärkten konnte ihn nicht mehr aufhalten. Immerhin vergingen noch Jahre, bis der entscheidende Antrag der Vertretung der Hamburger Bürgerschaft durch den Senat vorgelegt werden konnte, nachdem letzterer vorsichtshalber noch ein Gutachten Sachverständiger eingeholt hatte. Das wichtigste dieser Schriftstücke war eine Zustimmungserklärung des derzeitigen Deutschen Seefischereivereins-Präsidenten Dr. Herwig, der sich dahin äußerte, „daß ein Fischmarkt in Cuxhaven die bestehenden Fischmärkte in Hamburg, Altona und Geestemünde weder erheblich noch dauernd schädigen würde. Diese Fischmärkte und der mit ihnen zusammenhängende Fischhandel würden höchstens in der Weise vorübergehend gestört werden, daß sich gewisse Anpassungen vollziehen müßten, ähnlich wie dies im Wirtschaftsleben bei veränderten Verhältnissen von Produktion und Absatzbedingungen häufig der Fall sei. Diesen Störungen würden jedoch auch Vorteile gegenüberstehen, die bei Ausführung des Cuxhavener Projekts dem deutschen Fischhandel erwachsen müßten und hauptsächlich in einer Erweiterung des deutschen Seefischkonsums, der noch in den Anfängen stecke, bestehen würde."

Die erheblichen Vorteile, die eine zu erwartende Vermehrung der Hochseefischerflotte — namentlich der Fischdampfer — für die deutsche Volkswirtschaft und für die Versorgung immer weiterer Kreise Deutschlands mit einer billigen und gesunden Nahrung im Gefolge haben würde, waren in dem Senatsantrag neben den speziell hamburgischen und örtlichen Interessen besonders hervorgehoben, und die erforderlichen Mittel wurden 1907 bewilligt. Mit der Bauausführung wurde sofort begonnen; es standen knapp zwölf Monate zur Verfügung, da die Eröffnung des Großfischmarktes bereits im

Einfahrt zum Cuxhavener Fischereihafen von der Elbe.

Ein moderner deutscher Seefischmarkt.



Februar 1908, unter allen Umständen noch vor der Fastenzeit, stattfinden sollte. Mit großem Eifer und beträchtlichen Mitteln wurden nun alle die zahlreichen Anlagen errichtet, deren ein moderner Großfischmarkt bedarf, und die sich heute in vollem Betriebe glänzend bewähren.

Der Fischereihafen, an den sich die betreffenden Baulichkeiten von drei Seiten anschließen, liegt zwischen dem alten Hafen, wo die Schar rauchender Seeschlepper unter Dampf bereitliegt, hinter ihnen die plumpen, rot gestrichenen Rümpfe der Ersatzfeuerschiffe, die eleganten weißen Lotsschoner und zahlreiche breitbugige Tjalken und Ewer, und dem neuen Hafen, an dessen riesigen Pier die gigantischen Ozeandampfer bei Aus- und Heimreise festmachen.

Hier, kenntlich am Molenkopf aus hochragendem Pfahlwerk und weißem Feuertum, schiebt sich rechtwinklig zum Fahrwasser der Elbe die breite Einfahrt zum Fischereihafen heran, geräumig genug, um auch ein Einkreuzen der Segler gegen Wind zu gestatten. In dem weitausladenden Becken zuerst die Bord an Bord liegenden Finkenwärder Segelfischer, ein Wald von Masten und Tauwerk. Sauber und nett ausgerichtet, liegen ihre Steven mit weißem, rotem und grünem Dreieck am Bug unter der aufgemalten Nummer friedlich nebeneinander, ein gewaltiger Gegensatz zu ihren wilden Tänzen, bei denen draußen der stürmische Nordwest aufspielt. Diese Hochseekutter und Fischerewer (die ältere kleinere Spielart) machen zwar einen durchaus seetüchtigen Eindruck, sind aber, im Winter wenigstens, nicht imstande, nach Herzenslust mit den Elementen zu raufen, so daß man immer wieder den frischen Wagemut und die Geschicklichkeit dieser Musterseeleute aufs höchste bewundern muß, die in stürmischen Winternächten bei übereistem Fahrzeug unbedenklich ihre schwere Arbeit auf dem schlüpfrigen, schief liegenden Deck des niedrigen Seglers ebenso ruhig beenden, wie sie hier im Hafen ihre oft arg zerzausten Netze ausbessern.



Sortieren und Wiegen der Fische.

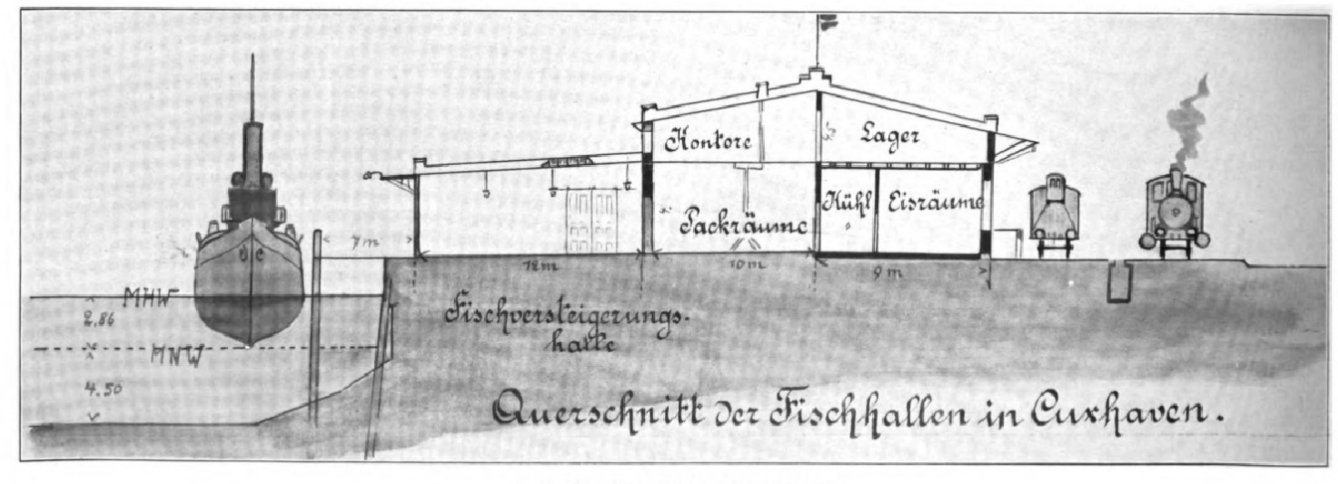
Bei schlechtem Wetter sind hier Hunderte dieser Segelfischer zu finden, von denen sehr viele auch gleichzeitig ihre Fische verkaufen. Folgt man dem Westufer des Hafens, so kommen nun die Liegeplätze für die sechzehn Fischdampfer der Cuxhavener Hochseefischerei-Gesellschaft, von der weiter unten die Rede sein wird. Es können hier die kohlenbringenden Eisenbahnwagen mit einer elektrisch betriebenen, gleichfalls auf Geleisen laufenden Verladevorrichtung schnell in die Bunker der Dampfer, die nicht selten nur wenige Stunden im Hafen bleiben, entleert werden. Die Kohlenplätze der Gesellschaft, die Netzmacherei und das Lager sowie die Bureaus schließen sich an. Die ganze Ostseite des Hafens nehmen zwei mächtige, je 124 m lange Fischhallen mit ihren ihnen wasserseitig vorgelagerten Fischversteigerungshallen ein. Die letzteren machen einen sehr hellen und luftigen Eindruck, der durch zahllose Oberlichter, zwei riesige Giebeltore und die vielen Glasfüllungen der wasserseitigen Eisenfachwerkwände hervorgerufen wird. Die Fußböden liegen zwar über dem Stande der höchsten bekannten Sturmfluten, für alle Fälle sind jedoch die Wände ganz unten am Boden mit beweglichen Klappen versehen, die, pendelförmig aufgehängt, dem rasch steigenden und noch schneller fallenden Wasser einen leichten Durchgang gewähren.

Vor den Auktionshallen, zum Hafen leicht geneigt, sind breite Anlage- und Löschbühnen, hölzerne Jochkonstruktionen, bei denen sinnreich angebrachte Pfähle leichte Stöße der Dampfer auffangen, ohne sie auf die Bühne zu übertragen, auf der sich mehrere elektrische Löschwinden befinden. Nach dem Lande zu schließen sich an die Auktionshallen die massiven Fischhallen an, deren Einteilung nach Geestemünder Muster gemacht ist, und zwar enthält jede Halle zwölf geräumige Abschnitte, die aus je einem Pack-, Eis- und Kühlraum bestehen. Von dem Packraum aus betritt man zunächst einen Kühl- oder Vorraum, von dem aus die beiden Eisräume, die zu jeder Abteilung gehören, zu erreichen sind. Diese fassen zusammen etwa 280 cbm Eis und bilden mit den Kühlräumen einen nach außen gegen Wärme durch allseitig angebrachte Korksteinplatten stark isolierten Gebäudeteil. Die Abteilungen, welche im ersten Stock noch je ein Kontor und Lagerraum besitzen, sind von der Leitung des Fischmarktes an Fischhandlungen, meist Großbetriebe, verpachtet. Hinter den Fischhallen laufen an einer Laderampe die Bahngeleise und die Zufahrtsstraße. Neuerdings ist bereits, da alle zur Verfügung stehenden Räume längst besetzt sind, eine dritte, noch größere Fischhalle, verbunden mit einem besonderen Fischrestaurant, quer vor dem Hafen im Bau, die nur Kontore und Packräume erhält; ihr werden erst bei einer geplanten Vergrößerung des Fischereihafens Löschbühnen angegliedert werden.

In dem einfach gehaltenen Verwaltungsgebäude befinden sich die Bureaus der Fischereiinspektion, der Bankraum, Archive und ein Saal, der unter anderm auch zu Vorträgen über wichtige Fragen der Fischerei benutzt wird und zu diesem Zweck mit einem elektrischen Projektionsapparat ausgestattet ist. Den Zwecken des modernen Fischmarktes dient des weiteren das Hälterhaus (zum Halten lebender Fische). Das ganze Gebäude bildet einen großen Raum, in den die vier Reihen Fischbehälter aus Eisenbeton eingebaut sind. Zwanzig Behälter im ganzen, jeder 0,8×2 m groß und 0,8 m tief. Das Süßwasser wird durch hoch liegende Zapfhähne mit Patentdüsen in die Bassins geleitet und durch kleine Luftinjektoren luftreich gemacht. Es wurden in diesem Hause, in dem dunkelgrüne Dämmerung herrscht, zuerst die von England herübergebrachten Glasaale untergebracht, dann längere Zeit nur Süßwasserfische (Karpfen, Schleie u. a.) gehalten. Neuerdings ist es

Desinfektionsapparat für Fischkisten und -körbe.

Die Fischhallen und Löschbühnen in Cuxhaven.



Ein moderner deutscher Seefischmarkt.



Segelfischerhafen in Cuxhaven.

Ein moderner deutscher Seefischmarkt.

auch für Salzwasser eingerichtet und soll besonders zum Lebendhalten von Schollen, Zungen, Steinbutt, kurz von Plattfischen benutzt werden, ebenso für Austern, die in strengen Wintern im Hafenwasser leicht erfrieren und hier eine ihnen besser zusagende Temperatur finden. Das Hälterhaus ist für fischereitechnische Zwecke unentbehrlich und berufen, im Handel mit lebenden Seefischen sowie in der Überführung der für die deutschen Binnengewässer so wichtigen Aalbrut eine große Rolle zu spielen.

Am nördlichen Ende der Fischhallen liegt ein Arbeiter- und Werkstatthaus, mit Kojen, Heiz- und Kocheinrichtungen ausgestattet, da die zahlreichen Arbeiter der Fischereiinspektion auch oder richtiger ganz besonders nachts jederzeit erreichbar sein müssen, um ankommende Fische zu löschen. Bei der Versendung und Verarbeitung der leicht verderblichen Fische ist, um die Ware in tadelloser Verfassung in die Hände des Konsumenten gelangen zu lassen, die größtmögliche Eile geboten, und die Handhabung des Eisenbahnverkehrs ist mit die wichtigste Lebensfrage für einen Seefischmarkt, da ohne ein Entgegenkommen der Eisenbahnbehörden der deutsche Fischhandel und die Seefischerei ganz unmöglich mit dem Ausland auf dem eignen Markt konkurrieren und erst recht nicht Fortschritte in der Verwertung der Fänge machen können. Von großer Wichtigkeit für den Marktverkehr ist das Fischpostamt, in welchem schon morgens vor sechs Uhr die Fischhändler aus besonders verschlossenen Brieffächern ihre während der Nacht eingelaufene Post in Empfang nehmen können und so vor Beginn der Auktionen bereits über die Bestellungen und Korrespondenzen unterrichtet sind. Ein besonderer Fischbahnhof mit Versandschuppen dient ausschließlich dem Verladen von Seefischen und der Abfertigung der täglichen Fischzüge.

Eine Eisfabrik, der Hochseefischerei A.-G. gehörig, liefert das für die Fischdampfer und Fischgeschäfte nötige Eis. Sie arbeitet mit Ammoniak derart, daß in einem Rohrnetz durch Komprimierung hohe Kältegrade erzeugt und einer Salzlösung mitgeteilt werden. Diese umspült die mit Wasser gefüllten Zinkzellen und bringt den Inhalt sehr schnell zum Gefrieren. Die Tagesproduktion beträgt 50 bis 60 t Eis, und zwar wird es durch elektrische Mühlen zerkleinert geliefert. Nachdem mit einem Aufwand von weit über zwei Millionen Mark alle diese zweckmäßigen und umfangreichen Anlagen hergestellt waren, entschloß sich der Hamburger Staat zur Einführung des in Deutschland nirgends bestehenden staatlichen Auktionsbetriebes nach dem Vorbild des größten kontinentalen Fischmarktes Ymuiden in Holland, der, im Einverständnis mit sämtlichen am Platz befindlichen Fischgeschäften eingeführt, sich seitdem vorzüglich bewährt hat. Es gelang, zum Leiter der neugeschaffenen Cuxhavener Fischereiinspektion einen der ersten Fischereikenner Deutschlands, den Geestemünder Hafeninspektor Duge, zu gewinnen, der bisher mit großer Umsicht und unermüdlicher Hingebung den Aufstieg des ganzen Betriebes leitet, und dem dieser einen großen Teil seiner Erfolge verdankt.

Da ohne eine bedeutende und regelmäßige Fischzufuhr ein Großfischmarkt undenkbar ist, so wurde die Cuxhavener Hochseefischerei A.-G. gegründet, die im Februar 1908 nach Erwerb von sechzehn Fischdampfern sogleich in Tätigkeit trat und unter bewährter Führung des Direktors Ohlrogge gute Resultate erzielt.

Die Fischdampfer sind hochstevige, schlanke, aus Stahl gebaute Fahrzeuge mit starken Maschinen und ziemlicher Geschwindigkeit (nicht unter zehn Seemeilen stündlich) im Preise von 130000 bis 150000 ℳ. Ihre besonderen Einrichtungen bestehen in einem Eisraum vorn, dem Fischraum dahinter, in welchem die geschlachteten, entbluteten und

tadellos gespülten Schellfische, Kabeljaus u. a., nach Größen geordnet, sauber zwischen Eis- und Brettschichten gebettet, in Schächten aufgestapelt werden. Weiter hinten kommen Kohlenbunker, Kesselraum, Maschine und ganz hinten die kleine Kajüte. An Deck steht eine starke Dampfwinde, über deren zwei Trommeln die beiden kräftigen Stahlleinen des Schleppnetzes laufen. Die Dampfer fischen mit dem Grundschleppnetz (Trawl), einem äußerst starken Netzbeutel, dessen lange, aber schmale Öffnung durch zwei hochkant stehende, an beiden Enden des Netzes befestigte Scherbretter offen gehalten wird. An Kettenenden verschiedener Länge, durch die eine schräge Richtung der Bretter gewahrt wird, sind die Schleppleinen angeschäkelt. Durch den Zug des vorausarbeitenden Dampfers entsteht eine drachenförmige Wirkung auf die Scherbretter, sie „scheren" auseinander und halten den Netzbeutel offen. Mit diesem Gerät wird bis zu 150 m Tiefe gefischt, und zwar meist in vierstündigen Zügen. Das an Deck genommene Netz wird dann entleert, die Fische von der Mannschaft geschlachtet, gereinigt und in Eis gepackt. Die Dampfer haben einen genau bestimmten Fahrplan; vier von ihnen, die größten, fischen bei Island und machen Reisen von zwanzig Tagen, die übrigen verteilen sich auf Nordsee, Skagerrak und Kattegat, von wo sie in neuntägigen Reisen etwa 150 bis 400 Ztr. Fische anbringen, während die größeren Fänge von Island 500 bis 1500 Ztr. betragen.

Von großer Wichtigkeit in wirtschaftlicher Beziehung wie auch für die Erhöhung der Sicherheit der Fahrzeuge auf See hat sich die drahtlose Telegraphie erwiesen, und auch hier war der Fischereiinspektor Duge derjenige, der die Ausrüstung von vier Fischdampfern mit Funkspruchapparaten als Erster eingeführt hat.

Der Betrieb des eigentlichen Marktes nun wickelt sich nachts und in den frühsten Morgenstunden ab. Gegen Mitternacht hin haben sich alle Fahrzeuge, die ihren Fang verkaufen wollen und nach Anmeldung von der Fischereiinspektion zugelassen sind, an den Löschbühnen vertäut. Punkt zwölf Uhr beginnt vor den weiten Fischhallen im Lichte zahlreicher Glühlampen ein reges Leben, fünf Dampfer und doppelt so viele Segler haben ihre Luken geöffnet, Korb auf Korb holen die elektrischen Löschwinden in großer Schnelligkeit nach oben, wo zahlreiche Arbeiter bereitstehen, um die Fische in Empfang zu nehmen. Sie werden zuerst nach Größen sortiert, gewogen und ohne Eis in die Fischkisten verpackt, welche dann, in langen Reihen geordnet in den Fischversteigerungshallen aufgestellt werden. Diese Kisten fassen je 1 Ztr. Fische; sie sind am oberen Rande mit breiten Seitenleisten versehen, so daß die Käufer, ohne die Ware zu berühren, über die eng zusammengestellten Kisten hinwegschreiten können, um die Fische zu prüfen. Die Beamten tun regelmäßig dasselbe, um nicht ganz einwandfreie Ware sofort vom Verkauf auszuschließen. Um sechs Uhr morgens ist alles für die alltäglich um sieben Uhr stattfindende Auktion bereit, die ständigen Käufer, meist Grossisten, haben im Fischpostamt ihre Nachtpost erhalten, der staatliche Auktionator nebst zwei Protokollführern besteigt eine fahrbare Kanzel, und die Versteigerung beginnt. Auch hier herrscht die größte Eile: ein Handaufheben, kurze Ausrufe, ja ein Augenzwinkern, und der Zuschlag erfolgt, ehe der Unbeteiligte noch weiß, was überhaupt gemeint ist. Die Kanzel wird weitergeschoben, der Haufen Käufer rückt nach, und in unglaublich kurzer Zeit, vielleicht einer Stunde, sind 300 bis 2000 Ztr. Fische verkauft, die sofort von den Angestellten der kaufenden Firmen, von denen ja die meisten ihre Packräume und Kontore in den Fischhallen selbst, wie oben geschildert, gemietet haben, bezettelt und zum Umpacken und Versand in die Privaträume gebracht werden. Hierauf erfolgt eine gründliche Desinfektion aller Kisten, Körbe und der ganzen Auktionshallen mit Kreosolschwefelsäure.

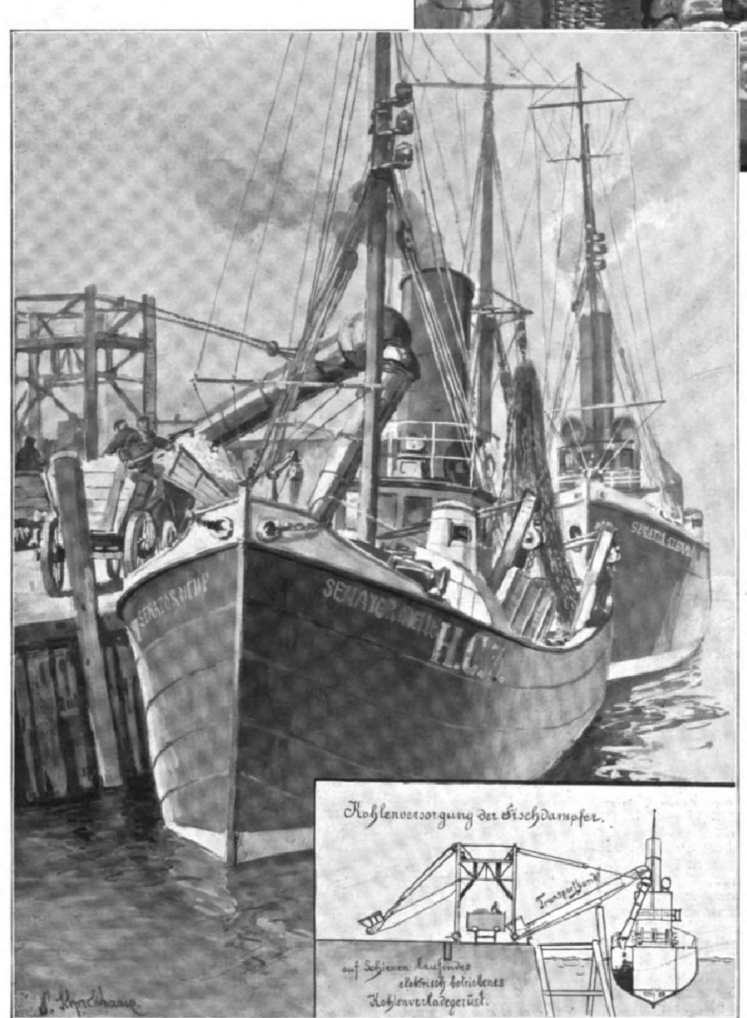
Die „Finkenwärder" in Cuxhaven.

Mit der Vereinsbank in Hamburg wurde ein Abkommen getroffen, daß sie in dem Verwaltungsgebäude der Fischereiinspektion eine Filiale errichten sollte, die als Zahlstelle der Fischereibehörde anzusehen sei, und durch die letztere mit den Interessenten in bezug auf Zahlungen und Einnahmen verkehrt. Die Bank gewährt allen Käufern auf dem Cuxhavener Fischmarkt, die mit Bezug auf Sicherheit den Anforderungen der Bank und der Fischereiinspektion entsprochen haben, einen unentgeltlichen achttägigen Kredit auf die in den Auktionen gekauften Waren und leistet auf Anweisung seitens der Behörde den Verkäufern (Fischdampfern, Segelfahrzeugen und Einsendern) sofort nach Verkauf Zahlung, so daß die Fischer ohne jeden Zeitverlust wieder in See gehen können. Am Nachmittag erhält jeder Käufer, soweit er nicht Barzahlung geleistet hat, eine Tagesrechnung seiner Käufe zur Kontrolle und am Sonnabend die Wochenrechnung.

Der Monatsumsatz in den Auktionen ist am geringsten im Hochsommer und schwillt im Februar und März, dank der Fastenzeit in katholischen Gegenden Deutschlands, auf das Dreifache an; so betrug er 435700 Pfd. im Juli und 1452300 Pfd. im März 1909. Der Gesamtbetrag der 1909 versteigerten Fänge war 10303000 Pfd. (gegen 6840000 Pfd. im Vorjahre) im Werte von 1135600 ℳ. Kommen hierzu die gelandeten und freihändig verkauften Krabben (½ Mill. Pfd.), Fischlebern, lebenden Schollen und Austern, so belief sich der Gesamtumsatz auf rund 1540000 ℳ, in welcher Summe auch die 1000 ℳ für 40 Stück lebender Seehunde mit einbegriffen sind. Der Wert des Umsatzes hat sich also fast verdoppelt, woraus auch durch Vergleich der obengenannten Pfunde ein Anziehen der Preise ersichtlich ist. In der Tat ist ein wesentlicher Fortschritt zu verzeichnen, und die Preise waren besser als im Vorjahre, besonders zur Zeit des Streikes in Ymuiden, als Holland nicht in der Lage war, das beste Absatzgebiet des deutschen Fischhandels, Rheinland und Westfalen, mit seinen Fängen zu überschütten.

Naturgemäß ist der Platzbedarf dem Versand gegenüber minimal bei einem Seefischmarkt, der nur ein Eingangstor der Erzeugnisse des Meeres ist. Immerhin hat sich eine ziemlich ansehnliche Fischindustrie im Anschluß an den Markt entwickelt. Abgesehen von der Cuxhavener Fischindustrie G. m. b. H. gibt es eine ganze Anzahl Fabriken, die sämtliche Räucherwaren und Seefischmarinaden herstellen, Krabbenkonserven aller Art, darunter eine Krabbenextraktfabrik (Dr. Leonhard), die aus frischen lebenden Krabben ein den Liebigschen Präparaten ähnliches Erzeugnis liefert, das sich großer Beliebtheit erfreut. Der Wochenversand frischer Krabben beträgt gegenwärtig 1200 Postkolli.

Neuerdings wurde durch das Erscheinen eines holländischen Fischdampfers mit lebenden (geangelten) Schellfischen auf dem Cuxhavener Fischmarkt, die hohe Preise erzielten, die Frage des Landtransports lebender Seefische wieder angeschnitten. Was mit Süßwasserfischen ohne Schwierigkeiten auf weite Entfernungen möglich ist, war bei Seefischen nicht angängig. Ohne Frage ist es das Ideal des Seefischmarktes, die Ware im lebenden Zustand in die Hand des binnenländischen Konsumenten gelangen zu lassen; aber die Schaffung der Existenzbedingungen für den empfindlichen Seefisch, die Herstellung der richtigen Temperatur, des Salz- und Sauerstoffgehaltes in dem Transportwasser und die Schwierigkeit, es während der Reise in diesem Zustande zu erhalten, waren bisher unüberwindliche Hindernisse. In den durchlöcherten Behältern der Fischerfahrzeuge und in dem beim Segeln sich stets erneuernden Wasser halten sich Seefische längere Zeit lebend; liegt das Boot aber still, so beginnen sie alsbald, wenn nicht durch künstliche Mittel (durch Rühren oder Schlingerbewegungen) für Wassererneuerung gesorgt wird, matt zu werden und einzugehen. Daher erleidet die Versorgung mit lebenden Seefischen durch die Fahrzeuge selbst schon bei geringer Entfernung des Ortes stromauf von der



Fischdampfer (mit Funkspruch-Einrichtung) nehmen Kohlen und Eis über.

Ein moderner deutscher Seefischmarkt.

See eine erhebliche Einschränkung, da die Wasserzusammensetzung nicht mehr ihrem Lebenselement in freier See entspricht.

Hier befindet sich Cuxhaven durch seine günstige Lage in großem Vorteil den anderen deutschen Seefischmärkten gegenüber, denn der Salzgehalt seines Fischerhafens beträgt bei Hochwasser 2,6 bis 2,7 Prozent, die Differenz zwischen Hafen und offener See also nur 0,4 Prozent. Hierdurch ist stets geeignetes Seewasser erhältlich und die Versorgung des Inlandes bei entsprechender Transportmethode möglich.

Das Problem, in einem verhältnismäßig kleinen Quantum (sogar auch künstlich erzeugten) Seewassers den durch die Fische verbrauchten Sauerstoff permanent zu ersetzen und die schädlichen Stoffe (Kohlensäure, Exkremente) zu entfernen, kann nach zahlreichen, höchst interessanten Versuchen heute als gelöst gelten.

Das Resultat langer und angestrengter Vorarbeiten verschiedener Ingenieure sind die Fischtransportwagen der Firma Wilh. Kaumann, Berlin (gegenwärtig sieben Wagen in Betrieb). Die Einrichtungen bestehen in zwei Fischbehältern, die etwa 6 t Seewasser enthalten, einer kräftigen Pumpe mit doppeltem Elektromotorantrieb, zwei Filtern nebst Lüftungstürmen und einer Sauerstoffbombe. Der Apparat arbeitet folgendermaßen: Es tritt aus jedem Fischbehälter, nach vollkommener Füllung, durch einen Überlauf Seewasser in einen besonderen Nebentank, aus dem es durch die Pumpe über die in Deckenhöhe des Wagens befindlichen Filter gehoben wird. Sowohl dort wie nach langsamem Passieren der Filter gehörig durchlüftet, tritt es in einen Behälter, wo zahlreiche muldenförmige, mit ihren freien Kanten sich überschneidende Gefäße, an welche von unten Sauerstoff geleitet wird, für gründliche Anreicherung des sie umspülenden Wassers mit Sauerstoff Sorge tragen. Die ausscheidenden Gase werden durch Ventile abgeleitet, während das sauerstoffreiche, regenerierte Wasser durch Bodenlöcher wieder in den Fischbehälter eintritt.

Da auch die Herstellung künstlichen Seewassers, in das die an Ort und Stelle nach langer Reise angelangten Seefische, um sie lebend zu halten, gesetzt werden müssen, als gelungen gelten konnte, führte man in Cuxhaven einen der Praxis angepaßten Versuch aus, bei dem 672 Pfd. Schollen, die sich wie alle Plattfische bedeutend weniger empfindlich zeigten als die Rundfische, in die Behälter gesetzt wurden; der Gesamtverlust nach sechsunddreißig Stunden betrug 15 Pfd. Schollen. Bei einem zweiten Versuch ergab sich von 900 Pfd. Schollen nach achtundvierzig Stunden in natürlichem und nach vierundzwanzig Stunden in künstlichem Seewasser ein Verlust von 31 Pfd. Sodann wurde der Wagen nach Berlin gesandt, wo er aber durch eine Anschlußversäumnis erst nach achtzehn statt neun Stunden ankam. Leider gingen durch einen Motordefekt, wodurch das Wasser sofort schlecht wird, etwa 30 Prozent der Fische ein. Immerhin ist die Frage des Transports befriedigend gelöst, da ein solcher Defekt durch doppelte Motoren leicht vermieden werden kann, und geht ihrer Ausführung entgegen.

Allerdings sind die Unkosten höher als beim Versand toter Eisfische, denn 40 Ztr. lebender Fische und 60 Ztr. Wasser kosten einschließlich der Fahrkarte für den Begleiter von Cuxhaven nach Berlin 145 ℳ Fracht. Das gleiche Quantum in Eis verpackter Fische mit Körben, Eis, Stroh usw. etwa 141 ℳ. Nun kommt aber im ersten Fall der Motorbetrieb, die Regenerierung des Wassers und der Unterhalt des Begleiters hinzu, ganz abgesehen davon, daß die Lagerung lebender Fische am Ankunftsort mehr Kosten verursacht als die toter Eisfische. Immerhin lassen die an den Märkten der Großstädte für lebende Süßwasserfische gezahlten Preise und die Bewertung lebender Seefische in Holland die Transportkostenfrage nicht als dauerndes Hindernis erscheinen.

Für die deutsche Segelfischerei eröffnen sich bei der Einführung des Lebendversandes sehr günstige Perspektiven, da ihre lebenden Fische bisher auch nur bis zu den direkt an der See gelegenen Großmärkten den Fängern einen Preisvorteil vor Eisfischen sicherten.

Deutsche Dampfer mit Bünn, d. h. durchlöchertem Fischbehälter, einzurichten oder ihn bei Neubauten vorzusehen, erscheint bei den jetzigen Fangmethoden zu kostspielig, denn durch das mächtige Grundschleppnetz und das schwierige Einholen werden die Fische nicht so sorgfältig behandelt, und kleine Verletzungen der Haut oder der Flossen können nicht vermieden werden. Gerade solche machen aber die Fische sehr leicht matt und schwächen ihre Widerstandskraft, so daß hier die kleineren und sanfter wirkenden Netzarten der Segler (Beutelwade, Kurre) sich geeigneter erweisen, ebenso wie auch die Angelmethode. Für die letztere Fischerei fehlt uns aber bisher geübtes Personal. Bei Erweiterung des ganzen deutschen Seefischkonsums, der zurzeit leider immer noch zum großen Teil vom Ausland gedeckt wird, und Verbesserung des Seefischtransports wird auch die Zeit nicht mehr fern sein, wo man im tiefsten Binnenlande springend lebendige Seefische kaufen kann, und dann wird Cuxhaven dank seiner günstigen Lage und sonstigen Vorzügen als Hauptseefischereiplatz die Rolle längst zugefallen sein, die ihm gebührt.

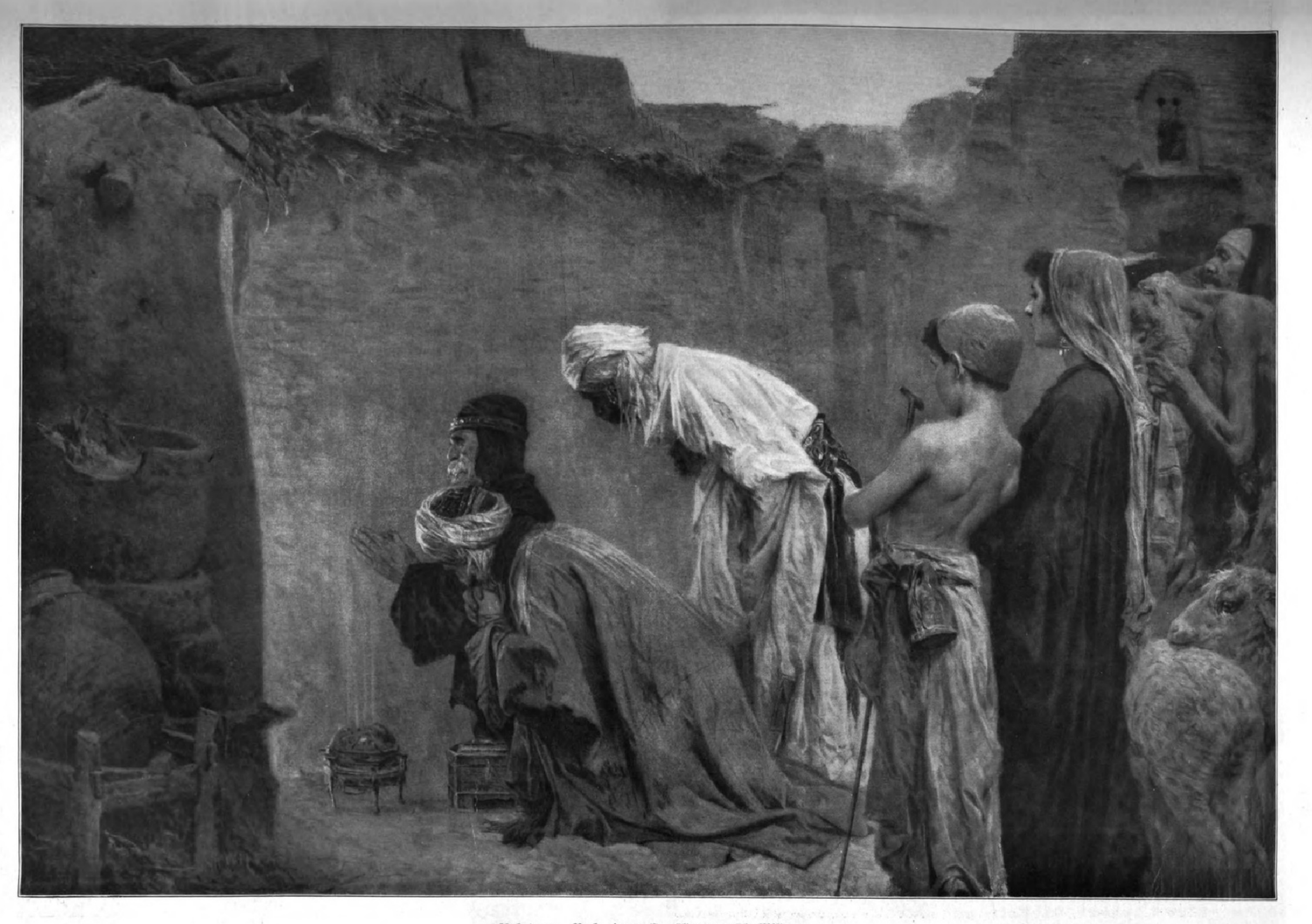


Nächtliches Löschen der Fischdampfer.



Fischauktion in Cuxhaven.

Ein moderner deutscher Seefischmarkt.



Anbetung. Nach einem Gemälde von Ch. Wilda.
Photogravürenverlag von J. Löwy, Wien.

Die Rache der Hexe.

Rumänische Original-Dorfgeschichte von **Berta Katscher.**

(Schluß.)

»Gott gebe dir Gesundheit, Mitra«, sprach er lächelnd. »Bist du aber schön geworden, Mädchen! Wenn ich das gewußt hätte . . .«

»Was hättest du getan, Gawrile? Oder darf ich dich jetzt nicht mehr so nennen? Du bist ja ein großer Herr geworden, ein heiliger Mann, ein Pope.«

»Du darfst mich nennen, wie du willst – wenn wir allein sind«, fügte er langsamer hinzu. »Und wenn du nur willst, können wir jetzt öfter allein sein.«

»Ich?« fragte ich erstaunt.

»Ja, meine süße Unschuld! Ich höre, daß deine Pflegmutter gestorben ist, und daß du jetzt allein in dieser Hütte wohnst. Wie wär 's, wenn du als meine kleine Wirtschafterin hinüber nach Basnitza kämest?« Dabei sah er mich so seltsam an, daß mir das Blut heiß ins Gesicht schoß.

»Du wolltest, Gawrile? Du würdest dich meiner nicht schämen?« stotterte ich.

»Du Närrchen! Wenn man so schön ist wie du, braucht man sich deiner nicht zu schämen. Und dann, die Leute brauchten es ja nicht zu wissen.«

»Nicht zu wissen? Ich verstehe dich nicht. Wie sollten es die Leute nicht wissen, wenn ich als Frau Pope ins Pfarrhaus einziehe?«

Er lachte laut auf. »Als Frau Pope? O du dummes Gänschen!« Damit faßte er mich um die Mitte, hob mich mit seinen starken Armen auf seine Knie und küßte mich auf Mund und Wangen, bis mir der Atem verging. »Als Frau Pope kannst du nicht ins Pfarrhaus einziehen, denn da sitzt schon eine andere, aber als meine Herzensweide, mein süßer, kleiner Schatz, der es gut bei mir haben soll . . .«

Ich starrte ihn entsetzt an und suchte mich freizumachen, denn ich begann ihn zu verstehen. Er aber preßte mich immer heftiger an seine Brust, seine Augen glühten wie die eines Raubtiers, und doch machten mich seine Liebkosungen beinahe schwach. Wie ein Vögelchen in der Schlinge zappelte ich in seinen Armen. Da flüsterte er mir etwas ins Ohr, das mir die Schamröte in die Wangen trieb. Fast wahnsinnig vor Zorn, schlug ich ihn ins Gesicht, riß mich los und schrie:

»O du Elender! Mir so etwas zuzumuten! Und du willst Gottes Wort predigen? Habe ich recht gehört, du hast schon ein Weib und willst . . .«

»Aber sie ist alt und häßlich – und ich liebe dich, Mitra, dich ganz allein! Ich habe dich in all den Jahren immer geliebt.«

»Und hast doch eine andere geheiratet«, rief ich bitter.

»Ich mußte, Mitra, denn sonst wäre ich nie Pope geworden. Ihr Vater gab mir nur unter der Bedingung, daß ich sie heiratete, das Geld zum Studieren.«

»Und jetzt willst du das arme Weib betrügen? Schändlich! Hinaus, Schurke! Sonst rufe ich die ganze Gemeinde zusammen.«

»Und erzählst, daß ich dich zu meiner Geliebten machen will!« sagte er spöttisch. »Sei nicht dumm, Mitra! Ich weiß, du liebst mich. Warum sollen wir nicht glücklich sein?«

Er begann mir das Leben in der Pfarre mit verlockenden Worten zu schildern; seine Frau, die sehr kränklich sei, würde bald sterben, und dann, dann stünde uns nichts mehr im Wege. Ich sollte nur gleich mit ihm kommen; ich würde ein gottgefälliges Werk tun, wenn ich die Popin pflegte. Weiter kam er nicht, denn der Zorn übermannte mich abermals derart, daß ich ihn bei der Gurgel packte. Meine Finger umklammerten immer fester seinen Hals, und ich hätte ihn sicherlich erwürgt, wenn Nachbar Dimitri nicht in jenem Augenblick laut nach seinem Sohne gerufen hätte.

»Geh, du Elender! Um des Alten willen schenk' ich dir das Leben!«

»Wart, Hexe, das sollst du mir büßen!« keuchte er mühsam und wankte mit haßerfüllten Blicken aus meiner Stube. Ich aber sank wie tot auf die Ofenbank. Mir war 's, als ob plötzlich etwas in mir gestorben wäre. Statt eines fühlenden Herzens hatte ich einen Stein in der Brust. Stundenlang starrte ich vor mich hin. Endlich raffte ich mich auf. Ich hatte ja meinen Freundinnen versprochen, zum Dschök (Tanz) zu kommen, und wenn ich nicht den Verstand verlieren wollte, mußte ich wirklich unter Menschen gehen. Rasch machte ich mich zurecht und eilte auf den Tanzplatz; aber während mir sonst die Burschen und die Mädchen freudig entgegenzukommen pflegten, kehrten sie mir jetzt alle den Rücken und tuschelten und lispelten miteinander. Was hatte das zu bedeuten? Ärgerlich packte ich einen Burschen am Arm, der sich sonst um meine Gunst beworben hatte, und fragte ihn, was man denn plötzlich gegen mich habe.

Er schleuderte mir ein häßliches Wort zu und spie vor mir aus. Ich war einer Ohnmacht nahe, da erblickte ich unter den Dorfältesten Gawrile, der mich mit schadenfrohen Blicken maß und laut sagte:

»Ja, ja, die heutigen Weiber taugen alle nichts; aber erst die schönen — die sind rein vom Teufel besessen. Stille Wasser gehen tief! Ihr könnt es mir glauben, wenn der heilige Antonius mir nicht beigestanden hätte, wäre ich den Zauberkünsten der Hexe erlegen.«

Alle Blicke richteten sich auf mich. Ich glaubte vor Scham in die Erde sinken zu müssen, und doch war ich keines Wortes mächtig; die Kehle war mir wie zugeschnürt, und ich lief, was ich laufen konnte, nach Hause. Aber auch hier duldete es mich nicht. Fort, fort, von dem Orte, wo ich meinen Glauben an Gott und die Menschen verloren. Ich packte meine wenigen Habseligkeiten in ein Bündel und . . . und – ich weiß nicht, wie 's geschah — steckte die Hütte in Brand. Sieh mich nicht so entsetzt an, Petru! Ja, ich hab's getan und lief dann wie besessen davon — immer weiter, immer weiter, bis ich mitten im Kornyaer Wald vor Müdigkeit zusammenbrach. Am nächsten Morgen wurde ich von Gendarmen aufgegriffen und wegen Brandstiftung vors Kreisgericht geschleppt. »Hexe, verfluchte Hexe«, schrien mir die Bauern nach, als wir Basnitza passierten.

In jener Stunde nahm ich mir vor, mich an Gawrile zu rächen und ihn zu demütigen, wie er mich gedemütigt. Ich wurde zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt. Kurz bevor ich entlassen wurde, lernte ich deine arme, todkranke, Mutter kennen, die, um der Schande zu entgehen, dich aus der Welt schaffen wollte. Sie starb in meinen Armen, und ich versprach ihr, mich deiner anzunehmen. Ich holte dich von einer Engelmacherin in der Stadt, und du warst mein Trost und meine Freude. Ohne dich hätte ich das Leben nicht ertragen. In der Stadt hielt ich es nicht lange aus, und dann hörte ich von Landsleuten, daß Gawriles Weib ihm das Leben zur Hölle mache; das veranlaßte mich, nach Basnitza zurückzukehren. Ich hätte freilich wissen sollen, daß die Bauern mich nicht unter sich dulden würden. Wie sie mich verhöhnten und quälten!

Hexe! Das böse Wort, das mir Gawrile zuerst ins Gesicht geschleudert, verfolgte mich stets. Was sollte ich tun? Wohin mich flüchten in meiner Not? Ich hatte ja geschworen, für dich zu sorgen! In meiner Verzweiflung wanderte ich zum Dorfe hinaus und kam ins Zigeunerviertel. Da rief mich die Zigeunermutter Sanja an, sie wolle mir die Karten aufschlagen. Wie eine Erleuchtung kam es über mich. Wenn sie mich schon Hexe nannten, wollte ich's auch sein! Ich erzählte der Alten meine Not und bat sie, mich in ihre Künste einzuweihen. Sie nahm uns in ihrer Hütte auf, ich diente ihr als Magd, und sie lehrte mich Karten legen, weissagen und was sie sonst wußte. So ist's gekommen, daß ich die »Dorfhexe« geworden bin. Die Bauern lernten mich fürchten und ließen mich in Ruhe. Ich aber betete immer und immer, daß Gott mich an Gawrile räche. Er hat viel Ungemach erlitten; seine erste Frau starb nach vier Jahren, er nahm eine zweite — wieder ein reiches, aber junges Fräulein, sie starb bei Sophias Geburt. Seither ist er Witwer, aber womöglich noch hochmütiger und stolzer."

Die beiden schwiegen eine Minute gedankenvoll. Dann fuhr Mitra fort:

„Sophia ist sein Augapfel, sein alles, und Sophia liebt dich! Gott hat mein Gebet erhört. Der Tag meiner Rache ist nahe! Sei klug, mein Sohn, und der Sieg ist unser!"

„Nie und nimmer wird er zugeben, daß ich Sophia als Weib heimführe."

„Und ich sage dir, sie ist dir sicher! Doch jetzt geh, wasche den Ruß von deinem Gesicht und deinen Händen, dann wollen wir beim Essen weiter darüber sprechen, wie du dir Sophia sicherst. Die Hexe wird zeigen, was sie kann."

III.

In seltsam aufgeregter Stimmung legte Sophia den Heimweg zurück. Erst als sie das Zigeunerviertel im Rücken hatten, wandte sie sich plötzlich an den Großvater:

„Moschule, ich habe mir eine Hexe ganz anders vorgestellt. Mitra ist ja gar nicht alt und häßlich. Sag' mal, hast du sie schon früher gekannt? Sie begrüßte dich ja wie einen alten Bekannten."

„Wie man 's nimmt. Es ist schon lange her, sie stammt ja aus meinem Dorfe. Du, ich sag' dir, die Mitra war ein wunderschönes Mädel! Die Burschen rauften sich förmlich um sie, aber dann – dann passierte etwas, was, weiß

ich selbst nicht — und sie steckte ihre Hütte in Brand. Als sie ihre Strafe abgebüßt hatte und niemand von ihr und ihrem Kinde etwas wissen wollte, zog sie ins Zigeunerviertel und lernte dort ihre Hexenkünste . . . Daß du aber deinem Vater nichts von unserem Besuche bei ihr sagst! Das gäbe ein Donnerwetter!"

„Warum ist denn der Vater so böse auf sie? Was hat sie ihm getan?"

„Das weiß ich nicht!"

„Herrgotthimmelsakrament, alter Trottel, bist du schon wieder da und erzählst dem Mädel Schandgeschichten?" ertönte plötzlich eine heisere Stimme hinter ihnen. „Wie oft habe ich dir schon verboten, herüberzukommen! Ich will durch nichts und niemand, hörst du, durch niemand an die Vergangenheit erinnert sein! Also bei der alten Hexe waret ihr? Hast wohl gar ein Stelldichein mit ihrem sauberen Sohn gehabt?"

Moschule duckte sich wie ein geprügelter Hund, Sophia aber, das zarte, schüchterne Mädchen, schien um Kopfeshöhe gewachsen. Ein strenger, trotziger Zug lag um ihre Lippen, als sie mit zitternder Stimme ihrem Vater ins Wort fiel:

„Du hast wieder über den Durst getrunken, Vater, und weißt nicht, was du sprichst. Komm ins Haus und schlaf deinen Rausch aus."

„So willst du mir ausweichen? Das gilt nicht! Ich will wissen, was du bei der Hexe getan . . . Gnade dir Gott, wenn . . ."

„Mach' doch auf der Straße keine Szenen! Hier steh' ich dir nicht Red' und Antwort. Komm, Moschule, zu mir auf mein Zimmer, du zitterst ja vor Angst und Schreck."

Ohne den Popen weiter zu beachten, nahm sie den Alten unter den Arm und führte ihn fürsorglich in ihr Kämmerchen. Dort brach sie aber in Tränen aus.

„Moschule, Moschule, wie unglücklich bin ich doch, seit sich der Vater dem Trunk und Spiel ergeben hat! Wie soll das alles enden?"

Noch ehe der Alte Zeit zur Antwort fand, trat der Pope taumelnd und fluchend ein.

„Heute muß Ordnung gemacht werden. Ich sage dir noch einmal, Sophia, schlag dir den hergelaufenen Schmied aus dem Kopfe. Sonntag kommt der Notär aus Kornyerevo und wird um deine Hand anhalten, und du wirst die Werbung annehmen, sonst . . ."

„Das werde ich nicht, Vater!" erklärte das Mädchen fest. „Du kannst mir verbieten, Petru zu sehen, aber einen Mann zu heiraten, den ich hasse und verabscheue, dazu kannst du mich nicht zwingen."

Der Pope sah das Mädchen sprachlos vor Erstaunen an. Bisher hatte sie noch nie gewagt, ihm zu widersprechen. Die Stirnader schwoll ihm bedenklich an. Moschule, der das bemerkte, erhob sich zitternd, streichelte ihm beschwichtigend den Arm und sagte:

„Du hast zu viel getrunken, schlaf dich aus, Gawrile, dann red' weiter mit der Sophia. Glaub' mir, jetzt kommt nichts Gutes dabei heraus."

Zornig schob der Pope den Alten beiseite, trat dicht an das Mädchen heran, faßte es fest am Handgelenk und schrie:

„Du mußt den Notär nehmen. Hörst du? Du mußt. Ich will es. Der Mann hat Geld, viel Geld, und ich brauche jetzt Geld. Verstehst du mich? Täglich kann die Kommission kommen, um die Waisengelder zu prüfen, und die Kasse ist leer. Der Notär muß sie wieder füllen. Solche Weiberlaunen!"

Leichenblaß starrte Sophia ihren Vater an. Verkaufen wollte er sie also an den Notär, wie man eine Ware verkauft, um seine Schuld zu verheimlichen. Eine Jagd von wilden Gedanken stürmte auf sie ein, von denen nur der klar war, daß sie sich nicht opfern lassen wolle.

„Laß mich los!" hauchte sie mit bebender Stimme.

„Sag', daß du ihn nimmst!"

Sie suchte sich von der eisernen Klammer zu befreien, glitt aus und schlug mit dem Kopf gegen die Kante der eisenbeschlagenen Truhe.

Vater und Sohn standen einen Moment wie gelähmt da, dann bückte sich Moschule wehklagend zu der Besinnungslosen.

„Du hast dein eigenes Kind getötet! Sieh mal die klaffende Wunde auf ihrer Stirn. Sophia, mein Seelchen, schlag doch die Augen auf! Ich, der Moschule, bittet dich darum. Du brauchst den Notär nicht zu heiraten, du kommst mit mir in meine Hütte, dort sollst du's gut haben. Schlag nur die Augen auf", jammerte der Alte fassungslos.

Sophia hörte ihn aber nicht. Eine tiefe Ohnmacht hielt sie umfangen, das Blut sickerte tropfenweise aus der tiefen Schläfenwunde. Dieser Anblick ernüchterte den Popen, er schob den Alten beiseite, trug das Mädchen aufs Bett und eilte dann hinaus, um die Wirtschafterin mit kaltem Wasser und Verbandzeug hinaufzuschicken.

Im Nu verbreitete sich die Kunde, Sophia sei falsch getreten und die Treppe hinabgestürzt. Sie ringe mit dem Tode. Alle Weiber der Nachbarschaft liefen zusammen; die eine riet dies, die andere jenes, um die Leblose zur Besinnung zu bringen, aber in Wirklichkeit tat, wie das Bauernart ist, niemand etwas. Einen Arzt gab es im Dorfe nicht, der nächste wohnte in dem vier Stunden entfernten Kreisstädtchen. In allen ähnlichen Fällen rief man die Dorfhexe, die sich auf die Krankenpflege verstand, aber der Pope wollte nichts davon hören, befahl dem Kutscher, anzuspannen und so rasch als möglich zum Arzt zu fahren.

Das waren furchtbare Stunden der Gewissensqual für den Popen. Da droben lag sein einziges Kind vielleicht tot, von seiner Hand getötet, am Lager kauerte ein Greis, sein Vater, der alles für ihn, den einzigen Sohn, geopfert hatte. Wie hatte er es dem braven Alten gelohnt! In den letzten Stunden hatte er, der Geistliche, gegen zwei der Gebote gesündigt.

Noch ehe der Arzt eintraf, erwachte Sophia aus ihrer schweren Ohnmacht, aber ihre großen, dunklen Augen irrten furchtsam im Zimmer umher. Sie erkannte nicht einmal Moschule, der keinen Blick von ihr wandte. Als ihr Vater auf die Nachricht, daß sie aus der Ohnmacht erwacht sei, ins Zimmer trat, schrie sie entsetzt auf und jammerte, man möge doch das Ungeheuer aus dem Zimmer jagen. Petru solle kommen, ihr Petru, und es mit seinem Hammer töten. Es war entsetzlich, ihre Qual und Unruhe zu sehen. Nicht einen Augenblick blieb ihr Kopf ruhig auf dem Kissen liegen, ihre Augen und Wangen glühten, und von Zeit zu Zeit schrie sie verzweifelt nach Petru, den ihr ein Ungeheuer rauben wolle. Endlich in später Nacht kam der Kreisarzt. Er machte ein sehr ernstes Gesicht, verband die klaffende Wunde an der Schläfe regelrecht und erklärte, daß das Mädchen eine heftige Gehirnerschütterung erlitten haben müsse und der Fall sehr, sehr bedenklich sei. Vor allem möge man um jeden Preis sie zu beruhigen trachten und alles vermeiden, was sie aufrege; der Petru, nach dem sie so verzweifelt rufe, müsse herbeigeschafft werden, seine Anwesenheit werde vielleicht die fieberhafte Unruhe beseitigen, und damit sei viel gewonnen. Der Pope wollte aber nichts davon hören. Das fehlte noch, den hergelaufenen Vagabunden ins Haus zu rufen. Der Arzt schüttelte mißbilligend den Kopf, schrieb sein Rezept, ordnete häufige Eisumschläge auf Kopf und Herz an und ermahnte den Popen noch einmal, den Petru herbeizuschaffen, da er sonst jede Verantwortung ablehnen müsse. Dann fuhr er wieder davon.

Es folgten nun einige furchtbare Tage. Die Unruhe der Patientin nahm immer mehr zu, und man vermochte sie nur noch mit Gewalt im Bette zu halten. Immer verzweifelter rief sie nach Petru, der sie vor einem Ungeheuer retten müsse, und noch immer wollte der Pope nicht erlauben, den Burschen herbeizurufen. Da riß dem Moschule die Geduld. Er konnte nicht länger mit ansehen, wie sich sein Liebling quälte. Mochte daraus werden, was da wollte, Petru mußte kommen. Ohne jemand von seinem Entschluß etwas zu sagen, ging er, nachdem er die Wirtschafterin und die kräftige Magd bei der Kranken zurückgelassen hatte, ins Zigeunerviertel zu Mitra; diese mußte Rat schaffen.

Die „Hexe" hatte schon von der Erkrankung Sophias gehört, doch daß es so schlimm war, wußte sie nicht. Petru schleiche wohl alle Tage ums Pfarrhaus herum, aber da er die Abneigung des Popen gegen ihn kenne, wage er es nicht, einzutreten.

„Bei einem so jähzornigen Menschen wie deinem Sohn weiß man nicht, was geschehen kann. Auch ist Petru stolz. ›Mein Leben gäbe ich für das Mädel, Mutter,‹ sagte er mir gestern, ›aber die Schwelle des Popen kann ich nicht übertreten, wenn er mich nicht selbst ruft!‹ Seitdem sie krank ist, ißt und schläft er nicht."

„Aber der Doktor sagt, sie wird sterben, wenn Petru nicht kommt!" jammerte der Alte. „Es ist doch eine Sünde, einen Menschen sterben zu lassen, wenn man ihn retten kann! Um der Barmherzigkeit willen, überrede deinen Sohn, daß er jetzt mit mir kommt. Ich werde ihn durch die Hintertür ins Krankenzimmer führen, der Pope wird

nichts davon erfahren. Du bist ja ein Weib und hast ein Herz im Leibe und wirst die arme Seele nicht umkommen lassen."

„Ich bin die Dorfhexe", gab Mitra bitter zurück. „Mein Herz ist in jener Stunde gestorben, da dein Sohn es vergiftet hat. Ich wußte, daß die Stunde der Rache kommen würde, und habe viele, viele Jahre darauf gewartet."

„Ich bin ein alter Mann, Mitra, und habe mein Knie noch vor keinem Menschen gebeugt; aber sieh, vor dir tu' ich es, und ich beschwöre dich, das Kind nicht freventlich sterben zu lassen. Was Gawrile dir auch angetan, laß Sophia nicht dafür büßen. »Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr!«"

„Steh auf, Alter! Ich kann dich nicht knien sehen. Der Herr hat schon vergolten, indem er ihm das Teuerste rauben will und die Rettung in meine Hand gibt. Ich gestehe, daß diese Gnade mein Herz erweicht hat, noch ehe du kamst. Gestern bin ich den ganzen Tag im Walde gewesen, habe fieberwidrige Kräuter gesammelt und sie gekocht, wie ich es von meiner einzigen Wohltäterin, der alten Zigeunerin, lernte. Ich kann das Leid meines Jungen nicht länger mit ansehen. Sobald er heimkommt, mache ich mich mit ihm auf den Weg zu Sophia. Wenn er hört, daß sie nach ihm verlangt, wird er sich nicht um den Popen scheren, denn er liebt das Mädchen leidenschaftlich. Was ich zur Rettung tun kann, soll geschehen."

„Ich werde euch also bei der hinteren Gartentür auflauern, damit ihr ungesehen . . ."

„Das ist nicht nötig, Moschule, denn der Pope selbst wird uns holen lassen. Verlaß dich darauf", entgegnete Mitra siegesgewiß.

Der Alte schüttelte zweifelnd das Haupt und wankte zu seinem kranken Liebling zurück. Er war noch keine halbe Stunde zu Hause, als er im Flur ein lebhaftes Stimmengewirr hörte. Ein Dutzend und mehr Weiber redeten auf den Popen ein:

„Was für ein Mensch bist du, wenn du dein eigen Fleisch und Blut elend umkommen lassen willst? Laß doch die Hexe Mitra holen! Sie hat meinen Mann und auch meinen kleinen Gyorgye gerettet, als im vorigen Jahr beide die böse Halskrankheit hatten." „Und meine Großmutter!" — „Und meinen Schwiegervater!" — „Und die Kleinhäuslerin Lena!" schrien die Weiber um die Wette.

„Du mußt sie holen lassen! . . . Einen solchen Popen brauchen wir nicht! Daß Gott erbarm'! . . . Der Petru muß zur Kranken kommen, wie der Doktor es befohlen hat, und die Mitra auch! Wir haben sie mit Gewalt herbringen wollen, aber sie sagt, es sei dein Kind, und du müßtest sie holen. Also, komm sofort, ehe es zu spät wird!"

Nur mit Mühe vermochte sich der Pope der auf ihn eindringenden Weiber zu erwehren. Zorn, Trotz und Unentschlossenheit wechselten in seinen Zügen. Da ertönte aus dem Krankenzimmer ein herzzerbrechendes Stöhnen: „Petru, Petru, rette mich!"

„Du hast einen Stein in der Brust statt des Herzens!" schrien die Weiber und wollten ihn mit Gewalt mit sich zerren.

„Gut, ich hole den Petru, laßt mich nur schon los!" rief er und eilte ohne Hut, in den Hausschuhen auf die Gasse und dem Burschen fast in die Arme.

„Sucht Ihr mich, Pope?" fragte jener ernst.

„Ja, dich und deine Mutter — die Weiber wollen es so", fügte er kleinlaut hinzu.

„Was wollt Ihr von mir, Pope?" fragte Mitra ihren einstigen Spielkameraden. „Ich bin gerade auf dem Wege zu Eurer Tochter, Moschule hat mich zu ihr berufen. Ich bringe ihr ein beruhigendes Tränkchen; so Gott will, wird es sie gesund machen."

So erleichterte sie dem stolzen Mann den Gang nach Kanossa. Auf einen Wink Mitras verliefen sich die Weiber, die sie, um sich nichts zu vergeben, klugerweise als Vorposten geschickt hatte. Stumm zeigte der Pope Petru und seiner Mutter den Weg in die Krankenstube, trat aber nicht mit ein.

Mitra bedeutete dem jungen Mann, sich vorerst im Hintergrunde zu halten, denn der plötzliche Anblick des Geliebten konnte der Kranken verhängnisvoll werden. Sie trat an Sophias Bett und flößte ihr von den mitgebrachten Tropfen ein. Das Mädchen sah sie mit wirren Augen an, wurde aber sichtlich ruhiger, als Mitra ihr die Kissen zurechtrückte und ihr sanft über den Kopf fuhr. Sie schien die Nähe Petrus zu ahnen, denn ihre Augen irrten suchend im Zimmer umher, dann schloß sie dieselben müde und lispelte:

„Moschule, nicht wahr, er wird kommen?"

„Ja, mein Herzchen, ja! Schlafe nur ein wenig."

Petru schlich sich auf Mitras Geheiß leise zum Bett und setzte sich auf den leeren Stuhl.

Als Sophia nach einer Minute die Augen wieder aufschlug, blickte sie ihn zärtlich an und sagte:

„Ich wußte, du würdest kommen und mich vor dem Ungeheuer retten. Nicht wahr, du bleibst jetzt bei mir? Und auch Mitra soll bleiben. Ich fürchte mich nicht vor ihr, wenn die Leute auch sagen, sie sei eine Hexe."

„Ja, mein Herzchen, ich bleibe bei dir und der Petru auch, aber jetzt mußt du hübsch schlafen, damit du gesund wirst", beruhigte sie Mitra mit sanfter Stimme.

„Ja, schlafen, ich bin müde."

Mitra verhängte das Fenster, und bald hörte man den regelmäßigen Atem der Patientin, die seit Wochen zum erstenmal einen natürlichen Schlaf schlief.

Als der Arzt nach einigen Tagen wiederkam, erklärte er die Patientin für gerettet, doch bedürfe sie noch der strengsten Ruhe, und man müsse sie vor jeder Aufregung behüten. Mitra verblieb als Pflegerin, und Petru verbrachte jede freie Stunde bei ihr. In den ersten Tagen fragte sie gar nicht nach dem Vater, ja, es erfaßte sie eine Unruhe, wenn sich seine Schritte der Tür näherten. Mitra ließ ihn infolgedessen auch nicht eintreten, sondern berichtete ihm draußen über den Fortschritt im Befinden seiner Tochter. Aber als er wieder einmal leise an die Tür pochte, rief Sophia selbst mit schwacher Stimme „Herein!"

Zögernd trat der Pope ein. Wie verändert hatte er sich! Er sah fast so elend und blaß aus wie sein Kind.

„Vater, wie danke ich dir!" lispelte die Kranke, die abgemagerten Arme um seinen Hals schlingend. „Nicht wahr, ich darf bei dir bleiben und muß nicht . . .?"

„Still, still, Kind! Du sollst dich nicht aufregen. Lassen wir die alten Geschichten!"

„Aber der Moschule darf fortan bei uns bleiben? Ich habe ihn so lieb!"

„Ja, ja, alles was du willst, Kind!"

„Alles?" rief sie errötend. „Ich darf Petru . . ." Sie stockte verschämt.

„Sobald du ganz gesund bist, wird Hochzeit gemacht, und Mitra zieht zu uns in den Pfarrhof, das heißt, wenn sie will, denn sie hat einen harten Kopf."

„Wir wollen sehr, sehr sparen, Vater, und . . . und du wirst nicht mehr trinken und holst meiner Mutter Erbteil von der Bank, dann wird die Waisenkasse wieder voll, und wir brauchen den alten Notär nicht."

Mitra horchte gespannt auf die letzten Worte des erregten Mädchens, preßte dann die Hand aufs Herz und fiel ihr ins Wort:

„Nichts da, Sophia, deiner Mutter Erbteil wird nicht angegriffen, das kann ich nicht zugeben. Petru will die Schmiede kaufen, und dazu braucht er dein Geld. Aber wenn der Pope Stojanu wirklich will, daß die alte Mitra in den Pfarrhof einzieht, und er sich der Hexe nicht schämt, dann muß er schon meinen Sparpfennig annehmen; der wird wohl reichen, die Waisenkasse zu füllen — fünftausend Silbergulden", fügte sie stolz hinzu. „Ehrlich erworbenes Geld, du kannst es mir glauben. Schlag ein, Gawrile!"

Sie hielt ihm ihre schwielige Hand entgegen. Ein Zittern ging durch den ganzen Körper des großen, starken Mannes, der nur zögernd einschlug und dann murmelte:

„Hab' Dank, Mitra! Du rettest mich vor großer Schmach. Gott lohne es dir und verzeihe mir meine Sünden um unserer Kinder willen! Siehst du, auf Umwegen ziehst du schließlich denn doch ins Pfarrhaus ein; der Mensch kann seinem Schicksal nicht entgehen."

Ins Land der Wunschlosen.

Wild schrie ein Sterbender in letzter Angst.
Da sprach der Tod: „Wie kommt es, daß du bangst?
Hast du nicht manchen Ort schon aufgegeben,
Und stets war 's gut? Was macht dich jetzt so schwach?
Mein Wort darauf: du darfst zurück ins Leben,
Wird einmal nur solch Sehnen in dir wach!"

Da klärte sich des Sterbenden Gesicht.
Nicht zweifeln durft' er an so heiligem Worte,
Und aufrecht schritt er durch die dunkle Pforte
Und sah das Lächeln seines Führers nicht.

Georg Busse-Palma.

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Bayerische Nationalspende. Zum 90. Geburtstag des Prinzregenten Luitpold von Bayern hat sich in München unter Führung des Oberbürgermeisters ein Landesausschuß gebildet, der eine Sammlung im ganzen Königreich Bayern veranstalten will. Das Erträgnis soll dem Prinzregenten Luitpold zu dessen 90. Geburtstag im März dieses Jahres mit der Bitte dargebracht werden, über die Verwendung für gemeinnützige und wohltätige Zwecke zu bestimmen.

Die Zahl der deutschen Ärzte hat sich im letzten Jahre wieder um 480 vermehrt, so daß die Gesamtziffer 32 449 beträgt. Nach den Aufstellungen Dr. Prinzings in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift" kommen danach auf 10000 Einwohner 5,01 Ärzte. Die jährliche Zunahme der Ärztziffer übertrifft zurzeit die der Bevölkerung. Künftighin wird das noch mehr der Fall sein, da die Zahl der Medizinstudierenden sich überaus rasch gesteigert hat. In Berlin wurde ein Hinausrücken der Ärzte in die Vororte konstatiert. Der Prozentsatz der Ärzte zeigt in Berlin erstmals einen kleinen Rückgang. Die Zahl der Ärztinnen ist erheblich gestiegen, von 55 im Jahre 1908 und 69 im Jahre 1909 auf 102. Davon kommen 32 auf Berlin, je 6 auf München, Frankfurt a. M. und Dresden, 4 auf Hamburg. Spezialärzte gibt es 6259, den größten Prozentsatz davon in Dresden, Stuttgart, Leipzig und Frankfurt a. M.





Henry-Dunant-Medaille.
Stempelschnitt u. Prägung von der Firma C. Chr. Lauer, G. m. b. H., in Nürnberg, von der sie käuflich zu haben ist. (Vgl. Nr. 3515 der „Illustrirten Zeitung" vom 10. Novbr. 1910, Seite 880).

Internationale Briefmarkenausstellung. Unter dem Protektorat des Handelsministers Dr. Weißkirchner findet anfang September d. J. in Wien eine Internationale Postwertzeichenausstellung statt.

Nach Engelberg strömen aus allen Gegenden Liebhaber des Wintersports. — Schneeverhältnisse und Temperatur sind sehr günstig für alle Sporte. 60 cm Neuschnee, 7 Grad unter Null. Im Hockey-Match England gegen Amerika gewann England mit 11 gegen Amerika 5. Im großen Bobsleighpreisrennen ist das Resultat auf einer Strecke von 3 km 500 m: Erster Mr. Townsend (Bob Bleriot) 5 Min. $10^{1}/_{10}$; zweiter Mr. Stachelin (Bob Butterfley) 5 Min. $14^{8}/_{10}$; dritter Mr. Frey (Bob Edelweiß) 5 Min. $14^{7}/_{10}$; vierter Mr. Begg (Bob [illegible]) 5 Min. $17^{7}/_{10}$.

Die Ortlerbahn. Kürzlich hat sich mit vorläufigem Sitz in Rom das Syndikat für eine Aktiengesellschaft konstituiert, die sich zunächst den Bau und den Betrieb einer normalspurigen, elektrischen Bahn von Tirano nach Bormio zur Aufgabe stellen wird. Der dafür gewählte Name — Società Anonima Ferrovie dell'Ortler — läßt erkennen, daß ihr Programm auch die Fortsetzung dieser Bahn auf österreichisches Gebiet bis Mals ins Auge nimmt, zum Anschluß an die schon bestehende Vintschgaubahn (Bozen—Meran—Mals) und deren künftige Fortsetzung bis Landeck im Inntal (kürzeste Verbindung zwischen Mailand und München). Aber auch ein anderer Anschluß, der dann den heutigen Schienenweg von Mailand nach Innsbruck und Wien bedeutend abkürzen würde, die bereits von österreichischen Technikern

studierte und projektierte Jaufenbahn, von Meran durch das Passeier Tal nach Sterzing, findet bei dem genannten Syndikat großes Interesse. Mit diesen Werken, denen sich die kurze Verbindung von einer geeigneten Station der Linie Tirano—Bormio aus nach Edolo, der Endstation der seit kurzem bestehenden Valcamonicabahn (Brescia—Iseo—Edolo) anschließt, wird die neue internationale Alpenüberschienung nach den Projekten der Impresa Aleisi geschaffen sein, die nicht nur Brescia und seine Provinz (worunter nicht zuletzt die Riviera des Gardasees), sondern auch benachbarte Städte und Provinzen, vor allem Mailand, Genua usw. aufs höchste interessiert. Das genannte Syndikat hat sich zunächst mit einem bereits vollständig gezeichneten Kapital von 4½ Millionen Lire konstituiert, das durch einfachen Verwaltungsratsbeschluß auf 15 Millionen Lire erhöht werden kann. Natürlich geschah dies unter dem Vorbehalt, daß der italienische Staat die Konzession, zunächst für die Linie Tirano—Bormio, zu den verlangten Bedingungen gewähre, aber man kann jetzt daran kaum mehr zweifeln, da schon von verschiedenen der interessierten Gemeinden des Veltlins die von ihnen zu leistenden Zuschüsse einstimmig bewilligt worden sind.

Vom Gardasee. Das Paradies des Gardasees zeigt sich jetzt von seiner vorteilhaftesten Seite. An den Promenaden und in den Gärten sieht man Blumen und Blüten mannigfacher Art. Ein Spaziergang auf den Strandpromenaden, die die einzigartigen Farbenspiele des Gardasees genießen lassen und einen prächtigen Ausblick auf den in zarten Duft gehüllten, auf seinen Höhen verschneiten Monte Baldo, auf San Vigilio und Isola di Garda gewähren, oder hinauf auf die aussichtsreichen, mit schönen Gärten, Oliven- und Zypressenhainen geschmückten Höhen, muß jeden, der an den Gardasee kommt, mit Freude erfüllen.

Wintersport-Ausstellung. Die vom 21. Januar bis 6. Februar 1911 stattfindende Allgemeine Deutsche Wintersportausstellung in Annaberg i. Erzgeb. verspricht für diese Zeit ein Hauptanziehungspunkt für das obere Erzgebirge zu werden. Das Ausstellungslokal, die Festhalle auf dem städtischen Kätplatze, ist mit einer äußerst geschmackvollen Winterdekoration versehen worden; es ist als blickte man durch einen Winterwald nach dem im Hintergrunde hochaufragenden Fichtelberg hin; ihm gegenüber grüßt der Pöhlberg. Wie verlautet, werden viele in- und ausländische Wintersportfirmen die Ausstellung beschicken. Zumal gelegentlich des Ende Januar am Fichtelberg stattfindenden Hauptverbandswettlaufs des Deutschen Skiverbandes — des größten Wintersportereignisses in dieser Saison — werden viele deutsche und auch ausländische Sportfreunde die Ausstellung besuchen.

Wintersport in Friedrichroda. Der Wintersportverein Friedrichroda verfügt jetzt über eine 2500 Meter lange Rodelbahn; auch ist seit einem Jahr eine 2450 Meter lange Bobsleighbahn mit vorzüglich gebauten Kurven angelegt worden. Beide Bahnen beginnen an dem Herzoglichen Spießberghaus und endigen an den ersten Häusern der Stadt. Zwischen beiden Bahnen befindet sich die Sprunghügelanlage. Ein meilenweites Skigelände bietet lohnende Touren für Schneeschuhläufer. Von einer Sportbahn zur andern ermöglichen gutgebahnte Wege ein leichtes Hinkommen. Eine Privatfernsprechanlage gestattet eine schnelle Verständigung vom Start zum Ziel und zum Bureau des Wintersportvereins; zur sicheren Zeitnahme an der Bobbahn kommt eine Startuhrenanlage zur Ausführung.

Das Winterfest in Schierke. Das vom 21. bis 24. Januar dauernde Schierker Hauptwinterfest sieht folgendes Programm vor: Sonnabend, 21. Januar, finden Ski-Dauerläufe und Jugendrodeln statt. Nachmittags wird ein Bobrennen ausgefahren. Sonntag, 22. Januar, finden vormittags Ski-Sprungläufe statt, während für den Nachmittag das Bobrennen um den Wanderpreis des Fürsten zu Stolberg-Wernigerode angesetzt ist. An diesem Tage fahren von Hannover und Magdeburg Sonderzüge zu ermäßigten Preisen. Der Montag, 23. Januar, wird am Vormittag mit Skiläufen und Rodelrennen ausgefüllt, während nachmittags wiederum Bobrennen um den Damenpreis stattfindet. Der letzte Tag, Dienstag, 24. Januar, bringt am Vormittag Skeleton- und Sprungrodelrennen und nachmittags die Ausfahrung des Faustpreises auf der Bobbahn. Programme, aus denen alles Nähere betr. Nennungen, Verkehrsverbindungen usw. zu erfahren ist, werden kostenlos von der Kurverwaltung in Schierke sowie vom Wintersportverband in Hannover (Tel. 5978) verausgabt.

Ein behagliches Heim kann jeder für wenig Geld haben. Man lasse sich, ehe Vorhänge, Teppiche, Decken, Möbelstoffe oder andere künstlerische Gebrauchsgegenstände gekauft werden, ein Exemplar des Albums für Innendekoration kommen, das von der Firma Teppich- und Möbelhaus S. Schein, k. und k. Hof- und Kammerlieferant, Wien I, Bauernmarkt 12, auf Wunsch (Angabe der Adresse auf Postkarte genügt) zugesandt wird; nach auswärts gegen Voreinsendung von 1 Mk. in Briefmarken.



Eigenes Musterlager in
Berlin SW. 19, Beuthstr. 9I



Fabrik-Marke.

:: Gegründet 1836 ::
22 erste Auszeichnungen.

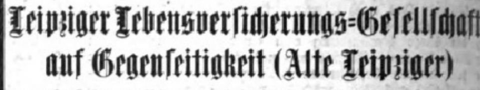
Bessere und feinste Haus-Uhren

hervorragende Schlagweisen aller Variationen und Konstruktionen.

Salon-, Kamin- u. Schreibtisch-Uhren
Regulatoren :: Wecker aller Stilarten.

Spezialität:
Anfertigung nach Künstlerentwürfen.
Imitationen antiker Stilarten.

Prospekt und Ratschläge kostenfrei zu Diensten.
Durch alle besseren Uhrenhandlungen zu beziehen.



vormals Lebensversicherungs-Gesellschaft zu Leipzig, errichtet 1830.



Gesellschaftsgebäude in Leipzig, Thomasring 21.

Neues, vorteilhaftestes Prämien- u. Dividendensystem
Unanfechtbarkeit :: Unverfallbarkeit :: Weltpolice

Versicherungsbestand: 930 Millionen Mark
Vermögen: 350 Millionen Mark
Neuabschlüsse 1909: 74 Millionen Mark





Katalog frei.
Repertoire von zirka 15000 Nummern. Durch jeden Händler zu haben.
Bezugsquellen weist nach:
Schallplatten-Fabrik „Favorite", G. m. b. H., Hannover-Linden 40.
(228)

Cannstatter
Misch- u. Knet-Maschinen- u. Dampf-Backofen-Fabrik
Werner & Pfleiderer
CANNSTATT-STUTTGART
Berlin, Köln, Hamburg, Frankfurt a. M., Dresden, Wien, Haag, Mailand, Zürich, Paris, Moskau, London, Saginaw U.S.A.
Complete Einrichtungen für Lebensmittel u. Chemie.
Patente überall.
165 höchste Auszeichnungen.

J. E. Naeher · Chemnitz

Depesche: Naeher, Pumpenfabrik, Chemnitz.
Pumpenfabrik



Naeher's rotierende Pumpen
Naeher's Dreiplungerpumpen
Naeher's Kesselspeisepumpen: Dreiplunger
Naeher's Centrifugalpumpen
Naeher's Brunnen- und Bohrlochpumpen
(25)

Pumpen jeder Art für elektrischen Antrieb.



Zahnräderfabrik
Otto Döring
Berlin-N. 39
fertigt
Kegelräder
Schneckenräder
Schraubenräder
Stirnräder
(32)



Patente, Gebrauchsmuster, Warenzeichen
W. R. Fiedler, G. m. b. H.
Geschäftsführender Direktor:
W. R. Fiedler, Ingenieur
von 1889—98 im Kaiserlichen
PATENTAMT
tätig. Unbedingteste Garantie für Sachverständigkeit durch die langjährige Tätigkeit in der Behörde selbst und durch die hierbei erlangten überaus wichtigen Spezialkenntnisse. Nachweislich grosse Erfolge auch in den schwierigsten Fällen. 22jährige Praxis im Patentwesen. Prospekte und Kostenanschläge gratis.
Berlin SW. 61, Belle-Alliance-Platz 8.
(204)

Preusse & Co Leipzig
Buchbinderei- Kartonagen-Maschinen

Wir bitten

von den Offerten unserer Inserenten unter Bezugnahme auf die Leipziger „Illustrirte Zeitung" gefl. recht ausgiebigen Gebrauch machen zu wollen.

In der Sammlung von **Webers illustrierten Handbüchern** ist erschienen:
Katechismus des Wintersports
von **Max Schneider.** Mit 140 teils ganzseit. Abbildungen. In Originalleinenband 3 Mk.
Verlagsbuchhandlung J. J. Weber, Leipzig 26.

Salit das Einreibemittel — Rheumatische Schmerzen, Reißen, Hexenschuß. In Apotheken Flasche M 1,20.

Für die Redaktion verantwortlich [illegible], für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.

Jllustrirte Zeitung

Erscheint seit 1843

Nummer 3525. Hundertsechsunddreißigster Band. 19. Januar 1911.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7.

Literarische Rundschau.

Neue Erzählungsliteratur.

Besprochen von **Carl Conte Scapinelli.**

Jüngst beklagte ich an dieser Stelle, daß der deutsche Roman in den letzten Jahren nur wenig Zusammenhang mit der Zeitgeschichte, mit den charakteristischen Zeiterscheinungen sucht. Damit meinte ich weniger, daß er bestrebt sein solle, alle Errungenschaften unserer Technik, alle Vorgänge von großer Bedeutung aufzunehmen. Nein, nur die Folgeerscheinung unserer Entwicklung sollte sich in ihm spiegeln, man sollte in ihm, wie in dem Heim des gewöhnlichsten Zeitgenossen, etwas vom Treiben da draußen spüren. Er sollte sich nicht aus Literatenscheu von allem geflissentlich abwenden.

Ein Musterbeispiel, daß dies ohne Aufdringlichkeit, ohne Unterstreichen möglich ist, ist uns in Olga Wohlbrücks neustem Roman „Das goldene Bett" (Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt; geh. 5 ℳ) erwachsen. Die Sucht unserer Großstadtmenschen nach dem „goldenen Bett", dem Wohlleben und Reichtum durchzittert dieses Buch, ohne zu einer Tendenz zu werden. Die Kreise der Banken, der Theater, der Bühnenautoren werden dahineingezogen und gruppieren sich geschickt um den Schriftsteller Frank Nehls, der mit zäher Energie und mit geschickter Ausnutzung aller technischen Behelfe von Bühnensieg zu Bühnensieg sich mitten in behaglichem, über seine Verhältnisse hinausgehendem Wohlleben müht. Er braucht Geld, viel Geld, um so leben zu können, daß er das luxuriöse Leben beschreiben kann. Aber in diesem harten Kampf erlahmt sein bestes Können, und als er wirklich einer hochstehenden Künstlerin wegen mit dem wenig literarischen Genre bricht und Großes und Echtes schaffen will, da kann er es nicht mehr. Mit natürlicher Sicherheit sind alle Figuren um ihn und vor allem er selbst gezeichnet, nichts menschlich Kleines, nichts menschlich Lächerliches entgeht der Autorin. Ohne Kampf und Mühe wachsen alle Charaktere wie selbstverständlich aus der Handlung heraus, sie selbst doch wieder bestimmend. Die Frau Nehls, ein echter und wahrer Typ, seine Tochter, die Fürstin, der Wiener Graf, der kühle Bankdirektor, der strebsame Bruder, den die Großstadt verwirrt, der Vater Nehls, der Gelegenheitsagent, wie ihn jedes Großstadtcafé beherbergt. Farben- und bilderreich ohne quälende Spannung, aber auch ohne Lücken fließt das Ganze hin, in uns sich zu einem echten und prächtigen, reichen wahren Zeitbild formend. Nur der, der die Flut der unzähligen Neuerscheinungen auf belletristischem Gebiet, von denen dreiviertel eine Enttäuschung bedeuten, kennt, kann ein solches wahres, ehrliches Buch seiner großen, ehrlichen Anlage wegen würdig schätzen.

Und gleich nach diesem Großstadt- und Wirklichkeitsroman fällt uns ein richtiges, sonniges Poetenbuch in die Hand: „Konrad Pilater", Roman von Jakob Schaffner (Berlin, S. Fischer Verlag; geh. 5 ℳ). Die Wanderfahrt eines Schustergesellen, der uns selbst sein Leben bis zu einem bedeutsamen, katastrophalen Abschluß erzählt. Einem Schuster, der so plaudern, so erleben kann, lauscht man gerne, wenn man auch oft den Autor fühlt, der ihm die Feder führt. Es ist ein Roman, der uns davon überzeugt, daß auch im kleinen Manne der Sinn für Poesie nicht ausgestorben ist, und daß die kleinen Aventüren der Wanderschaft auch für ihn zu großen Erlebnissen werden können. Das Kunstvollste an diesem absolut ungekünstelten Buch sind der geschmeidige Fluß des Stils, die Fülle der behaglich geschauten Bilder, die Kleinmalerei, die aber immer flott und leicht ist. Wir sehen durch eines Dichters Augen die Welt, nicht die große, verwirrende, sondern die Welt des wandernden Schustergesellen, die Herbergen, die Kollegen, die Mägdelein, die kleinen Städte und die kleinen Feste, und folgen Konrad fast bis zu seiner Hochzeit, bis zu dem Moment, da er seßhaft werden und Meister sein soll. Da bricht in ihm das, was ihn durch die Welt wandern ließ, der Durst nach Bildung und Neuem, mit elementarer Macht durch, zerstört nicht nur seine beschaulich wirkende, sichere Zukunft sondern mordet auch ein junges Mädchenleben durch den Schmerz des Verlassens.

Dieser starke Auftakt stört den Rhythmus des ganzen Buches, und die verwirrende Art, mit der der Autor den Schluß, die Reihe der Geschehnisse meistern möchte, zeigt, daß er dazu weniger Geschick hat als zum schlichten, feinen, kunstvollen Beobachten und Plaudern. Aber dennoch ist Schaffners bedeutendes Talent mit diesem Buche noch reifer und liebenswürdiger geworden.

In die Niederungen seelisch und körperlich verkommener Individuen führt uns der Roman „Wovon man nicht spricht" von Gabrijela Zapolska (eine Übersetzung aus dem Polnischen, Berlin, Oesterheld & Co.; geh. 4 ℳ). Er zeigt uns klar, daß die Russen und die ihnen psychisch so nahe verwandten Polen, wie uns auch der „Ssanin" eklatant bewies, im rein erotischen Hinbrüten ihr Heil suchen, daß sie literarisch, um das andere nicht zu sehen, bis an die Knöchel in den brodelnden Sümpfen der Erotik waten. Es ist keine gesunde, aufrechte Sinnlichkeit, sondern ein schwächliches, krankes Grübeln. So wird uns die Hauptperson gezeichnet, so die Heldinnen. Der Kern dieses Romans, der vielleicht in gewissem Sinn einen Einblick in Lembergs Verhältnisse gestattet, ist die Liebe eines kleinen, auf Frauen sehr scharfen Beamtenjünglings zu einem anscheinend frischen Mädchen, von dem er allzuspät erfährt, daß sie der Prostitution ergeben ist. Nach dem langatmigen ersten Teil folgt ein Schluß, dem man eine starke Handlung, die auf echten psychologischen Konflikten sich aufbaut, nicht ableugnen kann. Gesund ist weder das Buch noch seine Charaktere noch die Tendenz, die der Polizei alle Schuld am Untergang einmal gefallener Mädchen in die Schuhe schieben will. Der Roman ist — ich brauche es wohl kaum mehr zu betonen — keine Familienlektüre; ob er als Zeitdokument oder als Folgeerscheinung des „Skarabäusromans" und des „Ssanin" anzusehen ist, wird sich schwer feststellen lassen.

Mit Vergnügen an der brillanten Technik und an dem Geschick, uns unglaubliche Sachen glaubhaft zu erzählen, legt man H. Heijermans „Die Augen oder Jobs wundersame Erlebnisse" (Berlin, Boll u. Pickardt; geh. 4 ℳ) aus der Hand. Man freut sich über den Geist und den treffsicheren Sarkasmus des Autors, der uns zum Schluß fast ins Kriminelle führt. Einem Blinden, der aber gesunde Sehnerven hat, werden durch einen Heilkünstler interessantester Qualität zuerst Katzen-, dann Pferdeaugen und zum Schluß die Augen seiner in ihn heiß verliebten Pflegerin eingesetzt. Wie er nun mit denen die Welt sieht, welche Konflikte das nach sich zieht, das ist in geistreicher Form zu einem Roman verdichtet.

In ein ganz anderes Gebiet führen uns die nächsten vier Bücher. Es sind Werke österreichischer Autoren, deren Literatur anscheinend wieder sehr üppig zu sprießen beginnt: ich betone mit Fleiß, Literatur und nicht Erzählungskunst. Denn alle diese Bücher sind rein literarische, feine, ziselierte Dinge, von denen ein gut Teil sich gerne in die „schöne, alte Zeit" zurückversetzt, von den tosenden Kämpfen aber, die über Österreich hinbrausen, gar wenig wissen will.

Es ist z. B. bezeichnend für die Stimmung der österreichischen Literatur, daß selbst Hans Hart, der mit seinem Hochschulroman zuerst mit kräftiger Hand in das moderne Wien hineinlangte, nun sich auch in das sonnige, wonnige, weinstockumwobene Biedermeier-Wien zurückflüchtet. Zwar „raunzt" der Wiener selber gern, doch hört er nicht gerne Wahrheiten, und darum kommt solch eine Alt-Wiener Geschichte wie die „Liebesmusik" (Leipzig, L. Staackmann; geh. 4 ℳ) ihm viel gelegener. Und auch dem Autor, der das Schwert so wuchtig zu schwingen vermocht, liegt die weiche Lyrik der Alt-Wiener Liebe viel besser. Ja, er berauscht sich ein wenig selbst am Phantasieren, an Akkorden und Alte-Zeit-Musik und gibt uns so ein weit besser erfaßtes Bild des alten Wien als einen wirklich geschlossenen, guten Roman. Doch er nennt es ja schlicht und recht eine „Alt-Wiener Geschichte", und so haben wir uns nur mit ihm über das alles, über die Delikatesse, die gute Beobachtung und die froh-friedliche, behagliche Stimmung, zu freuen.

Nicht für Hans Hart allein, nein für Wiens große Entwicklung ist es bezeichnend, daß man so gerne von Alt-Wien erzählen hört.

Auch Rud. Hans Bartsch, dieser strudelnde Quell feiner Gedanken und amüsanter Feinheiten, flüchtet gern — bei ihm entspringt dies wohl dem romantischen Einschlag seiner Begabung — in alte Zeiten. Seine „Bittersüße Liebesgeschichten" (Leipzig, L. Staackmann; geh. 4 ℳ) beweisen uns das wieder. Über Bartsch' Talent und Erzählungsart ist nach diesem Novellenband kaum etwas Neues zu sagen. Bei ihm liegt das Beste im Anschlag, im fesch-fröhlichen Bild, in der verschnörkelt-lustigen Fassung. Er ist von seltenem Reichtum an Einfällen, die er entzückend erzählen kann, ohne sie zu besonderer Höhe und Größe steigern zu können. Ein strudelnder Quell, wie ich ihn zu Anfang nannte, bei dem das Gurgeln und Murmeln, das Spiegeln und Widerscheinen erfreut. Und darin liegt auch seine gewinnende Natürlichkeit.

Ein „Nachdenkliches Bilderbuch" drückt uns Emil Ertl (Leipzig, L. Staackmann; geh. 4 ℳ) in die Hand. Sein Talent hat nicht so viel in die Augen Springendes und Glitzerndes an sich, aber es ist in seiner Schlichtheit kräftiger, muskelstärker. Es hebt den Stoff leichter, formt ihn ohne besondere Hilfsmittel sicher und haucht allem einen robusteren, verständigeren Odem ein. Sein Humor hat weniger ein jauchzendes, dafür aber ein befreiendes, beruhigendes Lachen. Beide Bücher haben durch Alfred Keller einen recht hübschen, sachdienlichen Buchschmuck erhalten.

Zu „erschreckender" Länge ist der Wiener Roman von Ernst Lohwag „Hans Schönbühler" (Wien W. Braumüller; brosch. 4 ℳ) angewachsen. Seinen Umfang bestimmt weniger die reiche Handlung als der langsam sich entwickelnde und langsam reifende Held dieses Buches, dessen ganze Ummodelung wir in der Großstadt Wien, in die der Vater durch eine Erbschaft verschlagen wird, von Stufe zu Stufe verfolgen. Der Stil des Buches ist ohne Hast, wie es die Entwicklungsgeschichte verlangt. Die Erlebnisse sind kühl vom höheren Piedestal des Autors erzählt. Es steckt trotz mancher Mängel doch viel Gutes in dem Buche, viel gut Gesehenes und viel gut Gesagtes.

Die „große Sehnsucht", drei jüdische Novellen von Luise Algenstaedt (Leipzig; Fr. W. Grunow; geb. 4 ℳ), führt uns in rein jüdisches Milieu, das gut, mit tiefem Ernst gesehen und als Kulturdokument schätzenswert ist. Feine Kenntnisse der edlen und unedlen Eigenschaften der jüdischen Psyche und eine nicht ungewöhnliche Beobachtungsgabe zeichnen dieses Buch, das ein gewisses Interesse voraussetzt, aus.

„Der Freiheit Hauch", ein Roman aus der Franzosenzeit von Eilhard Erich Pauls (Hamburg, Schloeßmanns Verlagsbuchhandlung; geh. 3 ℳ), wird trotz mancher Vorzüge kaum dem noch immer nicht wieder zu Ansehen gekommenen historischen Roman eine neue, große Gemeinde zuführen. Gewiß, er hat lebendig geschilderte Stellen, aber vielleicht ist diese ganze Zeit schon so ausgeschöpft, daß man sie mit dem hübschen, aber nicht allzu starken Talent Pauls' nur schwer neu und eigenartig beleben könnte. Als Volksbuch wird es sicher gelten können, weniger aber als fesselndes, prickelndes, starkes Kunstwerk.

Auch historisch in gewissem Sinne ist „Die verlorene Krone" (Dresden, Max Seyfert; geh. 3 ℳ) von Henriette v. Meerheimb (Margarete Gräfin v. Bünau). Dieser Roman behandelt den Sturz des Welfenhauses im Jahre 1866 und wird, da er aus guten Quellen und Informationen geschöpft ist, sicher als historisches wie auch als menschliches Dokument uns manches erklären. Vielleicht geben hier die historisch richtigen Charaktere überraschend gute Romanfiguren ab. Aber auch dieses Buch wird nur ganz gewisse Kreise interessieren.

Den Einfluß der „Fremden" auf die Entwicklung eines kleinen Ortes — ein Thema, das schon vor mehr als einem Jahrzehnt Carl Domanig mit gleichem Titel für Tirol behandelt hat — schildert Fedor Sommer in seinem neuen Roman (Dresden, Max Seyfert; geh. 5 ℳ). Derlei Kirchturmkämpfe interessieren, wenn sie nicht mit kühner Realistik geführt sind, den fernstehenden Leser nur schwer, weswegen ich — es mag ungerecht sein — die Lektüre kaum als etwas Herzerquickendes empfand.

Auch für „Thieß und Peter", Roman von Hans Franck (Berlin, Oesterheld & Co.; geh. 3 ℳ 50 ₰), der die innige Freundschaft zweier Menschen von ihrer Jungenzeit an verfolgt, alle kleinen Momente sorgfältig registriert und schließlich das Motto „In der Freundschaft sind Fehler Verbrechen" (Balzac) genau beweist, kann man sich schwer erwärmen. Der Einschlag „Entwicklungsroman" macht es einem vielleicht unmöglich, da erfahrungsgemäß diese Art Belletristik uns nur zeigt, „wie er wurde, nie aber, was er war", und nur selten eigentlich den Beweis erbringt, daß der Entwickelnde es schließlich auch wirklich wert war, mit solcher Genauigkeit seinem Werden zu folgen.

An Übersetzungen aus fremden Sprachen sind noch zu registrieren: „Im Kampfe gegen die Übermacht", Roman von Bernt Lie, aus dem Dänischen übersetzt von M. Mann (Leipzig, Fr. W. Grunow; brosch. 4 ℳ), der eine gute, feine und auch fesselnde Erzählung darstellt, die uns in das reiche dänische Gemüt einen Einblick tun läßt, „Sturm!", Roman von A. A. Ismailof, aus dem Russischen übersetzt von Johann Hermann (Wismar i. M., Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung; geh. 3 ℳ 50 ₰), und schließlich eine Übersetzung der „Erzählungen und Märchen" von Oskar Wille, die im Insel-Verlag (geb. 4 ℳ) erschienen ist.

Einführung in die anorganische Chemie.

Von Dr. A. Stähler. 507 Seiten mit 95 in den Text gedruckten Abbildungen und einer farbigen Spektraltafel. Leipzig, J. J. Weber. Geb. 12 ℳ.

Die Entwicklung der anorganischen Chemie in den letzten zwanzig Jahren kann man kaum in besserer Weise erkennen als durch Vergleiche der modernen Werke, die den Anfänger in die Wissenschaft einführen sollen, mit den Lehrbüchern jener früheren Perioden, wo die Chemie und die Physik noch meist scharf gesondert nebeneinander bestanden, ohne daß es, von einzelnen Gebieten abgesehen, zu einer wechselseitigen dauernden Einwirkung gekommen wäre. Aber seit der Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hat sich dieses Bild völlig geändert, und mehr und mehr berücksichtigen auch die Verfasser der modernen Lehrbücher diese veränderten Verhältnisse. Dadurch ist das Studium der Chemie sicherlich schwieriger geworden, aber anderseits hat auch die Chemie durch die Aufnahme zahlreicher physikalischer Vorstellungen in ihr Lehrgebäude innerlich sehr viel gewonnen. Die Aufgabe der Hochschulpädagogen mußte es nun sein, diesen veränderten Verhältnissen Rechnung zu tragen, und das ist auf dem Gebiete der Abfassung von Lehrbüchern in organischer Weise bisher erst wenigen gelungen. Zu den Lehrbüchern aber, die an das Verständnis des Anfängers keine allzu hohen Anforderungen stellen, dabei aber doch in streng wissenschaftlicher Weise unter eingehender Berücksichtigung der neueren physikalisch-chemischen Theorien und der modernen Experimentalarbeiten die Grundzüge der anorganischen Chemie schildern, kann unbedingt die Stählersche Einführung gezählt werden, die von dem pädagogischen Talent des Verfassers ein sehr erfreuliches Zeugnis ablegt. Dieses Geschick zeigt sich insbesondere in den einfachen und klaren Darstellungen mancher theoretischen Abschnitte, die in dem chemisch-deskriptiven Teil im Anschluß an bestimmte, bei den einzelnen Körperklassen besonders wichtige Eigenschaften folgen. Hierzu gehört besonders das vierte Kapitel, die theoretischen Grundlagen der Chemie, worin Stöchiometrie, die Gesetze der konstanten und multiplen Proportionen, die Atomhypothese, die Regel von Avogadro und die Methoden zur Bestimmung der Atomgewichte geschildert sind, ferner der Abschnitt über die Ionenhypothese, Elektrolyse und das Kapitel über die Radioaktivität. Durchaus zu billigen ist auch, daß der Verfasser einige früher in den kürzeren Lehrbüchern ziemlich vernachlässigte Elemente, wie die seltenen Erden, dann aber auch Titan, Molybdän und Wolfram eingehender berücksichtigt hat, ferner, daß er auch auf die ökonomischen Seiten der Chemie bereits den Anfänger nachdrücklich aufmerksam macht. Bei einer späteren Auflage wäre vielleicht noch eine etwas eingehendere Behandlung mancher chemisch-technologischen Fragen wünschenswert. Das Gesamturteil über die Stählersche „Einführung in die anorganische Chemie" wird aber unzweifelhaft schon jetzt allgemein ein günstiges sein, und der Anfänger wird zu diesem Buche sicherlich mit großem Nutzen greifen können, um so mehr, als der übersichtliche Druck wie überhaupt die vorzügliche Ausstattung des Werkes, die bei einem Lehrbuch ja ein außerordentlich wichtiges didaktisches Moment darstellt, und endlich die zahlreichen, zum großen Teil neu gezeichneten Abbildungen dieses Studium in angenehmster Weise erleichtern werden.

H. Großmann.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 3525. 136. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint jeden Donnerstag **vormittag**. Vierteljährlicher Bezugspreis: durch eine **Buchhandlung** 8 ℳ, frei ins Haus 8 ℳ 25 ₰; bei einer **Postanstalt** bestellt: Deutsches Reich 8 ℳ 12 ₰. Deutsche Schutzgebiete 8 ℳ, Österreich 10 K 56 h, Ungarn 10 K 20 h, Schweiz 10 Frs. 80 Cts. In den übrigen Ländern des Weltpostvereins erfolgt die direkte Zusendung unter Kreuzband halbjährlich für 28 ℳ portofrei. Einzelpreis einer Nummer 1 ℳ. **19. Januar 1911.**
Die Insertionsgebühren betragen für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 ℳ 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 ℳ. Einsendung der Inserate spätestens zehn Tage vor Erscheinen.

KUPFERBERG GOLD

Nach einem Pastell-Gemälde von **Ludwig Knoefel**, Dresden.
Das Original wurde für den Konzertsaal der Sektkellerei Kupferberg, Mainz angekauft.

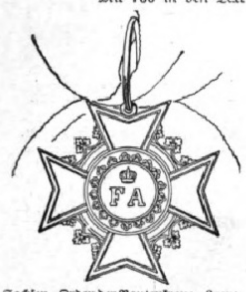


Handbuch der Ritter- u. Verdienstorden

aller Kulturstaaten der Welt innerhalb des 19. Jahrhunderts.
Auf Grund amtlicher und anderer zuverlässiger Quellen zusammengestellt durch

Maximilian Gritzner.

Mit 760 in den Text gedruckten Abbildungen.



Sachsen. Orden der Rautenkrone. Kreuz.

In Original-Leinenband 9 Mark; in Liebhaber-Einband (Pergament mit Goldpressung) 12 Mark.

Das Buch gibt eine erschöpfende Darstellung und eine eingehende Beschreibung überhaupt aller Orden, die bis jetzt von Souveränen und Republiken verliehen worden sind, also auch derer, die infolge politischer Ereignisse ihre Bedeutung verloren haben. Der Wert des Gritznerschen Handbuchs ist ein doppelter: es ist ein praktischer Führer durch das ganze große Gebiet der Ordenskunde und eine historische Darstellung der im einzelnen zu Ansehen und Bedeutung gelangten Ehrenzeichen, aus der sich unschwer ein System ableiten läßt, wie in den einzelnen Staaten das Ordenswesen sich entwickelt hat.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

Breslau Beauvais-Lentze, Pensionat I. Ranges

Gegr. 1881. **Kaiser-Wilhelmstr. 120.** (351)

Vorzüglicher Kochunterricht. Haushaltung. Wissenschaft. Kunst etc. Geprüfte Lehrkräfte im Hause. — **Kein Externat.** — **Prima** Referenzen. Prospekte. — Eigenes Haus. — Garten.

Dr. H. Schusters Institut (191)

— **Gegr. 1882.** — **Leipzig,** Sidonienstraße 59. **Erfolge s. Prospekt!**
Vorber. f. **Maturitäts- u. Prima-Prüfung** (auch f. Ältere u. f. Damen!)
" " **Einjähr.-Freiw.-Exam.** (nicht versetzte Obertert. u. a. bestanden schon nach 1/2 J.).
" " die **Fähnrichs-** und **Seekadetten-Prüfung.**
" " **alle Klassen höherer Schulen** (schnelle Förder. b. Übergängen u. Zurückbl.).

Sächsisch. heilpädagogisches **Kinderheim in Naunhof** 2 b. Leipzig
nimmt nervöse, geistig oder körperlich zurückgebliebene Knaben und Mädchen auf. Aerztliche Beratung. — Gute Schule. — Mässige Preise. — Prospekte durch die Direktion.



Webers Illustrierte Handbücher über

Gartenbau und Landwirtschaft.

Ackerbau, der praktische, von Wilhelm Hamm. Dritte Auflage, gänzlich umgearbeitet von A. G. Schmitter. Mit 138 Abbildungen. 3 Mark.
Agrikulturchemie, von Dr. Max Passon. Siebente Auflage. Mit 41 Abbildungen. 3 Mark 50 Pf.
Botanik, allgemeine. Zweite Auflage. Vollständig neu bearbeitet von Dr. E. Dennert. Mit 260 Abbildungen. 4 Mark.
Botanik, landwirtschaftliche, von Karl Müller. Zweite Auflage, vollständig umgearbeitet von R. Herrmann. Mit 4 Tafeln und 48 Textabbildungen. 2 Mark.
Buchführung, landwirtschaftliche. Zweite Auflage, vollständig neu bearbeitet von A. Güngerich. Mit 8 Beilagen, Musterbeispiele einer landwirtschaftlichen Buchführung enthaltend. 4 Mark.
Drainierung und Entwässerung des Bodens überhaupt von Dr. William Löbe. Dritte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit 92 Abbildungen. 2 Mark.
Fischzucht, künstliche, und Teichwirtschaft. Wirtschaftslehre der zahmen Fischerei von Eduard August Schröder. Mit 52 Abbildungen. 2 Mark 50 Pf.
Flachsbau und Flachsbereitung von C. Sonntag. Mit 12 Abbildungen. 1 Mark 50 Pf.
Forstbotanik von H. Fischbach. Sechste, umgearbeitete und vermehrte Auflage von Prof. R. Beck. Mit 77 Abbildungen. 3 Mark 50 Pf.
Milchwirtschaft von Dr. Eugen Werner. Mit 23 Abbildungen. 3 Mark.
Nutzgärtnerei oder Grundzüge des Gemüse- und Obstbaues. Von Hermann Jäger. Sechste, vermehrte und verbesserte Auflage, nach den neuesten Erfahrungen und Fortschritten umgearbeitet von J. Wesselhöft. Mit 75 Abbildungen. 3 Mark.
Tierzucht, landwirtschaftliche, von Dr. Eugen Werner. Mit 20 Abbildungen. 2 Mark 50 Pf.
Weinbau, Rebenkultur und Weinbereitung. Von Friedrich Jakob Dochnahl. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einem Anhange: Die Kellerwirtschaft. Von Freiherrn A. von Babo. Mit 55 Abbildungen. 2 Mark 50 Pf.
Ziergärtnerei. Belehrung über Anlage, Ausschmückung und Unterhaltung der Gärten, sowie über Blumenzucht. Von H. Jäger. Sechste Auflage, nach den neuesten Erfahrungen und Fortschritten umgearbeitet von J. Wesselhöft. Mit 104 Abbildungen. 3 Mark 50 Pf.
Zimmergärtnerei von M. Lebl. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 89 Abbildungen. 3 Mark.

Handbücher in Lexikonoktavformat:

Gartengestaltung der Neuzeit, von Willy Lange, unter Mitwirkung für den Architekturgarten von Otto Stahn. 2. Auflage. Mit 337 Abbildungen, 16 farbigen Tafeln und 2 Plänen. 12 Mark.
Geflügelzucht. Handbuch für Liebhaber, Pfleger und Züchter von Rasse- und Wirtschaftsgeflügel von Bruno Dürigen. Zweite, vollständig neu bearbeitete Auflage mit 111 Abbildungen und 8 farbigen Tafeln. 10 Mark.
Hilfe, erste, bei Erkrankungen der Haustiere. Landwirtschaftliche Tierheilkunde von Bezirkstierarzt Hermann Uhlich. Mit 67 Abbildungen und 4 bunten Tafeln. 6 Mark.
Der Imker der Neuzeit. Handbuch der Bienenzucht von Otto Pauls. Mit 199 Abbildungen und 8 farbigen Tafeln. 7 Mark 50 Pf.
Land- und Gartensiedelungen. Unter Mitwirkung hervorragender Fachleute herausgegeben von Willy Lange. Mit 213 Abbildungen und 16 Seiten farbiger Tafeln. 10 Mark.
Rosen und Sommerblumen, von Wilhelm Mütze. Mit 252 Abbildungen und 8 farbigen Tafeln. 10 Mark.
Stauden und Sträucher. Von Karl Foerster. (Unter der Presse.)

Jeder Band ist in Ganzleinen gebunden. Ausführliche Prospekte über vorgenannte Werke, sowie Verzeichnisse mit Inhaltsangabe jedes Bandes von Webers Illustrierten Handbüchern stehen unentgeltlich zur Verfügung.

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig 26.



Kaiserreden.

Reden u. Erlasse, Briefe u. Telegramme **Kaiser Wilhelms II.**

Ein Charakterbild des Deutschen Kaisers.

6 Mark, in Leinwand gebunden 7 Mark 50 Pfg.

Der Zweck dieses Buches ist, die Person Kaiser Wilhelms II. in der eigenen Beleuchtung zu zeigen. Es sind vor allem die Reden wiedergegeben worden, die für die Person des Kaisers besonders charakteristisch sind, sowie diejenigen, die sich auf gewisse Vorfälle beziehen, oder die von einem gemeinsamen Gesichtspunkte aus betrachtet werden müssen.

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig 26, Reudnitzer Straße 1—7.

Ermutigende vornehme intime Seelen-Analysen
brieflich nach Handschriften, aber keine „Deuterei"! Spezialist seit **zwanzig** Jahren. Siehe **vor Auftrag** Honorar im Gratis**prospekt.**
P. Paul Liebe, Psychol., Augsburg I, J-Fach.



Höh. Kochschule
Industrieschule
Haushaltungspensionat. (96)
Gründl. Ausbild. i. a. wirtsch. Fächern **Sprachen. Musik. Kunstgesch. Tanzunterricht.** Heim i. eig. Hause i. schönst. Lage d. Stadt. ☞ Man verlange Prospekt L.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Ingenieur-, Techniker-, Werkmeister-Abteilungen. Maschinenbau, Elektrotechnik, Automobilbau. 5 Laborat.
Programm frei.

Gewerbe-Akademie Berlin
Königgrätzerstrasse 90.
Maschinenbau, Elektrotechnik, Hochbau, Tiefbau. 50 Dozenten.
Größt. besteinger. polytechn. Anst. Berlins. Führende Anstalt Deutschlands.
Dir. Matthes.
Programm frei.

Rheinisches
Technikum Bingen (143)
Maschinenbau, Elektrotechnik, Automobilbau, Brückenbau.
Chauffeurkurse.

Internationales Töchterpensionat (11)
Frau Dr. Ida Scholz
u. Mlle. L. Wémans
Freiburg i. B., Sternwaldstrasse 16

Vorbildung zur **Einjähr.-, Prima-, Abit.**-Prüf. in der Anstalt **Dr. Harangs, Halle S. 51.**
Ost. 07 bestand. 49 Abit., 130 Einj., 63 Prim.

Kgr. Sa. **Technikum Hainichen** **Maschinen- u. Elektrotechnik.**
Ing., Techn., Werkm. Auto- u. Flugtechnik. Brückenb. Lehrfabrik. Prgr. fr.

Königreich Sachsen
Ingenieurschule Zwickau
Maschinenbau und Elektrotechnik
Ingenieur- und Techniker-Kurse
Prospekte kostenfrei. (699)

Magenleiden! Stuhlverstopfung! Hämorrhoiden!
Ich teile jed. gern kostenlos **mit,** wie zahlreiche Patienten, die oft jahrelang mit solchen Leiden behaftet waren, davon befreit wurden.
Krankenschwester Marie,
Nicolastrasse Nr 6, **Wiesbaden K. 10.**

Zur **Behandlung von Katarrhen der Luftwege und der Lungen**
von **Dr. med. Saenger.** 140. Tausend. 50 Pfg. Verlag: **Otto Gentsch, Magdeburg 28.**

Durch jede Buchhandlung sind zu beziehen:

Kostümkunde

von Wolfgang Quincke, Regisseur am Deutschen Volks-Theater in Wien



Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 459 Kostümfiguren in 152 Abbildungen. In Originalleinenband 7 Mark 50 Pfennig.

Dramaturgie von Robert Prölß. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. In Originalleinenband 4 Mark.
Mimik und Gebärdensprache von Karl Skraup. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 58 in den Text gedruckten Abbildungen. In Originalleinenband 3 Mark 50 Pf.
Redekunst. Anleitung zum mündlichen Vortrage von Roderich Benedix. Sechste Auflage. In Originalleinenband 1 Mark 50 Pf.
Die Kunst der Rede und des Vortrags von Karl Skraup. Mit 16 in den Text gedruckten Abbildungen. Preis 4 Mark 50 Pfg.; in Leinwand gebunden 6 Mark.
Die Sprache des Körpers. In 721 Bildern dargestellt von Dr. Karl Michel. In steifem Umschlag 10 Mark.
Der mündliche Vortrag. Ein Lehrbuch für Schulen und zum Selbstunterricht von Roderich Benedix. In drei Abteilungen. Preis in Leinwand gebunden 8 Mark. Jeder Band ist auch einzeln käuflich: 1. Teil 1 Mk. 50 Pfg., 2. Teil 3 Mk., 3. Teil 3 Mk. 50 Pfg.
Die ästhetische Bildung des menschlichen Körpers. Lehrbuch zum Selbstunterricht für alle gebildeten Stände. Von Oskar Guttmann. Dritte, verbesserte Auflage. Mit 98 Abbildungen. In Originalleinenband 4 Mark.
Gymnastik der Stimme, gestützt auf physiologische Gesetze. Von Oskar Guttmann. Siebente, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 26 Abbildungen. In Originalleinenband 3 Mk. 50 Pfg.
Grammatik der Tanzkunst. Theoretischer und praktischer Unterricht in der Tanzkunst und Tanzschreibkunst oder Choreographie von Friedrich Albert Zorn. Nebst Atlas mit Zeichnungen und musikalischen Übungsbeispielen mit choreographischer Bezeichnung und einem besonderen Notenheft für den Musiker. Preis 12 Mark; gebunden 16 Mark.
Handbuch der Tanzkunst. Ein Leitfaden für Lehrer und Lernende nebst einem Anhang über Choreographie. Von Bernhard Klemm. Achte, vermehrte und verbesserte Auflage von Gustav Engelhardt, Lehrer für Choreographie und Kunsttanz an der „Hochschule der Genossenschaft Deutscher Tanzlehrer". Mit 93 Abbildungen und zahlreichen Notenbeispielen. In Originalleinenband 3 Mark 50 Pfg.
Der gute Ton und die feine Sitte von Eufemia v. Adlersfeld, geb. Gräfin Ballestrem. Vierte Auflage, 160 Seiten. In Originalleinenband 2 Mark. — *Ein verläßlicher Ratgeber in allen Fragen, die der Umgang mit Menschen an uns stellt, eine nutzbringende Lektüre für jung und alt.*

Verlagsbuchhandlung J. J. Weber in Leipzig 26



Allgemeine Notizen.

Das Bismarcknationaldenkmal bei Bingerbrück. Am 23. Januar beginnt das Preisgericht, das die in so stattlicher Zahl (350) eingelaufenen Entwürfe für das neue Deutsche Nationaldenkmal zu prüfen hat, im Düsseldorfer Kunstpalast seine Arbeit. Am Tage zuvor werden die Preisrichter den Platz für die Aufstellung des Denkmals besichtigen. Am 15. Februar werden die Modelle zum erstenmal öffentlich ausgestellt werden, und zwar im Kunstpalast zu Düsseldorf. Mit der Eröffnung dieser Ausstellung soll eine Gedenkfeier für Bismarck verbunden werden, zu der auch der Rheinische Oberpräsident Herr Freiherr von Rheinbaben, sein Erscheinen zugesagt hat.

Die Städtebauausstellung in Berlin wird ein umfassendes Werk behandeln. Die Stadt Düsseldorf trägt zu den Kosten 5500 Mark bei. Dafür werden auf 32 Seiten des Werkes Pläne gebracht, die auf der nach der Berliner veranstalteten Düsseldorfer Städtebauausstellung ausgestellt wurden.

Die Ausstellung gegen die Schundliteratur, die von der Deutschen Dichtergedächtnisstiftung und von der Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge veranstaltet und in der ersten Januarwoche im Reichsgebäude eröffnet worden ist, wurde vom Staatssekretär des Reichsamts des Innern Dr. Delbrück besucht, in dessen Begleitung sich der Direktor im Reichsamt des Innern Geheimrat Lewald und der neue Referent Landrat Dr. Jung befanden. Die Führung der Herren hatte Dr. Ernst Schultze, der Vorsitzende des Vorstandes der Deutschen Dichtergedächtnisstiftung in Hamburg, übernommen. Der Minister sprach mehrfach seine Anerkennung über die Fülle des Dargebotenen aus, erörterte mit den Herren seiner Begleitung eingehend die Möglichkeit von Maßregeln gegen die, die Jugend in hohem Maße gefährdende Schundliteratur und bekundete lebhaftes Interesse an den besonders von den beiden genannten Vereinen getroffenen Maßnahmen für die Einführung guter Jugendliteratur, die Begründung von Kindervolkshallen, Volkskinematographen und Volkstheatern.

Vierfache Verbesserung der Verbindung mit Hamburg. Die Eisenbahnverbindungen mit Hamburg werden im nächsten Fahrplan vom 1. Mai 1911 in verschiedener Beziehung sehr wesentlich verbessert werden. Auf besonderen Wunsch aus Hamburg selbst wird vor allem die Verbindung mit Schweden über Saßnitz und Trelleborg erheblich beschleunigt. Die Verkürzung der Fahrzeit soll auf dem Wege von Schweden nach Hamburg volle drei Stunden betragen. Im inneren deutschen Verkehr sind drei verschiedene wichtige Verbesserungen in Aussicht genommen. Einmal soll die Verbindung mit Frankfurt a. M. verbessert werden. Dann ist eine Beschleunigung der Verbindung zwischen Hamburg, Leipzig und Dresden in Aussicht genommen. Endlich ist von besonderer Wichtigkeit, daß am 1. Mai d. J. zum erstenmal Züge zwischen Berlin und Hamburg eingerichtet werden, die auf der ganzen Strecke nicht halten. Die Eisenbahnverwaltung hat zu diesem Zweck besondere Versuche angestellt, die ergeben haben, daß man mit den heutigen Lokomotiven und Zügen 300 Kilometer ohne Aufenthalt durchfahren kann. Der eine Zug soll abends von Berlin nach Hamburg gehen. Auch der Gegenzug von Hamburg nach Berlin wird voraussichtlich abends verkehren. Er soll möglichst spät von Hamburg abgehen, aber noch vor Mitternacht in Berlin eintreffen.

Fahrkartenausgabe durch die Schlafwagengesellschaft. Die Ausgabe von Fahrscheinen der Preußisch-hessischen Staatsbahnen ist jetzt der Internationalen Schlafwagengesellschaft übertragen worden. Diese Scheine sind somit jetzt in den zahlreichen Agenturen der Gesellschaft in der ganzen Welt zu haben. Die Gesellschaft verkauft Fahrscheine erster bis dritter Klasse. Die Scheine gelten für alle fahrplanmäßigen Züge, die die betreffende Wagenklasse führen. Es sind zwei Sorten der Fahrscheine vorgesehen. Die eine wird im Aufdruck als Reihe „A" bezeichnet und nur von den außerdeutschen Agenturen ausgegeben. Die andere Sorte, als Reihe „B" bezeichnet, geben nur die Agenturen in Deutschland aus. Die Reihe „B" wird durch den roten Diagonaldruck „Deutschland" kenntlich gemacht. Die Fahrscheine werden der Gesellschaft von der Eisenbahndirektion Berlin überlassen und tragen den Kontrollstempel „Königliche Eisenbahndirektion Berlin". Der Heftumschlag der Fahrscheine ist rot. Die Fahrscheine haben eine Geltungsdauer von sechzig aufeinanderfolgenden Tagen, den Tag der Ausgabe mitgerechnet. Diese Geltungsdauer ist sämtlichen Fahrscheinen aufgedruckt. Die Fahrscheinhefte, die nur Scheine deutscher Strecken enthalten, müssen eine Gesamtentfernung von 500 Kilometern haben. Bei Fahrscheinheften,

in denen neben Scheinen für deutsche Strecken auch Scheine einer den Verbandsverkehren angehörigen ausländischen Eisenbahnverwaltung oder in- und ausländischen Schiffahrtsgesellschaft enthalten sind, ist die Innehaltung der Mindestentfernung nicht erforderlich.

„Globus", Gesellschaftsreisen für Damen höherer Stände hat seine neuen Prospekte versandt. Am 21. Februar findet eine Reise „Oberitalien und Riviera" zum Karneval statt. Die Unternehmerin bietet den Damen wieder eine neue Eigenart ihrer Gesellschaftsreisen durch den siebentägigen Aufenthalt in Monte Carlo, der Perle der Riviera. Diese Gelegenheit, sich so lange Zeit an der Küste des ewig blauen Meeres, in den paradiesischen Gärten mit afrikanischer Vegetation und in den Olivenwäldern auf steilen Bergen ergehen zu können, wird die reiselustige Damenwelt mit Freuden begrüßen. — Die so beliebten Pariser Reisen beginnen wieder am 9. April. Die willkommene Einrichtung der zwei Serien wird beibehalten: Serie I „Elitereise" (Grand Hotel) und Serie II „Billige Preise" (renommierte Hotels). Auch diese Reise werden die Teilnehmerinnen wieder mit Ruhe und Behaglichkeit im kleinen Kreis feiner gebildeter Damen genießen. Kostenlose Prospekte bei der Unternehmung und Leitung Frau Cäcilie Arnheim, Berlin, Königgrätzer Str. 47b.

Besitzwechsel. Die rühmlichst bekannte Firma Shannon-Registrator-Compagnie Aug. Zeiß & Co., Schreibwaren- und Schreibmöbel-Fabrik in Berlin, ist in den Besitz des Herrn Kommerzienrat F. Soennecken, des alleinigen Inhabers der weltbekannten Schreibwarenfirma F. Soennecken in Bonn übergegangen.

Serum gegen Schlangengift. In dem Palast, den die Japanische Regierung auf der Internationalen Hygieneausstellung Dresden 1911 errichtet, wird das Institut von Kitasato einen breiten Raum einnehmen. Als wissenschaftliche Spezialität wird dort die Serumtherapie bei Vergiftung durch Schlangenbisse vorgeführt werden.

Wintersport in der Schweiz. Nach Berichten aus dem Berner Oberland bestehen für die Ausübung des Sports die günstigsten Witterungsverhältnisse. In der Neujahrswoche sind eine beträchtliche Anzahl von Deutschen und Engländern nach den verschiedenen Kurorten des Berner Oberlandes gereist. Die Festtage brachten eine Fülle von festlichen Veranstaltungen mit sich, wobei der Weihnachtsbaum und das übliche Festbankett natürlich eine Hauptattraktion bildeten. Gstaad erfreut sich seiner ausgezeichneten Schneeverhältnisse wegen andauernden Zuspruchs. Gegenwärtig weilt Baron de Coubertin von Paris, Präsident des Komitees für die Olympischen Spiele, dort, ebenso Baroneß d'Afrique mit Familie aus Paris. In Wengen herrscht ebenfalls reges Leben. Die Wengernalpbahn führt täglich fünf Züge bis zur Wasserstation, von wo aus eine vorzügliche Schlittelbahn bis hinunter zum Dorf führt. Ein vollständiges Unterhaltungsprogramm ist übrigens aufgestellt worden. Glänzend waren die Veranstaltungen während der Festwoche in Grindelwald, wo neben Gymkhana und Konzerten, Gala-bälle, Maskenbälle usw. stattfanden. Beatenberg beherbergt hervorragende Persönlichkeiten, u. a. fünf Inspektoren der Internationalen Eislauf-Gesellschaft von England.

Die längste gepflegte Eisbahn der Welt bietet bekanntlich der Wörthersee in Kärnten zusammen mit dem Lendkanal, der bis in die Stadt Klagenfurt hineinreicht. Von Klagenfurt bis zum gegenüberliegenden Endpunkt des Sees — Velden am Wörthersee — mißt diese Eisbahn 22 km und gestattet dem Sportfreunde Touren, wie sie anderswo nicht denkbar sind. Daher hat auch der Eissport hier eine unübertreffliche Pflege gefunden. Aber auch der Schneesport blüht in Kärnten prächtig, besonders in dem idealen Schiberge-Gebiet der Kärntner „Nocke". Die Nähe dieser Schiberge ist wohl die Ursache dafür, daß der Schneesport namentlich in Villach zur Blüte gekommen ist. Wer sich des näheren über den Wintersport in Kärnten unterrichten will, verlange vom Landesverband für den Kärntner Fremdenverkehr in Klagenfurt, Bahnhofstraße 36, die sehr schön ausgestattete Gratisbroschüre, die auch die wichtigsten Wintersporttermine für dieses Jahr enthält.

Angewandte Kunst. Will man seine Wohnung nach den Anforderungen eines vornehmen Geschmackes einrichten, umändern oder ergänzen, so wird es unumgänglich notwendig sein, das neue Album des Teppich- und Möbelhauses S. Schein, Wien I, Bauernmarkt 12, durch Postkarte zu bestellen und mit Sorgfalt zu studieren. Auswärtigen Interessenten schickt Herr Schein den Katalog gegen Voreinsendung von 1 Mark (in Brfm.). Bei Bestellungen wird diese Mark dem Käufer gutgebracht.



(271)



(232)

SCHÖNHEIT DER ZÄHNE
ZAHN PASTA
PÂTE DENTIFRICE GLYCÉRINE
GELLÉ FRÈRES
PARIS

Husten im Theater

ist peinlich und störend.

„Ich kann es aber nicht ändern", denkt mancher Erkältete. Doch, man kann es ändern! —

Ist irgend eine Erkältung, ein Katarrh in Hals und Mund vorhanden oder zu befürchten, Verschleimung oder belegte Stimme, so nimmt man stündlich 1 bis 2 Pergenol-Mundpastillen und erzielt rasche Linderung.

Die Pergenol-Mundpastillen (Karton 1,20 M.) enthalten Wasserstoffsuperoxyd, das als mildes, reizloses Desinfektionsmittel auf die erkrankten Organe günstig einwirkt. Pergenol-Mundpastillen sind schleimlösend; sie beseitigen üblen Mundgeruch und Rauchgeschmack sofort.



Wer unterwegs, im Bureau oder auf der Reise solche Unpäßlichkeiten rasch lindern will, hat in den Pergenol-Mundpastillen ein bequemes Mittel.

Daneben empfiehlt es sich, mit Pergenol-Mundwasser-Tabletten (Fl. 1,50 M.) zu gurgeln, die nicht nur ein wirksames Schutzmittel gegen Erkältungen, sondern auch gleichzeitig ein ganz vorzügliches Mund- und Zahnpflegemittel sind. Man löst 1 bis 2 Stück in Wasser auf und gurgelt, spült und bürstet damit in gewohnter Weise.

Das mit Pergenol hergestellte Mundwasser bleicht den Zahnschmelz und macht somit das Gebiß schön weiß; es löst auch allmählich den gelben Zahnstein und verhindert seinen Neuansatz.

Ihre feste Form macht diese Pergenol-Mundwasser-Tabletten besonders praktisch für Reisezwecke.

Beide Mittel werden von bedeutenden Ärzten und Zahnärzten empfohlen und sind in allen Apotheken und besseren Drogerien zu haben. (Man fordere kostenlose Zusendung der Broschüre J von der A.-G. Chemische Werke vorm. Dr. Heinrich Byk, Charlottenburg 5.)



Wer **Freude** und **Nutzen** haben will im **Garten** oder **Feld**, bei **Fenster-** und **Balkongärtnerei**, der verlange kostenfrei meinen

Samen- und Pflanzen-Katalog für 1911

mit 600 Abbildungen, Kulturanleitung, Arbeitskalender und vielen **erprobten** Garten-Requisiten auf 200 Grossquart-Seiten.

Mein Katalog bietet die **reichste Auswahl** der **besten Neuheiten**, wie der **bewährten guten** Sorten in **Gemüse- u. Blumensamen** usw.

Interessenten werden darin auch die **neuesten** und **gesuchtesten Gemüsearten** für den **feineren** Tisch finden.



Nr. 39100. Prachtmischung grossblumiger, wohlriechender Wicken. à Portion 10 Pfg., 20 Gr. 30 Pfg.

F. C. Heinemann, Erfurt 330

Hoflieferant Sr. Maj. des Deutschen Kaisers und Königs von Preussen.



Familien-Wappen Auskunft sowie Nachforschungen über Familien-Wappen übernehmen bei billigster Berechnung **Gebr. Vogt, Papiermühle, Sachs.-Altbg.**

Illustrirte Zeitung

Nr. 3525. 136. Bd. Leipzig, 19. Januar 1911.

Chemigraphische Anstalt von J. J. Weber in Leipzig.

Rotkäppchen. Nach einem Gemälde von Max Sonnenschmidt.



Schmutz und Schund in der Literatur.

Von Paul Ritschmann.

Ein Buch hat oft die ganze Lebenszeit eines Menschen gebildet oder verdorben", sagt Herder. „Öfter aber verdorben", dürfen wir hinzusetzen. Was haben nicht, um nur zwei Beispiele anzuführen, „Der Einzige und sein Eigentum" von Stirner und „Jenseits von Gut und Böse" von Nietzsche in unreifen Köpfen angerichtet, wie viele Geisteskeime haben sie getötet, die, wenn nicht vorzeitig erstickt, es zu Blüte und Frucht hätten bringen können! Nicht anders ist es mit den Erzeugnissen der Schmutzliteratur und ihrer Wirkung, natürlich nur vergleichsweise, da ihr Gift ganz anderer Art ist als das jener philosophischen Narcotica, und da ihr Leserkreis auf wesentlich tieferer geistiger Stufe steht als ein mit philosophischen Problemen sich beschäftigender.

Wir wollen uns zunächst einig sein, was Schmutzliteratur ist, da ich nicht mißverstanden sein möchte. Ganz und gar nicht jede erotische Literatur überhaupt. In allen Zeitaltern und unter allen Völkern haben wir erotische Kunstwerke in Marmor, Erz und Farbe, in der Sprache des echten Dichters und sogar in der Musik, die wir nicht missen möchten. Wir wollen, um nur ein paar Namen zu nennen, die Märchen aus Tausendundeiner Nacht, das süße Hohelied Salomonis, wir wollen Boccaccio, Straparola, Basile, Casanova, den Chevalier Faublas und zahlreiche andere nicht am Pranger sehen. Ganze Zeitalter kommen uns im Spiegel ihrer erotischen Literatur erst näher; ich darf erinnern an die Spätrenaissance Italiens und an das erotisch-graziöse Zeitalter des Sonnenkönigs in Frankreich.

Und ist denn das Bestehen einer ausgebreiteten erotischen Literatur etwa verwunderlich? Ist nicht der Trieb, dem sie entspringt, einer der stärksten, vielleicht der stärkste im gesunden Menschen? Darum wollen wir reinlich scheiden zwischen jener erotischen Literatur, in der wir einen Kunstwert erkennen, die der Grazie und der Lebensbejahung nicht ermangelt, und der plumpen, unkünstlerischen, rohen, niedrigen Schmutzliteratur, die das sexuelle Moment aufdringlich in den Vordergrund schiebt und meistens, weitab von allem Natürlichen, dem Perversen den breitesten Raum gönnt.

Diese eigentliche Schmutzliteratur kann in ihren Abnehmerkreis, der, mit Bedauern muß es gesagt werden, meist aus Angehörigen der besten Gesellschaftsklassen, der Wohlhabenden und der äußerlich Gebildeten sich zusammensetzt, nur auf Schleichwegen dringen, da die Strafbestimmungen des Strafgesetzbuches recht strenge sind und von den Herstellern und Verbreitern dieser Literatur allgemein gefürchtet werden. Das Volk, insbesondere die Jugend, dürfte durch echte Schmutzliteratur nicht allzu stark gefährdet sein, schon weil diese meist sehr teuer ist. Deshalb wollen wir auch nicht gar zu ängstlich nach einer Verschärfung der gesetzlichen Strafbestimmungen rufen, da eine solche unseren Sittlichkeitsfexen eine willkommene Gelegenheit bieten dürfte, auch aller wertvollen Kunst und Literatur auf sexuellem und erotischem Gebiete zu Leibe zu gehen. Mit einem Worte, wir wünschen durchaus keine neue Lex Heinze.

Was wir vom Staate fordern könnten, wäre etwa der Versuch einer Vereinbarung der Regierungen darüber, daß die Strafverfolgung der Hersteller wirklicher Schmutzliteratur in ihrem Heimatlande zu erfolgen habe, auch wenn die Verbreitung nur im Auslande geschehen ist. Denn beispielsweise wird die Schmutzliteratur heute in Lissabon, Pest, Prag, Brüssel und anderen Orten gedruckt und über die Grenze, zumeist die deutsche, geschickt, wobei die Hersteller straffrei bleiben, da eine Verbreitung in ihrem Heimatlande nicht stattgefunden hat. Die Reichsregierung sei hier auf die ganz analogen Bestimmungen über die Bekämpfung des Mädchenhandels verwiesen.

Vielleicht ist noch eine Breittretung des Schmutzes in der Öffentlichkeit bei literarischen Prozessen zu vermeiden, etwa durch eine Kommission aus Juristen, Buchhändlern und Literaten, der alle zweifelhaften Fälle vor Erhebung einer öffentlichen Anklage zu überweisen wären. Denn die Breittretung des Schmutzes in der Tagespresse zeitigt meist ganz andere Folgen, als erwünscht sein kann, sie lockt an, statt abzustoßen, sie bringt dem verurteilten Hersteller oder Verbreiter die Geldstrafe, auf die meist erkannt wird, in der Regel zehnfach wieder ein. Darum sollte die anständige Presse Einzelheiten aus derartigen Prozessen unter allen Umständen unterdrücken.

Wenn wir uns nun der Schundliteratur zuwenden, so werden wir finden, daß ihr Begriff durchaus nicht leicht zu definieren ist. Nicht klein ist die Zahl derer, die zu ihr auch alle jene süßlichen Backfisch- und Damenromane, die ganze seichte sogenannte Reiselektüre usw. gerechnet wissen möchten, überhaupt alles, was literarisch wertlos ist, was nach dem Durchschnittsgeschmack des Gebildeten eine Daseinsberechtigung nicht hat. Wir wollen so weit nicht gehen, da ich glaube, daß wir in diesem Falle zu betrübenden Ergebnissen kommen würden. Der Name Schundliteratur ist auch auf eine ganz bestimmte Gattung von literarischen Erzeugnissen geprägt worden, einmal auf die typischen sogenannten Kolportageromane und dann auf die bekannten bunten Detektiv- und Räubererzählungen, die hauptsächlich in der Schilderung von Verbrechen ihre Aufgabe haben.

Wer als Mensch von Geschmack und Feingefühl es einmal über sich gebracht hat, drei Hefte eines richtigen Kolportageromans hintereinander zu lesen, den überkommt ein tiefes Bedauern über die geringe geistige Höhe eines gewaltigen Teils unseres Volkes, der an derartiger Literatur Gefallen, Erholung, ja vielleicht Erbauung zu finden imstande ist. Und diese Romane erscheinen in ungeheuren Auflagen, die die Auflagenhöhe jedes echten Dichterwerks weit hinter sich lassen; sie bringen es auf hundert bis einhundertfünfzig Fortsetzungshefte und kosten, jedes Heft zu 10 ₰ gerechnet, 10 bis 15 ℳ, ein Preis, für den man heute Goethes und Schillers Werke in guten, hübsch gebundenen Ausgaben aufs Bücherbrett stellen kann. Der Leserkreis dieser Kolportageerzeugnisse besteht vorzugsweise aus dem großen Heer der Dienstmädchen und Fabrikarbeiterinnen, die an jenen unsagbar geist- und witzlosen, die gleichen Situationen fortwährend wiederholenden, in süßlichen Abenteuern sich gefallenden Machwerken Genüge finden.

Die Literatur noch tiefer zu erniedrigen, blieb den Herstellern des sogenannten Kundenromans vorbehalten, der neuerdings hier und da auftaucht. Es handelt sich bei ihm um einen Hefteroman der vorher geschilderten Art, dessen Text mit Inseraten durchsetzt ist, so daß er kostenlos abgegeben werden kann. Als Verbreiter sind in erster Linie die Kaufleute gedacht, als Abnehmerinnen die Dienstmädchen, die, wenn diese Literaturgattung an Ausdehnung gewinnen sollte, noch reichlicher als bisher mit ödem, verflachendem Lesestoff versorgt werden dürften. Aber auch eine Gefahr schwerster Art zeigt sich hier als Begleiterscheinung. Viele dieser Leserinnen werden versuchen, häufigere und vielleicht unnötige Einkäufe zu machen, ja zu betrügerischen Maßnahmen zu greifen, um die spannende Fortsetzung recht bald zu erhalten. Hier mag die Wachsamkeit unserer Hausfrauen unnennbaren Schaden verhüten helfen. Wenn jeder Kaufmann, der die Kundenromane in seinem Geschäfte verteilt, als Warenlieferant nicht mehr in Frage kommt, ist die Gefahr, die hier dem Geschmack und dem Charakter droht, durch die Eigenhilfe des Publikums für die Dauer gebannt.

Weit gefährlicher jedoch als die Kolportageromane, die in der Regel „nur" Geistesverödung und Geschmacksverflachung zeitigen, sind die bunten Hefte, die in der Hauptsache für unsere männliche Jugend bestimmt sind. Ich gebe aus den ausgestellten Schätzen des kleinen Papierladens einige Titel: „Im Sarge neben der Höllenmaschine" — „Das Opfer des Giftmischers" — „Jane Davis, die Engelmacherin" — „Der Mädchenschlächter" — „Die ermordete Chansonette" — „Der Kinderschlächter von Berlin" — „In der Gewalt einer Wahnsinnigen". Jedes Heftchen für 20 ₰, das grell bunte Titelbild zeigt die hervorragendste Szene des Literaturerzeugnisses. Ein halbes Dutzend Knaben vor dem Schaufenster, mit gierigen Augen, alle Augenblicke betritt einer den Laden und kauft die nächste Nummer seiner Lieblingsserie, er kommt nie in Verlegenheit, da diese Serien von Detektiv-, Räuber- und Mördergeschichten niemals enden, solange noch Nachfrage vorhanden ist. Der Ladeninhaber gesteht schmunzelnd, der Absatz in „Literatur" sei sein bestes Geschäft. Vorzugsweise ist es die Volksschuljugend, die als Käufer in Betracht kommt, aber ich möchte keinem Vater und keiner Mutter, deren Augen über diese Zeilen gehen, raten, sich in Sicherheit zu wiegen, daß nicht auch ihr Sohn hier langsam, aber systematisch und sicher vergiftet wird. Und wie lange wird es bei der Vergiftung unserer Jungen bleiben? Werden die smarten Fabrikanten der Schundliteratur nicht, durch den Erfolg ermuntert, bald dazu übergehen, für unsere Mädchen eine ähnliche Literatur zu schaffen? Können wir die Folgen auch nur ausdenken? Wollen wir sie abwarten, die Hände in den Schoß gelegt?

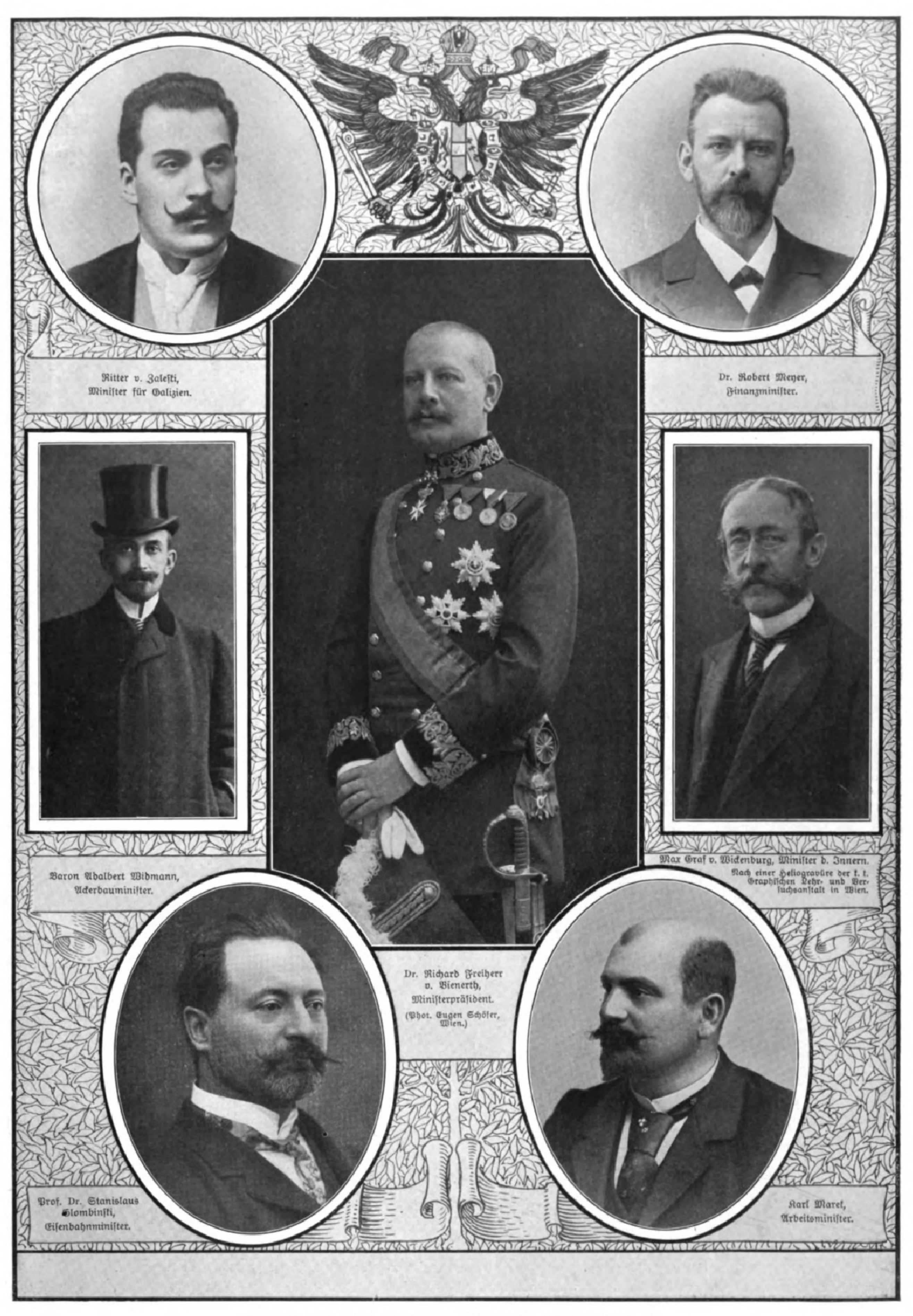
Fragen wir uns, warum diese Literatur eine so ungeheure Verbreitung gewinnen konnte. Im gesunden Knaben wohnt Tatendrang und Abenteuerlust — die Schundliteratur stachelt diese Triebe auf; das jugendliche Alter bevorzugt in seiner Lektüre das Geschehen, da das Reflektieren dem halbgereiften Kinde fernliegt — die bunten Hefte reihen eine unabsehbare Folge von wilden Geschehnissen, natürlich auf Kosten der Lebenswahrheit, aneinander; die meisten Kinder lieben es, besonders in der Winterzeit, ihre ganze freie Zeit mit Lektüre auszufüllen — auf Schritt und Tritt bietet sich ihnen der bunte Schund an. Die Eltern aber, auch die Eltern aus unsern besten Gesellschaftskreisen, kümmern sich oft so wenig um das geistige Leben ihrer Kinder, sie kaufen zu Weihnachten und zum Geburtstage, womöglich noch im Warenhause, für ihren Knaben ein recht dickes und recht billiges Buch, dessen ungeprüfter Inhalt meist geistlos und langweilig oder ungesund spannend, oft der Schundliteratur nahe verwandt ist, und halten ihre Pflicht für erfüllt, überlassen die weitere geistige Ernährung ihres Kindes dem blinden Zufall. Oft sind es dieselben Eltern, die über der körperlichen Ernährung dieses Kindes mit sorgender Liebe wachen. Darum wollen wir, wenn wir jetzt von den Abwehrmaßregeln gegen den Schund, vom Kampfe mit ihm sprechen, zuallererst die Heere der Väter und Mütter mobil machen. Achtet mehr als bisher auf den Lesestoff eurer Kinder vom ersten Bilderbuch an, führt Listen über die Bücher, die eure Kinder bereits gelesen und an denen sie Gefallen gefunden haben, und geht, wenn ihr ein neues Buch zu kaufen vorhabt und eurer Sache nicht gewiß, eures eigenen literarischen und künstlerischen Urteils vielleicht nicht sicher seid, mit dieser Liste zum Buchhändler eures Vertrauens, der aus dem bereits Gelesenen Bildungsgrad und Geschmack eures Kindes erkennen und um ein neues, fortbildendes, inhaltlich wertvolles Buch nie in Verlegenheit sein, der euch, wenn euer Junge oder Mädchen in seiner Lektüre etwa schlechten Geschmack verrät, beizeiten darauf aufmerksam machen wird.

Auch der Hilfe der Gesetzgebung werden wir kaum entraten können. Wohl ist unsere Jugend durch das Strafgesetzbuch geschützt gegen die schlimmste Schmutzliteratur in Wort und Bild, aber dem Schund gegenüber versagen die gesetzlichen Bestimmungen vollkommen. Schwer mag es sein, den Begriff der Schundliteratur scharf zu umreißen, noch schwerer wird es sein, ihn gesetzlich zu regeln; aber die Verwüstungen, die in immer steigendem Maße die Schundliteratur unter unserer Jugend anrichtet, verlangen, ungeachtet dieser Schwierigkeiten, gebieterisch nach irgendeiner Abhilfe. Die Verwaltungen mancher Städte unterstützen unsere Bestrebungen bereits dadurch, daß die Schundliteratur wenigstens vom Straßenhandel ausgeschlossen worden ist; hier ist noch viel zu tun, aber mit Verstand und Vorsicht sei es getan, damit nicht wertvolle Literatur getroffen wird und aus Anhängern von Verwaltungsmaßregeln Gegner erwachsen.

Große Erfolge darf man sich von der Warnung und Aufklärung der Verbreiter der Schundliteratur versprechen; auch hiermit sind bereits reiche Erfahrungen gemacht worden. Diese Aufklärungsarbeit könnte von den Schuldeputationen ausgehen oder von Ortsausschüssen, die sich sorgfältig zusammensetzen, mit Takt arbeiten und natürlich die Unterstützung der gesamten Bürgerschaft haben müßten. Bleibt die Warnung und Aufklärung bei den Verbreitern des Schundes, den Papier- und Zeitungshändlern, in manchen Orten auch den Zigarrenhändlern und Kaufleuten, fruchtlos, so müßte, wie ich schon vorher angedeutet habe, ein vollständiger geschäftlicher Boykott erfolgen, dessen strenge Durchführung Ehrensache jedes Bürgers, jeder deutschen Hausfrau wäre.

Vor allem aber sind die prophylaktischen Mittel nicht außer acht zu lassen, die der Schundliteratur indirekt Abbruch zu tun geeignet erscheinen. In erster Linie wird es sich hier darum handeln, den Geschmack unserer Jugend zu veredeln, Schönheitsgefühl ihr einzupflanzen, eine geistige Schutzimpfung vorzunehmen, so daß die Keime des Schundes und Schmutzes keinen Nährboden mehr finden. Hier wird die Hauptarbeit der Schule zufallen, die zunächst einmal unseren Kindern beibringen müßte, ein ganzes Buch richtig und mit Verstand zu lesen, seinen Wert oder Unwert zu beurteilen. Das wird, wenige Ausnahmen abgerechnet, in deutschen Schulen heute noch nicht gelehrt, man begnügt sich mit dem zusammengestoppelten Flickwerk des deutschen Lesebuchs und liest später ein paar klassische Dramen, meist aber mit pedantischer Zergliederung, schulmeisterlich im schlechten Sinne des Wortes, nicht aber schönheitsfreudig, großzügig, fortreißend, feiertäglich. Ganze Erzählungen müßten in den Klassen gelesen werden, in jedem Monat eine, so daß jedes deutsche Schulkind wenigstens neun bis zehn echte Dichterwerke im Jahre kennen lernte. Die Zeit dazu? Eine oder zwei Deutschstunden im Monat genügten, um eine im guten Sinne spannende Erzählung von 25 bis 50 Seiten vorzutragen, um Hauff und Grillparzer, Fontane, Raabe und Storm, Liliencron und Ebner-Eschenbach und viele, viele andere in bunter Reihe dem Kinde nahezubringen. Die Kosten? Wie sind die gering! Wir haben in den mächtig wachsenden Sammlungen der Wiesbadener Volksbücher, des Dürer-Bundes, von Hesse und vielen anderen zahllose Werke von Ewigkeitswert, die in hübschen, gut gedruckten Ausgaben für 10, 15 und 20 ₰ abgegeben werden. Selbst wenn für jedes Kind einer jeden Klasse zehnmal im Jahr die Anschaffung zu erfolgen hätte, so wäre die Ausgabe gering, da zu berücksichtigen ist, daß die gelesenen Hefte an andere Anstalten im Austausch weitergegeben werden und so fünf- bis sechsmal den gleichen Segen stiften könnten. Bei umfangreicheren Erzählungen mag man in der Klasse zu lesen anfangen und die Beendigung der häuslichen Lektüre überlassen, für die beste mündliche Wiedergabe des Gelesenen dann Prämien aussetzen, die wieder in einem kleinen Buche bestehen könnten. Diese Methode sollte auch auf die Fortbildungsschulen ausgedehnt werden, um auch den kleinen Laufburschen, Arbeitsmädchen, Handwerkerlehrlingen, überhaupt allen, denen fast immer die Anleitung zum Lesen, denen oftmals in ihrem Leben Schönheit und Freude gänzlich fehlen, den Segen eines guten Buches zu vermitteln. Man öffne in den winterlichen Abendstunden die Aulen und Klassenzimmer der Schulen zu Vorlesungen, zu einer Hochschule für die Kinder, man wende den Volks- und Jugend-Klassikeraufführungen in den Theatern größere Aufmerksamkeit und reichere Mittel zu. Man reformiere die Schülerbibliotheken, deren Kataloge z. B. ganz falsch eingerichtet sind, da aus den bloßen Titelangaben, die sie meistens enthalten, das Kind nichts über den ihm gerade zusagenden Inhalt eines Buches entnehmen kann.

Schritt für Schritt gehe man vor gegen den Feind, die Unkultur, die Roheit, die Häßlichkeit, jeder helfe an seinem Platze, Staat und Gemeinde, Schule und Haus, daß der Kultur und dem Schönen, dem Licht und der Luft Türen und Tore angelweit geöffnet seien, damit der Schmutz und der Schund in unserer Literatur, Schande und Schimpf für das Volk Luthers, Kants und Goethes, allmählich getilgt werden bis auf die letzten Wurzelfasern.



Ritter v. Zaleski,
Minister für Galizien.

Dr. Robert Meyer,
Finanzminister.

Baron Adalbert Widmann,
Ackerbauminister.

Dr. Richard Freiherr
v. Bienerth,
Ministerpräsident.
(Phot. Eugen Schöfer,
Wien.)

Max Graf v. Wickenburg, Minister d. Innern.
Nach einer Heliogravüre der k. k.
Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien.

Prof. Dr. Stanislaus
Glombinski,
Eisenbahnminister.

Karl Marek,
Arbeitsminister.

Freiherr v. Bienerth und die neuen Männer seines dritten Kabinetts.

Das neue österreichische Ministerium.

Zum drittenmal wurde Dr. Richard Freiherr v. Bienerth zum österreichischen Ministerpräsidenten ernannt, und sein neues Kabinett ist am 10. Januar vom Kaiser vereidigt worden. Freiherr v. Bienerth mußte manche Hindernisse und Schwierigkeiten überwinden, bis es ihm gelang, die richtigen Männer für die Fortsetzung seiner Regierungstätigkeit zu finden. Die Gründe der Demission des frühern Kabinetts sind (vgl. Nr. 3521 der „Illustr. Ztg." vom 22. Dezember 1910) hier schon dargelegt worden. Da die Ausgleichsverhandlungen zwischen den Tschechen und den Deutschen in Prag in den ersten Tagen des neuen Jahres leider wieder auf einem solchen Punkt angelangt waren, daß eine Einigung in nächster Zeit nicht zu erwarten stand, konnte Freiherr v. Bienerth kein parlamentarisches Ministerium bilden, sondern mußte zum überwiegend größten Teil hohe Staatsbeamte, die als politisch neutral anzusehen sind, zu seinen Mitarbeitern erwählen.

Vier Mitglieder der früheren Regierung sind auch wieder in die neue eingetreten: der Handelsminister Dr. Richard Weiskirchner, der Justizminister Dr. Viktor R. v. Hochenburger, der Unterrichtsminister Karl Graf v. Stürgkh, endlich der Landesverteidigungsminister Feldmarschalleutnant Friedrich v. Georgi. Von diesen ist nur der Handelsminister Mitglied des Abgeordnetenhauses; er ist bekanntlich einer der Führer der christlich-sozialen Partei, die sein Verbleiben im Rate der Krone aufs nachdrücklichste verlangt hat. Graf v. Stürgkh nud Dr. v. Hochenburger haben eine parlamentarische Laufbahn hinter sich, und während ersterer mehr konservativen Grundsätzen huldigt, gilt letzterer als Vertreter des deutschfreiheitlichen Gedankens. Feldmarschalleutnant v. Georgi ist Soldat und daher schon aus diesem Grund politisch farblos.

Von den sechs neuen Männern des Kabinetts ist nur einer Parlamentarier, die übrigen sind durchweg Staatsbeamte. Die Haltung des Polenklubs hat, wie erinnerlich, die Demission des zweiten Ministeriums Bienerth im Dezember vorigen Jahres herbeigeführt. Prof. Dr. Stanislaus Glombinski, der Obmann des Polenklubs, wurde nun zum Eisenbahnminister ernannt, und die Polen werden wieder — wenn vielleicht auch nicht ohne Ausnahme — die Regierung unterstützen. Prof. Glombinski ist nicht nur ein sehr geschickter Politiker, dessen konziliantes Wesen sich während der letzten österreichischen Krisen besonders bewährte, sondern gilt mit Recht auch als ein hervorragender Fachmann auf volkswirtschaftlichem Gebiet. Er ist 1862 in Skole (Galizien) geboren, habilitierte sich an der Lemberger Universität und wurde dort der Nachfolger des eben zurückgetretenen Finanzministers v. Bilinski auf dem Lehrstuhl für Finanzwissenschaft. Seit 1902 gehört er dem Abgeordnetenhaus an, in dem er sich der allpolnischen Gruppe des Polenklubs anschloß.

Das Ministerium für öffentliche Arbeiten wurde dem bisherigen Sektionschef im Eisenbahnministerium Karl Marek anvertraut. Er ist ein bewährter Techniker und ein Tscheche, obwohl er — 1850 — in Preußisch-Schlesien geboren wurde. Nach Absolvierung der Technischen Hochschule in Prag trat er in den Dienst der Skoda-Werke. Später ging er zum Eisenbahnwesen über und arbeitete bei der Dux-Bodenbacher Bahn, dann bei der Staatseisenbahndirektion in Prag. Im Jahre 1901 wurde er als Regierungsrat in das Eisenbahnministerium berufen, in dem er dank seiner besonderen Fähigkeiten und Kenntnisse sehr rasch zum Sektionschef avancierte.

Zum Ackerbauminister wurde der bisherige Hofrat der schlesischen Landesregierung Adalbert Freiherr v. Widmann ernannt. Er entstammt einer altadeligen Familie und gehört als Besitzer der Herrschaften Platsch in Mähren und Nalzovic in Böhmen dem Großgrundbesitz an. Sein Vater war Landeshauptmann von Mähren. Adalbert Freiherr v. Widmann wurde 1868 geboren und trat 1891 als Statthaltereibeamter in den Staatsdienst, in dem er eine ungewöhnlich rasche Karriere machte.

Einer der liebenswürdigsten Vertreter der österreichischen Bureaukratie ist der neue Minister des Innern Max Graf v. Wickenburg. Er ist ebenfalls aus dem administrativen



Phot. Herm. Bähr, Dresden.

König Friedrich August und Kronprinz Georg von Sachsen auf der Oberforstmeisterjagd am 3. Januar im Revier Moritzburg.



Frühstück bei der Treibjagd des Marine-Offiziers-Jagdvereins auf der Mielkendorfer Feldmark am 9. Januar.

Vom Prinzen Heinrich (×) nach links: Großadmiral v. Koester, Kapitänleutnant Arnold, Kapitänleutnant Schmoldt; nach rechts: Kapitän z. S. v. Jachmann, Kapitän z. S. Engel, Konteradmiral Lans, Kapitän z. S. Hipper, Kapitänleutnant Prentzel, Kapitänleutnant v. Hase, Kapitänleutnant Stapenhorst, Korvettenkapitän Harder. Vordere Reihe (von links nach rechts): Kapitänleutnant v. d. Knesebeck, Korvettenkapitän Rohardt, Kapitän z. S. Souchon, Vizeadmiral Schröder, Kapitän z. S. Begas, Fregattenkapitän Hartog, Kapitänleutnant Samuelson, Kapitän z. S. Freiherr v. Dalwigk zu Lichtenfels. Stehend: Kapitänleutnant Werth.

Dienst hervorgegangen. Als Sohn des Geheimen Rates Ottokar Grafen v. Wickenburg 1857 geboren, wurde er 1891 Bezirkshauptmann in Leoben und diente später bei der Statthalterei in Linz, die er zuletzt interimistisch leitete. Im September 1905 wurde er dann als Sektionschef in das Unterrichtsministerium versetzt, wo er sich hauptsächlich mit den Angelegenheiten der Kunst und Literatur befaßte, für die er ein besonderes Interesse hat, und auf deren Gebieten er sich auch als Amateur betätigt. Im Jahre 1908 kam er in gleicher Eigenschaft in das damals neubegründete Ministerium für öffentliche Arbeiten. Als Freiherr v. Bienerth im November 1908 an die Spitze der Regierung trat, wurde dem Grafen v. Wickenburg die Leitung dieses Ministeriums übertragen, die er bis zu der im Februar 1909 erfolgten Ernennung des jetzt zurückgetretenen Ministers v. Ritt versah.

Als gründlicher Kenner des Steuerwesens berühmt ist der neue Finanzminister Dr. Robert Meyer, der, 1854 geboren, diesem Ministerium schon lange Jahre, zuletzt als Sektionschef, angehörte. Er hat in ausschlaggebender Weise an der Verfassung der neuen österreichischen Gesetze über die direkten Steuern mitgearbeitet und nahm auch an den Ausgleichsverhandlungen mit Ungarn regen Anteil. Im Frühjahr 1910 wurde Dr. Robert Meyer, der auch als Honorarprofessor der politischen Ökonomie an der Wiener Universität lehrt, zum Präsidenten der Statistischen Zentralkommission ernannt.

Wenzel Ritter v. Zaleski endlich wurde zum Minister für Galizien ernannt; er gelangt dadurch auf einen Posten, den auch sein Vater lange Jahre innegehabt hat. Der neue Minister steht im zweiundvierzigsten Lebensjahre; durch seinen Dienst bei der galizischen Statthalterei und durch seine persönlichen Beziehungen ist er ein genauer Kenner der galizischen Verhältnisse. Ritter v. Zaleski war zuletzt Sektionschef im Ackerbauministerium.

Freiherr v. Bienerth wird auch als Chef des neuen Ministeriums seinem bisherigen Programm und seinen Grundsätzen treu bleiben. Er wird sein Ziel, den Frieden zwischen den Völkern Österreichs anzubahnen, den Staat unparteiisch modern und gerecht zu verwalten, weiter verfolgen und wie bisher all sein ehrliches Wollen und seine ganze Kraft für diese freilich nicht leichte Aufgabe einsetzen. C. J.



Phot. F. Fiorillo, Assuan. **Von der Ägyptenreise der Deutschen Kronprinzessin.**

Die Kronprinzessin in Assuan an Bord der „Mayflower" der Hamburg-Anglo-Amerika-Linie mit ihrem Gefolge. Gräfin v. Bismarck-Bohlen, Hofdame Gräfin Grote, Hofmarschall Graf v. Bismarck-Bohlen, Kammerjunker v. Behr, Oberhofmeisterin Freifrau v. Tiele-Winckler, Oberleutnant v. Wedel.

Die Leiter der beiden chemischen Forschungsinstitute der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften.

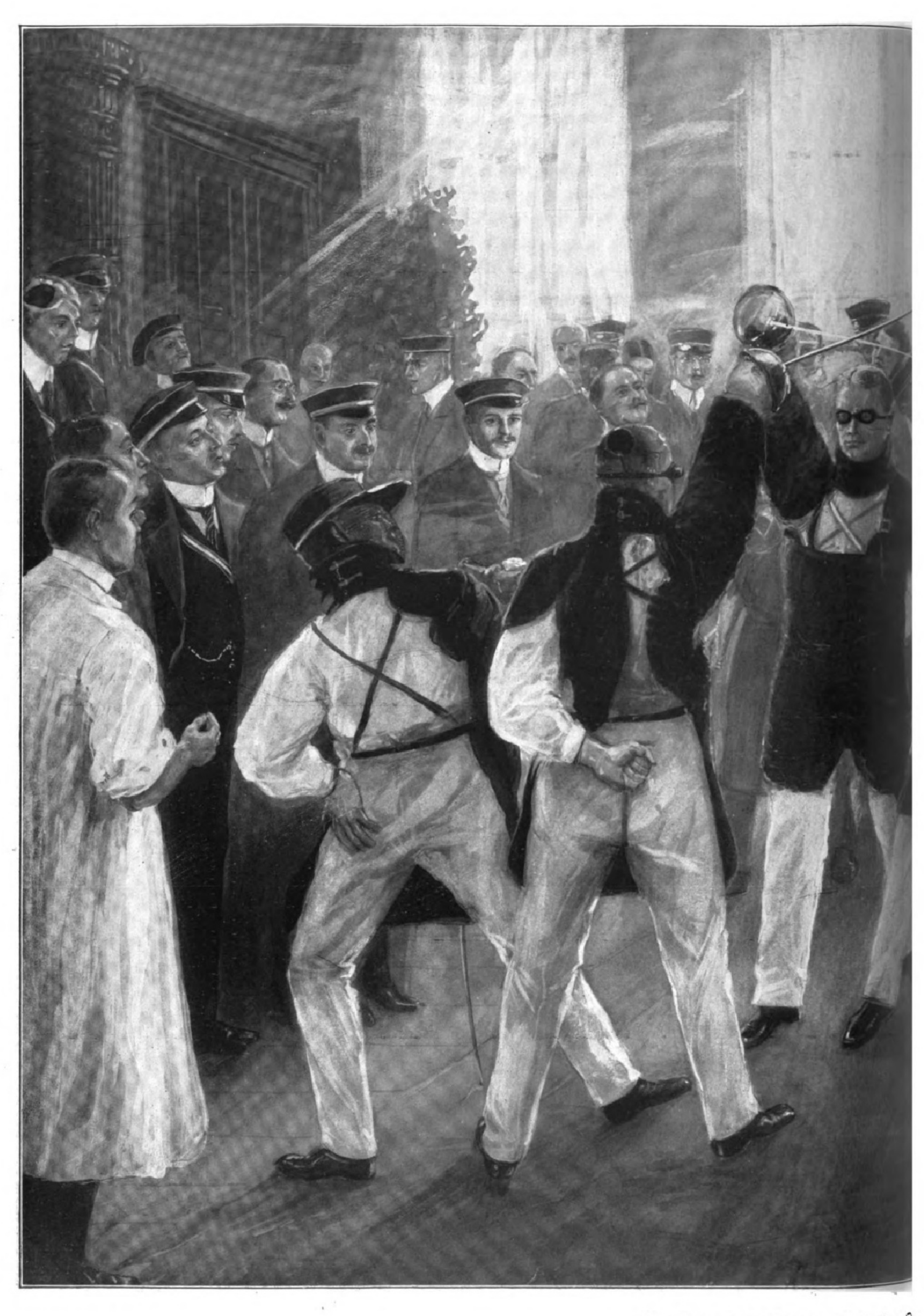
Bei der Feier des hundertjährigen Bestehens der Universität Berlin im Oktober vorigen Jahres erregte die Proklamation Kaiser Wilhelms vom 11. Oktober 1910, daß es ihm gelungen sei, eine Sammlung von mehreren Millionen Mark einzuleiten, die zur Errichtung von unabhängigen Forschungsinstituten Verwendung finden sollte, in der wissenschaftlichen Welt freudiges Aufsehen. Die Vorarbeiten für das großzügige Unternehmen wurden rasch in die Wege geleitet, und bereits am 11. Januar d. J. konnte in Berlin die Konstituierung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften erfolgen. Sie steht unter dem Protektorat des Kaisers und erblickt, entsprechend den Absichten ihres hohen Protektors, ihre nächste Aufgabe in der Errichtung und Unterhaltung von Forschungsinstituten, die den Gelehrten eine vollständig unabhängige wissenschaftliche Forschertätigkeit ermöglichen sollen. Nach dem Arbeitsplan der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft wird zunächst der Bau von zwei freien Instituten für die chemische Forschung in Angriff genommen, während die Errichtung der übrigen Anstalten späteren Jahren vorbehalten bleibt. Die Mittel für das eigentliche Chemische Institut und das Physikalisch-Chemische Institut, die beide in Dahlem bei Berlin errichtet werden, sind schon vorhanden. Für das Chemische Institut hat der Verein Chemische Reichsanstalt seine für die geplante, inzwischen aber aufgegebene Chemische Reichsanstalt gesammelten Gelder in Höhe von 1¼ Mill. ℳ der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Verfügung gestellt, und deshalb kann mit dem Bau des Instituts schon im Frühjahr begonnen werden. Auch der Bau des Physikalisch-Chemischen Instituts kann sofort in Auftrag gegeben werden, da durch eine hochherzige Stiftung des Berliner Geheimen Kommerzienrats Koppel, der 750 000 ℳ gespendet und auf die Dauer mehrerer Jahre eine jährliche Unterstützung von 30000 ℳ zugesichert hat, die nötigen Mittel bereitstehen. Zu Leitern der beiden Forschungsinstitute sind Geheimer Hofrat Prof. Dr. Ernst Beckmann in Leipzig und Prof. Dr. Fritz Haber in Karlsruhe berufen worden.

An die Spitze des eigentlichen Chemischen Instituts tritt Geheimer Hofrat Prof. Dr. Ernst Otto Beckmann, der ordentliche Professor und Direktor des Laboratoriums



Phot. Bourne & Shepherd, Bombay. **Von der Ostasienreise des Deutschen Kronprinzen.**

Die Ankunft des Kronprinzen in Jaipur am 23. Dezember 1910. Neben ihm im Galawagen der englische Resident von Jaipur, Oberstleutnant Sir H. L. Showers.



Mensur auf Schläger. Nach einer D

alzeichnung von Otto von der Wehl.

für angewandte Chemie an der Universität Leipzig. Geheimrat Beckmann ist eine anerkannte Autorität auf dem Gebiete der chemischen Wissenschaften und genießt als Forscher bereits einen bedeutenden Ruf. Am 4. Juli 1853 in Solingen als Sohn des Fabrikbesitzers Friedrich Wilhelm Beckmann geboren, besuchte er zunächst eine Privatschule in seiner Vaterstadt und absolvierte danach die dortige frühere Höhere Bürgerschule (das spätere Progymnasium). Dann trat er in eine Apotheke in Elberfeld als Lehrling ein und genoß seine weitere pharmazeutische Ausbildung in Arolsen, Leipzig und Köln. Nach Ablauf der Lehrlings- und Konditionszeit fand er Aufnahme bei Fresenius, dem berühmten Vertreter der analytischen Chemie in Wiesbaden, und machte dort so rasche Fortschritte, daß er, noch ehe ein Jahr verstrichen war, Assistent im Privatlaboratorium von Fresenius wurde. Als Zweiundzwanzigjähriger ließ er sich an der Universität Leipzig



Phot. H. Walter, Verlag L. Pernitzsch, Leipzig.
Prof. Dr. Ernst Otto Beckmann.

immatrikulieren, bestand hier 1877 das pharmazeutische Staatsexamen und 1878 die Doktorprüfung. Danach genügte er in Straßburg i. E. seiner Militärpflicht und ging von dort 1879 als erster Assistent des Robert Ottoschen Laboratoriums an die Technische Hochschule in Braunschweig, wo er sich 1882 für Chemie und Pharmazie habilitierte. Bald wandte er sich indessen wieder nach Leipzig und wurde nach Absolvierung des Gymnasialabituriums Assistent seines Lehrers Kolbe. Im Jahre 1884 habilitierte er sich als Privatdozent an der Leipziger Universität, wurde Assistent bei Wislicenus und trat dann, nach der Berufung Wilhelm Ostwalds nach Leipzig, an das Physikalisch-Chemische Institut über. Im Jahre 1890 erhielt er eine außerordentliche Professur, und im folgenden Jahre nahm er einen Ruf an die Universität Gießen als Extraordinarius für physikalische Chemie an. Bereits im Herbst 1892 wurde er als Ordinarius nach Erlangen berufen und übernahm dort die Leitung des Laboratoriums für angewandte Chemie und der Königlichen Untersuchungsanstalt für Nahrungs- und Genußmittel. Im Herbst 1897 leistete er einem Ruf nach Leipzig Folge, wo er das Laboratorium für angewandte Chemie begründete und zu einer vorbildlichen Anstalt ausbaute. Dieser seiner Musterschöpfung zuliebe lehnte er zwei an ihn ergangene ehrenvolle Berufungen, 1902 nach Berlin, 1905 nach München, ab. Beckmanns Spezialfach sind Arbeiten auf dem Gebiete der Nahrungsmittelchemie, der Chemie ätherischer Öle, Untersuchungen der Isomerieverhältnisse von Oximidoverbindungen und Studien zur Ausbildung physikalisch-chemischer Arbeitsmethoden. Gerade diese letztgenannten Studien befähigen Geheimrat Beckmann besonders zur Leitung des Berliner Forschungsinstituts. Allgemein bekannt wurde der Name des Gelehrten durch die Beckmann-Thermometer (mit veränderlicher Quecksilberfüllung) und die von ihm konstruierten Gefrier- und Siedeapparate für Bestimmung von Molekulargewichten in Lösungen sowie seine Spektrallampen. Geheimrat Beckmann ist Dr. med. h. c. der Universität Leipzig, Mitglied der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, Ehrenmitglied des Physikalischen Vereins zu Frankfurt a. M. sowie der Physikalisch-Medizinischen Sozietät zu Erlangen und Verfasser zahlreicher chemischer Arbeiten in Fachzeitschriften sowie des Werkes „Das neubegründete Laboratorium für angewandte Chemie an der Universität Leipzig“.

Als zukünftiger Leiter des Kaiser-Wilhelm-Instituts für physikalische Chemie ist Prof. Dr. Fritz Haber, der ordentliche Professor und Direktor des Instituts für physikalische Chemie und Elektrochemie an der Technischen Hochschule in Karlsruhe, gewonnen worden. Geboren am 9. Dezember 1868 in Breslau, studierte er an den Universitäten Berlin und Heidelberg sowie an der Technischen Hochschule in Charlottenburg, wo er Schüler von Prof. Dr. Karl Liebermann war. Im Jahre 1891 wurde er in Berlin zum Doktor der Philosophie promoviert. Danach war er zeitweilig in kaufmännischer und technischer Stellung tätig. Im Jahre 1896 habilitierte er sich als Privatdozent für technische Chemie an der Technischen Hochschule in Karlsruhe, wo er 1898 zum außerordentlichen Professor ernannt wurde. Seine Lehrtätigkeit erstreckte sich vorzugsweise auf das Gebiet der Gaschemie und Färberei, später der technischen Elektrochemie. Im Jahre 1902 wurde er als Sachverständiger der Deutschen Bunsen-Gesellschaft für angewandte physikalische Chemie zum Studium der elektrochemischen Entwicklung in den



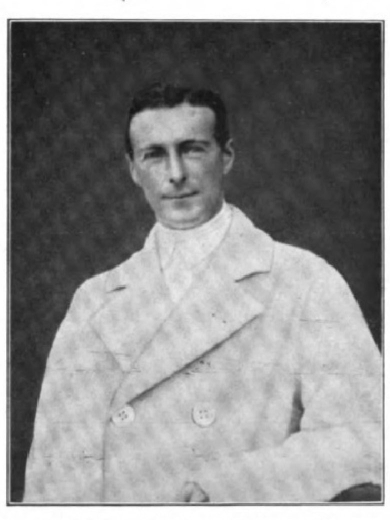
Prof. Dr. Fritz Haber.

Vereinigten Staaten dorthin entsandt. Danach wandte er sich von der technischen Chemie zur theoretischen und übernahm 1906 das derzeit von ihm bekleidete ordentliche Lehramt in Karlsruhe. Beim Rücktritt Georg Lunges 1907 lehnte er dessen Nachfolge in Zürich als Ordinarius für chemische Technologie anorganischer Stoffe und 1909 die Übernahme der Leitung eines großen industriellen Unternehmens ab, um sich weiter der theoretischen Forschung zu widmen. Er ist Verfasser der Werke „Grundriß der technischen Elektrochemie“ und „Thermodynamik technischer Gasreaktionen“. Seine Hauptarbeitsgebiete umfassen die Verbrennungsprozesse und Gasreaktionen, die elektrochemische Reduktion organisch-chemischer Stoffe, das Studium des Einflusses vagabundierender Straßenbahnströme auf eiserne Rohrleitungen in der Erde, die galvanischen Ketten sowie die Luftsalpeter- und Ammoniakdarstellung aus den Elementen.

R. F. Doherty.

Mit dem am 29. Dezember im Alter von sechsunddreißig Jahren verstorbenen Engländer Reginald Frank Doherty hat der internationale Tennissport einen seiner besten Vertreter verloren, dessen Name in der Geschichte dieses Sports mit goldenen Lettern eingetragen ist. Von 1897 bis 1900 Champion von England, hatte R. F. Doherty in den Jahren seiner höchsten sportlichen Leistungsfähigkeit in der ganzen Welt keinen Gegner zu fürchten, bis sein Stern von dem seines jüngeren Bruders H. L. Doherty überstrahlt wurde. Er war klug genug, diesem rechtzeitig Platz zu machen und dadurch dem Namen Doherty neuen Glanz zu verleihen.

Seinen ersten Erfolg als Tennisspieler errang R. F. Doherty bereits im Alter von zwölf Jahren bei einem Turnier in Wales. Während er in Cambridge gemeinsam mit seinem jüngeren Bruder seinen Studien oblag, spielte er naturgemäß die führende Rolle in den Kämpfen mit der Schwesteruniversität Oxford. Im Jahre 1897 wurde er zum erstenmal Meister von England. Er schlug damals H. S. Mahony und verteidigte die unschwer errungene Würde drei Jahre hindurch gegen den im Mutterland des Sports erklärlicherweise nicht schwachen Ansturm. Alle Auszeichnungen, die sein Vaterland im Tennissport zu vergeben hat, brachte R. F. Doherty an sich. Aber auch im Ausland ist er fast stets erfolgreich gewesen, so namentlich in Frankreich und Deutschland, wo er die Turniere in Hamburg und Heiligendamm bevorzugte. Die glänzende Rolle, die er und H. L. Doherty in den Kämpfen um den Davis-Pokal gespielt haben, ist



R. F. Doherty, † am 29. Dezember.

bekannt, wie denn überhaupt beide Brüder in den Doppelspielen als Ausnahmeerscheinung dastanden. Sie sind auch die Herausgeber eines der Großherzogin-Mutter Anastasia von Mecklenburg-Schwerin gewidmeten vorzüglichen Lehrbuches. R. F. Doherty hat sich in den letzten Jahren auch als erfolgreicher Golfspieler hervorgetan.

Georg Jellinek.

Mit dem am 12. Januar infolge eines Schlaganfalles dahingeschiedenen Geheimen Hofrat Prof. Dr. Georg Jellinek in Heidelberg ist der Rechtswissenschaft, im besondern der Wissenschaft des Staatsrechts ein tätiger und tiefgrabender Forscher und der Neckarhochschule ein beliebter, anregender und erfolgreicher Lehrer jäh entrissen worden. Jellinek war als Sohn des späteren bekannten

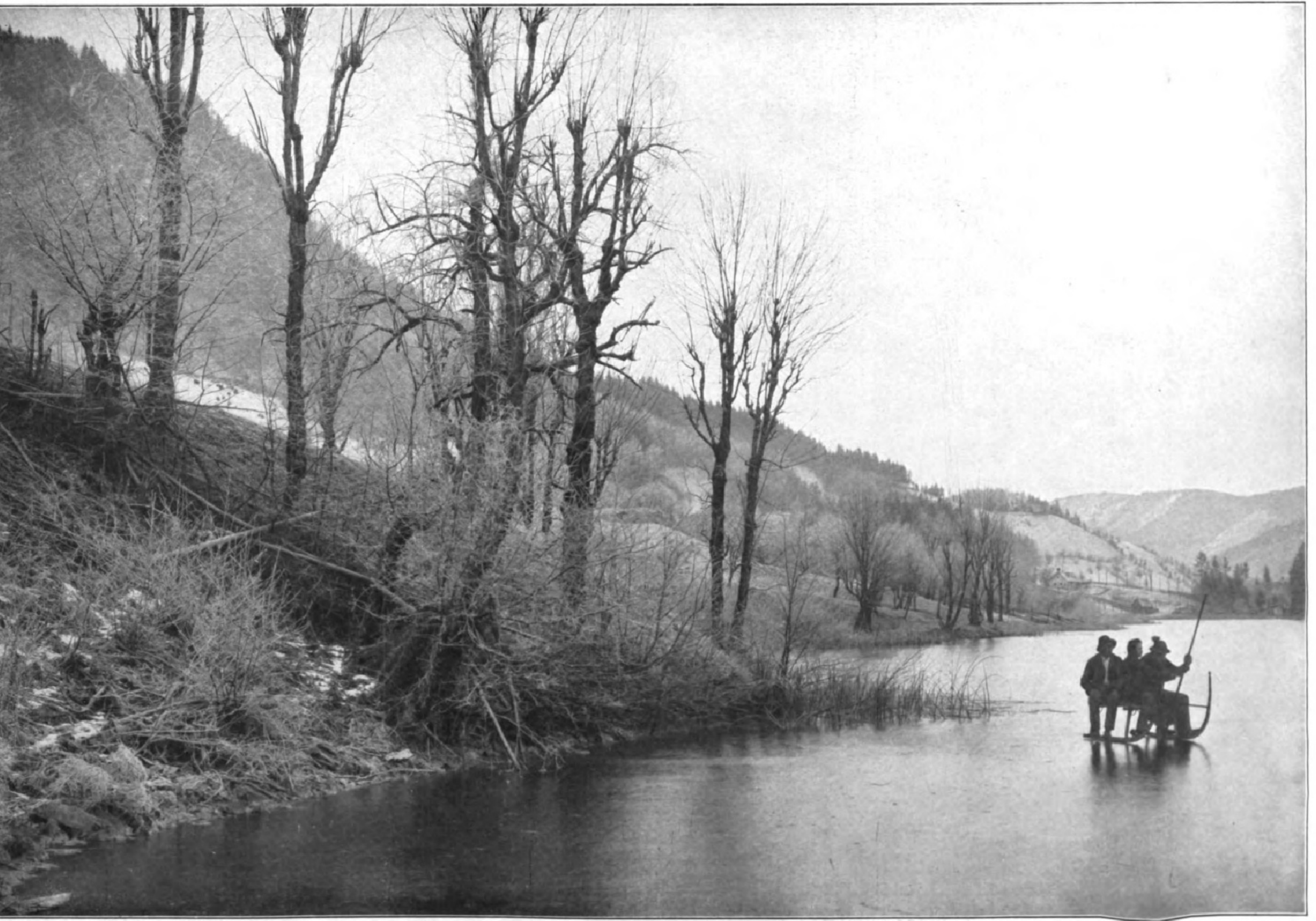


Georg Jellinek, † am 12. Januar.

Kanzelredners der Wiener israelitischen Gemeinde in Leipzig am 16. Juni 1851 geboren. Von 1857 ab empfing er in Wien seine Vorbildung und studierte zu Wien, Heidelberg und Leipzig die Rechtswissenschaft, wandte sich indes schon frühzeitig philosophischen und volkswirtschaftlichen Studien zu, eine Vorliebe, die er vielleicht von seinem Oheim Hermann Jellinek ererbt hatte, der 1848 nach Wiens Einnahme durch Windischgrätz zusammen mit Julius Becher und Robert Blum sein Freiheitssehnen mit dem Leben bezahlte. Im Jahre 1874 trat Jellinek in den österreichischen Verwaltungsdienst, den er jedoch schon 1879 wieder verließ, um an der Wiener Universität sich als Privatdozent zu habilitieren, woselbst er 1883 außerordentlicher Professor wurde. Seine moderne, liberale Richtung bestimmte den scharfsinnigen Juristen, der eine psychologische Auffassung und Begründung der Rechtsverhältnisse vertrat und stets die notwendigsten vitalen Bedürfnisse des Staates betonte, 1889 einem Ruf als Ordinarius nach Basel zu folgen, das er 1891 mit der Heidelberger Lehrkanzel vertauschte. Man kann seine Schriften, die alle sich durch ungemeine Klarheit und vornehmen Stil auszeichnen, in rechtsphilosophische, politische und systematische Arbeiten einteilen; in seinen strafrechtlichen Anschauungen berührt er sich mit den Tendenzen der durch Franz v. Liszt geleiteten „Internationalen Kriminalistischen Vereinigung“. „Die sozial-ethische Bedeutung von Recht, Unrecht und Strafe“ (Wien 1878) gibt diesen Gedankengängen schon bestimmten Ausdruck.

„Die rechtliche Natur der Staatenverträge“ (Wien 1880) suchte den juristischen Charakter des internationalen Vertragsrechts herauszuarbeiten, wodurch die rechtliche Bedeutung des Inhalts dieser Verträge gesichert und somit eine bewußte Fortbildung des Völkerrechts ermöglicht wird. Es folgte die „Lehre von den Staatenverbindungen“ (Wien 1882). Zu seinen politischen Schriften zählen: „Österreich-Ungarn und Rumänien in der Donaufrage“ (Wien 1884), „Ein Verfassungsgerichtshof für Österreich“ (Wien 1885), „Gesetz und Verordnung“ (Freiburg i. Br. 1887), „Das Recht der Minoritäten“ (Wien 1890), „Die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte“ (1895). In die Kategorie der systematischen Schriften fallen: „Das System der subjektiven öffentlichen Rechte“ (2. Auflage, Tübingen 1905), „Adam in der Staatslehre“ (1893). Das Hauptwerk Jellineks, „Das Recht des modernen Staates“, Band 1: Die Allgemeine Staatslehre (2. Auflage, Berlin 1905), ist eine streng systematische Zusammenfassung des gegenwärtigen Zustandes der Wissenschaft, die der Autor selbst durch seine in den Monographien niedergelegten Forschungen nicht unerheblich gefördert hat. Das Werk greift über den Kreis der Zunft hinaus und erfüllt das Bedürfnis, das jedes lebenskräftige Volk haben muß, indem es uns den Staat unserer Zeit für unsere Zeit darstellt. Meisterhaft wird das Leben des modernen Staates in dem Nebeneinander-, Zusammen- und Entgegenwirken seiner beiden voneinander unabhängigen Organe, des Staatshauptes und des Parlaments, klargelegt. In der Festigung unverbrüchlicher Rechtsordnung sieht Jellinek einen dauernden Besitz des Staates für die Zukunft voraus. Das Werk ist auch ins Französische und Russische übersetzt worden. Von 1895 bis 1900 gab Jellinek mit Georg Meyer „Staats- und völkerrechtliche Abhandlungen“ heraus. Staatsrecht, Völkerrecht und Politik danken der aufrechten und wahrhaft vornehmen Persönlichkeit des arbeitsfreudigen Forschers bleibenden Wertzuwachs.

G. St.



Phot. Konrad Heller, Wien.

Schlittensport auf dem Lunzer See (Niederösterreich).

Die Vorwärtsbewegung des Schlittens erfolgt durch das Aufstoßen des mit einer Eisenspitze versehenen langen Stockes auf die Eisfläche.



Germanische Erinnerungen auf römischen Kaisermünzen bis zum Tode des Antoninus Pius.

Von Dr. **Max Bernhart.**

Ein charakteristischer Zug in der Geschichte unserer Vorfahren sind ihre rastlosen Wanderungen und Kriegszüge, die vom ersten Einfall der Cimbern und Teutonen in Italien im Jahre 113 v. Chr. bis zur Besetzung Italiens durch die Langobarden sieben Jahrhunderte hindurch währten. Und ein Volk, das an keinem Tage weiß, wo es am nächsten lebt, wird niemals an eine Ausschmückung des Heims, an den Bau von Altären und Tempeln für seine Gottheiten denken, ebensowenig erstehen Erzeugnisse des Geistes, wo man ein unstet Leben führt, wo man sich mit jedem Tag in neue Verhältnisse schicken muß. So kommt es, daß uns die Germanen keine Kunstdenkmäler hinterlassen, die uns von Geschichte und Kulturentwicklung des Volkes erzählen können. Neben den Berichten der römischen Geschichtschreiber, die uns mit den hauptsächlichsten historischen Ereignissen vertraut machen, vermögen uns die Überbleibsel vom Einfluß der Römer auf das häusliche Leben der Germanen auch über die kulturelle Entwicklung unserer Vorfahren aufzuklären. Vor allem waren die Römer den Germanen, wenn auch vielleicht indirekt, durch Vermittlung der Gallier, Lehrer in der Kultivierung des Bodens.

Mag uns außerdem die Kunde von germanischer Geschichte und Lebensführung aus den Werken römischer Klassiker zufließen, so bietet uns doch die Betrachtung des römischen Münzmaterials aus dieser Zeit eine wertvolle Vervollständigung des Wissens über unsere Vorfahren*).

Kaum war Augustus aus langjährigen Bürgerkriegen als Sieger und Alleinherrscher hervorgegangen, da nahm er das schon von Cäsar eifrigst erstrebte Ziel mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln wieder auf: die Unterwerfung Deutschlands. Die ersten Münzen, welche den Namen Germanicus und auf Germanien bezügliche Münzbilder tragen, verherrlichen die Siege des älteren Drusus über die Germanen (Abbild. 1 u. 2). Diese Münzen können erst nach des Drusus Tod geprägt sein, da auf dem Avers mit dem Beinamen Germanicus der Titel Imperator verbunden ist. Wenn auch die in Germanien kämpfenden Legionen in ihrer großen Begeisterung ihrem siegreichen Führer diesen Ehrentitel beilegten, Augustus erlaubte ihm die Führung desselben nicht. Die Münzen, die den Namen und das Bild des älteren Drusus tragen, sind erst unter Kaiser Claudius geprägt, welcher dadurch das Andenken seines Vaters, dem er an Vorzügen so sehr nachstand, ehren wollte. An die Stelle des heldenmütigen Drusus trat sein Bruder Tiberius, der auf die Nachricht von der Niederlage des Varus im Teutoburger Walde selbst nach Deutschland eilte. Sein Neffe Germanicus, der Sohn jenes älteren Drusus, dessen Arm die Germanen schon früher schwer fühlen mußten, begleitete ihn. Dem zum Imperator erhobenen Germanicus gelang es, bei einem wiederholten Einfall in Deutschland die im Lande gebliebenen Adler einer Varus-Legion wiederzugewinnen. Auf diese Erbeutung bezieht sich folgende Münze (Abbild. 3):

Avers: GERMANICVS CAESAR (Ein mit Rossen bespannter Wagen, in dem der Imperator mit Adlerzepter steht, rechtshin fahrend).

Revers: SIGNIS — RECEPT(is) DEVICTIS — GERM(anis) S—C (Germanicus, mit Legionsadler linkshin stehend).

Der kriegstüchtige Germanicus wäre den Deutschen noch weit gefährlicher geworden, hätte ihn nicht Tiberius aus Neid und Mißtrauen nach Rom zurückberufen. Im Jahre 17 feierte Germanicus seinen Triumph, den Thusnelda mit vielen edlen Gefangenen zieren mußte. Aber er konnte sich nicht lange seines Glückes freuen: die Eifersucht des Tiberius schickte ihn nach Asien, wo er in der Blüte seines Lebens starb — man sagt, auf seines Oheims Befehl vergiftet. Literarische Quellen berichten uns, daß sich Tiberius den Ehrentitel GERMANICVS beigelegt habe, auf Münzen begegnet er uns aber nicht. Dagegen führt ihn Kaiser Caligula als Vater des siegreichen Germanicus, wohl nicht wegen seines lächerlichen Feldzuges gegen die Germanen. Mit mehr Ernst und Glück wiederholte Claudius, des Caligula Nachfolger, ein Unternehmen seines Vorgängers gegen Britannien. In Deutschland führten die Feldherrn Galba, Gabinius und Corbulo die römische Sache aufs beste. Der eifersüchtige Kaiser berief die glücklichen Feldherrn nach Rom, und damit war das ganze Land rechts des Rheins wieder den Germanen überlassen. Da Claudius auf Münzen seine Taten nicht rühmen konnte, wurden die Legenden und Darstellungen, die der Verherrlichung des ersten Germanenbesiegers der Kaiserzeit, des älteren Drusus, galten, wieder aufgenommen (Abbild. 4). Den Beinamen GERMANICVS führt der Kaiser nur als Familiennamen. Ebenso verhielt es sich bei des Claudius Stiefsohn und Thronfolger Nero; auch er nannte sich „Germanicus", obwohl seine Regierung auf Deutschlands Geschichte nicht den mindesten Einfluß hatte. Sein Nachfolger Galba entsandte im Jahre 69 an den Unterrhein den Aulus Vitellius, der von den dortigen Legionen als Imperator begrüßt wurde. Vitellius, der sich in dieser Rolle gefiel, nannte seinen einzigen damals noch lebenden Sohn „Germanicus". Bis zum Jahre 83 war nun, abgesehen von den unbedeutenden Aufständen unter Vespasian, Friede am Rhein. Der Ehrgeiz Domitians, sein ungerechtes Streben nach dem Namen des Besiegers der Deutschen, fand einen willkommenen Grund zum Kampfe im Anschluß der Chatten an den Bund des Batavers Civilis, der sein Volk von den Römern unabhängig zu machen beabsichtigte. Die glaubwürdige Prosa des Sueton, des Dion und Tacitus berichten uns von einem Siege Domitians über nie gesehene Feinde, von einem „triumphus falsus" des Kaisers, in dem gekaufte römische Sklaven in germanischer Tracht die Stelle gefangener Chatten vertraten, während Statius in seinen fabelhaften Dichtungen von siegreichen Kämpfen und feierlichen Triumphen spricht. Die früheste Münze (Abbild. 5) ist ein erst in letzter Zeit im Handel aufgetauchter Aureus des Domitian mit der Konsulatsangabe X (= 83/84 n. Chr.). Auf den Münzen des Jahres 84 n. Chr. führt Domitian den Titel Germanicus. Die in Wirklichkeit wenig rühmlichen Taten des ehrgeizigen Kaisers mußten auch durch Inschriften verewigt werden. Der Monat September wurde Germanicus genannt, um den Monat des Sieges über die Deutschen nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Die auf der Rückseite einer Großbronze (Abbild. 6) dargestellte trauernde Germania trägt die Kleidung der germanischen Krieger, die enganliegenden Hosen. Die Besiegte sitzt auf dem den Germanen eigentümlichen länglich-sechseckigen Schild, vor ihr liegt ein zerbrochener Speer. Auf einer Großbronze desselben Jahres sehen wir den siegreichen Kaiser, mit Panzer und Paludament bekleidet, zu Roß, seinen Wurfspeer gegen einen germanischen Krieger schleudernd, der sich, auf ein Knie gesunken, mit Schild und Schwert zur Wehr setzt (Abbild. 7). Auf einer andern, auch aus dem elften Konsulatsjahre stammenden Großbronze setzt der Kaiser in Panzer und Paludament den rechten Fuß auf einen vor ihm liegenden Flußgott (Abbild. 8). Auch zwei Bronzen mittlerer Größe aus dem Jahre 84 n. Chr. beziehen sich nach Darstellung und Legende auf des Kaisers Siege über die Germanen. Die Rückseite der einen (Abbild. 9) ist der oben in Abbildung wiedergegebenen Münze des älteren Drusus ähnlich und zeigt ein Tropaion, aus zwei übereinandergelegten deutschen Schilden, vier Wurflanzen, zwei Tuben, zwei Lituen und einem Vexillum bestehend; im Felde S—C. Die zweite (Abbild. 10) trägt die Inschrift VICTORIAE AVGVSTI um die Darstellung einer stehenden Viktoria mit Palmzweig in der Linken vor einem Tropaion; zu beiden Seiten des Tropaionfußes S—C. Die Münzen der folgenden Jahre bis 95 n. Chr. (COS XVII) brachten keine wesentlichen Änderungen der auf Germanien bezüglichen Münzbilder, sie galten immer noch der Verherrlichung der Taten des Jahres 83. Des Domitian Nachfolger Nerva führte den Beinamen „Germanicus" erst seit dem Jahre 97, wohl auf Grund eines wenig bedeutenden Sieges. Von Trajan beschreibt uns Mionnet eine Großbronze von sehr zweifelhafter Existenz mit S · C · GERM · als Legende des Reverses und der Darstellung des Kaisers, der seine Krieger anredet. Den Beinamen GERMANICVS führt Trajan schon auf seinen frühesten Münzen, wie auch in Inschriften durch diesen Titel seine oder vielleicht besser die rühmlichen Taten seiner Vorgänger verherrlicht sind (Abbild. 11). Die Germanen dieser Zeit im Bilde zu sehen wird uns ermöglicht durch die Reliefs an der Trajanssäule in Rom; ein unter den Römern gegen die Daken kämpfender Germane tötet seine Gegner mit Keulenschlägen, sein Oberkörper bis zum Gürtel ist nackt, nur eine Hose und ein um die Hüfte geknüpfter Mantel bekleidet ihn, seine Bewaffnung besteht aus einem Schwert und einem ovalen Schilde. Das Nationalzeichen der Daken, eine Schlange, horizontal auf einer Stange befestigt, wird auch als Feldzeichen bei den Germanen beliebt gewesen sein. Daß dem Kaiser ein bemerkenswerter Sieg über die Germanen beschieden war, ist nicht anzunehmen, da Plinius in seiner Lobrede auf Trajan mit keinem Wort von Kämpfen des Kaisers gegen die Germanen spricht. Auch über die Verhältnisse Hadrians — des in letzter Stunde von Trajan adoptierten Nachfolgers — zu Germanien sind nur spärliche Nachrichten auf uns gekommen. Eine stattliche Münzreihe verewigt und verherrlicht die großen Reisen, die der Kaiser in seiner Fürsorge um das Reich von Ägypten bis Britannien unternahm. Der Zeitpunkt der Abreise von Rom ist uns in der Überlieferung nicht genau gegeben, in der „Vita Hadriani" heißt es ganz allgemein: „post haec profectus in Gallias" usw. Wir können uns hier aber ohne Bedenken der Annahme Dr. W. Webers anschließen, der in seinen Untersuchungen zur Geschichte des Kaisers Hadrianus die Abreise von Rom in das Jahr 121 n. Chr. setzt, obwohl uns Münzen mit der Legende ADVENTVS GALLIAE und RESTITVTOR GALLIAE mit der Konsulatsangabe COS III fast verleiten möchten, den Aufenthalt in Gallien etwas früher anzusetzen. Von Gallien aus wandte sich der Kaiser nach Germanien, wahrscheinlich auf der Straße von Lyon nach Trier. Auf diesen Besuch Germaniens beziehen sich die Denare mit GERMANIA und der Darstellung der stehenden Germania mit Schild und Lanze (Abbild. 12), ferner die Großbronzen: EXERCITVS GERMANICVS S—C: der Kaiser zu Pferd, drei Krieger, welche die Feldzeichen der Legion, Kohorte und Manipel tragen, anredend. Die Angabe des nämlichen Konsulatsdatums (COS III) auf einer Goldmünze Hadrians, auf acht variierenden Großbronzen und auf einer Mittelbronze mit DISCIPLINA AVG (auf den Bronzen mit S—C) läßt uns an die auf die Heeresreform gerichteten Bestrebungen des Kaisers denken, die in der Vita gelegentlich der Reise Hadrians durch Germanien erwähnt werden. An bestimmten Örtlichkeiten die weitere Reiseroute des Kaisers nachzuweisen, ist nach dem Stand der Überlieferung unmöglich. So viel wissen wir aus dem vorhandenen Münzmaterial, daß der Kaiser um diese Zeit — wir dürfen aus örtlichen und zeitlichen Rücksichten annehmen, nicht lange nachher, vielleicht im Winter 121/22 — Rätien und Noricum durchzog. Als Zeugen sprechen für die Annahme die römischen Großbronzen mit der Legende EXERCITVS RAETICVS S—C, ADVENTVS NORICI, EXERCITVS NORICVS, ferner eine Kleinbronze mit MET(allum) NOR(icum) in einem Lorbeerkranze. Von dieser Gegend wird Hadrian nicht, wie häufig angenommen wird, nach Pannonien gezogen — in dieser Provinz war er wahrscheinlich erst auf einer späteren Reise durch die unteren Donauländer — sondern an den Rhein zurückgekehrt sein; hieran schließt sich dann die Überfahrt nach Britannien von Holland aus. Eine Münze des Antoninus Pius, des Nachfolgers des Kaisers Hadrian, ist für die deutsche Geschichte von besonderer Wichtigkeit, weil sie uns ein Ereignis verewigt, welches uns alle schriftlichen Quellen verschweigen. Die Rückseite dieser Großbronze feiert die Ernennung eines germanischen Königs und zeigt uns den Kaiser in der Toga, einem nur mit einem Mantel bekleideten bärtigen Manne die Hand reichend, und die Umschrift REX QVADIS DATVS — die Quaden waren ein germanischer Stamm, in der Gegend von der Donau bis Mähren hin seßhaft. Dieses gute Einvernehmen zwischen dem friedliebenden Kaiser und den Deutschen sollte nicht von langer Dauer sein; bald nach dem Tode des Antoninus Pius brach jener gefährliche Markomannenkrieg aus, der Roms Macht aufs tiefste erschütterte.

*) Es kann hier nicht die vollständige Reihe der römischen Kaisermünzen, die mit Germaniens Geschichte im Zusammenhang stehen, Platz finden, sondern es soll nur an einer beschränkten Auswahl der hauptsächlichsten Typen historisch und kulturgeschichtlich Interessantes in Erinnerung gebracht werden.



Jens Sventrup, der Vogelwärter.

Skizze von Julius R. Haarhaus : : :



Jens Sventrup war wieder einmal König. Neun Monate im Jahr führte er als Hafenarbeiter in der kleinen dänischen Stadt Esbjerg ein Sklavenleben, dessen Reize durch die Sorge um sieben unmündige Kinder nicht gerade erhöht wurden; aber wenn der erste Mai kam, dann wurde er für ein volles Vierteljahr nicht nur sein eigener Herr, der außer dem lieben Gott und dem Vorstand des Allgemeinen Bundes für Vogelschutz keine Autorität über sich anerkannte, sondern auch der unumschränkte Gebieter der Insel Westeroog im nordfriesischen Wattenmeer.

Das Reich, das Jens Sventrup beherrschte, hatte einen Flächenraum von etwas mehr als zehn Hektar, erhob sich kaum ein Meter über die normale Fluthöhe und bestand aus reinem Sand, auf dem jedoch immerhin noch etwas Strandhafer und einige von Wind und Wellen hart bedrängte Salzpflanzen kümmerlich gediehen. Ein Ministerium für Ackerbau, Forsten und Domänen wäre also in Sventrups Königreich ebenso überflüssig gewesen wie ein solches für das Innere oder das Äußere, für Kultus und Medizinalangelegenheiten, für Finanzen, Handel oder Krieg. Jens I. von Gottes Gnaden erledigte alle Regierungsgeschäfte allein und brauchte sich weder auf ein Kabinett noch auf ein Parlament zu stützen. Aber trotzdem, oder richtiger, gerade deshalb fühlten sich seine Untertanen, die sämtlich zur Klasse der Vögel gehörten, so wohl, gediehen trefflich und vermehrten sich unter seinem milden Zepter ins Ungemessene.

Sventrup war ein Bauernsohn aus Hodde im Amte Ribe und hatte das Gütchen seines Vaters übernehmen sollen. Er hielt jedoch von der Bauernarbeit nicht viel, lag lieber den halben Tag draußen auf der Weide, schaute den Kiebitzen und den Möwen zu, schnitzte Leimruten und Sprenkel für die Zeisige und Stieglitze und sog mit dem feuchten Südwestwind, der von Fano her über das Binnenland strich, eine unstillbare Sehnsucht nach dem Meere und nach fernen wunderbaren Ländern ein. Eines Tages ließ er den Pflug mitten auf dem Acker stehen und wanderte nach Esbjerg, das ihm mit seinem Hafen und seinem Eisenwerk als ein zweites Kopenhagen und damit zugleich als die Pforte zu aller irdischen Glückseligkeit erschien. Hier suchte er Arbeit — nicht ohne die geheime Furcht, er könnte wirklich welche finden. Und er fand Beschäftigung. Sie war zwar nie von Dauer, denn er hielt es in keiner Stelle lange aus, aber er war auch nie ganz ohne Brot, denn seine ungewöhnlichen Körperkräfte und sein ehrliches jütländisches Gesicht erwarben ihm überall Vertrauen. Er wurde nacheinander Knecht bei einem Viehhändler, Lastträger im Hafen, Heizer auf einem Huller Dampfer und Matrose auf einem Heringskutter. In dieser Eigenschaft machte er auf den Faröern die Bekanntschaft eines Professors aus Kiel, der an dem jungen Naturfreund Gefallen fand und ihn als Faktotum und Dolmetscher mit auf eine ornithologische Forschungsreise nach Island und Grönland nahm. Von da an blieb Sventrup, wie er sich ausdrückte: „in der Wissenschaft", übernahm nach seiner Rückkehr dank der Empfehlung seines gelehrten Gönners den Posten eines Vogelwärters auf der Insel Knutsand und wurde, da er dort nach wiederholten blutigen Auseinandersetzungen mit unberechtigten Eiersammlern seines Lebens nicht mehr sicher war, nach dem entlegeneren Westeroog versetzt.

Daß er sich alljährlich für drei volle Monate von Frau und Kindern, die in Esbjerg zurückblieben, trennen mußte, bereitete ihm keine besondern Sorgen. Er verdiente ja ein schönes Stück Geld, das den Seinen ungekürzt zugute kam. Denn auf Westeroog hätte er beim besten Willen keinen Pfennig ausgeben können. Dort bekam er nur alle zehn Tage einmal einen Menschen zu sehen, und was der ihm von der nächsten bewohnten Insel, der Hallig Hooge, aus an Brot und Trinkwasser brachte, kostete ihm nichts; dafür sorgte der Bund für Vogelschutz.

Wer einmal etwas von Jens Sventrups Einsiedlerleben zu hören bekam — und das geschah selten genug, denn in dieses Meeresgebiet verirrte sich höchstens ein binnenländischer Weidmann, der die Reize der Robbenjagd kennen lernen wollte! — der pflegte den Kopf zu schütteln und die Frage aufzuwerfen, wie es möglich sei, daß sich ein Mensch freiwillig den Qualen einer dreimonatigen Einsamkeit unterziehe.

Aber für Jens hatte die Einsamkeit durchaus nichts Quälendes, im Gegenteil, er fühlte sich nie wohler, als wenn er in der Gesellschaft seiner Vögel war, die ihm freilich Arbeit genug verursachten und die Langeweile für keinen Augenblick bei ihm aufkommen ließen. Denn er mußte die kleine Insel nicht nur Tag und Nacht sorgsam bewachen und die gefiederten Bewohner vor unberufenen Besuchern beschützen, sondern er mußte auch täglich zweimal einen Revisionsgang um das ganze Eiland machen, die Gelege der Brandseeschwalben, der Austernfischer, der Rotschenkel und der verschiedenen im Strandhafer nistenden Entenarten zählen und über alle Vorkommnisse in der an Formen und Köpfen überreichen Vogelwelt gewissenhaft Buch führen.

Heute, es war am zehnten Juni, hatte er seinen Frühundgang beendet und stieg, mit einem Korbe Möweneier beladen, über die er, da die Möwen als gefährliche Nachbarn der übrigen Seevögel kurzgehalten werden mußten, frei verfügen konnte, die steile Leiter zu seiner auf mächtigen Pfählen stehenden Unterkunftshütte empor. Nach seiner Gewohnheit trug er nur ein Hemd und eine kurze Hose, die die stämmigen, von Luft und Sonne kupferbraun gebeizten Unterschenkel bloßließ. Den Kopf mit dem verwilderten Haupt- und Barthaar beschattete ein verwitterter, breitkrempiger Strohhut, den er des Windes wegen mit einem derben Bindfaden unter dem Kinne befestigt hatte.

Auf der obersten Leitersprosse blieb er stehen, stellte den Korb mit den Eiern auf das Brett, das sich als ein primitiver Balkon um die ganze Hütte zog, und hielt Ausschau über das in der Morgensonne flimmernde Meer. Es war die Zeit der Ebbe, und östlich, nach Pellworm zu, tauchten schon weite Strecken des braungrünen Watts empor, über denen einzelne Silbermöwen als weiße Punkte aufleuchteten.

Jens Sventrup schien von dem Ergebnis seiner Ausschau nicht sonderlich befriedigt zu sein. Er runzelte die Stirn und stieß einen der kräftigen Flüche aus, die er in den Schifferkneipen Esbjergs seinem von Haus aus nicht gerade reichen Sprachschatz einverleibt hatte. Es war ihm heute zu viel Unruhe da draußen auf dem Meere: schon kurz nach Sonnenaufgang hatten zwei Torpedoboote, die seit ein paar Tagen in diesen Gewässern manövrierten, Signale gewechselt, dann war ein Pellwormer Porrenfischer kaum zwei Kilometer südlich von Westeroog vor Anker gegangen, und nun tauchte auch noch im Westen ein Segel auf, das die Aufmerksamkeit des mißtrauischen Jens im allerhöchsten Grade in Anspruch nahm.

Er stieg in die Hütte, holte sein Fernglas und ging mit bedächtigen Schritten auf dem schmalen Ausguckbrett bis zur entgegengesetzten Schmalseite seines Pfahlbaues weiter. Dort lehnte er sich mit der Schulter an die Wand und schaute ein paar Minuten lang unausgesetzt nach dem Boote hinüber. Kein Zweifel: es war ein Amrumer Fischer, der zwei Fremde, vermutlich Wittdüner Badegäste, an Bord hatte. Wenn die nur nicht etwa die Absicht hegten, einen Besuch auf Westeroog zu machen! Es wurde Jens, der für die deutsche Sprache so wenig Talent hatte, und dem die wenigen Brocken, die ihm der Kieler Professor beigebracht hatte, längst wieder abhanden gekommen waren, immer entsetzlich sauer, sich mit den Fremden zu verständigen und ihnen auseinanderzusetzen, daß er beim besten Willen keine Menschenseele auf Westeroog landen lassen dürfe. Am allerwenigsten jetzt, wo die Gelege der Vögel schon vollzählig waren, und wo die meisten seiner gefiederten Schutzbefohlenen bereits mit dem Brutgeschäft begonnen hatten!

Endlich atmete Sventrup erleichtert auf. Der kleine Kutter nahm seinen Kurs nach Süden und legte bei Westeroogsand an, einer Bank von bedeutender Ausdehnung, die auch zur Zeit der Ebbe durch einen etwa zwei Kilometer breiten, wenn auch wenig tiefen Priel von Westeroog getrennt wurde.

Jens konnte deutlich erkennen, wie der Amrumer die Segel barg und mit der kleinen Jolle die beiden Fremden, einen Herrn und eine Dame, ausbootete. Aber während sich die Dame von dem Fischer durch das seichte Wasser an Land tragen ließ, blieb der Herr im Boote. Der Fischer kehrte zu dem kleinen Fahrzeug zurück, schob es eine Strecke weit in das tiefere Wasser hinaus und schwang sich hinein. Dann setzte er ein Gaffelsegel, wies dem Herrn einen Platz auf der Vorderbank an und steuerte in südlicher Richtung weiter.

Die Dame blieb am Strande stehen und winkte den Davonfahrenden mit ihrem Tüchlein nach. Der Herr schwenkte seine Mütze. Als das Boot eine kleine Wendung machte, blitzten die Läufe eines Gewehrs, das bisher im Schatten des Segels an der Bootwand gelehnt hatte, im Sonnenlicht auf.

Jens wußte nun genug. Der Herr wollte zur Seehundjagd nach den weit draußen im Schmaltief liegenden Platten hinaus, und seine Begleiterin gedachte seine Rückkehr auf Westeroogsand abzuwarten. Sie schlenderte, als sich die Jolle allmählich in dem grauen Dunste der Ferne verlor, auf der Bank umher, hob ab und zu eine Muschelschale oder ein Zweiglein Blasentang auf und legte sich endlich, ihren weißen Sonnenschirm aufspannend, in den Sand.

Sventrup kehrte beruhigt in seine Hütte zurück, in der, dank dem mit Teerpappe benagelten Bretterdache, schon eine wahre Backofenglut herrschte.





Chemigraphische Anstalt von J. J. Weber in Leipzig.

Felseninsel bei Gotland. Nach einem Aquarell von Gustav Adolf Romin.

Er setzte seinen Petroleumkocher in Brand, goß ein wenig Rüböl in die eiserne Bratpfanne und schlug ein halbes Dutzend Möweneier hinein. Als das Öl zu brutzeln begann, schnitt er sich von einem steinharten Roggenbrot ein paar daumendicke Scheiben ab und setzte sich zum Frühstück auf den Rand der an der Wand befestigten, mit Heu und groben Wolldecken belegten Pritsche, die ihm zur Lagerstatt diente. Und während er sich nun tüchtige Stücke Brotes in den Mund schob und mit einem abgenutzten Klappmesser die rotgelben Eier in langen, fetttriefenden Streifen aus der rußigen Pfanne stach, las er zum soundsovielten Male eine alte Nummer der „Politiken", in die ihm seine Frau bei seiner Abreise von daheim ein paar Tüten mit Kaffee und Zucker gewickelt hatte, und die ihm hier in seiner Einsiedelei eine Bibliothek ersetzen mußte.

Heute vermochte diese Lektüre den wackern Jens jedoch noch weniger zu fesseln als sonst, und ganz gegen seine Gewohnheit stand er, noch ehe die Pfanne leer war, auf und trat, mit vollen Backen kauend, hinaus, um noch einmal Ausschau nach Westeroogsand zu halten.

Seltsam! Der Sonnenschirm der fremden Dame war jetzt geschlossen und stak mit der Spitze im Sande. Und dabei brannte die Sonne heute doch ungewöhnlich heiß, so heiß, daß es sogar Jens auffiel, der ein gehöriges Maß von Hitze und Kälte vertragen konnte!

Er griff, obgleich er fest davon überzeugt war, alles andere als neugierig zu sein, noch einmal nach dem Fernglas. Und nun schien es, als ob er es überhaupt nicht wieder absetzen wollte. Ein behagliches Lächeln spielte um seinen breiten Mund, und von Zeit zu Zeit wischte er sich mit dem Hemdärmel über die Augen. Er hatte eine Entdeckung gemacht, die ihn ungemein interessierte. Was da neben dem Schirm im Sande lag, war nicht die Dame selbst, es waren nur ihre Kleider, ein Häuflein sehr, sehr leichter Stoffe und Bänder, mit denen der Seewind sein Spiel trieb. Die Besitzerin dieses Plunders hatte die Muße zu einem Bade benutzt und kühlte ihre weißen Glieder, indem sie sich wie ein ausgelassenes Kind im seichten Wasser wälzte und dem gelinden Wellenschlage durch lustiges Plätschern nachhalf. Ihre Schultern blieben immer sichtbar, manchmal tauchten aber auch die wohlgerundeten und doch so zierlich geformten Arme und Beine auf, und dann wieder, wenn sie sich einmal umdrehte, glänzte der nasse Rücken wie ein silberner Wellenkamm über der grünen, flimmernden Wasserfläche auf.

Jens Sventrup gestand sich, daß dieses für ihn so ungewohnte Schauspiel nicht weniger interessant sei als ein Flug Eiderenten, eine Herde Ringelgänse oder ein Turnier von Kampfläufern, die zuweilen nach Westeroog herüberkamen und auf der kleinen, dünenartigen Erhöhung nicht weit von der Hütte mit gespreizten Federkragen aufeinander losgingen. Und das Schauspiel da drüben auf Westeroogsand hatte dabei noch den Vorzug, daß er es nicht in sein Journal zu verbuchen verpflichtet war, denn vom Schreiben war Jens kein Freund, so redlich er sich auch allabendlich damit abmühte.

Er hatte die Absicht gehabt, heute bei Hohlebbe auf das Watt hinauszugehen und sich zum Mittagessen ein paar Butten zu stechen. Aber es schien ihm geratener, diesen Vorsatz aufzugeben und auf seinem Beobachtungsposten zu verharren. So etwas bekam er vielleicht nie wieder zu sehen, und Butten gab es ja alle Tage. Er freute sich, daß der Pellwormer Porrenfischer, der inzwischen das Netz ausgeworfen hatte, von seinem Kurs, der eine Zeitlang auf Westeroogsand zu gerichtet gewesen war, abwich und wieder mehr südwärts steuerte. Wie leicht wäre es möglich gewesen, daß sich die schöne fremde Dame — denn daß sie schön sein müsse, glaubte der mit einem Übermaß von Phantasie begabte Jens ohne weiteres annehmen zu dürfen! — durch die Annäherung des Fahrzeuges in ihrer harmlosen Beschäftigung hätte stören lassen können! Und dann wäre es ihm auch unerwünscht gewesen, wenn er seinen Augenschmaus mit irgendeinem andern Sterblichen hätte teilen sollen.

Aber das Schauspiel ging dennoch früher zu Ende, als der Zuschauer gedacht hatte. Sei es, daß die Dame auch ihrerseits den Pellwormer Kutter bemerkt hatte und nun fürchtete, er könnte sich ihrem Badeplatze noch mehr nähern, sei es, daß ihr das Wasser auf die Dauer zu kühl wurde — genug, sie erhob sich und watete auf den trocknen Sand, immer bestrebt, jede Seite ihres schlanken Körpers einige Minuten der trocknenden Einwirkung der Sonne und des Windes auszusetzen. Der Beobachter wandte keinen Blick von ihr. Er schwelgte förmlich in der Betrachtung von Linien und Formen, die er bei der ziemlich bedeutenden Entfernung freilich mehr ahnen als deutlich erkennen konnte. Und als er dann endlich das Glas absetzte, flimmerte und tanzte ihm alles so sonderbar vor den Augen, daß er mit heißer Stirn und klopfendem Herzen in seine Hütte schlich und sich auf die Pritsche warf. Bei Tage zu schlafen war sonst seine Gewohnheit nicht, und er hatte auch nur die Absicht gehabt, sich nach dem angestrengten Sehen ein Weilchen zu erholen und sein erregtes Blut zur Ruhe kommen zu lassen, aber die mehr seelische als körperliche Ermüdung, der Gegensatz zwischen dem Lichtmeere da draußen und dem in dem niedrigen Gelasse herrschenden Dämmer und endlich die Hitze wirkten zusammen und verursachten, daß der gute Jens schon nach wenigen Minuten wie ein Murmeltier schlief.

Als er nach zwei Stunden etwa erwachte, fuhr er von seinem Lager empor und versuchte sich über die Tageszeit Rechenschaft zu geben. Die Nacht mußte doch längst vorüber sein — natürlich, er war ja an diesem Morgen schon einmal aufgewesen, und das, was er jetzt beim Erwachen für einen Teil seiner Träume gehalten hatte, durfte er als ein wirkliches Erlebnis dem Schatze seiner Erinnerungen einverleiben! Er warf einen Blick nach der Weckuhr, die auf dem Wandbrett zwischen einer blechernen Teebüchse und einem von den Wogen angetriebenen Braunfischschädel stand. Aber die Uhr war schon vor drei oder vier Tagen stehengeblieben und verweigerte jede Auskunft über die Zeit.

Jens Sventrup trat aus der Hütte und schaute nach dem Sonnenstande. Danach mußte es kurz vor Mittag sein. Das stimmte mit der Kürze des Hüttenschattens, der um zwölf Uhr genau bis an die erste Reihe der Brandseeschwalbennester hinanzureichen pflegte. Jens nahm einen Kalender vom Wandbrett und sah nach den Gezeiten. Um drei Uhr zwei Minuten war heute Hochwasser, also mußte die Flut jetzt wieder ihren Anfang nehmen.

Er trat auf das Auslugbrett und spähte nach Westeroogsand hinüber. Der Sonnenschirm war wieder geöffnet, die Dame saß in seinem Schatten und schaute südwärts nach dem Horizont, wo jetzt jeden Augenblick das Boot mit den beiden Männern in Sicht kommen mußte.

Jens stieg die Leiter hinab, holte sich von dem Kartoffelhaufen, der neben dem Trinkwasserfäßchen unter der Hütte lag, seinen Bedarf für das Mittagessen und begann, auf einer gestrandeten Kiste sitzend, die Knollen zu schälen. Dabei schweifte sein Blick über das Meer und zu den Seeschwalben, die jetzt, wo ihnen die heiße Sonne die Arbeit des Brütens abgenommen hatte, wie Tausende von weißen Tauben über der Brandung gaukelten und mit schrillem Schrei nach den Fischen hinunterstießen.

Als Jens seine Kartoffeln geschält und in Scheiben geschnitten hatte, begab er sich, von einer seltsamen inneren Unruhe getrieben, wieder auf seinen Beobachtungsposten. Vom Boote war noch nichts zu sehen, aber der bei Westeroogsand verankerte Kutter, der bei der Hohlebbe auf dem Sandschlick gelegen hatte, schaukelte schon wieder auf den immer stärker aus Südwesten herandrängenden Wogen. Der Pellwormer Porrenfischer war vom Fange zurückgekehrt und steuerte langsam ostwärts seinem heimatlichen Gestade zu.

Plötzlich befiel Sventrup ein jäher Schreck. Wußte der Amrumer nichts von der Veränderung, die seit der letzten Sturmflut mit Westeroogsand vorgegangen war? Noch im vorigen Jahre war ein Teil der Bank auch bei Hochwasser trocken geblieben, aber in der Sturmnacht vom vierzehnten zum fünfzehnten März waren die gewaltigen Sandmassen, die sich ehemals wie ein breiter Dünenrücken den Wellen entgegengestellt hatten, in die tiefen Gründe des Rummellochs getrieben worden, und die weite Sandfläche wurde nun regelmäßig wie die Watten selbst meterhoch überflutet.

Jens konnte einen Fluch nicht unterdrücken. Was hatte der Amrumer überhaupt auf Westeroogsand und den Platten da draußen zu suchen? Konnte er seinen Badegast zur Seehundjagd nicht nach dem Schweinsrücken oder nach den Sanden des Rütergats bringen, wo er doch mit den Wasserverhältnissen Bescheid wissen mußte?

Die Dame schien das Steigen des Wassers nicht ohne Beunruhigung zu bemerken. Sie richtete sich auf, suchte, wie Jens deutlich erkennen zu können glaubte, den Horizont ab und hob den Sonnenschirm, als hätte sie ein Notsignal geben wollen, so hoch wie möglich empor. Dann schien sie nach der höchsten Erhebung des Sandes Umschau zu halten und rannte schließlich planlos auf der von Minute zu Minute kleiner werdenden Fläche umher. Kein Zweifel, sie war sich der ihr drohenden Gefahr vollkommen bewußt!

Sventrup sagte sich, daß es mit Fluchen und Zuschauen hier nicht getan sei, und daß er, wenn er ein Menschenleben vor dem sicheren Tode erretten wollte, keine Zeit mehr verlieren dürfe. Hätte er nur ein Boot zur Verfügung gehabt!

Er schnallte seinen Leibgurt, der ihm die Hosenträger ersetzen mußte, fester, eilte wie ein Wiesel die Leiter hinab, ergriff eine Stange und rannte quer über die Insel, daß sich die Austernfischer mit lautem Angstgeschrei von ihren Nestern erhoben. Dann watete er, die Stange als Stütze benutzend, durch den breiten Priel, dessen Wasser ihm schon bis an den Leib reichte.

Die Dame, die unverwandt nach der entgegengesetzten Richtung ausgeschaut hatte, fuhr zusammen, als plötzlich von hinten her ein Mann auf sie zukam, der mehr einem Wilden als einem Europäer glich. Jens hielt sich nicht lange mit Zeremonien auf. Er stieß ein paar Worte in seiner Muttersprache hervor, die sie natürlich nicht verstand, gestikulierte trotz seiner nordischen Herkunft wie ein Italiener und deutete, als sie ihn noch immer überrascht betrachtete, auf seine Insel, deren Hütte sich wie ein dunkler Punkt über den schmalen, grünen Streifen der kümmerlichen Vegetation erhob.

Jetzt schien sie zu begreifen, was er wollte. Aber sie legte ihre Hand auf seine Schulter und wies mit dem Schirm auf den Kutter, der nur ein paar hundert Schritt entfernt vor Anker lag, so daß man den glucksenden Anschlag der Wellen an seine Planken deutlich vernehmen konnte.

Jens verstand, daß sie zu dem Schiffe hinübergebracht zu werden wünschte. Aber das war ein Ding der Unmöglichkeit, denn hier war das Wasser schon zu tief. Er schüttelte energisch den Kopf und fuhr sich ein



paarmal mit dem Daumen über die Kehle, um anzudeuten, was ihm bevorstehe, wenn er ihr Verlangen zu erfüllen versuchen würde. Und als sie nun noch immer zögerte, ihr einziges Heil von dem fernen Gestade seines geliebten Westeroog zu erwarten, stieß er seine Stange in den Sand, bückte sich zu ihr nieder und hob sie ohne weitere Förmlichkeit empor.

Als sie auf seinem Arme saß — denn er trug sie, wie man ein kleines Kind trägt — griff er wieder nach der Stange und eilte, so schnell es seine Last und das tiefe Wasser erlaubten, durch den Priel. Sie fand sich schnell in ihre Lage, legte ihren Arm ohne Ziererei um seinen braunen Nacken und lachte sogar hellauf, als er auf eine mit allzu weichem Schlick bedeckte Stelle geriet und bedenklich ins Wanken kam. Bald hatte er wieder festeren Grund unter den Füßen und wagte es nun, einmal in ihr Antlitz hinaufzuschauen. Seine Augen begegneten den ihren, und die beiden Menschen, die sich bis zu diesem Tage völlig fremd gewesen waren, lächelten sich an wie gute Bekannte, die sich irgendwo in der weiten Welt unter besonders komischen Umständen treffen.

In Jens Sventrups Zügen drückte sich sehr deutlich die Befriedigung über den Ritterdienst, den er einem schönen und vornehmen jungen Weibe leisten durfte, aus, ebenso deutlich aber auch eine Art von knabenhafter Befangenheit, an der ihre elegante, unglaublich duftige Toilette und das feine, seine Sinne aufs neue erregende Parfüm, das ihren Gewändern und ihrem weichen, vollen Blondhaar entströmte, nicht wenig schuld waren.

Er stellte mit Genugtuung fest, daß sie genau so schön war, wie er es vorausgesetzt hatte. Ihr regelmäßiges Antlitz zeigte die reinsten und zartesten Farben, über denen ein samtartiger Hauch lag, und ihr schlanker und geschmeidiger Körper hatte, wie er ja leicht konstatieren konnte, eine kernige Fülle. Was ihm am meisten an ihr auffiel, waren die braunen Augen und die schmalen, beinahe schwarzen Brauen, die er bei einer Blondine noch nie gesehen hatte.

Es war seltsam, daß, gerade als er sich Gedanken über ihre Augen machte, sie auch die seinen noch einmal prüfend betrachtete. Wie kam es, daß dieser Mann, der die Kupferfarbe einer echten Rothaut und kastanienbraunes Haar hatte, sie mit wasserblauen Kinderaugen ansah?

Der Weg durch den breiten Priel war weit und beschwerlich, aber Jens Sventrup empfand keine Spur von Müdigkeit. Er würde nichts dagegen einzuwenden gehabt haben, wenn irgendeine Zaubermacht die kleine Insel, der er mit seiner schönen Last zustrebte, noch ein paar Kilometer weiter nach Osten verlegt hätte. Da das aber nicht geschah, mußte er nach etwa halbstündigem Waten an Land steigen und seinen reizenden Schützling wieder auf die zierlichen Füßchen stellen.

* * *

Die Dame wußte, daß das Eiland, dessen Boden sie betreten hatte, die Hallig Westeroog war, aber sie hatte keine Ahnung, was man unter einer Vogelfreistätte verstand, und was der Mann, der offenbar der einzige menschliche Bewohner dieses Inselchens war, hier tat. Sie glaubte, so etwas wie einen Robinson vor sich zu haben, und diese Erinnerung an die Lieblingsgestalt ihrer Kindheit bestärkte sie in dem Vertrauen, das sie ihrem Retter trotz seines verwilderten Aussehens gleich von Anfang an entgegengebracht hatte.

Der gute Jens war nicht wenig stolz auf seinen vornehmen Gast; denn darüber, daß die Dame vornehm, sogar sehr vornehm, zum allermindesten eine Gräfin sein müsse, konnte für ihn kein Zweifel herrschen. Wäre er weltkundiger gewesen, so würde er sie vielleicht für eine Schauspielerin gehalten haben, und dann hätte er wahrscheinlich auch für das Rätsel ihres märchenhaft blonden Haares und ihrer schwarzen Augenbrauen die Lösung gefunden. Er hätte für sein Leben gern gewußt, wie sie hieß, und ob sie eine Frau oder ein Fräulein war. Für jenes schien ihm der Umstand zu sprechen, daß sie sich in der Begleitung eines Herrn befunden hatte, für dieses die mädchenhafte Frische, die ihrer ganzen Erscheinung in seinen Augen einen solchen Reiz verlieh. Vielleicht war sie erst ganz kurze Zeit verheiratet! Aber wie sollte er sich dann erklären, daß sie, sobald sie den sicheren Boden Westeroogs unter den Füßen gespürt hatte, gar nicht mehr auf den Gedanken gekommen war, nach dem Boote Ausschau zu halten oder sich nach einer Möglichkeit zu erkundigen, den Gatten, der sich, wenn er bei seiner Rückkehr die Sandbank überflutet fand, doch beunruhigen mußte, von ihrer Übersiedlung nach Westeroog in Kenntnis zu setzen?

Jens hielt es für seine Pflicht, sie daran zu erinnern. Er redete sehr eifrig in einem Gemisch von Dänisch, Englisch, Hoch- und Plattdeutsch auf sie ein. Sie erriet den Sinn seiner Worte und lachte so fröhlich auf, daß ihm ganz wirr im Kopfe wurde.

„Es geschieht ihm ganz recht," sagte sie, „weshalb hat er mich nicht mit hinaus zu den Seehunden nehmen wollen. Jetzt soll er seine Strafe haben!"

Das verstand Jens nun freilich nicht, aber ihr Lachen sagte ihm genug. Erst ein paar Tage verheiratet, dachte er, und sie macht sich schon nichts mehr aus ihm! Und nun erinnerte er sich zum erstenmal an diesem Tage seiner eignen Frau daheim in Esbjerg. Gut, daß sie so weit weg war! Sie liebte es nämlich gar nicht, wenn ihr Jens nach andern Weibern sah, und nur dem Umstande, daß er auf Westeroog ja mutterseelenallein leben mußte, war es zuzuschreiben, daß sie ihn alljährlich am ersten Mai so ruhig in die Ferne ziehen ließ.

Er genoß also die beseligende Nähe eines weiblichen Wesens mit dem Behagen, das nur verbotene Früchte zu gewähren vermögen. Kümmerte sich die schöne Dame nicht weiter um den Herrn da hinten weit bei den Seehunden — um so besser! Jens Sventrup wollte sich deshalb keine Sorge machen.

Die Dame verspürte die lebhafteste Neugier, zu sehen, wie der Robinson von Westeroog sich eingerichtet habe, und zeigte Neigung, quer über die Insel nach dem Pfahlbau zu gehen. Das konnte der gewissenhafte Jens nicht dulden, denn die Vögel, die dort im Strandhafer brüteten, durften nicht noch einmal gestört werden. Er ergriff also die Hand der schönen Fremden und zog sie zurück.

„Hier!" sagte er mit der Bestimmtheit, zu der ihn sein Amt berechtigte, „hier gehen!"

Sie fügte sich, innerlich über seinen Ernst aufs höchste belustigt, und folgte ihm auf dem schmalen Pfade am Strande. Er aber hatte eine Entschädigung für sie bereit: er wollte ihr den Clou seiner Insel zeigen, ein ornithologisches Kuriosum, das er mit Hilfe seiner lebhaften Phantasie und seiner geschickten Hände noch vervollständigt hatte.

An der Südspitze des Eilandes fiel die niedrige dünenartige Umwallung ziemlich steil zum Strande ab, und hier lag ein angetriebener Hummerkasten, der die Firma einer englischen Fischereigesellschaft trug. Diesen Kasten hatte sich ein Starenpaar zur Niststätte auserwählt und sein Heim in einem Winkel zwischen den Wandungen und einer zur Hälfte mit Wasser gefüllten kleinen Flasche aufgeschlagen, die ein sonderbarer Zufall aufrecht auf den Boden des Kastens gestellt hatte.

Jens zeigte seiner Begleiterin das Nest, in dem vier Dunenjunge beim Nahen der Menschen die klobigen Schnäbel aufsperrten; dann kniete er neben dem Kasten nieder, holte ein Stück Brot aus der Tasche, das durch die Promenade im Wasser gründlich aufgeweicht worden war, und schob jedem der Tierchen ein wurmartig gedrehtes Krümchen in den Schnabel. Dann erhob er sich wieder und wies auf ein kleines Schiff, das er aus Treibholz geschnitzt, mit Segeln und Wimpeln versehen, mit einer leeren Bierflasche befrachtet und mit einer langen Leine an einer der Tragösen des Kastens befestigt hatte.

„Vögel viel Durst haben, Wasser trinken," sagte er, indem er seinen ohnehin breiten Mund zu einem vergnügten Grinsen verzog, „wenn kleines Flasche leer, Schiff nach Hooge schicken, neues Wasser holen!"

Die Dame sah ihn einen Augenblick befremdet an, dann aber lachte auch sie. Er war wirklich trotz seiner herkulischen Körperkräfte das Kind, für das sie ihn gleich bei der ersten Begegnung gehalten hatte.

Sie setzten ihre Wanderung um die Insel fort und gelangten zu der Hütte. Die Brandseeschwalbenkolonie, die dort in etwa tausend Paaren nistete, geriet bei der Annäherung der weiß gekleideten Fremden in gewaltigen Aufruhr und flatterte mit unendlichem Gekreisch um die Köpfe der beiden Menschen. Da schloß die überraschte Dame ihren Sonnenschirm, weil sie annahm, daß dieser die schönen Vögel beunruhige. Das nützte nun freilich nichts, aber es machte einen vortrefflichen Eindruck auf Jens, der jetzt davon überzeugt war, daß seine Schutzbefohlene nicht nur schön und vornehm, sondern auch gut sein müsse. Und er freute sich nun doppelt seines Rettungswerkes und glaubte, den Verstoß gegen seine Instruktion, die ihm den Empfang von Besuch auf Westeroog aufs strengste verbot, mit gutem Gewissen verantworten zu können.

Die Dame stieg kurz entschlossen die Leiter zur Hütte empor. Da machte Jens eine neue, für ihn sehr merkwürdige Entdeckung. Er stellte fest, daß sie Strümpfe trug, die so fein wie Spinnweb waren, so fein, daß die weiße Haut ganz deutlich durch die weiten Maschen schimmerte. So etwas hatte er noch nicht gesehen, denn die Mode der durchbrochenen Strümpfe war noch nicht bis nach Esbjerg gekommen.

Er folgte ihr und weidete sich an dem neugierigen Staunen, mit dem sie die Einrichtung des kleinen Wohngelasses betrachtete. Sie hatte für alles Interesse und untersuchte sogar die Teebüchse und die Kaffeemühle. Als sie bemerkte, daß seine Weckuhr stillstand, nahm sie sie vom Bord, zog sie auf und stellte die Zeiger nach dem winzigen Ührchen, das sie in einem Lederarmband am Handgelenk trug. Dann griff sie nach dem harten Brote und versuchte, sich mit seinem Klappmesser ein Stück abzuschneiden. Das gelang ihr nicht, und nun lachten beide wie die Kinder.

(Schluß folgt in der nächsten Nummer.)

Heimweg in der Nacht.

Träume, in denen ich mich sonnte,
Wünsche, die ich nicht leben konnte,
Sie steigen wirbelnd auf,
Sie drängen zuhauf.
Und ich gehe Schritt vor Schritt . . .
Was ich träumte, was ich litt,
Das Gestorbene kann ich nie erfassen.
. . . Groß und verlassen
Über den Gassen,
Alleinsam,
Stolz und einsam
Wandern die Sterne mit.

Robert Walter.



Ein Abend im neuen Hoftheater zu Meiningen.

Mit Originalzeichnungen von Prof. **Hans W. Schmidt**, Weimar.

Schon ist wieder mehr als ein Jahr verflossen, seit sich die Theater- und Literatenwelt in dem versonnenen Meiningen ein Stelldichein gab, um Zeuge zu sein von der Einweihung des Behlertschen Hoftheater-Neubaues, bei dessen Beurteilung man zunächst im Zweifel sein konnte, ob man mehr die ebenso formschöne wie zweckentsprechende Gliederung des ganzen architektonischen und technischen Apparates oder das Raffinement bewundern sollte, mit dem hier mit begrenzten Mitteln ganz überraschend Großes geleistet wurde. An jenem Tage, da, preisend mit viel schönen Reden, das Lob der „Meininger“ aller Orten in zahllosen Varianten erklang, und da noch einmal die Spalten der Zeitungen mit Berichten gefüllt waren, die daran mahnten, daß die Geschichte der Wanderfahrten dieses thüringischen Hoftheater-Ensembles, dessen spiritus rector kein Geringerer war als Herzog Georg II. selbst, mit einer wichtigen Entwicklungsperiode der ganzen deutschen Schauspielbühne auf das innigste, Dankbarkeit heischend, verknüpft war, gewann wohl auch die Hoffnung Raum, daß mit dem Neubau ein frisches Kapitel erfolggesegneter Tätigkeit aufgeschlagen, daß der von manchem „Meininger“-Freunde gewünschte neue Abschnitt des Entwicklungsprozesses, der auf seiner Höhe eine Art „Bayreuth des Schauspiels“ tragen sollte, einen zuversichtlichen Fortgang nehmen werde. Seit jenen festfrohen Wintertagen haben die „Meininger“ nicht viel von sich hören lassen, und das Wort, das ein bekannter Berliner Schriftsteller schon 1899, als Paul Lindau seinen meiningenschen Intendantenposten mit der Tätigkeit eines freien Schriftstellers in Berlin vertauschte, schrieb: „Damit dürfte die Geschichte des Meininger Hoftheaters, die an Ehren und Erfolgen so reich ist, vermutlich für immer geschlossen sein, denn seine künstlerischen Taten sind an das edle Wollen und Vollbringen des Herzogs gebunden, der jetzt im einundsiebzigsten Lebensjahr steht“, schien Wahrheit geworden zu sein. Doch wie so oft, so trog auch in diesem Falle der Schein. Richtig ist, daß der greise Herzog und sein von Ruhm und Lorbeeren bekränzter erster Diener in allen Theaterfragen, Geheimrat Max Grube, nicht im entferntesten daran dachten, durch neue Wanderfahrten ihres Ensembles die Werbekraft des meiningenschen Gedankens an einer neuen Generation draußen in der Welt zu erproben. Aber „im Marke lebt die schaffende Gewalt, die sprossend eine Welt aus sich geboren“. Daß es sich aber wohl lohnt, die „Meininger“ in ihrem eigenen Heim aufzusuchen, wenn diese nicht mehr zu uns kommen, davon gab der Abend des 8. Januar, den ich im neuen Hoftheater verbrachte, Kunde.

Gegeben wurde „Der Kardinal“. Ein Stück in vier Akten nach Louis N. Parker von Max Grube und Rudolf Lothar, ein Werk, dessen Original im Ausland gar wohl, dessen Bearbeitung auf heimischen Bühnen noch so gut wie unbekannt ist. Ob mit Recht oder Unrecht, bleibe zunächst hier ununtersucht! Festgestellt sei nur, daß das Schauspiel an diesem Abend auf das völlig ausverkaufte Haus eine ungewöhnlich starke Wirkung ausübte und stürmischen Beifall auslöste, der zu gleichen Teilen der pseudohistorischen Handlung wie deren temperamentdurchglühter, aufs sorgsamste nuancierter Verkörperung gelten mochte. In welcher Weise sich Max Grube, der sich bei dieser Gelegenheit als Bühnendichter von Geschmack und sicherem Instinkt für starke Wirkungen auf unbefangene Gemüter erwiesen hat, mit dem ebenso geistvollen wie sturmerprobten Rudolf Lothar in die Arbeit der deutschen Bearbeitung geteilt hat, ist nicht bekannt, tut auch nichts zur Sache, denn das Werk lobt beide Meister der Feder. Ist der „Kardinal“ auch nur ein Theaterstück — „nehmt alles nur in allem“ — im alten Sinne des Wortes, ohne psychologische Labyrinthe oder rätselvolle Dialektik, so erfüllt es seinen Zweck, den Zuschauer für einige Stunden zu unterhalten, doch durchaus. Und just dieses Sichbescheiden auf einen begrenzten Wirkungskreis berührt sympathisch in einer Periode, in der unsere Modedramatiker mit Zuhilfenahme von orientalischen Märchen romantische Zerrbilder des Herrschertums in das Zentrum ihrer Darstellung stellen oder, nach Art von Ratten nagend, zu vernichten trachten, was in vertrauenden Hörern noch von Glauben an den positiven Gehalt der Seele des kleinen Bürgertums lebt.



„Der Kardinal.“ 1. Akt, letzte Szene.

Giovanni: „Wißt Ihr, Kinder, daß es Leute gibt, die im Virgil ein Buch des Schicksals sehen?“

Da der „Kardinal“ nicht unter der Flagge eines historischen Dramas an das Rampenlicht tritt, so wird man mit den Autoren auch nicht darüber zu rechten haben, ob sie gut daran getan, geschichtliche Namen wie die des Baglioni oder des Strozzi, die zurzeit des Zusammenbruchs der Florentinischen Republik eine Rolle auf dem damals blutgetränkten Welttheater spielten, zu benutzen. Würden nicht Namen wie Benvenuto Cellini, Michelangelo und Raphael zitiert, so könnte man selbst darüber im unklaren bleiben, in welchen Dezennien des 16. Jahrhunderts der Kardinal Giovanni de Medici sein Beichtsiegeldrama nach dem Willen der Poeten in Rom zu erleben hat. Denn um das Beichtgeheimnis dreht sich die Achse des Stücks, dessen kultur- und kunstgeschichtliches Milieu etwas skizzenhaft vielleicht, aber doch ausreichend charakterisiert ist. Giuliano, der Bruder des nach der Tiara sich sehnenden Kardinals Giovanni de Medici, verliebt und verlobt mit Filiberta, der Tochter des reichen Kaufmanns Chigi, ist in den dringenden Verdacht gekommen, seinen zukünftigen Schwiegervater meuchlings ermordet zu haben. Baglioni, der Senator Roms, fordert seinen Tod als Sühne. Einzig und allein der Kardinal weiß, daß der päpstliche Günstling und Feldhauptmann Strozzi den Mord begangen hat, weil Chigi ihm die Tochter zur Ehe versagte. Der Mörder selbst hat ihm die Tat in der Beichte gestanden, und so schließt dem fürstlichen Priester das Beichtsiegel die Lippen. Des Kardinals seelischer Konflikt: „Hie das Leben des Bruders, dort die Wahrung des Beichtgeheimnisses“, wird noch verstärkt, als Filiberta, um wenigstens das Leben des Geliebten zu retten, der Werbung Strozzis nachzugeben bereit ist. Der Kardinal will nicht um diesen Preis die Tochter seiner Jugendliebe in die Arme eines Mörders legen. Ergebene Anhänger erbieten sich, den Gefangenen kurz vor dem Schafott zu befreien. Er weist die Versuchungen zurück, und in übermenschlicher Selbstverleugnung zwingt er den dem Henker verfallenen Bruder dazu, sogar dem Übeltäter, der ihn von Leben und Liebe scheidet, zu verzeihen. Solchen Beweisen selbstlosen Heroentums ist Strozzis Trotz nicht gewachsen. Er bekennt sich als Mörder und verschwindet. Der Vorhang fällt unter dem Geläut der Hochzeitsglocken.



„Der Kardinal.“ 4. Akt, letzte Szene.

Strozzi: „Ich hab's getan! Ich hab' die Tat getan!“

Die Wiedergabe dieses (mit Ausnahme einiger entbehrlicher Nebenfiguren wie etwa der des Wurzner Abtes Flügel) mit geschickter Ausnutzung aller Situationen aufgebauten Dramas war des alten Ruhmes der „Meininger“ durchaus würdig, sowohl was die Inszenierung wie die Rollenbesetzung angeht. Über alle Einzelleistungen dominierte der Kardinal, den Max Grube selbst mit dem ganzen Aufgebot seiner überlegenen Menschendarstellungskunst ausstattete; auch die Seelenkämpfe zwischen Bruderliebe und religiöser Amtspflicht vermochte er ergreifend zu gestalten. Von den übrigen Leistungen seien noch die Filiberta des Fräuleins Maren und der aus dem Geist einer blutigen Zeit heraus geborene Strozzi des Herrn Ernst Hart erwähnt. Adolf Link als Abt brachte einige glückliche humoristische Lichter in das trotz allen Virgil-Zitaten und Purpurfalten düstere Sittengemälde, das seinen Weg wohl auch über andere Bühnen nehmen wird, sofern sich liebevollste Sorgfalt, wie sie noch immer das A und das O des Meiningertums ausmacht, seiner annimmt. — So vereinte dieser Abend im Meiningischen Hoftheater glänzende Tradition mit warmblütiger Gegenwart!

Otto Sonne.



„Der Kardinal." 3. Akt, vorletzte Szene.

Strozzi: „Werdet mein Weib, und Giuliano ist frei." — Filiberta: „Mein Fürst?" — Strozzi: „Nun, soll ich den Beweis schaffen?" — Filiberta: „Und Giuliano ist frei! ist frei, wenn ich — Ich — Ich kann nicht sprechen. (Zu Giovanni:) Mein Fürst, sprecht Ihr für mich." — Giovanni: „Und was soll ich sagen?" — Filiberta (halb ohnmächtig): „Ja!" — Giovanni (hoch aufgerichtet): „Nein!" — Strozzi: „Hört nicht auf ihn!"

Die Sammlung Schnütgen in Köln.

Von Konservator Dr. **Fritz Witte.**

Es ist eine der reichhaltigsten, sicherlich aber die am planvollsten, zielbewußtesten, unter besonderen Gesichtspunkten zusammengetragene Privatsammlung, die im Oktober des vergangenen Jahres in Gegenwart des Kultusministers, des Oberpräsidenten sowie zahlreicher Vertreter der geistlichen und weltlichen Behörden in Köln der Öffentlichkeit übergeben wurde. In der nur einem Berufssammler höherer Qualität eigenen Opferwilligkeit und Sachkenntnis wurde sie in vierzig Jahren vom Domkapitular Prof. D. Dr. Alex. Schnütgen zusammengebracht. Weitere Kreise wurden auf sie zuerst aufmerksam im Jahre 1902 bei Gelegenheit der Düsseldorfer retrospektiven Ausstellung, wo sie aus der großen Menge sonst vertretener Privatsammlungen angenehm auffiel durch die konsequente Systematik, die den langen Entwicklungsreihen mittelalterlicher Kunstgegenstände derselben Zweckbestimmung anhaftete. Das charakterisiert die Sammlung Schnütgen auch von vornherein als erste ihrer Art, als eine Lehrsammlung für das Studium kirchlicher Kunstarchäologie des Mittelalters. Damit ist ihr zugleich auch der Berechtigungsbrief dafür ausgestellt, innerhalb dieser Entwicklungsserien neben hoher künstlerischer Qualität auch die Arbeit niederen Ranges, soweit notwendig, zu Worte kommen zu lassen, und ebenso durfte und mußte die Aufstellung der Sammelobjekte diesem archäologischen Gesichtspunkte Rechnung tragen. Ihren Wert will die Sammlung Schnütgen nach zwei Richtungen hin erweisen: dem Forscher will sie das Material an die Hand geben für das vergleichende Studium innerhalb verschiedener Kunstepochen, verschiedener Gegenden, besonders aber des heimischen rheinisch-westfälischen Betriebes; den Künstlern und Kunsthandwerkern, vornehmlich den auf kirchlichem Boden schaffenden, weist sie erneut die Wege zu vergessenen oder gar verloren gegangenen Techniken und gibt ihnen zugleich tausendfache Anknüpfungs- und Anhaltspunkte für die Gewinnung eines entsprechenden Formenschatzes. Eigentlich hat sie diese ihre Aufgabe bereits zu erfüllen begonnen, während sie noch magazinartig im Hause des Stifters untergebracht war; mancher Kölner Künstler und Kunsthandwerker ist an der Hand der Schnütgen-Sammlung in verhältnismäßig kurzer Zeit zu großer Produktivität von Neuschöpfungen gediehen. In den langen Ketten der Entwicklungsreihen liegen wie Edelsteine eingebettet die Kostbarkeiten ersten Ranges, oft von feinster Delikatesse, jede für sich eine uns heute noch beseligende Tat eines ganzen Künstlers, Lichtpunkte in der Kunstgeschichte der Heimatscholle.



Kupfervergoldete Plakette von Donatello.

Das untere Geschoß gibt in rascher Kürze einen Überblick über das Werden der Kunst in deutschen Landen, wie sie in erster Linie wuchs auf dem kulturdampfenden Boden der alten römischen Siedelungen am Rhein. Ein mannigfaltiges Bild tut sich uns auf: die junge christliche Kirche reckt sich empor und zieht die Kunst in ihren Bann, in ihren Dienst. Germanischer Geist, germanisches Empfinden ringt mit überlieferten Formen, welche Missionare und Mönche wie Gaben eines Märchenlandes dem jugendfrischen Volke schenkten. Man weiß fast nicht, wie. Den eilenden Schritt des Evangeliums geht die junge Kunst mit. Die moralische Notwendigkeit wird zur Mutter einer echten und rechten Heimatkunst. In ungehemmten Beziehungen zur Natur steht die Kunst der Goldschmiedearbeiten, die in Reliquiarien, in Tragaltärchen, Gefäßen usw. in fast nur erstklassigen Exemplaren vertreten ist. Ein frischer, wenn auch naiver Zug steckt in den kleinen Heiligenfigürchen aus getriebenem Goldblech; stilisiert sind sie, gewiß, aber nirgends ist der Naturform Gewalt angetan, das Wesentliche ist betont, das Zufällige beiseitegelassen. Darum atmen die starren Apostel, die sich um ihren Meister scharen, nicht Hochmut, nicht titanenhafte Selbstüberhebung; es weht um sie stille Bescheidenheit, Ruhe, Milde und Güte, starke Glaubensfreude und stille Demut faltet ihnen die Hände auf der Brust, ungezwungene, rückhaltlose Bewunderung für Christus und sein Wort läßt sie in staunender Gebärde die Rechte emporstrecken. Etwas wie ungebrochene Naturkraft liegt auf den Schöpfungen, gefesselt von tiefernster, auf das im harten Ringen zu erobernde Jenseits gerichteter Religiosität. Die Reize des Himmels überträgt ein naives Empfinden auf die Arbeiten dieses Volkes: purpurn, blutig rot, tiefgrün brennt das Licht in den frühen Fenstern, leuchtende Edelsteine und in tiefe Goldzellen gelegte Glaspasten lugen wie Götteraugen, symmetrisch zu einer Farbensymphonie geordnet, aus dem geschlagenen Goldgrund heraus, markige Inschriften berichten, wem die Edelsteine ins Diadem geflochten. Die kraftvolle Herrschergestalt des Gekreuzigten in langem Leibrock, straff auf dem Sockel stehend, unnahbare Königswürde im Antlitz, Majestät im starken Körper, schaut von den Wänden auf uns nieder. Thronende Madonnen, Typen der kondensierten Auffassung des frühen Mittelalters von der vermittelnden Hohepriesterin und Himmelskönigin, schauen mit weltfernem Blick, voller Bewußtsein ihrer großen Würde, dem modernen Menschen ins flackernde Auge, alle mit ihrem Blicke suchend, verfolgend und doch ohne Bewegung. An den Wänden behäbige Chorgestühle, in denen die priesterlichen Vertreter von Jahrhunderten für ihre Zeit und ihr Geschlecht Stunde um Stunde Psalmengebete emporsandten zum Lenker der Welten. Über all dem die frohe Farbenkarte der bemalten Balkendecke eines Kölner Patrizierhauses um 1300, noch mit ernstem Ornament, streng noch gebunden, indem das Ornament in feierlicher Kreislinie anhebt, sich hinauszuschwingen, aber, wie vom Unendlichkeitsgedanken der Zeit erfaßt, wieder in derselben feierlichen Bewegung zurückkehrt, um so weiterzulaufen in buntem, unlöslichem Gewirre von sich schneidenden, ineinanderschiebenden Kurven und Kreisen. Ein neuer Saal läßt neue Blicke tun in eine neue Zeit. Ein in der Blüte stehendes Kulturvolk spricht zu uns in den Kunstwerken, ein Volk aber auch, das ganz aufging in Kirchlichkeit, im Seelenkult. Schmachtendes Sehnen nach himmlischer



Englische Kasel mit Kölner Borte (um 1400).



Blick in den gotischen Saal.

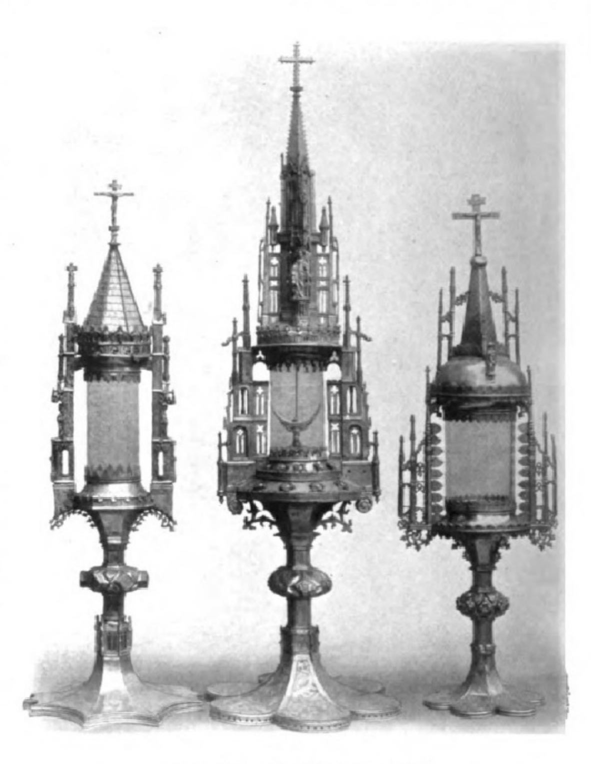
Die Sammlung Schnütgen in Köln.





Frühgotische Standfigur.

Beseeligung legt sich auf die Gemüter, geht durch Pinsel und Meißel in Holz und Stein. Negierung alles dessen, was Erdgeruch trägt, eine Apotheose gewissermaßen der Seele im lebenden Körper stellt sich der Künstler zur Aufgabe. Das ist wohl die Frucht einer schweren Zeit, die mit Pest und Hungersnot die Länder geißelte und ein nervös erregtes Volk großzog, das sich erst allmählich auf sich selbst besann und nach und nach auch einen hohen Grad von Lebensfreude sich wiedererrang. Selbst die Heiligenfiguren der Kirche bis hinauf zum Welterlöser müssen sich der Seelenstimmung der Gläubigen unterwerfen. Wie die leibliche Not um 1300 die Predigt herausforderte, Flagellanten großzog und grübelnde Mystiker, die auf Christi Leiden hinwiesen als die Quelle alles Heiles, so folgt der Gekreuzigte in seinem Aussehen und Benehmen der Forderung seiner Zeit. Aus dem Herrscher unter der Königskrone wird der Gepeinigte unter der Dornenkrone, dessen Leib sich aufbäumt unter der Wucht des Schmerzes, dessen Seele in die tränenden Augen schießt, die im müde sich senkenden Haupt ihr Licht verlöschen lassen. Das Menschliche tritt an die Stelle des erhaben Göttlichen. Die Hohepriesterin Maria wird zur kosenden Mutter, zur nährenden Frau, sie wird ganz Mensch wie das tändelnde, jetzt unbekleidete Kind auf ihrem Schoße. Von all dem gibt die Sammlung Schnütgen ein durchaus vollständiges, fertiges Bild. Heroen der Kunst bieten ihre Werke dar, die durchzittert sind vom Wehen des Genies, Stücke, die mit den Arbeiten derer von der Weltmeisterliste in Konkurrenz treten möchten: die drei in Kunsthistorikerkreisen berühmt gewordenen Holzfigürchen aus dem Kreise der Straßburger Domskulpturen, die Reliquienbüsten aus den Tagen der Glanzzeit der rheinischen Metropole, Frauenköpfe in Rüschenhäubchen von unbeschreiblicher Schönheit und seltenster Gefühlstiefe, Elfenbeinplatten mit den zartbewegten, hingehauchten Edeldamen und Aristokraten, die, zu Heiligen gestempelt, unter Christi Kreuz gestellt wurden. Alte kirchliche Bekleidungsstücke des dreizehnten Jahrhunderts, das Prachtstück eines mit Stickereien übersäten Rauchmantels des fünfzehnten Jahrhunderts, aus der Chartreuse bei Grenoble stammend, geben uns zusammen mit der mehr als hundert verschiedene Stücke umfassenden Paramentenkammer und der dreitausend Nummern umfassenden Stoffsammlung ein denkbar vollkommenes Bild von der im Mittelalter zur höchsten Blüte entwickelten Webe- und Sticktechnik. Ein besonders farbenfrohes Bild entrollt der Gemäldesaal mit seiner reich bemalten alten Balkendecke, einer reich geschnitzten



Westfälische Monstranzen (um 1450).

Wand aus dem gotischen Saal mit Blick in die Kapelle.

Die Sammlung Schnütgen in Köln.



Wendeltreppe der Renaissance und den mit Bildern der verschiedensten Schulen und Zeiten behängten Scherwänden. Perlen von höchstem Werte sind darunter, so vorerst ein vierteiliges Tafelgemälde vom Meister des Veronikabildes in München, ein Klappaltärchen von Stefan Lochner, mehrere Stücke der Schule des Meisters Wilhelm, B. Bruyns, des Meisters der Ursulalegende, usw. Eine weite gotische Halle mit alter, reicher Mittelsäule birgt mehrere hundert Stück vornehmlich rheinisch-westfälischer Plastik, zum weitaus größten Teil im seltenen Schmuck ursprünglicher Bemalung. Ein weiter Kapellenraum gibt mit wuchtigem Chorgestühl von etwa 1300 und einigen prächtigen Kirchenmöbeln eine abgerundete Vorstellung eines mittelalterlichen Gotteshauses. Im Saal der Goldschmiedearbeiten bergen 5 Stand- und 2 Pultschränke gegen 80 Kelche, 15 Monstranzen, 28 Ziborien, gegen 30 Reliquiarien, zu denen, auf verschiedene Räume verteilt, gegen 150 Altarleuchter aller Zeiten sich gesellen. Beispiellos ist wohl die prächtige Bronzensammlung, in der Serie um Serie der mittelalterlichen kirchlichen Gebrauchsgegenstände sich gruppiert. Einen eigenen Raum erhielten die Techniken der Hinterglasmalerei, des Papiermachés und der Lederarbeiten sowie die italienische Kunst, in einzelnen Teilen so reichhaltig, daß die bedeutendsten Sammlungen Italiens selbst eine Konkurrenz nicht aushalten würden. Das Paradestück gibt hier die kupfervergoldete, getriebene Plakette der Madonna mit dem Kind ab, ein köstliches Originalwerk Donatellos, das diesen temperamentvollen Künstler in äußerst charakteristischer Art wiedergibt: die Madonna in höchster Zurückhaltung wie eine griechische Göttin der klassischen Zeit, mit wuchtiger, markiger Stirn und straffer Nase, an der die Flügel vibrieren in verhaltener Erregung, mit tief und breit überschatteten, weit geöffneten Augen, das Kind in höchster Ergriffenheit sich zurücklehnend auf dem Schoße der Mutter.

Man kann es verstehen, wenn die Stadt Köln den hochherzigen Stifter einer solchen Sammlung nobilitierte durch den Ehrenbürgerbrief; ein großes Stück ihrer eigenen, einst so glänzenden Kunstgeschichte zeichnet sich wieder in einer selten reichen Fülle bester Arbeiten. Daß die Sammlungsobjekte größtenteils im Schatten des deutschen Domes gewachsen sind, das mag auch als eine teilweise Erklärung dafür gelten, daß Kölns Bürger wie zu einer Wallfahrt zum Besuche sich scharen, brachten doch die ersten vier Wochen seit Eröffnung des Museums nicht weniger als rund vierzigtausend Besucher. Der Neubau, der die Sammlung aufnahm, wurde von dem Architekten Frz. Brantzky aufgeführt, ausgezeichnet durch ebenso große Originalität wie räumliche Anpassung an seine Aufgabe, an sich schon eine künstlerische Großtat, besonders heute bei dem unsicheren Umhertappen und Suchen nach neuen, originellen Formen. Auf Anleihen ist verzichtet, aus seiner Zweckbestimmung heraus erwuchs er als das persönliche Werk einer ganzen Künstlerseele. Vor allem der malerische Kreuzgang kann in Anlage wie Detail als vorbildlich bezeichnet werden, er gibt Geist und Gedanken mittelalterlicher Parallelschöpfungen wieder in vollkommen neuer, modernen Bedürfnissen angepaßter Form. Frohe Hoffnungen knüpften die Redner der Eröffnungsfeier an die neue museale Sammlung. Daß der oberste Vertreter des Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten persönlich erschien, war der Ausdruck größten Interesses, das die hohe Staatsverwaltung der Sammlung Schnütgen entgegenbringt.



Madonna mit dem Jesuskind (um 1400).



Kölnische Reliquienbüste (um 1400).



Vierteiliges Tafelgemälde.



Kölnische Reliquienbüste (um 1400).

Die Sammlung Schnütgen in Köln.

Der

Rückgang der friesischen Umgangssprache auf den Westseeinseln und Halligen.

Von **Christian Jensen**, Schleswig.

Soweit geschichtliche Kunde zurückgeht, haben Friesen an der deutschen Nordseeküste gewohnt, wo sie Tacitus und Dio Cassius zuerst erwähnen. Dr. Johan Winkler in Haarlem, einer der bedeutendsten Kenner des Friesenvolkes, behauptet, daß noch um das Jahr 800 unserer Zeitrechnung längs der Küste der Nordsee das Friesische mehr oder minder tief landeinwärts von Flandern bis zur jütischen Grenze gesprochen worden sei. Um die Mitte des neunten Jahrhunderts finden wir im kleineren westlichen Teile des Herzogtums Schleswig bis an den Mittelrücken heran die Friesen, deren aus der Vorgeest und den Uthlanden (Außenlanden) bestehender Wohnsitz zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts in Urkunden Nordfriesland genannt wird. Die Eider trennt sie von den Dithmarschen, die Wiedau von den Dänen. Ihre Umgangssprache ist die friesische, im Verkehr mit Fremden aber haben sie wie in ihren Rechtsbüchern um 1426 die plattdeutsche Sprache, die auch noch lange nach Einführung der Reformation Kirchen- und Gerichtssprache geblieben ist. Im siebzehnten Jahrhundert haben dann gewaltige Fluten viele Bewohner hinweggerafft und die Einwanderung fremdsprachlicher Elemente, plattdeutscher oder holländischer, veranlaßt. Das Friesische verschwand aus Eiderstedt und von den Inseln Pellworm und Nordstrand, den größten Trümmern des 1634 zerstörten Altnordstrand. Die Verschiebung der Nord- und Ostgrenze des friesischen Sprachgebiets dagegen wurde hauptsächlich durch Einwanderung dänischer Elemente herbeigeführt. Dennoch hatte Nordfriesland um 1845, als man sich 1844 auf dem ersten großen Friesenfest in Bredstedt gegen dänische Vergewaltigung zusammenschloß, etwa 12000 Friesisch sprechende Insulaner, nämlich Helgoland ungefähr 2500, Sylt 3500, Föhr 4500, die Halligen 1000 und Amrum 591. Der Umriß der Sprachgrenze der Festlandsfriesen lag damals innerhalb einer über Husum, Viöl, Joldelund, Leck und Lügum gezogenen Linie und umfaßte die ganze Küstenstrecke zwischen Rodenäs in der Horsbüllharde und Hockensbüll und Lund bei Husum, wo 18000 Festlandsfriesen wohnten*). Man hörte im Flecken Bredstedt und in den angrenzenden Kögen Plattdeutsch, sonst aber war im ganzen Amte Bredstedt mit Ausnahme der Kirchspiele Viöl und Joldelund, wo Dänisch eindrang, Friesisch die Umgangssprache. In der Tondernschen Karrharde waren friesisch die Kirchspiele Enge (Ausnahme Dorf Holzacker), Stedesand, Klintum und Schnatebüll. Leck sprach Dänisch, Deutsch und Friesisch. Die ganzen Tondernschen Marschharden waren friesisch bis auf Neukirchen, das teilweise, und Aventoft, das ganz dänisch war. Auf Föhr wurde zunächst in Wyk nach Einwanderung der von Sturmfluten vertriebenen Halligbewohner, dann in Nieblum die plattdeutsche Sprache heimisch, die auch den seit 1780 eingewanderten dänischen Landarbeitern im Verkehr mit den Insulanern zur Umgangssprache geworden ist. List auf Sylt hatte

*) Vergleiche meinen Aufsatz „Nordfriesland und das Sprachgebiet der Nordfriesen“ in „Himmel und Erde“, XXII, 5, Leipzig, Teubner, 1910.



dänische Volkssprache. Die Männer unter den Friesen wußten sich auch damals wie heute mit dem Dänischen und Deutschen wohl zu helfen, manche Frauen auf den Inseln aber konnten nur Friesisch sprechen.

Von den 34 friesischen Kirchspielen um 1840 waren 1889 mit Einschluß Helgolands noch 30 übrig, in denen reichlich 28 000 Bewohner Friesisch sprachen. Seitdem ist leider im festländischen wie im insularen Teil Nordfrieslands innerhalb dieser Kirchspiele eine bedeutende Abnahme des Friesischen als Umgangssprache zu verzeichnen. Sie ergibt sich für das Inselgebiet augenscheinlich auf Grund einer von mir 1889 und Ende 1909 nach denselben Gesichtspunkten aufgenommenen Statistik. Auf den Halligen und den Inseln Amrum, Föhr und Sylt (ohne Westerland und Norddörfer) wurde 1889 in 1921 Familien von 1165 Familien Friesisch und von 613 Familien Plattdeutsch gesprochen, und es sprachen zu Hause von 1591 Schulkindern 914 Friesisch und 528 Plattdeutsch. Im Jahre 1909 waren dort unter 2103 Familien 947, die friesische, und 778, die plattdeutsche Familiensprache hatten; von 1772 Schulkindern sprachen zu Hause 791 Friesisch und 652 Plattdeutsch. Danach waren 1889 vorhanden 60,64 Prozent Friesisch sprechende und 31,91 Prozent Plattdeutsch sprechende Familien, 1909 aber entsprechend 45,03 und 36,99 Prozent. Die Familien mit friesischer Umgangssprache nahmen ab um 15,61 Prozent, dagegen die mit plattdeutscher Umgangssprache um 5,08 Prozent zu. Im Jahre 1889 sprachen auf diesen Inseln und Halligen zu Hause 57,45 Prozent der Schulkinder Friesisch und 33,18 Prozent Plattdeutsch, 1909 aber 44,63 Prozent Friesisch und 36,79 Prozent Plattdeutsch, was bei der aufwachsenden Generation eine Abnahme der friesischen Umgangssprache um 12,82 Prozent und eine Zunahme der plattdeutschen Umgangssprache um 3,61 Prozent bedeutet.

Für die einzelnen Bezirke ergibt sich folgende Zusammenstellung: Die Zahl der Friesisch sprechenden Familien nahm ab auf den Halligen um 24,37 Prozent, auf Amrum um 27,5 Prozent, auf Föhr um 11,3 Prozent und auf Sylt um 22,8 Prozent. Plattdeutsch in den Familien nahm zu auf den Halligen 13,2, auf Amrum 13,6, auf Föhr 2,4 und auf Sylt 9,5 Prozent. Das Friesischsprechen der Kinder im Elternhause nahm ab auf den Halligen um 37,33, auf Amrum um 25,8, auf Föhr um 0,2, auf Sylt um 26 Prozent. Plattdeutsch als Familiensprache der Kinder nahm auf Föhr ab um 5,82, es nahm zu auf den Halligen um 9,84, auf Amrum um 3,5, auf Sylt aber um 14,6 Prozent. Was auf Föhr dem Plattdeutschen an Gebiet entging, kam dem Hochdeutschen zugute. Die Abnahme des Friesischen auf Sylt ist noch wesentlich größer, wenn Westerland hinzugerechnet wird. Dann hat allein die Zahl der in ihrer Familie Friesisch sprechenden Kinder im zwanzigjährigen Zeitraum um 36 Prozent abgenommen, eine Abnahme, die nur auf den Halligen übertroffen wird. Die Zahl der Friesisch sprechenden Familien in Westerland habe ich leider nicht ermitteln können; aus demselben Grunde konnte ich die Norddörfer auf Sylt nicht mit in Rechnung ziehen. Die geringste Veränderung hat unter den Inseln und Halligen die Insel Föhr aufzuweisen, ein erfreuliches Zeichen, daß man dort noch, „treu dem alten Brauch“, die liebe Muttersprache festhält, oder daß dort die Verhältnisse für die Erhaltung des Friesischen günstiger sind als auf den Inselresten der Umgebung. Auf Helgoland sprechen mindestens 85 Prozent der 2500 Bewohner in 600 Haushaltungen Friesisch*); November 1910 hatten 67,82 Prozent der Schulkinder friesische Familiensprache. Für die Halligen und die Inseln Amrum und Sylt handelt es sich bei den Familien durchschnittlich um einen Rückgang der friesischen Umgangssprache von einem Viertel des Bestandes vor 20 Jahren und bei der Familiensprache der Schulkinder um einen Verlust von mehr als einem Viertel. Die Verschiebungen der Sprachverhältnisse innerhalb der einzelnen Gebiete aufzuzeigen, ist nicht Aufgabe dieses Aufsatzes; ich werde sie in der demnächst erscheinenden neubearbeiteten Auflage meines Buches „Die nordfriesischen Inseln Sylt, Föhr, Amrum, Helgoland und die Halligen vormals und jetzt“, das mit besonderer Berücksichtigung der Sitten und Gebräuche der Bewohner bearbeitet ist, ausführlich darlegen.

Die betrübende Tatsache der verhältnismäßig schnellen Abnahme des Friesischen als Umgangssprache hat in den letzten Jahren die Frage in den Vordergrund gerückt, was zu tun ist, um den Rückgang aufzuhalten und dem endlichen Untergang der friesischen Volkssprache vorzubeugen. Nach dem Vorbilde der Bestrebungen des neunzehnten Jahrhunderts zur Erhaltung des friesischen Volkstums sind Nordfriesische Vereine begründet worden, die es sich zur Aufgabe gesetzt haben, zu retten, was noch zu retten ist. Man hat Heimatmuseen und Friesenhäuser auf Föhr und Sylt errichtet und sieht es vor allen Dingen als eine dringende Pflicht an, die Sprache in der Schrift zu bewahren, um der Nachwelt zu sagen: „So war die Sprache der Nordfriesen und so das friesische Volk!“ Eine kleine Aufgabe ist das nicht, da sich das Nordfriesische nicht wie das Westfriesische zu einer allgemeinen Schriftsprache entwickelt hat, hauptsächlich, weil eine Reihe ganz verschiedener Dialekte hemmend ist. Nach den vorbereitenden Arbeiten meist in Friesland geborener Schriftsteller haben sich namentlich die Herren Prof. Dr. Otto Bremer in Halle, der Föhrer und Amrumer Spracherzeugnisse herausgegeben hat, und Prof. Dr. Theodor Siebs in Breslau, der 1898 Sylter Lustspiele mit deutscher Übersetzung und einem Wörterbuch und 1909 „Helgoland und seine Sprache“, ebenfalls mit Übersetzung und Wörterbuch, herausgegeben hat, um die Spracherhaltung verdient gemacht. Sie haben es verstanden, den Insulanern das Kleinod ihrer Sprache zu zeigen und die wissenschaftliche Welt auf das untergehende Stück urwüchsigen Germanentums aufmerksam zu machen. Der Husumer „Nordfriesische Verein für Heimatkunde und Heimatliebe“ hat unter Leitung von Herrn Prof. Kauffmann in Kiel die Sammelarbeit für ein nordfriesisches Wörterbuch in die Hand genommen, während die „Sölring Foriining“ das Mungardsche Sylter Wörterbuch druckte. Der Altonaer Sylter Verein hat die Schuljugend der Heimatinsel mit dem von Rektor em. B. P. Möller in Hamburg herausgegebenen ausgezeichneten „Söl'ring Leesbok“ (Lesebuch in Sylter Mundart) beschenkt, dem im nächsten Jahr ein Föhrer Lesebuch folgen soll, die beide für den Schulgebrauch bestimmt sind. Auch die Herausgabe von Volksliederbüchern ist geplant. Zur Förderung dieser Sache durch Beschaffung der erheblichen Druckkosten usw. hat kürzlich eine ganze Reihe namhafter Männer, hauptsächlich Hamburger, mit Herrn Generaldirektor A. Ballin von der Hamburg-Amerika-Linie an der Spitze, einen Aufruf zu einer **Friesenspende** ergehen lassen, die zweifellos geeignet ist, dem schnellen Rückgang der Friesensprache und damit des friesischen Volkstums wirksam zu begegnen.

*) Siebs, „Helgoland und seine Sprache“. Cuxhaven 1909, S. 148.

Totenschau.

Der Reichstagsabgeordnete **Philipp Köhler**-Langsdorf ist am 10. Januar im Alter von 51 Jahren an Herzschlag in seinem Heimatsort gestorben. Er war am 6. August 1859 in Langsdorf in der Wetterau (Oberhessen) geboren und seinem Berufe nach Landwirt. Im Jahre 1890 wurde er in die hessische Zweite Kammer gewählt, der er bis zu seinem Tode angehörte, und deren zweiter Präsident er von 1905 bis 1908 gewesen ist; 1893 entsandte ihn der Wahlkreis Hessen 1 (Gießen-Grünberg-Nidda) zum erstenmal in den Reichstag, dem er mit Ausnahme der Jahre 1903 bis 1906 angehört hat. Er war Mitglied der Wirtschaftlichen Vereinigung.

Der Musiker und Musikschriftsteller **Richard v. Perger** ist am 11. Januar in Wien im Alter von 56 Jahren einem Herzleiden erlegen. Geboren am 10. Januar 1854 in Wien, wandte sich v. Perger dem Musikstudium zu, machte 1878 den Bosnischen Feldzug mit, vollendete danach seine Studien (seit 1880 bei Brahms) und wurde 1890 als Gernsheims Nachfolger Musikdirektor in Rotterdam, 1895 Dirigent der Konzerte der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien, 1897 auch vorübergehend Chormeister des Wiener Männergesangvereins, 1899 Direktor des Wiener Konservatoriums, der jetzigen staatlichen Hochschule für Musik. Er bekleidete ferner die Stellung eines Generalsekretärs der Gesellschaft der Musikfreunde. Als Komponist stand er unter dem Einfluß von Brahms.

Der Maler **Hermann Pleuer** ist am 6. Januar in Stuttgart nach langem Leiden gestorben. Am 5. April 1863 in Stuttgart als Sohn eines Ziseleurs und Graveurs geboren, besuchte Pleuer die dortige Zeichenschule des Professors Eduard Herdtle, von 1879 bis 1881 die Kunstgewerbeschule, später die Kunstschule und studierte von 1882 bis 1883 an der Münchener Akademie. Seit 1886 lebte er als freier Künstler in seiner Vaterstadt.

Der Erbküchenmeister der Kurmark Brandenburg, Oberstleutnant a. D. **Werner Graf von der Schulenburg-Nimptsch**, Fideikommißherr auf Beetzendorf, ist am 5. Januar in Beetzendorf, Kreis Salzwedel, im 82. Lebensjahre gestorben. Er vertrat den Wahlkreis 1 Magdeburg (Salzwedel-Gardelegen) im konstituierenden Reichstag und in der ersten Legislaturperiode des Norddeutschen Bundes als konservativer Abgeordneter und gehörte auch 1871 als Vertreter desselben Kreises dem deutschen Reichstag an, jedoch nur kurze Zeit, da seine Wahl für ungültig erklärt wurde. Graf Werner von der Schulenburg-Nimptsch war am 1. April 1829 in Beetzendorf geboren und seit 23. September 1854 mit Bertha Gräfin von der Schulenburg-Wolfsburg vermählt.



Gesamtansicht des nach dem Entwurf von Franz Brantzky ausgeführten Neubaues.

Die Sammlung Schnütgen in Köln.



Agnes Sorel, 1445.



„Baseler Schenkin“ (Holbein), 1530.

Modetorheiten aller Jahrhunderte.

Von **Louise Schulze-Brück.**

Wie viele tiefsinnige Betrachtungen sind schon angestellt und wie viele Federn stumpf geschrieben worden über die rätselhafte Neigung der Frau, die ihr von der Natur gegebenen Körperformen durch ihre Kleidung zu verändern! Alle möglichen Motive sind ihr untergeschoben worden; den Nagel auf den Kopf aber hat vielleicht jener Satiriker getroffen, der behauptet, diese Sucht habe einen sehr einfachen Grund. Die Frau wolle bekanntlich alles besser wissen, nun wolle sie natürlich auch besser wissen als der Herrgott, wie ein Frauenkörper eigentlich beschaffen sein müsse, um schön zu sein, und darum versuche sie, ihn beständig durch die Kleidung zu verändern.

Seltsam! Den Frauen wird immer und immer wieder vorerzählt, vorgesungen und — gedichtet, daß die Frau die Krone der Schöpfung sei, der Frauenkörper das Meisterwerk der Natur. Aber sie scheinen wirklich damit immer noch nicht zufrieden zu sein; sie wollen das Meisterwerk eben noch übermeistern. Schon unsere Stammutter Eva wird sich wohl nicht lange mit der Feigenblattschürze begnügt haben, und wir wissen aus den Pyramidenfunden, daß die Frauen schon vor ungezählten Jahrtausenden ihren Leib in Binden einschnürten, um ihn schlanker erscheinen zu lassen, als die Natur ihn gab. Die griechischen Frauen umwickelten zu diesem Zweck ihre Taille mit Leinenstreifen — die Venus von Milo scheint also bereits damals nur das Ideal des Mannes, keineswegs das der Frau gewesen zu sein — und das Korsett hat durch viele Jahrhunderte hindurch seine mörderische Mission getreulich erfüllt.

Bei allen Kulturvölkern scheint das Korsett als Verschönerungsmittel gegolten zu haben. Wir heute Lebenden sind davon durchdrungen, daß wir die Höhe aller bis jetzt dagewesenen Kultur erreicht haben, und doch hat das Jahr 1907 unseren Frauen wieder die starke Einschnürung der Taille als Modegesetz gebracht, all dieser Kulturhöhe zum Trotz!

Mit der Einschnürung der Taille allein aber begnügte sich die Frau nicht. Sie versuchte auch beständig, diese stärkste Einschnürung zu verrücken, nach oben oder nach unten zu verschieben. In jedem Jahrhundert wechselte die Stelle des von der Frau so hübsch so bezeichneten „Taillenschlusses“. Davon geben uns Hunderte von Abbildungen eine Anschauung. Auch das ist nicht einmal eine Mode der letzten Jahrhunderte; denn schon das Peplum wurde höher oder niedriger gegürtet, je nach der augenblicklich herrschenden Mode, und als dann das Korsett aufkam, wurde es abwechselnd lang- oder kurzschnürend getragen. Völlig röhrenförmige Taillen wechselten ab mit solchen, bei denen wenigstens Busen und Hüften der Frau sich ausdehnen durften und nur die Mitte stark eingepreßt wurde. Und wir haben im letzten Jahrhundert, seitdem die rasch wechselnde Mode die früheren stabileren Trachten ablöste, allein vier- oder fünfmal eine solche Wandlung zu verzeichnen gehabt.

Das Empirekleid ließ dem Körper eine Zeitlang seine volle Freiheit — ein letzter Nachklang der allgemeinen Befreiung durch die große französische Revolution; die Biedermeierfrau aber schnürte sich bereits wieder eine ganz kurze und möglichst schlanke Taille. Ihr folgte die Schneppentaille, die die Röhrenform hervorbrachte. Dann trat plötzlich ein Umschwung ein; die Moden der fünfziger und sechziger Jahre verkümmerten den Oberkörper der Frau völlig zugunsten des Unterkörpers, der enorme Dimensionen annahm. Und dann gab es wieder einen schnellen Wechsel. Das Panzerkorsett fürchterlichen Angedenkens erschien auf der Bildfläche, das unter den Armen begann und bis tief über den Leib reichte. Seine Herrschaft dauerte, obgleich



Königin Elisabeth von England, 1588.



Katharina von Medici, 1545.



Maria von Medici, 1617.





Krinoline aus der Zopfzeit 1776.



Rokokodame mit Mohr 1776.

etwas gemildert, bis ins letzte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, wo eine Zeit kam, die dem Körper der Frau wenig Zwang antat, vorausgesetzt, daß dieser sich der damals außerordentlich beliebten Lilienschlankheit erfreute. Alle Rundungen waren verpönt, und alle jene, welche die von der Natur der Frau nun einmal verliehene Körperfülle besaßen, beeilten sich, den Überfluß so schleunig wie möglich entweder durch Hungerkuren wegzubringen oder durch höchst kunstvolle Korsette zu vertuschen. Hierauf kam die Zeit der sog. geraden Front, und dann erschien plötzlich wieder auf der Bildfläche die stark geschnürte Taille, deren wir uns heute noch erfreuen. Daneben gingen das Reformkleid, das angeblich den Körper der Frau von allem Zwang befreien sollte, und als Modekleid das sog. Empirekleid, dessen Trägerinnen sinnigerweise unter dem kurztailligen Kleide, das den Taillenschluß nicht markiert, fest zugezogene Korsette tragen, um eine schlanke Taille auch unter dieser losen Form vorzutäuschen. Übrigens ist unser schlimmstes Panzerkorsett noch immer ein harmloses Instrument, verglichen etwa mit dem Korsett der Maria von Medici, von dem uns Abbildungen erhalten sind, und das sich als förmlicher Panzer aus dreifingerbreiten Eisenstäben darstellt, die den Körper so mitleidlos einschnüren wie die eiserne Jungfrau.

Die Einschnürung der Taille aber ist es nicht allein, die unsere Frauen in Szene setzen, um die Natur zu übermeistern, obgleich sie die stärkste Modetorheit durch alle Jahrhunderte hindurch geblieben ist. Es gibt kaum ein Glied des Frauenkörpers — mit alleiniger Ausnahme der Hände — das nicht dieser Sucht wie einer epidemischen Krankheit zum Opfer gefallen wäre.

Da ist vor allem die Krinoline, dieses seltsamste Prunk- und Prachtstück weiblicher Eitelkeit, weiblicher Erfindungsgabe und weiblicher Torheit. Über die Krinoline könnte man Bände schreiben, wenn sie nicht schon geschrieben wären. Die Geschichte der Krinoline ist beinahe vierhundert Jahre alt. Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts tauchte sie in Spanien auf, in dem Lande, das damals in allen Dingen der Kleiderpracht als das erste galt. Sie hatte in ihrem Uranfang in der Tat einige Berechtigung; denn sie sollte ursprünglich dazu dienen, die außerordentlich schweren, faltenreichen, starren Brokatgewänder der vornehmen Spanierin zu stützen. Indes schon damals war es den Frauen schwer möglich, sich von Übertreibungen freizuhalten, und so wurde aus der stützenden Hilfe sehr bald das Ding an sich, die Krinoline, der Reifrock. Er nahm ungeheuerliche Dimensionen an, die Formen veränderten sich ebenfalls. Der erste Reifrock hatte Kegelform und erweiterte sich dann schnell zur Riesenglocke. In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts begann er bereits unmittelbar unter der Taille und wurde sofort so weit, daß die Ellbogen auf dem Gestell ruhten, das weit über sie hinwegstand. Damals gab der französische Witz ihm den hübschen Namen „Vertugadin“, und viele satirische Verse jener Zeit beschäftigten sich mit diesem Berufe des Reifrocks, den man indes allem Anschein nach für ziemlich verfehlt hielt. Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts verschwand der „Tugendwächter“; vielleicht waren die Französinnen überzeugt, daß sie keinen brauchten. Erst um 1710 tauchte er wieder in Paris auf. Er wurde bei seinem Debüt — von zwei besonders korpulenten Schwestern getragen, die sich in einem außerordentlich heißen Sommer dadurch etwas Kühlung verschaffen wollten — mit Hohn und Spott überschüttet; aber wenige Tage nachher wurde er als unbestrittener Sieger anerkannt. Sehr schnell wurde er zu einem wahren Ungetüm. Die Krinolinenträgerinnen aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts konnten eine Flügeltür nur unter seitlichem Hindurchschieben passieren; es gab ergötzliche Streitigkeiten bei Hof und in bürgerlichen Kreisen, weil die eine Krinolinenträgerin der andern den ihr gebührenden Raum streitig machte. Den Predigerfrauen mußten in den Kirchenstühlen doppelte und dreifache Plätze bewilligt werden behufs Unterbringung des Reifrockes, kurz, es kam unter den Krinolinenträgerinnen zu den allerlächerlichsten Mißhelligkeiten, die oft genug zu blutigen Renkontres zwischen Gatten, Freunden und männlichen Verwandten führten.

Zur Zeit Ludwigs XIV. war der Krinolinentaumel auf der Höhe. Erklärlich genug, denn die enorme Weite dieser Gebäude erlaubte eine ungeheure Luxusentfaltung, und die verschiedenen Geliebten des Sonnenkönigs konnten sich daran nicht genugtun, die zwanzig bis dreißig Ellen weiten Krinolinenröcke mit kostbaren Bändern, Stickereien, Spitzen und Blumen zu behängen. Um jene Zeit kamen auch allerhand ganz ausgefallene Krinolinenformen auf. So trug man beispielsweise die Contouche, ein Reifengestell, das unter den Armen begann, sich sofort in der Taillengegend sehr stark erweiterte und von da an die Gestalt wie eine ungeheure Tonne umgab. Um den Hüftumfang zu vergrößern, trug man unter dem Reifrock sog. Paniers, kolossale Hüftenpolster oder auf den Hüften aufgebundene, dick gepolsterte Säcke, „poches“ genannt. Etwas bescheidener wurde der Reifrock erst unter der Regierung Ludwigs XVI. Doch ist dieses „Bescheiden“ nur sehr bedingt zu nehmen; denn die Reifröcke der unglücklichen Marie Antoinette besaßen immerhin noch eine für unsere Begriffe riesenhafte Ausdehnung. Dann kam die Revolution, und der Reifrock verschwand und tauchte erst wieder um das Jahr 1830 auf, wo er als Stütze der Biedermeierkleider ein ruhigeres Dasein führte, bis die Kaiserin Eugenie ihn in der Zeit vor der Geburt des kaiserlichen Prinzen zu neuen Ehren und zu neuer Weite brachte. Damals hielt er sich fast zwanzig Jahre, verschwand dann und erstand zur Zeit unserer Mütter in einer neuen Form als Turnürenrock, durchaus nicht vernünftiger als die Reifröcke der früheren Jahrhunderte, sondern noch bedeutend grotesker.

Augenblicklich harrt er seiner neuen Auferstehung, deren Möglichkeit ihm freilich von unseren Damen aufs heftigste abgestritten wird. Das wird man abwarten müssen. In Modedingen wird das Unmöglichste alle Tage Ereignis; denn wir werden unseren Müttern Vernunft in solchen Dingen gewiß nicht abstreiten können, und doch trugen sie die Turnüre, jene merkwürdigste, sonderbarste und sinnloseste aller Modetorheiten. Wenn man heute die Abbildung einer solchen Turnürenfrau betrachtet, dann fragt man sich, aus welchem Begriffe heraus sich dieses Monstrum entwickeln konnte. Eine Erklärung dafür findet man wohl nur in der allgemeinen Beantwortung



Die Unterkleidung einer Schönen aus der Zopfzeit 1780. (Modekarikatur.)



Ausartung der Frisuren um 1790.

Modetorheiten aller Jahrhunderte.





Karikatur auf die Übertreibungen der Hutmode 1804.

der Frage über die Ursache aller dieser Modetorheiten. Sie ist ganz einfach. Die Frau sah in einer zunächst kleinen Übertreibung der speziell ihr eignen Körperformen ein Mittel, sich anziehender und verführerischer zu machen. Die Krinoline und die Turnüre sollten die Frau ursprünglich majestätischer erscheinen lassen. Die Einschnürung der Taille geschah, um das Wohlgefallen des Mannes an der dadurch vorgetäuschten größern Fülle des übrigen Körpers zu erwecken. Bei jeder Modetorheit entdeckt man, wenn man auf ihren Ursprung zurückgeht, diesen Grund. Die Übertreibungen der Mode sind ihren ersten Schöpferinnen nicht zur Last zu legen. Sie entstehen aus dem Wunsche der Frau, die anderen ihres Geschlechts zu übertreffen, ohne daß dabei Erwägungen angestellt werden über das Schöne, Ästhetische oder Vorteilhafte der augenblicklichen Modelaune. Hat eine solche Modetorheit ihren Gipfel erreicht, so verschwindet sie meist urplötzlich, und es ist charakteristisch, daß dann gewöhnlich das ganz entgegengesetzte Prinzip zur Geltung gelangt. So folgen nach Moden, die den Unterkörper besonders hervorheben, solche, die den sehr engen Rock betonen, nach sehr weiten Ärmeln besonders enge, auf riesengroße Hüte winzige, auf lange Taillen kurze. Der Ärmel ist auch solch ein Lieblingskind der Mode, dem sie alle möglichen Formen zu geben liebt. Unsere Bilder zeigen das sehr deutlich, ebenso wie den jähen Wechsel der Mode.

Besonders reich an Modeausschreitungen ist das achtzehnte Jahrhundert, das Krinoline, Panier und Poche sowie die ausschweifenden Frisuren, von denen unsere Abbildungen einige hübsche Proben bringen, gezeitigt hat. Aber schon das Bildchen der Agnes Sorel aus dem Jahre 1445 zeigt uns, daß die Frauen bereits damals auf die merkwürdigsten Bekleidungsideen verfielen. Vom nadelspitzen Schuh an bis zur Höhe des sonderbaren Kopfputzes gibt es da eine ganze Menge Torheiten. Die Schleppe die ja auch im Grunde eine solche ist, war damals schon recht ansehnlich, die Taille sehr verkürzt. Das Hauptstück aber war die Kopfbedeckung, die, aus schwerem Samt gearbeitet, mit reichen Stickereien verziert war, und an der der lange, herabhängende Teil besonders bemerkenswert ist. Wie schwer und unbequem eine solche Kopfbedeckung sein muß, ist auf den ersten Blick zu erkennen. Ein ebenfalls charakteristisches Bild gewährt die Holbeinsche „Baseler Schenkin" aus dem Jahre 1530. Hier tritt eine andere Modetorheit sehr lebhaft in die Erscheinung: die sonderbare Haltung, die nach strenger Modevorschrift beobachtet wurde. Der Leib tritt ungeheuerlich heraus; die Frauen jener Zeit müssen eine völlige Verschiebung des Gleichgewichts zustande gebracht haben. Die stark ausgeschnittene Taille spricht nicht gerade für die Sittsamkeit der Baseler Bürgerinnen, allerdings nur nach unseren Begriffen, denn die züchtigsten Frauen des Mittelalters trugen diese stark ausgeschnittenen Gewänder.

Ein Bildnis der Katharina von Medici, der Gattin Heinrichs II., aus dem Jahre 1545 zeigt die steife, unsinnige Tracht jener Zeit sehr charakteristisch. Die Ärmelpuffen erheben sich bis zur Höhe der Ohren, die Halskrause geht ebenso hoch, die ganze Figur, vom Busen an, ist unnatürlich eingeschnürt. Und dann das Bild der Maria von Medici aus dem Jahre 1617. Hier ist die Unnatur auf die Spitze getrieben. Die ungeheure spanische Krause trägt ihren Namen Mühlsteinkrause mit Recht. Der Kopf liegt auf ihr wie auf einer enormen Schüssel. Der Arm in dem gewaltigen Ärmelbausch ruht auf dem Hüftkissen, das eine Krinoline von gar nicht zu berechnender Weite ergänzt. Die Taille ist stark geschnürt, und das reiche Brokatkleid muß von einer lastenden Schwere gewesen sein. Der Kopf mit dem kleinen, dreieckigen Häubchen verschwindet völlig gegenüber der gewaltigen, ins Imposante gezerrten Figur.

Das achtzehnte Jahrhundert machte dann all dieser Steifheit ein Ende, obgleich auch der Reifrock dieser Zeit und die geschnürte Taille der natürlichen Anmut keinen Spielraum gaben. Aber die „Dame mit dem Mohr" ist wenigstens nicht so ganz aus Eisenstäben, Fischbein und Brokat zusammengesetzt. Die Seide ihrer Gewänder wird leichter; Blumen, Bänder und Spitzenschmuck geben der Toilette das Frivole jener Epoche. Die Frisuren dieser Zeit waren wohl das Stärkste, was sich die Mode jemals an Ausartungen geleistet hat. Sehr drollig sind die Namen dieser Ziergebäude. Die Dame mit dem Schiffe auf dem Haupte repräsentiert den Triumph der Freiheit. Die Frisur heißt: Coiffure à l'Indépendance ou le Triomphe de la liberté. Die übrigen heißen: „Coiffure nouvelle ditte la Caprice des jolies femmes", „La nouvelle Angloise", „Toque à l'Italiano ou l'acteur de la Jalousie".

Sehr amüsant ist eine Karikatur aus der Zopfzeit um 1780, „Supplément des Grâces effanées". Hier vereinigen sich das eiserne Korsett, die Buffante und die Poche, um der alternden Schönen die modernen Reize zu leihen.

Es kam dann die Zeit der Revolution und damit die Zeit der lockern Kleidung und das Empire mit seiner zum Teil sehr schönen, dem Körper angepaßten Gewandung. Die



Karikatur aus der Biedermeierzeit 1830.



Krinolinen von 1858.



Krinolinen von 1858.

Modetorheiten aller Jahrhunderte.



Überschreitungen dieser Mode zeigt eine Karikatur von 1804, die nach mehr als einer Richtung hin modern ist. Die beiden Damen mit den enormen **Hüten**, die soeben das Theater besuchen, gehen ungerührt in ihren aussichtversperrenden Kopfbedeckungen am „Parterre" vorüber, obgleich sie ein angeschlagenes „Avertissement" folgendermaßen benachrichtigt: „Liebenswürdige, artige und höfliche Frauenzimmer nehmen die Hüte im Parterre ab, die übrigen mögen sie aufbehalten." Ob ein „Avertissement" in unseren Theatern und Konzertsälen heute nicht genau den gleichen Effekt haben würde?

Aus der darauffolgenden Biedermeierzeit stammt die köstliche Karikatur: „Shady Retreats for Summer or the Tip of the Ton!" mit der Unterschrift: „Can such Things be! and Overcome us like a Summer's cloud, without our special Wonder? you lit me make it orderly and Well-According to the Fashion of the Time."

Wir kommen zum neunzehnten Jahrhundert: einen Teil der hier dargestellten Moden werden viele unserer Leser noch aus eigner Anschauung kennen. Krinoline, Burnus und Schutenhut sind im Grunde nicht viel lächerlicher als der Turnürenrock aus dem Jahre 1874. Die Turnüre wurde damals sogar bei den wenigen sportlichen Gelegenheiten getragen, die den Frauen jener Zeit geboten wurden. Die Reiterin mußte die Turnüre ebenso anlegen wie die Schlittschuhläuferin und die Bergsteigerin. Es galt — horribile dictu — damals ernsthaft als durchaus unanständig, turnürenlos zu erscheinen. Die wirklichen Körperformen waren verpönt; die wenigen, die es wagten, der Mode zu trotzen, wurden verlacht, verhöhnt und tatsächlich beinahe für schamlos erklärt.

Die schlanke Mode, die der Turnürenmode ohne Übergang folgte, erstrebte andere Wirkungen. Die Körperformen, die man so lange verhüllte, wurden aufs deutlichste zur Schau getragen. Die 1,50 m weiten Röcke (!) wurden mit festen Schnüren so stark nach rückwärts gebunden, daß eine Modedame jener Zeit den Rinnstein nur mit einer seitlichen Drehung und unter Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln zu überschreiten vermochte. Überhaupt waren alle Kleidungsstücke außerordentlich eng, und der Gang der Frauen jener Jahre wurde zu einem trippelnden Hüpfen, das das gewöhnliche Schrittmaß um mehr als die Hälfte verkleinerte.

Den stärksten Gegensatz dazu bildet die Mode der neunziger Jahre mit dem unförmlichen Keulenärmel, dem Glockenrock und dem Stuartkragen, über deren Berechtigung man heute eigentlich nichts mehr zu sagen braucht.

Und die heutige Mode? Was werden wir in zwei, in drei Jahren von ihr sagen, von den futteralartig anschließenden Röcken, von dem famosen „Reifenkleid", das die Knie zusammenzubinden scheint, von den Hüten der letzten Zeit — den ungeheuerlichen Topf- und Glockenformen mit den wilden Federgarnituren, von den sog. Frackkorsetten, die den Körper genau so einengen wie das Panzerkorsett oder der Schnürleib der Maria von Medici und durch ringsum angebrachte Strumpfbandhalter die Bewegung des weiblichen Körpers noch besonders einschränken? In das zwanzigste Jahrhundert fällt auch das Bestreben, die Hüften der Frau so viel als möglich unsichtbar zu machen. Unsere vor ein paar Jahren modernen Botticelli- und Burne-Jones-Figuren werden vielleicht in hundert Jahren das Entsetzen aller Beschauenden erregen! Möglicherweise werden dann die Frauen gelernt haben, ihre Kleidung den Gesetzen der Hygiene wie der Schönheit gleichmäßig anzupassen, aber eine Gewißheit ist das für uns Heutige nicht. Denn die letzten Modeschwankungen haben leider von neuem gezeigt, daß die Frau des zwanzigsten Jahrhunderts sich ihnen noch bedingungslos unterwirft, mögen sie auch durchaus unhygienisch, unschön und unästhetisch sein.


Turnürentorheit 1874.


Die „gebundene Mode" 1880.


Glockenrock und Keulenärmel von 1896.

Modetorheiten aller Jahrhunderte.

Roderich Benedix.

(Zur Wiederkehr seines hundertsten Geburtstags.)

Am 21. Januar 1811 wurde Roderich Benedix, eine der bekanntesten und liebenswürdigsten Erscheinungen in der deutschen Dichterwelt, geboren. Frische und Wärme, gesunder Humor und Innigkeit der Empfindung durchwehen seine Werke; hinzutreten des Dichters sonnig-heitere Lebensauffassung und seine milde, versöhnliche Beurteilung des menschlichen Gemüts mit allen seinen Fehlern und Schwächen. Daraus vor allem resultiert seine ungewöhnliche Beliebtheit beim großen Publikum, daraus seine glänzenden und dauernden dichterischen Erfolge.

Roderich Benedix war ein Kind des Sachsenlandes, in Leipzig stand seine Wiege. Hier verlebte er eine glückliche, ungetrübte Jugend. Seine Bildung erhielt Benedix auf der Fürstenschule in Grimma und dann auf der Thomasschule seiner Vaterstadt. Hier wie dort machte er als aufgeweckter, strebsamer Schüler gute Fortschritte. Eins aber hat ihm bei diesem Unterricht nimmer gefallen, und er hat dies wiederholt auch zum Ausdruck gebracht: die Art und Weise, wie der Sprachunterricht erteilt wurde. Überall öder grammatischer und syntaktischer Formelkram, vom Eindringen in den Geist der Sprache war kaum je die Rede. So hat denn auch Benedix erst später, aus sich selbst heraus, erkannt, daß die Sprachen organisch entwickelte Produkte des Volksgeistes sind und als solche denn doch mehr als ein bloßes Konglomerat von Regeln bedeuten.

Für ein akademisches Brotstudium hatte Benedix, in welchem sich schon frühzeitig der Dichter und Schauspieler regte, keinerlei Neigung. Darum wandte er sich, mancher eindringlichen Gegenvorstellung zum Trotz, nach Absolvierung des gymnasialen Kurses der Bühnenlaufbahn zu. Sieben Jahre verbrachte er in der Folge als Schauspieler und Sänger. Er hatte zunächst Anstellung bei der Bethmannschen Schauspielertruppe gefunden und mit ihr insbesondere die größeren Städte Thüringens bereist, dann aber war er als begabter Tenorist durch die Rheinlande und Westfalen gezogen und hatte dermaßen alle Leiden und Freuden eines Künstlerwanderlebens von Grund aus kennen gelernt.

Dieses ruhelosen Lebens ungeachtet war Benedix, der als ein Knabe fast noch sich schon in hexametrischen Übersetzungen aus Homer und Ovid versucht und auch eine eigene Dichtung in dieser antiken Versform verfaßt hatte, noch Muße zum Schreiben geblieben. Aus dieser Betätigung ging neben einigen Erzählungen auch ein Lustspiel hervor. Inzwischen war Benedix nach Mainz und Wiesbaden und später als Regisseur des Wintertheaters nach Wesel gekommen. In Mainz hatte er Ende der dreißiger Jahre sein Lustspiel „Das bemooste Haupt" geschrieben und darin die Studentenpoesie entdeckt. Obgleich sich dem Stück aus wer weiß welchen Ursachen die Hoftheater damals verschlossen hielten, machte es sehr bald unter dem entschiedensten Beifall die Runde über alle übrigen Bühnen Deutschlands. Es war Benedix' erster großer Erfolg und wurde für sein weiteres Leben entscheidend. Nur eins betrübte ihn dabei tief ins Herz hinein, daß dies seine gute Mutter, an der er mit inniger Liebe hing, nicht mehr erlebte. „Sie hat mir", so schreibt er, „durch ihren Tod den bittersten Schmerz meines Lebens bereitet. Sie starb kurz vorher, als ich den ersten Erfolg errang. Die Freude über diesen wäre ein kleiner Dank meinerseits für ihre Liebe gewesen. Ich habe ihr diesen Dank schuldig bleiben müssen." Der Dichter entsagte fortab der Bühne als ausübender Künstler.

In Wesel, wo er eine Zeitlang die Volkszeitschrift „Der Sprecher" redigierte, verfaßte Benedix neben anderen Stücken seinen prächtigen „Doktor Wespe", der an äußerem Erfolg „Das bemooste Haupt" noch übertraf, und siedelte dann 1842 nach Köln über, wo er gleichfalls eine überaus rührige literarische Wirksamkeit entfaltete, daneben indes noch Zeit fand, sich lehramtlich zu betätigen und — last not least — Vorlesungen vor größeren Kreisen abzuhalten. Über dreißig Stücke hat er in Köln, wo er mit kurzer Unterbrechung dreizehn Jahre lebte, geschrieben; außerdem, neben anderem noch, seinen frischen und lebendigen, weil auf eigener Erfahrung beruhenden Roman in zwei Bänden „Bilder aus dem Schauspielerleben". Im Jahre 1849 war Benedix in Köln eine Lehrstelle für Literatur und Deklamation an der von Ferdinand Hiller begründeten Rheinischen Musikschule übertragen worden. Aus dieser äußeren Veranlassung heraus schrieb er sein durchaus schätzenswertes Werk „Der mündliche Vortrag". Es war eine mühevolle, zeitraubende Arbeit; sechs Jahre hat er zu dem Buche gebraucht, das in drei Bänden die Betonung der Sprache, unabhängig von der grammatischen Satzbildung, lichtvoll und gemeinverständlich behandelt. „So mühsam dieses Werk auch war," sagt der Verfasser, „hat es mir doch große Freude gemacht; denn in den Betonungsgesetzen der Sprache liegen die größten, fast unbekannten Feinheiten, welche zu erforschen einen hohen Genuß gewährte." Nicht unterlassen möchten wir, an dieser Stelle noch auf drei andere sehr empfehlenswerte didaktische Werke Benedix' hinzuweisen: „Das Wesen des deutschen Rhythmus", „Katechismus der Redekunst" und „Katechismus der deutschen Verskunst". Diese im Verlage von J. J. Weber in Leipzig erschienenen, nach Inhalt und Form gleich vortrefflichen Schriften stellen auch heute noch einen wertvollen Bestandteil jeder Bibliothek dar.

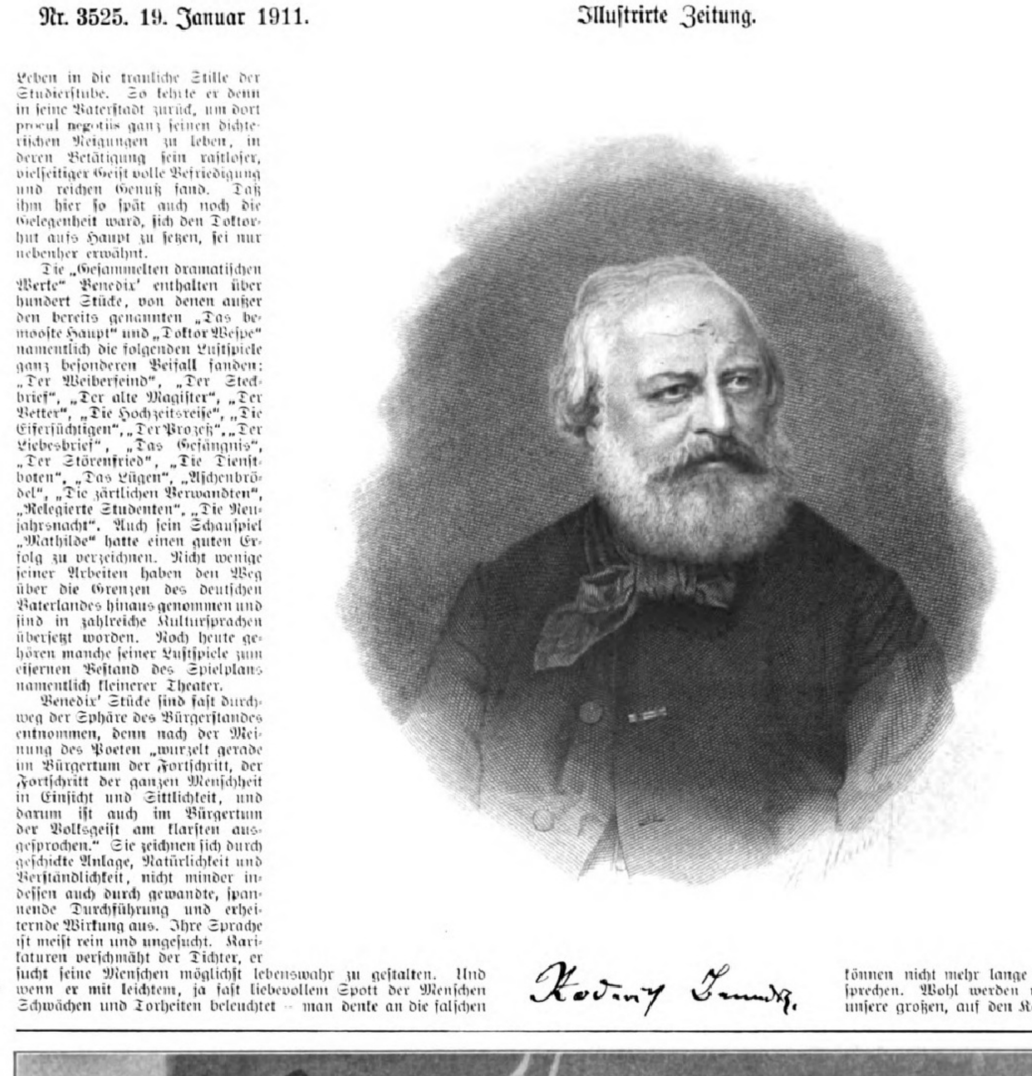
Im Jahre 1855 ging Benedix als Direktor des dortigen Stadttheaters nach Frankfurt a. M., mehr und mehr aber zog es den Dichter aus dem unruhigen öffentlichen



Leben in die trauliche Stille der Studierstube. So kehrte er denn in seine Vaterstadt zurück, um dort procul negotiis ganz seinen dichterischen Neigungen zu leben, in deren Betätigung sein rastloser, vielseitiger Geist volle Befriedigung und reichen Genuß fand. Daß ihm hier so spät auch noch die Gelegenheit ward, sich den Doktorhut aufs Haupt zu setzen, sei nur nebenher erwähnt.

Die „Gesammelten dramatischen Werke" Benedix' enthalten über hundert Stücke, von denen außer den bereits genannten „Das bemooste Haupt" und „Doktor Wespe" namentlich die folgenden Lustspiele ganz besonderen Beifall fanden: „Der Weiberfeind", „Der Steckbrief", „Der alte Magister", „Der Vetter", „Die Hochzeitsreise", „Die Eifersüchtigen", „Der Prozeß", „Der Liebesbrief", „Das Gefängnis", „Der Störenfried", „Die Dienstboten", „Das Lügen", „Aschenbrödel", „Die zärtlichen Verwandten", „Relegierte Studenten", „Die Neujahrsnacht". Auch sein Schauspiel „Mathilde" hatte einen guten Erfolg zu verzeichnen. Nicht wenige seiner Arbeiten haben den Weg über die Grenzen des deutschen Vaterlandes hinausgenommen und sind in zahlreiche Kultursprachen übersetzt worden. Noch heute gehören manche seiner Lustspiele zum eisernen Bestand des Spielplans namentlich kleinerer Theater.

Benedix' Stücke sind fast durchweg der Sphäre des Bürgerstandes entnommen, denn nach der Meinung des Poeten „wurzelt gerade im Bürgertum der Fortschritt, der Fortschritt der ganzen Menschheit in Einsicht und Sittlichkeit, und darum ist auch im Bürgertum der Volksgeist am klarsten ausgesprochen." Sie zeichnen sich durch geschickte Anlage, Natürlichkeit und Verständlichkeit, nicht minder indessen auch durch gewandte, spannende Durchführung und erheiternde Wirkung aus. Ihre Sprache ist meist rein und ungesucht. Karikaturen verschmäht der Dichter, er sucht seine Menschen möglichst lebenswahr zu gestalten. Und wenn er mit leichtem, ja fast liebevollem Spott der Menschen Schwächen und Torheiten beleuchtet – man denke an die falschen zärtlichen Verwandten, die eifernden Schwiegermutter, die zerstreuten Professoren usw. – so erinnert er damit lebhaft an die harmlosen Satiren seines sächsischen Landsmannes Rabener. Neben aller Situationskomik schlägt er auch nicht selten die Saiten des Gemüts an und ruft helle Tränen der Rührung hervor. Besonderer Bühnenmittel, die nur den Zweck haben, die Sinnenlust anzuregen, hat sich Benedix nie bedient.



Seine Volksschriften und Erzählungen, welch letztere teils in Zeitschriften zerstreut, teils in dem von ihm herausgegebenen „Niederrheinischen Volkskalender" niedergelegt waren, sind heute vergessen. Nicht aber die nach seinem Tode erschienene Schrift „Die Shakespearomanie", in der Benedix, bei aller Anerkennung des britischen Dichters, entschieden gegen die übertriebene Bewunderung Shakespeares Verwahrung einlegt.

Am 26. September 1873 starb Roderich Benedix nach längerem Leiden in seiner Vaterstadt Leipzig. Er ist keine der großen Leuchten am deutschen Dichterhimmel und hat es auch nie verstanden, auf hohem Kothurn einherzuschreiten. Es hätte dies seinem bescheidenen und gemütvollen Wesen durchaus widerstrebt. Aber solange es ein deutsches Lustspiel gibt, wird auch sein Name ehrenvoll genannt werden.

J. Feuder.

Unsere neue feldgraue Uniform.

Zum erstenmal sind im vorigen Jahre bei den großen Kaisermanövern in Preußen unsere Truppen in der neuen feldgrauen Uniform aufgetreten und haben damit unseren Augen ungewohnte Bilder geboten. Nun heißt es also wirklich Abschied nehmen von den alten farbenfrohen Uniformen, den roten Husaren, den hellblauen Dragonern und weißen Kürassieren, und wir können nicht mehr lange von unseren braven „blauen Jungen" sprechen. Wohl werden noch einige Jahre dahingehen, bis all unsere großen, auf den Kammern lagernden Bestände verbraucht



J. Bédorez: Plätterinnen.

sind, denn es handelt sich dabei um Millionen, und die spielen denn doch eine zu große Rolle, um sie ohne allzu zwingende Gründe auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen. Aber die Entscheidung ist gefallen, und wenn's heute in den Krieg geht, dann wird schon der größte Teil des Heeres feldgrau hineinziehen. Im Frieden aber werden all unsere schönen jetzigen Uniformen langsam verbraucht werden.

So wird das Jahr **1910** für die äußere Erscheinung unseres Heeres einen Merkstein für alle Zeit bedeuten. Nach jahrelangen Versuchen hat man sich für „feldgrau" bei uns entschieden, d. h. eine Farbe, die in der Hauptsache grau ist und einen Ton ins Bräunliche hat. Diese Farbe erhalten alle Truppen mit Ausnahme der Jäger und Schützen sowie der Jäger zu Pferde, für die, im Anklang an ihre alte historische Farbe, „grüngrau" gewählt ist.

Den ersten Anlaß zu Versuchen, bei der großen Tragweite und Feuerschnelligkeit der modernen Waffen eine weniger sichtbare Farbe zu wählen, gab der Burenkrieg, in dem die englischen Truppen mit ihren weithin leuchtenden Uniformen sehr große Verluste erlitten, die übrigens auch zum Teil ihrer unzweckmäßigen Taktik zuzuschreiben waren. Schleunigst kleidete England alle seine Truppen in „Khaki", eine erdgraue Farbe (persisch), die es bereits in seinen Kolonialkriegen angewendet hatte. Dann kam der Russisch-Japanische Krieg, in dem ein Teil der Japaner schon in weniger sichtbaren Farben auftrat, und gab neue Erfahrungen. Nun handelte es sich aber darum, eine für unsere europäischen Verhältnisse passende Farbe zu finden, denn was für die Sandfelder Afrikas und den immer grellen Sonnenschein paßt, ist noch lange nicht für unsere wald- und wiesenbedeckten Kriegsschauplätze mit ihrer größtenteils trüben Beleuchtung passend. So konnte England wohl bei seinem Khaki bleiben, da es seine Armee in der Hauptsache für koloniale Kriege ausrüsten muß. Eine Teilnahme an einem europäischen Kontinentalkrieg ist ja erst seit einigen Jahren in den Bereich der Möglichkeit getreten.

Aber auch das nicht allein, es galt auch auf historische Traditionen wenigstens etwas Rücksicht zu nehmen; denn das mußte England zu seinem Schaden erfahren, als es das nicht getan hatte. Als es nämlich sein Khaki auch für den Friedensdienst eingeführt hatte, wollte sich keiner mehr zum Eintritt melden — England hat ja bekanntlich noch ein Werbeheer —, denn in dem unscheinbaren Grau wollte sich niemand zeigen. So mußte England sich entschließen, für den Frieden wieder seinen alten historischen roten Rock einzuführen, und da waren mit einem Male wieder genug Leute da. Zwei verschiedene Uniformen, eine Kriegs- und eine Friedensuniform, kosten aber sehr viel Geld, und solchen Luxus kann sich wohl England, nicht aber das Deutsche Reich leisten.

So galt es also auch, neben der einfachen Farbe die Uniform so zu gestalten, daß ihr Träger doch nicht gar zu wenig soldatisch aussieht. Dem hat man nun bei uns dadurch Rechnung getragen, daß zunächst die alte historische Pickelhaube geblieben ist, die nur für den Feldgebrauch einen grauen Überzug erhält. Dann aber ist bei den Husaren und Ulanen auch der alte historische Schnitt der Uniform, der Attila und die Ulanka, unverändert geblieben. Auch ihre Kopfbedeckungen, die Pelzmütze und die Tschapka, haben sie behalten, die ebenfalls im Felde nur einen grauen Überzug bekommen. Ebenso haben die Husaren ihren Schnurbesatz, nur in etwas dunkleren Grau, sowie die Form ihrer Husarenstiefel behalten.

Für alle übrigen Truppen ist ein im Schnitt unserem bisherigen Waffenrock ähnlicher, nur etwas bequemer geschnittener Rock, der nunmehrige „Feldrock", gewählt, der mit Ausnahme des Kollers der Kürassiere, des Rockes der Dragoner und der Jäger zu Pferde statt des bisherigen Stehkragens einen Umlegekragen erhalten hat, unter dem ein Halstuch aus grauem Baumwollstoff getragen wird. Die Feldröcke haben an Stelle der blinkenden Knöpfe matte, die entweder weiß, aus Nickel, oder gelb, aus Tombak bestehen und vorn mit Taschen und an der Taille mit Haken versehen sind, auf denen der Leibriemen ruht.

Das Lederzeug ist von naturfarbenem Leder, wie wir es bereits an unseren Schutztruppen, Jägern zu Pferde und Maschinengewehren kennen. Die Patronentaschen sind aus weißem Leder; sie können mehr Patronen als bisher aufnehmen und drücken auch den Mann nicht mehr beim Liegen wie bisher.

Die Röcke haben einen farbigen Vorstoß, der bei der Infanterie am Kragen und an den Aufschlägen rot, an den Schulterklappen der Armeekorpsfarbe entsprechend ist, bei der Kavallerie ihren bisherigen farbigen Unterscheidungszeichen entsprechend, bei der Artillerie an Kragen und Aufschlägen schwarz, an den Schulterklappen in der Armeekorpsfarbe, bei den Pionieren endlich am Kragen und Aufschlägen schwarz, an den Schulterklappen rot ist. Die bisherigen Abzeichen auf den Schulterklappen, Nummern, Namenszüge usw., sind beibehalten. Dagegen sind die Schulterklappen nicht mehr wie bisher am Ärmel festgenäht, sondern ebenso wie die Achselstücke der Offiziere abnehmbar.

Die Abzeichen der Garde in bezug auf Litzen sind ebenso wie bei den übrigen Truppen, die sie führten, beibehalten; dagegen sind diejenigen auf den Röcken der Offiziere, die keiner Truppe angehören, also der Offiziere des Generalstabes, des Kriegsministeriums und der Sanitätsoffiziere, fortgefallen.

Die Achselstücke der Offiziere sind wie bisher geblieben, ebenso die Tressen der Unteroffiziere; silberne oder goldene Feldbinde der Offiziere und Adjutantenschärpe sind ebenfalls unverändert.

Die hohen Stiefel sind überall von Naturlederfarbe, die Infanterieoffiziere tragen naturfarbene Ledergamaschen zum Anschnallen statt der Schäfte. Die bisher schon grauen Mäntel sind unverändert geblieben.

Die ebenfalls grauen Mützen haben die alte Form behalten, mit Besatzstreifen in der bisherigen Farbe, rot bei der Infanterie, schwarz bei der Artillerie und den Pionieren, blau beim Train, schwarz mit hellgrünem Vorstoß bei den Schützen und hellgrün bei den Jägern. Der obere Vorstoß am Deckel ist für Infanterie, Artillerie und Pioniere rot, Jäger und Schützen hellgrün, Dragoner und Ulanen in der alten Regimentsfarbe, Kürassiere in der früheren Kragenfarbe, Husaren in der bisherigen Attilafarbe.

Da, wie erwähnt, die alten Uniformen für den Friedensdienst, mit Ausnahme der Felddienstübungen, vorläufig noch bleiben, so wird unser Auge noch eine Weile Zeit haben, sich an das weniger schmucke Aussehen unserer Krieger zu gewöhnen. Auch der Soldat wird eine längere Zeit brauchen, bis er alle kleinen unscheinbareren Unterscheidungszeichen unterscheiden lernt, um Verwechslungen zu vermeiden. Geht's aber in den Krieg, so dürfen wir gewiß sein, daß die neue Felduniform dazu beitragen wird, unsere Verluste wesentlich zu vermindern.

v. B.

Zurückgekehrt zum Heimatsort.

Novelle von **Mia Wulff-Worpswede.**

Durch die Nacht tönt das einförmige Klappen von Rosseshufen.

Klapp, klapp, klapp.

Still liegt das Dorf am Waldrande, eben hat der Wächter seine Runde beendet, irgendwo bellt ein wachsamer Hofhund, dann ist's wieder still.

Klapp, klapp, klapp, klapp.

Der einsame Reiter draußen auf der Landstraße hat den verwitterten Filzhut aus der Stirn geschoben, seine scharfen, grauen Augen suchen das Dunkel zu durchdringen.

„Ich werd' doch die Heimat kennen", sagt er halblaut und tätschelt den Hals seines schnaubenden Tieres. „Still, Hansel, gleich sind wir da."

Er hat eine Blendlaterne aus der Tasche gezogen, sie angezündet und leuchtet aufmerksam umher.

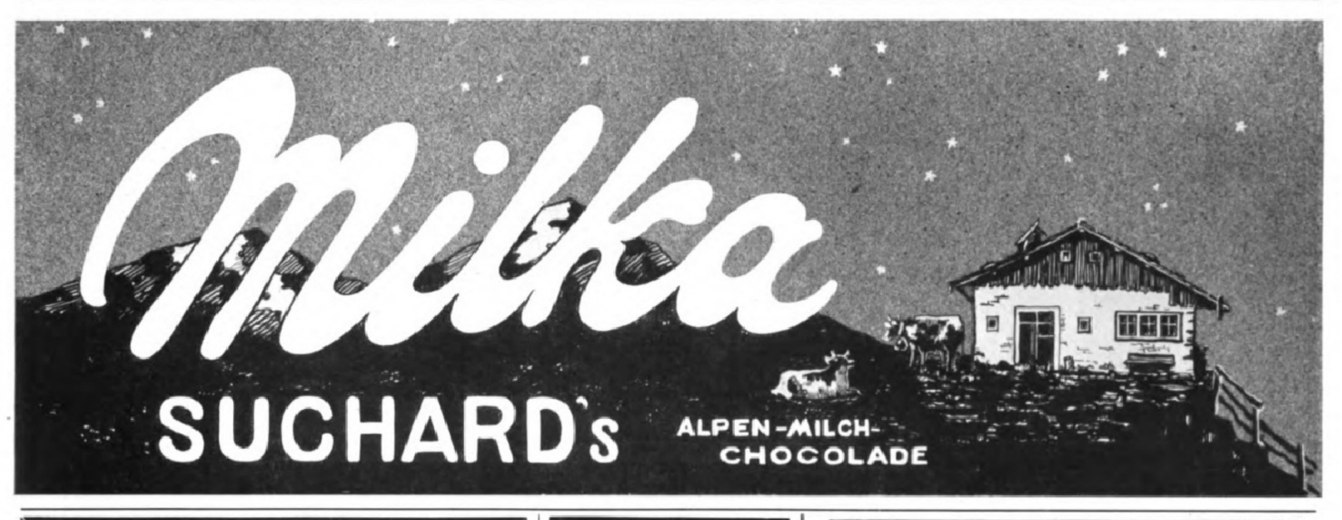
„Cord, Cord, du bist daheim —" Die rauhe Stimme zittert ein wenig.

Cord Jansen steigt ab, nimmt das Pferd am Zügel und schreitet langsam dem Dorfe zu, seine von der Laterne jetzt scharf beleuchteten Züge sind ernst, fast finster geworden.

„Zu Hause? Ich habe ja kein Haus, kein Heim mehr. Alle tot — dahin!" „Nur eine", sagt er nach einer Weile wieder, und seinem Drang folgend, einem lebenden Wesen sich mitzuteilen, nimmt er den Kopf seines Pferdes in beide Hände, „nur eine, Hansel, lebt noch. Ob sie uns kennt?"

Und seine Gedanken schweifen zurück.

Das Vaterhaus, die Nachbarsfamilie, das blonde Klärchen und die sonnige Zeit ihrer Liebe steigen vor ihm auf. Unwillkürlich beschleunigt er die Schritte. Er hatte nichts von ihr gehört in den zwölf Jahren, aber sie war ja auch noch ein Kind damals, kaum sechzehn Jahre alt. Und er hatte ja reich werden wollen, um ihr, die den Tand so sehr liebte, ein glänzendes Los schaffen zu können.









Der Einsame fährt plötzlich zusammen, ein heller Schein zuckt am Himmel empor, und Brandgeruch erfüllt die Luft.

„Feuer!“ Die Straße wird belebt, Hansen hat sich auf sein Pferd geschwungen und reitet scharf der Brandstätte zu.

Ein modernes, hohes Haus, das er noch nie gesehen, brennt, und Jansens Blicke irren an der Front empor. Da oben hat sich soeben ein Fenster geöffnet, eine Frauenstimme schreit um Hilfe.

Wie er ins Haus gelangt, die Treppen empor, die schon heiß sind, dem Schrei nach durch die prächtigen Zimmer — er weiß es kaum.

Er hat die besinnungslos Zusammenbrechende hinausgetragen, sie ins Gras gebettet und die in der Nachtluft Zitternde in seinen Mantel gehüllt. Jetzt erst betrachtet er das blasse Antlitz.

„Kläre“ — zweifelnd — und doch jubelnd — halberstickt von aufquellenden Freudentränen. „Kläre!“ murmelt er, nimmt die kalten Hände, bedeckt sie mit Küssen und — fährt zurück.

An der schmalen Frauenhand funkelt im Feuerschein ein blitzender, glatter Goldreif.

In diesem Augenblick nähern sich Schritte und Stimmen der Stelle, wo er die Gerettete an der noch unversehrten Hausseite gebettet hat.

„Die Frau — gerettet. Sie war allein, der Herr ist verreist.“

Man beschäftigt sich mit der noch immer Ohnmächtigen, und keiner achtet weiter auf den Retter, der apathisch in das bleiche Gesicht starrt, mit fest zusammengepreßten Lippen.

Und als man Frau Kläre aufhebt und fortträgt, wendet er sich ab. Er hat das junge Weib nicht bemerkt, das nicht weit von ihm im Grase kauerte und mit weit offenen Augen in das sprühende, prasselnde Flammenmeer sah. Sie hat ihn mit der Geretteten aus dem Hause kommen sehen, ihn beobachtet und jetzt auch erkannt. Zwar sind zwölf Jahre eine lange Zeit, und sie haben den Mann verändert, nur die Augen sind dieselben. Anne Glak kennt diese Augen. Der lange Cord hat die Kleine oft auf dem Arme getragen und ihr später die Schulaufgaben gemacht, wenn sie lieber draußen herumtollte.

„Cord Jansen!“ Eine hartgearbeitete, kleine, braune Hand legt sich auf seinen Arm.

Wild starrt er dem Weibe ins Gesicht.

„Ich kenne dich nicht, laß mich.“

„Kennst die wilde Anne nicht? Komm, geh mit, ich will dir erzählen, was du wissen willst.“

Die wilde Anne! Langsam besinnt er sich und geht mit ihr.

In die breite Auffahrt donnert ein Wagen, gerade vor Cord, der die stampfenden, feurigen Pferde ansieht, springt ein kleiner, dicker Mensch mit aufgedunsenem Gesicht aus dem Gefährt.

„Meine Frau — gerettet?“ Die Stimme ist rauh, ein widerlicher Weindunst schlägt ihnen entgegen.

Da packt Cord den Arm Annes mit so hartem Griff, daß das Mädchen einen Schrei nicht unterdrücken kann, und zieht sie mit sich fort.

An der Straße scharrt sein Pferd; er bindet es los und bringt aufschluchzend den Kopf an seinen Hals.

„Hansel, wozu sind wir gekommen?“

„Cord,“ flüstert Anne, „komm mit!“

Willenlos läßt er sich mitziehen.

Draußen am Ende des Dorfes liegt ihr ärmliches Heim, das sie allein bewohnt, nachdem sie alles durch den Tod verloren hat.

Beim Schein einer Kerze sitzt er ihr an dem wackeligen Tischchen gegenüber, den Kopf in die Hände gestützt, und hört ihre Erzählung an.

Wie Kläre in der Stadt gedient hatte und der reiche Weinhändler sich in sie verliebte. Er heiratete sie und baute das prächtige Landhaus, aber nach kurzer Zeit schon war er mehr in der Stadt als zu Hause. Und kam er, dann war er betrunken und mißhandelte seine Frau.

„Sind Kinder da?“ fragt Cord rauh.

„Zwei, die in der Stadt die Schule besuchen. Das dritte starb vor kurzem.“

„Kläre ist sehr unglücklich, ja?“

Ein bitteres Lächeln fliegt über Annes Gesicht.

„Ich glaube nicht. Sie hat ja schöne Kleider, alles, was sie will. Wenn sie ein beff'res Los wünschte, wäre sie ihrem Manne wohl längst davongelaufen.“

„Ob sie mich erkannt?“

Das junge Weib schweigt.

Nach einer Weile erhebt sie sich und tritt ans Fenster, ihre Brust keucht vor Erregung, die Augen sind feucht.

„Willst du sie sehen, morgen? Ich bringe sie dir“, sagt sie schwer atmend.

„Du wolltest . . .?“ zweifelnd sieht er sie an und senkt dann müde den Kopf.

„Laß nur, Anne, es hat ja keinen Zweck, und wollte ich sie mit mir nehmen — ich bin ja arm.“

„Armut haßt sie“, murmelt Anne.

* * *

Am andern Morgen weckt ihn das helle Wiehern seines Pferdes. Es schlägt die Augen auf, blinzelt scheu in das hell hereinflutende Sonnenlicht und sieht sich im Zimmer um.

Allmählich erst besinnt er sich auf alles. Er ist bei Anne, der wilden Anne, in ihrem Bette hat er geschlafen. Und sie?

Er hat nicht einmal gefragt danach, als er sich müde und zerschlagen niederlegte. Hastig kleidet er sich an und tritt ans Fenster. Draußen auf dem Hofe steht Anne und striegelt sein Pferd. Hansel wendet zutraulich den Kopf um, und das Mädchen drückt sein Blondhaupt in die üppige Mähne.

Ein weiches Lächeln huscht über das Antlitz des Heimgekehrten; er wendet sich um und will hinaus. Da sieht er auf dem Tisch ein farbiges Briefchen. Sein Name steht darauf.

„Von ihr!“ Hastig öffnet er und liest: „Ich habe meinen Retter erkannt und bitte dich, beschwöre die Vergangenheit nicht. Ich kann nicht arm sein. Mein Mann wird deine Tat lohnen, melde dich ihm!“

Er bricht in ein grelles Lachen aus, zerreißt das dünne Blättchen und wirft die Schnitzel auf die Erde.

Eben tritt Anne ein, sieht und errät.

„Ihr Herz ist so hart wie das Gold“, sagt sie, „ich habe ihr die Börse, die deine Tat belohnen sollte, vor die Füße geworfen.“

Ihre Augen blitzen, und in seine Augen tritt ein bewundernder Ausdruck.

„Anne, nun wirst du die nächtlichen Störenfriede wieder los, ich habe nichts mehr hier zu suchen. Sag' mir nur, wie ich dir vergelten kann, was du getan!“

Ihre Augen hängen weit offen an seinem Antlitz, die braunen Hände zerren unruhig am Schürzenband, dann stößt sie hervor:

„Nimm mich mit!“

Seine Augen leuchten auf, er nimmt die zuckenden Hände in seine Rechte.

„Dich mitnehmen? Ich habe kein Heim.“

„Auch ich nicht, Cord. Da ist's schon einerlei, wo ich bin. Arbeiten kann ich überall. Laß mich für dich leben — bis du — bis du eine Beff're —“

Da preßt sich ein bärtiger Mund auf ihre Lippen, das Wort erstickend. Ein Schauer wilder Zärtlichkeit überflutet sie.

„Anne, kleine, wilde Anne mit dem weichen Herzen. Ja, ich nehme dich mit, du, das Letzte, das von der Heimat blieb. O du, du — willst du den Mann mit den leeren Händen . . .?“

„Ich hasse das Gold, ich liebe dich“, flüstert das Mädchen mit leuchtendem Blick.

Spätnachmittagsonne vergoldet die hellen Birkenkronen am Wege, taucht die roten Häuser in leuchtendes Licht. Auf der Landstraße klappt Hufschlag. Hansel hat heute doppelte Last. Annes geringe Habe liegt auf seinem breiten Rücken, und die beiden Heimatlosen ziehen Hand in Hand.

Eine Staubwolke steigt vor ihnen auf, ein Gefährt donnert heran — vorbei —

Cord schweigt, er hat die Insassen wohl erkannt. Er horcht auf die Stimme seines Innern, die gestern vor Sehnsucht rief und heute verstummt ist. Seines Lebens Erfüllung schreitet, unbekümmert um Staub und Sonnenbrand, mit nackten Füßen durch den heißen Straßenstaub, Lebensmut in den blanken Augen.

Aus Jndustrie und Technik.

Cobalt, das reichste „Silver-Camp“ der Welt.

Von **Benno Trutschel.**

Als vor nunmehr sieben Jahren die kanadische Regierung zur Erschließung des Farm- und Waldlandes im nordwestlichen Ontario eine Eisenbahn durch dieses Gebiet baute, stieß der beim Bau beschäftigte Schmied La Rose auf ein ihm ungewöhnlich erscheinendes Gestein. Beim Schmelzen in seiner Esse fand er, daß es den Farbstoff Kobalt und Silber in ungewöhnlicher Menge enthielt. Die Nachricht von diesem reichen Funde verbreitete sich schnell und lockte eine Menge Prospektoren und auch eine Anzahl Fachleute in diese Gegend. Obgleich die letzteren das häufige Vorkommen des Silbers sahen, standen doch die meisten von ihnen einer rentablen Ausnutzung desselben skeptisch gegenüber, da ihnen die Adern zu häufig und zu reich schienen, um auf Tiefe und Ausdehnung schließen zu lassen. So erklärt es sich, daß die ersten Minengesellschaften sich fast ausschließlich auf die Gewinnung von Kobalt warfen; auch die neuerrichtete Bahnstation wurde hiernach Cobalt genannt. Bald doch änderte sich das Bild. Da der Weltverbrauch von Kobalt 300 t jährlich nicht übersteigt, verminderten sich naturgemäß Nachfrage und Preis bedeutend. Die Minengesellschaften sahen sich daher gezwungen, sich energisch auf die Ausnutzung der Silbererze zu werfen, und der Erfolg ist für alle so glänzend gewesen, daß sie sich heutzutage begnügen, für Kobalt ein geringes über die Produktions- und Frachtkosten zu erhalten,



Straßenszenerie bei dem größten Hotel Cobalts.



Cobalter Wohnhäuser.

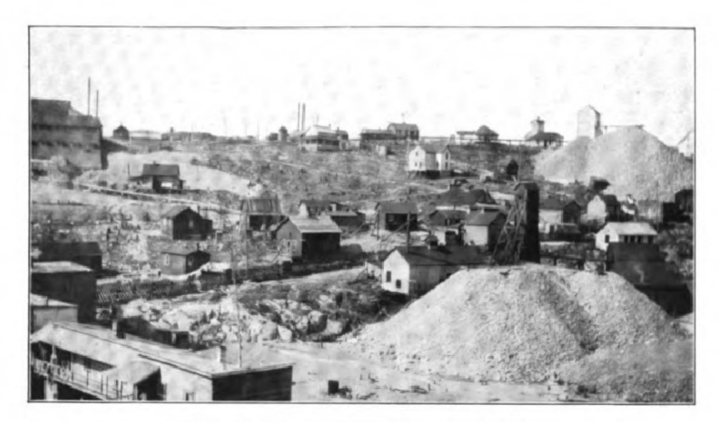
und oft haben sie große Quantitäten von Kobalt nutzlos lagern. Eine Aktiengesellschaft mit dem nötigen Kapital, an dem es erklärlicherweise dem eigentlichen Entdecker fehlte, kaufte diesem seinen „claim“ ab, schaffte die zur Bearbeitung des Erzes nötigen Maschinen herbei und beutete jetzt ausschließlich den Silberreichtum aus. Reichtum im wahrsten Sinne, denn die von La Rose gefundene Ader macht mit 250 m Länge Anspruch darauf, die längste Silberader der Welt zu sein, und hat ihren Eigentümern bis jetzt über 12 Mill. Mk. eingebracht.

Einige statistische Daten beleuchten am bezeichnendsten den phänomenalen Aufschwung des Silver-Camps. Gegenüber einer Produktion von etwa 150 t Erzen im Werte von $^1/_2$ Mill. Mk. im Jahre 1904 hat 1909 eine solche von etwa 30000 t, deren Wert sich auf rund 50 Mill. Mk. beläuft, aufzuweisen. Die Gesamtproduktion bis 1909 betrug über 130 Mill. Mk., und fast 50 Prozent dieser Summe sind als Dividenden an die glücklichen Eigentümer ausgezahlt worden. Cobalt bringt 12 Prozent der Silberproduktion der Welt hervor, ist somit das reichste Silberlager der Welt und stellt Kanada mit der Produktion Britisch-Columbias zusammen an die dritte Stelle aller Silber erzeugenden Länder. Es produzierten 1908: Mexiko 72, die Vereinigten Staaten 52, Kanada 22, Austral-Asien 17 und Deutschland 5 Mill. Unzen. Im Jahre 1909 verteilte sich der Export der Cobalter Silbererze auf die Vereinigten Staaten und Kanada mit 65, bzw. 34 Prozent, Deutschland und England waren mit $^1/_3$, bzw. $^1/_{10}$ Prozent beteiligt.

Der große finanzielle Erfolg der Cobalter Minen, der sich trotz aller Prophezeiungen einer kurzen Dauer in aufsteigender Linie bewegt, hat im vorigen Jahre drei große Kraftwerke ins Leben gerufen. Die Werke erhalten ihre Kraft durch Abstauungen des 12 km südlich von Cobalt gelegenen Montreal-Rivers; zwei von ihnen beschränken sich fast nur auf die Erzeugung von Elektrizität, während das dritte, die Cobalt Hydraulic Power Co., die Bergwerke mit komprimierter Luft versorgt. Das letzte Werk wird fast automatisch nach dem Taylor-System getrieben: das durch einen 200 m langen Damm aufgestaute Flußwasser fällt in sich unten erweiternden Röhren 100 m hinab, reißt Partikel Luft mit sich und komprimiert diese so in einem horizontalen Tunnel auf acht Atmosphären. Die komprimierte Luft wird durch in Deutschland hergestellte nahtlose Rohre nach den Minen geleitet, die sie zum Treiben von Gesteinsbohrern usw. verwenden. Dieses Kraftwerk erzeugt allein 5500 P. S., und man sagt, daß dies der größte natürliche Luftkompressor ist. Da Sonntags die Arbeit in den Minen und damit auch in der Kraftstation ruht, läßt man das Wasser am unteren Ende des Tunnels abströmen, und wahrhaft imposant ist dann der Anblick dieses gewaltigen Geisers, der seine Wassermassen über 100 m emporschleudert. Der Preis der von den Werken gelieferten Kraft stellt sich etwa zwei Drittel billiger als der der bisher



Gesamtansicht von Cobalt.



Blick auf einige der ältesten Bergwerke Cobalts.

verwendeten Dampfkraft und gibt jetzt auch den kleineren Betrieben, die zum Teil aus Mangel an Kapital brachlagen, die Möglichkeit einer rentablen Ausnutzung.

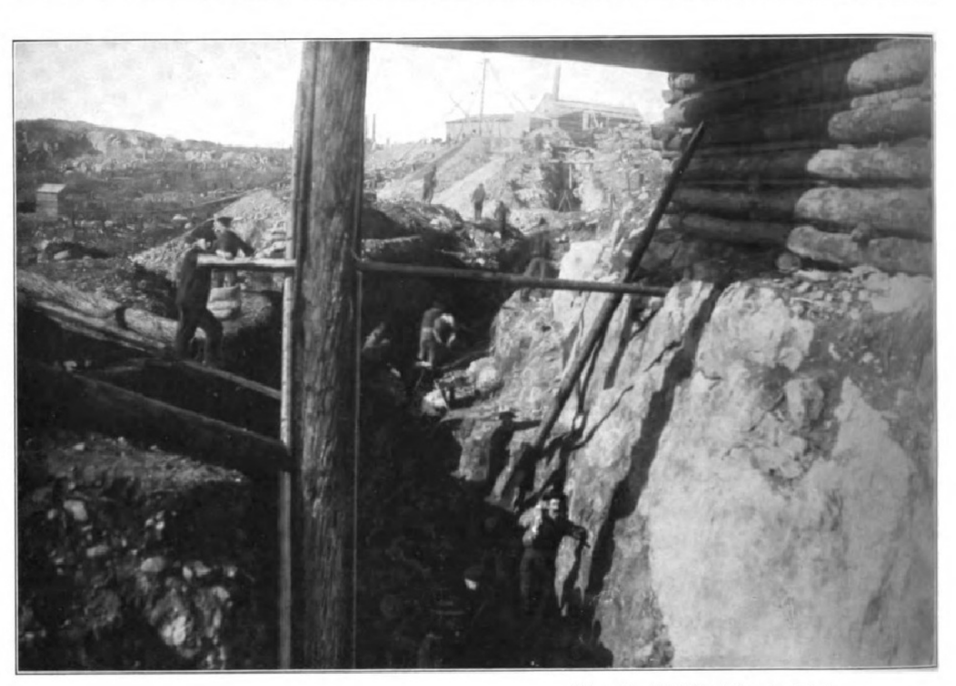
Eine schwer zu beantwortende Frage ist die nach der voraussichtlichen Lebensdauer der Silberlager. Beispiele aus Nevada und anderen Staaten haben uns gezeigt, daß mit der Erschöpfung der Silberlager die neugegründeten Städte von ihren unternehmungslustigen Bewohnern unter Hinterlassung aller Maschinen und Immobilien gänzlich aufgegeben wurden, weil eben ihre Existenz mit den Minen kam und fiel. Eine gewisse Garantie der Fortdauer für eine längere Reihe von Jahren liegt in der erst kürzlich erfolgten Gründung der drei Kraftwerke, deren Bau 16 Mill. Mk. verschlang. Da das Kapital zum Teil von nicht an den Bergwerken beteiligten Geldleuten hergegeben wurde, so ist es selbstverständlich, daß diese gewaltige Summe erst nach einer eingehenden Prüfung der Sachlage verausgabt wurde, um eine ausreichende Amortisation und Verzinsung zu gewährleisten. Selbst nach Erschöpfung der Silberlager werden die um die Schächte der größeren Minen schon jetzt angehäuften bisher nicht ausgenutzten, weil weniger reichen Erze den Bergwerken für weitere zwei bis drei Jahre Arbeit geben.

Unverkennbar ist der große Nutzen, den das machtvolle Aufblühen der Minenstadt für die Provinz Ontario im Gefolge gehabt hat. Eine große Anzahl Menschen fand lohnende Arbeit; beschäftigen doch allein die dreißig großen Minen Cobalts über viertausend Arbeiter; der Farmer fand einen größeren Absatz für seine Produkte, nach Maschinen und Baumaterial entstand lebhafte Nachfrage, und aus den kleinen landwirtschaftlichen Niederlassungen wurden Städte. Man sieht zwar der Stadt an allen Ecken an, daß sie gewissermaßen nur provisorisch gebaut ist, nur praktische Ziele verfolgend, ohne Rücksicht auf Harmonie und Schönheit. Die Holzhäuser liegen bunt durcheinander gewürfelt zwischen dem überall zutage tretenden Granit. Ist man nicht ebenso wie die an den Straßenecken herumlungernden abenteuerlichen Gestalten mit einer Art Wildwestkleidung und ditto Stiefeln versehen, so wird man die Stadt in ziemlich ramponiertem Zustand verlassen, wenn man nicht vorher Arme und Beine in einem der vielen Löcher der Straßen gebrochen hat. Im übrigen zeigt Cobalt im angenehmen Gegensatz zu anderen Minenorten ein ruhiges Leben, da die Regierung scharfe Maßregeln getroffen hat, um die aus aller Herren Ländern zusammengeworfene Einwohnerschaft mit ihren durch ein unstetes Leben geweckten wilden Instinkten im Schach zu halten. Die Regierung hat Cobalt zu einer Temperenzstadt gemacht, das heißt, Spirituosen dürfen gar nicht und Bier nur mit einem höchstens zweieinhalbprozentigen Alkoholgehalt verkauft werden. Trotzdem finden wohl die ganz Unverbesserlichen Hintertürchen, die sie zu ihrem geliebten Whisky gelangen lassen. Cobalt hat schon einige ganz gute Hotels, einige Banken und eine Presse, deren Organ sehr charakteristisch den Namen „The Cobalt Daily Nugget" führt. Für die sonstige Unterhaltung sorgen die unvermeidlichen „Moving Picture Shows", die Kinematographen, die in stattlicher Anzahl vertreten sind.

Unter der liebenswürdigen Führung des Chefingenieurs der beiden größten Bergwerke machten wir einen Rundgang durch die La Rose Mine. Viele Kilometer Stollen sind in den soliden Granit gesprengt worden, der nur dort einer Abstützung bedarf, wo die Arbeit nach oben fortgesetzt wird. Wir sahen die La-Rose-Ader, auf die der arme Grobschmied gestoßen war, und ließen unsere Augen staunend auf dem Silberreichtum ruhen. Auch Ingenieure und Direktoren tragen die primitive Wildwestkleidung, die allerdings durch den Schmutz und das überall herabtriefende Wasser geboten ist, und nur ihre intelligenten Gesichter und kühnen Augen verraten uns, daß es Männer der Tat sind, die hier, fern von den Kulturgenüssen, Cobalt zu dem gemacht haben, was es heute ist. Der größte Teil des geschäftlichen Lebens des Minendistrikts spielt sich in Haleybury, einer einige Kilometer nördlich gelegenen freundlichen Stadt, ab.

Natürlich begnügt sich der Unternehmungsgeist nicht mit den bisherigen Funden, und Tausende von Prospektoren sind im nördlichen Gebiet auf der Suche nach weiteren Schätzen. Vor kurzem sind diese Forschungen durch Goldfunde bei Porcupine, die sehr vielversprechend sein sollen, belohnt worden.

In einer Gegend, die nur für den Holzfäller und Jäger Wert hatte, sind jetzt blühende Städte entstanden, statt der ursprünglich beabsichtigten wöchentlich dreimaligen Postverbindung für die Farmer fahren jetzt täglich zwei Durchgangszüge in jeder Richtung und machen diese Silberstadt zu der am leichtesten zu erreichenden des Kontinents. Ein komfortabler Pullman-Wagen bringt uns in acht Stunden durch das malerische Hochland von Ontario nach Toronto, der großen binnenländischen Handelsmetropole Kanadas.



Abbau der Nipissing Mine in Cobalt.



Savage Mine, eine der kleinen Minen nahe Cobalt.

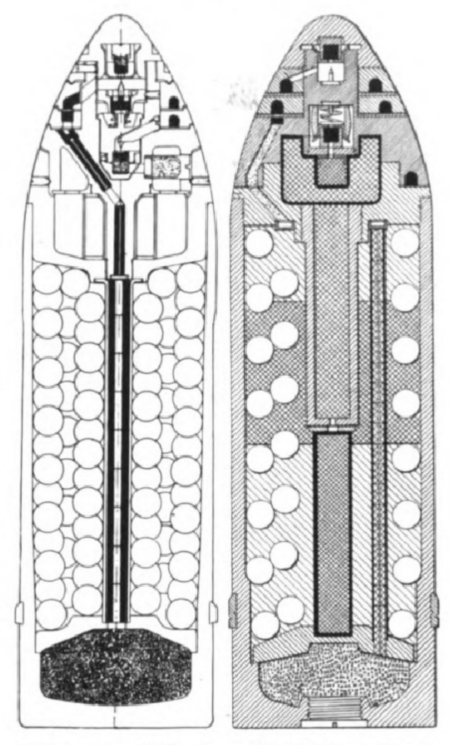
Das Einheitsgeschoß der Feldartillerie.

Umfassende Änderungen und mächtige, auf dem Gebiete des Waffenwesens bewirkte Fortschritte haben das Material der von den Armeen mit ins Feld zu führenden Artillerietruppenteile ganz beträchtlich anwachsen lassen, und weiter denn je scheint man von einer Verwirklichung des in früheren Zeiten mit allen erdenklichen Mitteln angestrebten Gedankens an ein Einheitsgeschütz entfernt. Der Übergang von dem System der starren Lafette zur Rohrrücklauflafette ist als eine der bemerkenswertesten Perioden in der Entwicklung des Artilleriematerials zu bezeichnen, als eine Periode, die ungleich bedeutender und lehrreicher ist als jene, in der sich einst der Wechsel vom glatten zum gezogenen Geschütz vollzog. Für beide Perioden ist der Anstoß von Frankreichs Artillerie ausgegangen — der französische Oberst Treuille de Beaulieu gab die Initiative zur Konstruktion jenes gezogenen Geschützes, mit dem im Italienischen Feldzug eine damals noch nicht für möglich gehaltene Wirkung erzielt wurde, und der ebenfalls der französischen Armee angehörende Oberst Depont wagte zuerst den Schritt zu der im Feuer ihren Stand behauptenden Lafette. Aber der deutschen Industrie war es in beiden Fällen beschieden, den neuen Systemen allgemeine Geltung und größeren Wert zu verleihen. Friedrich Krupp, der Begründer der großen Essener Gußstahlwerke, hat die Vorbedingungen geschaffen für jene gezogenen Hinterladungsgeschütze, mit denen Preußen und Deutschland die Feldzüge des verflossenen Jahrhunderts schlug, Heinrich Ehrhardt dagegen bildete das jetzt allgemein verwendete Lafettensystem in einer Vollkommenheit aus, die zuerst die Bewaffnung der Armee mit den modernen Schnellfeuergeschützen gestattete.

Die in der Entwicklung der Artilleriesysteme leicht nachzuweisende stete Vereinfachung des Materials hat jederzeit den Gedanken an das Einheitsgeschütz, das schon Napoleon I. als das von den Konstrukteuren und Taktikern anzustrebende Ziel bezeichnet hatte, naheliegen lassen, und Kaiser Napoleon III. hat lediglich unter dem Wunsche, seine Armee mit nur einem Geschütz ausgerüstet zu sehen, die bekannte Granatkanone hergestellt. Erst die Einführung des Feldschnellfeuergeschützes hat jenes Ziel wieder in die Ferne rücken lassen, hauptsächlich durch die vermehrte Bewertung der Deckung, die jene Waffe bedingte, und der sie selbst durch die Mitführung der Schutzschilde gerecht zu werden suchte. Das

Einheitsgeschütz ist, was ihm 1865 der damalige Hauptmann Roerdansz voraussagte, zunächst wenigstens, „ein schöner Traum geblieben“. Zu einem Einheitsgeschütz in absehbarer Zeit zu gelangen, darf nach der derzeitigen Lage der Dinge der Artillerist wohl auch kaum erhoffen. Dagegen kann gegenwärtig recht wohl mit einem Einheitsgeschoß gerechnet werden. Natürlich nicht mit einem Geschoß von nur einem Querdurchmesser, denn die im modernen Krieg zu führende Artillerie wird ebensowenig der verschiedenen Geschützarten — Kanonen, Haubitzen und Mörser — wie der verschiedenen Kaliber entbehren können, wohl aber eines einzigen, aus je einer Geschützart gegen die verschiedensten Ziele verwendbaren Geschosses, d. h. eines Geschosses, das die Eigenarten der Granate und die des Schrapnells in sich vereinfacht. Ein ungenannter Autor, der 1887 als „zeitgemäße Forschung“ erschienenen Broschüre „Die Feldartillerie der Zukunft“ sagte sehr richtig, wenn auch im allgemeinen von Voraussetzungen ausgehend, die heutzutage nicht mehr allenthalben zutreffen, daß das Streben nach einem Einheitsgeschütz „ein Verbrechen an der Waffe sein“ würde, daß aber „das Erreichen einer einheitlichen Munition“ eine Hauptsache sei. „In der Munitionskomplettierung“, so führt er aus, „liegt der Brennpunkt der ganzen Frage, und ist hierin die erwünschte Vereinfachung eingetreten, so kann es ziemlich gleichgültig sein, ob die Geschütze in ihrer sonstigen Konstruktion in einigen Punkten voneinander abweichen.“

Es kann die Forderung nicht mehr von der Hand gewiesen werden, daß eine Batterie die ihr in den Munitionsversorgungsanstalten zur Verfügung gestellte Munition jederzeit gegen jedes Ziel verwenden kann; es muß ausgeschlossen sein, daß eine Batterie widerstandsfähige Ziele nicht beschießen kann, weil sie eben nur über Geschosse verfügt, die lediglich gegen lebende Ziele Wirkung versprechen, und es darf ebensowenig eine Batterie ihr Feuer gegen lebende Ziele einzustellen gezwungen sein, weil sie eben nur Geschosse zur Hand hat, die gegen tote Ziele verwendet zu werden bestimmt sind. Der als artilleristische Autorität bekannte General Wille hat zu der soeben erwähnten Broschüre wenige Jahre später (1891) in seinem Werke „Das Feldgeschütz der Zukunft“ gesagt, daß „die Verwirklichung der Idee des Einheitsgeschosses ein höchst erstrebenswertes Ziel sei, das zu erreichen dereinst hoffentlich noch gelingen wird“. Und jetzt, nach der verhältnismäßig kurzen Zeit von nur zwei Dezennien, ist dieses Ziel tatsächlich erreicht worden, und zwar durch die neuste Form des Ehrhardt-van Essen-Brisanzschrapnells (Abbild. 1). Es war eine sehr richtige Konsequenz, die Geheimrat Ehrhardt aus der Konstruktion seines Schnellfeuerfeldgeschützes zog, als er bereits im Jahre 1902 dem Gedanken an den Ausbau eines Einheitsgeschosses nähertrat, das unter Beteiligung des Leutnants van Essen bald weiter ausgebildet und bekannt wurde. Dem Vorgehen der tatkräftig als Konkurrentin auf dem Waffenmarkt eintretenden Rheinischen Metallwaren- und Maschinenfabrik, aus deren Werkstätten jenes Geschoß hervorging, konnte sich auf die Zeit auch die ältere Kruppsche Waffenfabrik nicht verschließen, und



1. Brisanzschrapnell Erhardt-van Essen, Muster IV. 2. Friedrich Krupps Granatschrapnell C/1909.

einige Jahre nach dem ersten Erscheinen jenes Brisanzschrapnells wurde denn auch demselben die Kruppsche Schrapnellgranate zur Seite gestellt. Dieselbe entsprach aber so wenig den an ein Einheitsgeschoß zu stellenden Anforderungen, war so wenig in der Lage, ihrer Aufgabe gerecht zu werden, daß das Werk, aus dem sie hervorgegangen, die verunglückte Konstruktion sehr bald selbst wieder aufgab und sich entschloß, jenen Weg aufzunehmen, den von Anfang an die Konkurrentin gewählt und auf dem dieselbe inzwischen sehr wesentliche Fortschritte gemacht hatte. Es würde zu weit führen und ein für diese Stelle nicht geeignetes Eingehen auf Konstruktionseinzelheiten erfordern, sollten hier die einzelnen, schnell aufeinanderfolgenden Formen des Brisanzschrapnells, sollte die Einrichtung des neuen Kruppschen Granatschrapnells (Abbild. 2) besprochen werden. Aber auf eine Konstruktionseigenheit muß, wenn auch nur mit wenigen Worten, dennoch eingegangen werden. Es betrifft diese den Weg, den man bei beiden Geschossen der Zündung der in einer Bodenkammer gelagerten Sprengladung vorgeschrieben hat. Bei dem Ehrhardtschen Brisanzschrapnell erfolgt diese Zuführung zentral, bei dem Kruppschen Granatschrapnell dagegen durch eine zur Längenachse des Geschosses exzentrisch angeordnete Zündröhre, die oben im Zünder, unten in der die Bodenkammer abschließenden Platte gelagert ist, die also das Geschoß asymmetrisch macht. Gerade in dieser Anordnung ist ein schwerer Konstruktionsfehler zu erblicken, denn ganz selbstverständlich muß jedes Langgeschoß möglichst symmetrisch zu seiner Längenachse aufgebaut sein, so daß die letztere mit der Schwerlinie zusammenfällt. Auch der Laie wird ohne weiteres einsehen, daß eine ungleichmäßige Verteilung der Massen in ihrer Lage um die Längenachse herum Fliehkräfte frei werden läßt, die das Geschoß aus seiner ursprünglichen Bahn herausdrängen, und die infolgedessen die Treffsicherheit beeinflussen. Ein Blick auf die betreffende Anordnung zeigt aber weiter noch, daß gerade die Zündröhre eine bedeutende Sorgfalt bei ihrer Einführung erfordert. Während das in seinen Innenräumen der Hand des Laborierenden leicht zugängliche Ehrhardtsche Brisanzschrapnell dem Fertigmachen wesentliche Schwierigkeiten nicht entgegensetzt, ist das Laden des Kruppschen Granatschrapnells mit einer Reihe von Arbeiten verbunden, die als leicht nicht bezeichnet werden können, und die zu ihrer Durchführung ein immerhin geübtes Personal erfordern, wie es in Kriegszeiten nicht immer zur Verfügung stehen wird. — Schließlich ist noch hervorzuheben, daß auch die getrennte Aufbewahrung von Geschoß und Zünder beim Brisanzschrapnell leichter zu bewirken ist, ein Umstand, der durchaus nicht gering zu veranschlagen ist. Wenn im vorstehenden zwar auch nicht auf die schweren Angriffe näher eingegangen wurde, die namentlich von österreichischen Fachschriften gegen die Kruppsche Konstruktion geltend gemacht worden sind, wenn vielmehr versucht worden ist, eine durchaus sachliche und objektive Würdigung der beiden Konkurrenzgeschosse zu geben, so muß weiter festgestellt werden, daß die Ehrhardtsche Konstruktion nicht nur das Verdienst der Priorität, sondern auch das der größeren Einfachheit, der leichteren Anfertigung, der bequemeren Laborierung und Aufbewahrung und auch das der größeren Wirkung für sich in Anspruch nehmen kann. Und diese Momente sprachen sich bisher auch darin aus, daß dieses Geschoß bereits von zwei Großstaaten erworben worden ist, und sie werden sich weiter in einer noch ausgedehnteren Annahme zeigen. H.

Ende des redaktionellen Teils.

Webers Illustrierte Handbücher.

Belehrungen aus den Gebieten der Wissenschaften, Künste und Gewerbe usw.

Jeder Band ist in Leinwand gebunden.

Abbreviaturenlexikon Mk. 7.50
Ackerbau. 3. Aufl. 3.—
Agrikulturchemie. 7. Aufl. 3.50
Algebra. 5. Aufl. 3.—
Algebraische Analysis 2.50
Archäologie. 2. Aufl. 3.—
Arithmetik. 4. Aufl. 3.50
Aesthetik. 3. Aufl. 3.50
Aesthetische Bildung des menschl. Körpers. 3. Aufl. 4.—
Astronomie. 9. Aufl. 3.50
Auge. 3. Aufl. 2.50
Auswanderung. 7. Aufl. 2.50
Bakterien. 2. Aufl. 2.50
Bank- u. Börsenwesen. 3. Aufl. 4.—
Baukonstruktionslehre. 5. Aufl. 4.50
Baustile. 16. Aufl. 2.50
Baustofflehre, 2. Aufl. 3.50
Bergbaukunde. 3. Aufl. 4.—
Bergsteigen 3.—
Bewegungsspiele 2.—
Bienenkunde. 3. Aufl. 2.—
Bierbrauerei 4.—
Bilanz, kaufmännische 3.—
Bildhauerei, 2. Aufl. 3.—
Blumenbinderei 3.—
Blutarmut und Bleichsucht. 2. Aufl. 1.50
Botanik, allgemeine. 2. Aufl. 4.—
—, landw. 2. Aufl. 2.—
Briefmarkenkunde 3.—
Brückenbau 9.—
Buchbinderei, 2. Aufl. 4.—
Buchdruckerkunst. 7. Aufl. 4.50
Buchführung, kaufm. 6. Aufl. 3.—
Buchführung, landw. 2. Aufl. 4.—
Chemie. 8. Aufl. 5.—
Chemikalienkunde. 2. Aufl. 3.—
Chemische Technologie. Zwei Teile 10.—
Chronologie. 3. Aufl. 1.50
Commercial Correspondence 4.—
Correspondance commerciale 3.50
Differential- und Integralrechnung. 4. Aufl. 3.—
Dogmatik 4.—
Dränierung. 3. Aufl. 2.—
Dramaturgie. 2. Aufl. 4.—
Drechslerei 6.—
Drogenkunde. 2. Aufl. 3.—
Einjährig-Freiwillige. 3. Aufl. 2.50
Eisenbahnbau 6.—
Elektrochemie, 2. Aufl. 3.—
Erd- und Straßenbau 5.50
Ethik. 2. Aufl. 3.—
Fahrkunst. 3. Aufl. 4.50
Familienhäuser für Stadt und Land. 2. Aufl. 5.—
Farbenlehre. 2. Aufl. 4.50
Färberei. 3. Aufl. 6.—
Farbwarenkunde 2.—
Feldmeßkunst. 7. Aufl. 1.80
Feuerbestattung Mk. 2.—
Finanzwissenschaft. 6. Aufl. 2.—
Fischzucht 2.50
Flachsbau und -bereitung 1.50
Flöte und Flötenspiel. 2. Aufl. 3.—
Forstbotanik. 6. Aufl. 3.50
Frau, die junge 3.—
— in Geschenkeinband 4.—
Frauenkrankheiten. 4. Aufl. 4.—
Freimaurerei. 3. Aufl. 2.50
Galvanoplastik. 4. Aufl. 3.50
Gedächtniskunst. 9. Aufl. 1.50
Geisteskrankheiten 2.50
Gemäldekunde. 2. Aufl. 4.—
Geographie, mathem. 2. Aufl. 2.50
Geographie, politische. 5. Aufl. 3.50
Geologie. 8. Aufl. 4.—
Geometrie, analytische. 2. Aufl. 3.—
Geometrie, ebene und räumliche. 4. Aufl. 4.—
Gesangskunst. 6. Aufl. 2.50
Geschichte, deutsche 2.50
Gesetzbuch, Bürgerliches 2.50
Gesundheitslehre 3.50
Gewerbeordnung 1.20
Gicht u. Rheumatismus. 4. Aufl. 2.—
Girowesen 2.—
Graphologie 4.—
Hand und Fuß 2.50
Handelsgesetzbuch 2.—
Handelsmarine, deutsche 3.50
Handelsrecht, deutsches 4. Aufl. 2.—
Handelswissenschaft. 7. Aufl. 3.—
Haut, Haare, Nägel. 4. Aufl. 2.50
Heilgymnastik 3.50
Heizung, Beleuchtung und Ventilation. 2. Aufl. 4.—
Heraldik. 7. Aufl. 2.—
Herz, Blut- u. Lymphgefäße. 2. Aufl. 3.—
Hiebfechtschule. 2. Aufl. 1.50
Holzindustrie 6.—
Hufbeschlag. 4. Aufl. 2.50
Hunderassen. 2. Aufl. 3.—
Hüttenkunde 4.50
Infektionskrankheiten 3.—
Invalidenversicherung 2.—
Jagdkunde. 2. Aufl. 3.—
Kalenderkunde. 2. Aufl. 2.—
Kältetechnik, moderne 4.—
Kehlkopf. 2. Aufl. 3.50
Keramik, Geschichte der 10.—
Kind, das, und seine Pflege. 5. Aufl. 4.50
— In Geschenkeinband 5.—
Kindergarten 2.50
Kirchengeschichte 2.50
Klavierspiel. 2. Aufl. 2.—
Klavierunterricht. 6. Aufl. 4.—
Klempnerei. Zwei Teile 9.—
Feuerlösch- u. Feuerwehrwesen 4.50
Knabenhandarbeitsunterricht 3.—
Kompositionslehre. 7. Aufl. Mk. 3.50
Korrespondenz, kaufmännisch. 7. Aufl. 2.50
— in englischer Sprache 4.—
— in französischer Sprache 3.50
Krankenpflege im Hause 4.—
Krankenversicherung 2.—
Kulturgeschichte, allgemeine. 3. Aufl. 3.50
— deutsche 3.—
Kunstgeschichte. 6. Aufl. 6.—
— in Geschenkeinband 6.50
Lawn-Tennis sowie zehn engl. Kugel- und Ballspiele 3.50
Liebhaberkünste. 2. Aufl. 2.50
Literaturgeschichte, allgem. 4. Aufl. 4.—
— deutsche. 7. Aufl. 2.—
Logarithmen. 2. Aufl. 2.50
Logik. 3. Aufl. 3.—
Lunge. 9. Aufl. 3.—
Lustfeuerwerkerei 2.—
Magen und Darm 3.50
Malerei. 4. Aufl. 3.—
Markscheidekunst. 2. Aufl. 3.—
Maschinenelemente 6.—
Maschinenlehre 6.—
Massage. 2. Aufl. 3.50
Mechanik. 8. Aufl. 3.50
Mechan. Technologie. 2. Aufl. 4.—
Meereskunde, allgemeine 5.—
Metallurgie 5.—
Metaphysik 5.—
Meteorologie. 3. Aufl. 3.—
Mikroskopie. 2. Aufl. 4.—
Milchwirtschaft 3.—
Mimik und Gebärdensprache. 2. Aufl. 3.50
Mineralogie. 6. Aufl. 3.—
Münzkunde. 2. Aufl. 4.—
Musik. 29. Aufl. 1.50
Musikgeschichte. 3. Aufl. 4.50
Musikinstrumente. 6. Aufl. 4.—
Mythologie 4.—
Naturlehre. 4. Aufl. 3.—
Nautik 4.—
Nervosität. 3. Aufl. 2.50
Nivellierkunst. 6. Aufl. 2.—
Nutzgärtnerei. 6. Aufl. 3.—
Obstverwertung 3.—
Ohr. 2. Aufl. 2.50
Organisation, die kaufm. im Fabrikbetriebe 4.50
Orgel. 4. Aufl. 3.—
Ornamentik. 6. Aufl. 2.50
Pädagogik 2.—
Pädagogik, Geschichte der 3.—
Patentwesen 2.50
Perspektive, angew. 4. Aufl. 3.—
Petrographie. 2. Aufl. 3.—
Pflanzenmorphologie 5.—
Philosophie. 4. Aufl. 3.—
Philosophie, Geschichte der. 4. Aufl. Mk. 4.50
Photographie. 6. Aufl. 4.50
Phrenologie. 8. Aufl. 2.—
Physik. 6. Aufl. 7.—
Physik, Geschichte der 4.—
Physiologie des Menschen 3.—
Planetographie 3.50
Planimetrie 4.—
Poetik, deutsche. 3. Aufl. 2.50
Porzellan- und Glasmalerei 3.—
Projektionslehre. 3. Aufl. 2.50
Psychologie. 2. Aufl. 3.—
Radfahrsport 3.—
Raumberechnung. 4. Aufl. 1.80
Rechnen, kaufmännisches 5.—
Redekunst. 6. Aufl. 1.50
Registratur- u. Archivwissenschaft. 2. Aufl. 4.—
Reich, das Deutsche. 3. Aufl. 2 Bände 8.—
Reitkunst. 4. Aufl. 6.—
Religionsphilosophie 4.—
Ritter- und Verdienstorden 9.—
— in Pergamentband 12.—
Ruder- und Segelsport 4.—
Säbelfechtschule, deutsche 1.50
Säugetiere, Vorfahren der 3.—
Schachspielkunst. 12. Aufl. 2.50
Schlosserei. 1. Teil 6.—
— 2. Teil (Bauschlosserei) 6.—
— 3. Teil (Kunstschlosserei) 4.50
Schreibunterricht. 3. Aufl. 1.50
Schwimmkunst. 2. Aufl. 2.—
Selbsterziehung. 3. Aufl. 2.—
Sinne und Sinnesorgane der niederen Tiere 4.—
Sozialismus, moderner 3.—
Soziologie 4.—
Spinnerei u. Weberei. 4. Aufl. 6.—
Sprache u. Sprachfehl. d. Kind. 3.50
Sprachlehre, deutsche. 4. Aufl. 2.50
Statik 4.—
Stenographie. 3. Aufl. 3.—
Stereometrie 3.50
Stilistik. 3. Aufl. 2.50
Stimme, Gymnastik der. 7. Aufl. 3.50
Stoßfechtschule 1.50
Tanzkunst. 8. Aufl. 3.50
Telegraphie, elektr. 7. Aufl. 6.—
Tiere, geographische Verbreitung der 4.—
Tiere und Pflanzen, die leuchtenden 3.—
Tierzucht, landwirtschaftl. 2.50
Ton, der gute, und die feine Sitte. 4. Aufl. 2.—
Trichinenschau. 3. Aufl. 1.80
Trigonometrie. 3. Aufl. 2.—
Turnkunst. 7. Aufl. 4.—
Uhrmacherkunst. 4. Aufl. 4.—
Unfallversicherung 2.—
Uniformkunde Mk. 6.—
Versicherungswesen. 2. Aufl. 2.40
Verskunst, deutsche. 3. Aufl. 1.50
Versteinerungskunde. 2. Aufl. 3.50
Villen und kleine Familienhäuser. 11. Aufl. 5.—
Violine und Violinspiel 2.50
Vögel, der Bau der 7.50
Völkerkunde 4.—
Völkerrecht. 2. Aufl. 4.—
Volkswirtschaftslehre. 6. Aufl. 6.—
Vortrag, d. mündliche. 1. Teil. 10. Aufl. 1.50
— — 2. Teil. 5. Aufl. 3.—
— — 3. Teil. 5. Aufl. 3.50
Warenkunde. 7. Aufl. 3.50
Wäscherei, Reinigung und Bleicherei. 2. Aufl. 2.—
Wasserbau 7.50
Wasserkur 3.50
Wasserversorgung d. Gebäude 3.50
Wechselrecht. 3. Aufl. 2.—
Weinbau. 3. Aufl. 2.50
Weltgeschichte. 3. Aufl. 3.50
Wintersport 3.—
Wissenschaften, Geschichte d. 6.—
Wollwäscherei 4.—
Wörterbuch, deutsches 7.50
Ziergärtnerei. 6. Aufl. 3.50
Zimmergärtnerei. 2. Aufl. 3.—
Zitatenlexikon. 3. Aufl. 5.—
— in Geschenkeinband 6.—
Zoologie. 2. Aufl. 7.50

Handbücher in Großoktavformat.

Chemie, Einführung in die anorganische 12.—
Chemie, Einführung in die organische 7.50
Dampferzeuger 7.50
Dampfkessel, Dampfmaschinen und andere Wärmekraftmaschinen. 8. Aufl. 9.—
Elektrotechnik, 8. Aufl. 10.—
Nahrungsmittelchemie 10.—
Verbrennungskraftmaschinen und Generatoren 6.—

Handbücher in Quartformat.

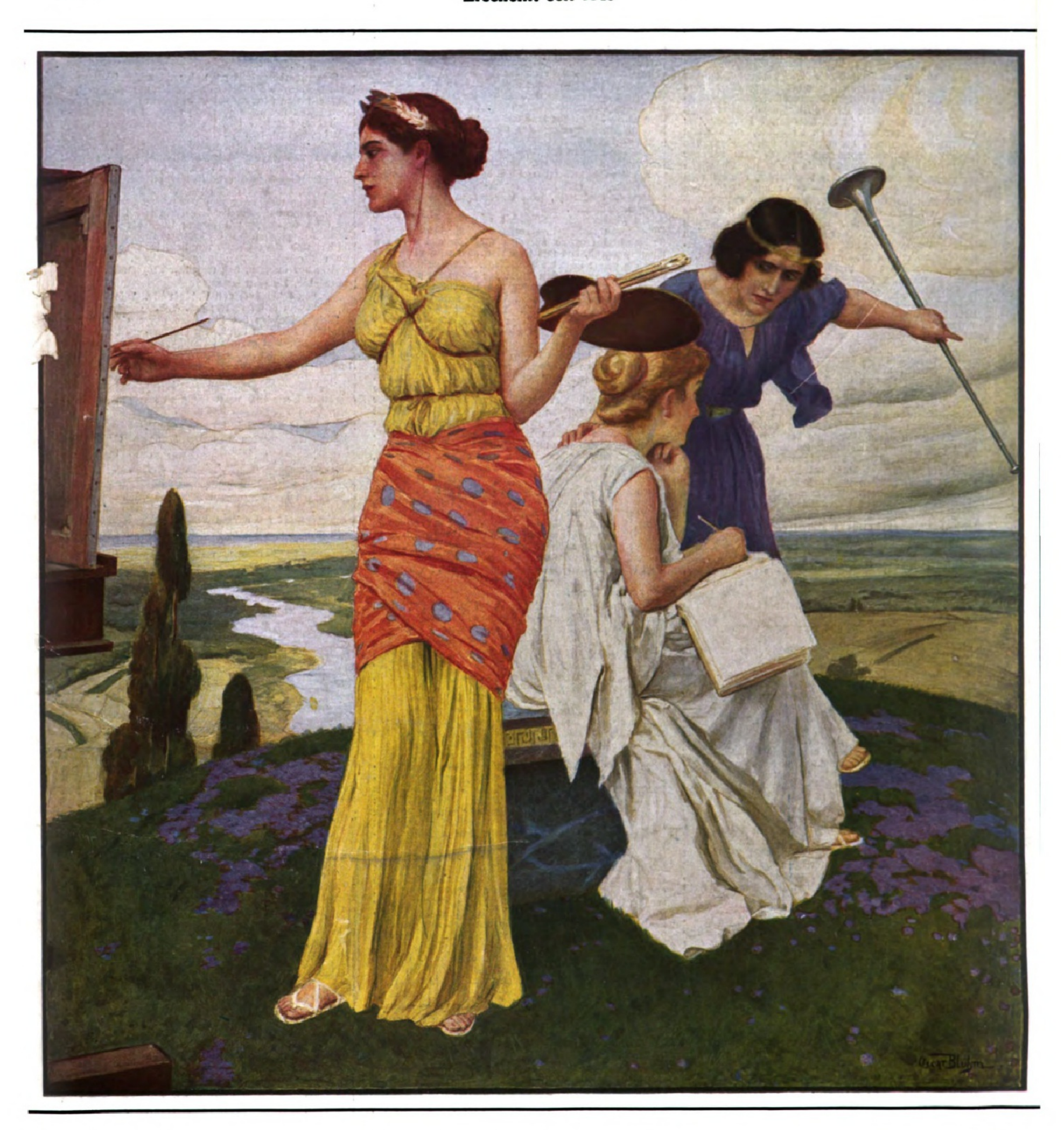
Einzelwohnhaus der Neuzeit 7.50
— 2. Band 7.50
Gartengestaltung der Neuzeit 2. Aufl. 12.—
Geflügelzucht. 2. Aufl. 10.—
Erste Hilfe bei Erkrankungen der Haustiere 6.—
Der Imker der Neuzeit 7.50
Körperpflege durch Wasser, Luft und Sport 6.—
Kostümkunde. 3. Aufl. 7.50
Land- u. Gartensiedelungen 10.—
Rosen und Sommerblumen 10.—
Wohnung der Neuzeit 7.50

Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Verzeichnisse mit Inhaltsangabe jedes Bandes der Illustrierten Handbücher sendet unentgeltlich auf Verlangen die Verlagsbuchhandl. von J. J. Weber, Leipzig 26.

Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortu

Jllustrirte Zeitung

Erscheint seit 1843



Nummer 3526. Hundertsechsunddreißigster Band. 26. Januar 1911.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7.

Literarische Rundschau.

Aus der Geschichte der neuesten Zeit.

Mit der alten Streitfrage: war Napoleon Bonaparte der Vollender oder der Zerstörer der Revolution? werden wir durch das erste der heute mir vorliegenden Bücher näher bekanntgemacht: den zweiten Band des von Heinrich Conrad veranstalteten zehnbändigen Unternehmens „Napoleons Leben. Von Ihm Selbst“ (Stuttgart, Robert Lutz; 6 ℳ). Dieser zweite Band der „Ersten Siege“ umfaßt die beiden hochdramatischen Jahre 1796 (zweite Hälfte) und 1797 bis zum Frieden von Passariano, den man den von Campo Formio zu nennen pflegt. Somit ziehen die Schlacht bei Rivoli und die Einnahme von Mantua, der Vertrag von Tolentino, die Schlacht am Tagliamento und der Vorfriede von Leoben, das Ende Venedigs, Pichegru und der 18. Fructidor vor unseren Augen vorüber. Damals fühlte sich Bonaparte entschieden noch als Sohn der Revolution, obwohl man nicht — wie Conrad es tut — dafür das Geschichtchen vom zerschmetterten Porzellangeschirr als Kronzeugen aufrufen darf; denn das Mätzchen, womit der gewalttätige Franzose am 16. Oktober 1797 zu Udine den Grafen Cobenzl einschüchterte, hat er als Kaiser im Marcolinischen Palais zu Dresden am 26. Juni 1813 dem Fürsten Metternich gegenüber — allerdings ohne Glück — wiederholt.

Man hat die recht plausible Theorie aufgestellt, die italienischen Siege seien hauptsächlich aus dem Liebesrausch heraus zu erklären, der damals Bonaparte im Banne hielt: Millesimo und Dego, Ceva und Mondovi, Lodi und Mailand, Arcole und Rivoli seien gewissermaßen nur stürmische Huldigungen, die der junge Oberbefehlshaber seiner angebeteten Josephine zu Füßen legte. Mag sein; leidenschaftlich genug war jene erste Ehe — zuzeiten. Schließlich aber hat auch sie der nüchternen Staatsraison weichen müssen, und an Stelle der alternden Martiniquerin thronte die Habsburgerin, die ihm den dynastisch notwendigen Sohn schenkte, an des Usurpators Seite. Wer Villards „Marie Louise“ kennt, weiß, welchen Tausch Kaiser Napoleon damit gemacht hat. Ein gut Teil des Klatsches aus den vier Jahren, in denen sie als Palastdame in der nächsten Umgebung des „jungen Paars“ geweilt hat, ist von Frau Generalin Durand unter dem Titel „Am Kaiserhofe Napoleons. Erinnerungen über Napoleons Familienleben“ verewigt worden (Jena, Hermann Costenoble; 3 ℳ). Das Bild, das Madame Durand vom „intimen“ Leben am ersten französischen Kaiserhofe zeichnet, ist leider einigermaßen geschmeichelt.

Gegenüber dieser Tändelei nimmt sich das nächste Buch: Eduard v. Wertheimers „Graf Julius Andrássy. Sein Leben und seine Zeit. Erster Band“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; 15 ℳ) förmlich wuchtig aus. Weiteren Kreisen durch seinen „Herzog von Reichstadt“ (1902), die beste deutsche Biographie des Sohnes Napoleons I. und der Marie Luise, vorteilhaft bekannt geworden, hat der Preßburger Akademieprofessor viele Jahre emsigen Archivstudiums darangewandt, um das erste grundlegende Werk über das Leben und Schaffen des großen ungarischen Staatsmanns und kongenialen Freundes eines Bismarck zu schreiben. Das Ganze ist fast nur aus erster Hand, d. h. aus den in Betracht kommenden staatlichen und aus den Privatarchiven der Familien Andrássy, Batthyány, Orczy, Dessewffy, Beck usw. geschöpft. Vergegenwärtigt man sich, was für wertvolle Quellen zeitgenössischer Geschichte uns der Österreicher Friedjung erschlossen hat, und stellt man das vorliegende Buch eines deutsch fühlenden Ungarn daneben, so kann man nur den reichsdeutschen Historikern raten, auf der Hut zu sein, daß ihnen nicht die Führung entgleite. Jedenfalls gibt es kein Werk, aus dem man sich so ausgiebige Kenntnisse über die Entstehung des Dualismus von 1867 holen könnte wie aus diesem „Wertheimer“. Gewiß: der Verfasser hat mit Herzblut geschrieben und identifiziert sich willig mit den Anschauungen seines Helden. Aber die historische Objektivität läßt er nirgends völlig vermissen; das lehrt besonders schlagend ein Vergleich mit Wilh. Alters Abhandlung im Oktoberheft der „Deutschen Rundschau“, worin auf Grund verwandten Materials ein Ausschnitt aus demselben Zeitalter neu beleuchtet wird. Weder geht v. Wertheimers Kritik an Beust über das zulässige Maß hinaus, noch wird jemals das, was an Bestimmendem, Entscheidendem dem Kaiser Franz Joseph zuzuschreiben ist, irgendwie verkleinert oder verwischt. Gerade dies, daß man hier von den staatsmännischen Fähigkeiten des Kaisers und Königs nicht nur ein klares, sondern auch ein bedeutendes Bild erhält, verleiht den Schilderungen v. Wertheimers einen sehr sympathischen Zug. Schon der erste Band, der nur bis zum November 1871 reicht, schüttet ein wahres Füllhorn von gänzlich neuem Stoff in geschmackvollster Fassung über uns aus. Um so gespannter darf man dem zweiten entgegenschauen, der die hochinteressanten Jahre von Andrássys auswärtiger Politik bringen wird, von deren Hauptergebnis (1879) noch heute Europas Geschicke beherrscht werden.

Denn als Anfang 1909 in der bosnischen Krise die Dinge auf des Messers Schneide standen, da war es der mitteleuropäische Zweibund von 1879, der den Frieden aufrechterhielt. Bedroht war er damals in erster Linie durch Rußland. Wie man auch über die Folgen seines Zusammenbruchs von 1905 denken und wie niedrig man auch im Vergleich zur preußisch-deutschen Erneuerung vor den Freiheitskriegen die jüngste russische „Sammlung“ einschätzen mag — das eine steht doch außer Frage, daß mit der Anerkennung des konstitutionellen Regierungsprinzips wenigstens ein Anfang gemacht ist, die unumschränkte Selbstherrschaft durch etwas Besseres abzulösen. Obwohl uns Deutschen im Hinblick auf die Ostseeprovinzen, auf die deutschen Kolonien innerhalb Rußlands und auf Finnland die durch Stolypin verkörperte nationalistische Politik keine Zustimmung ablocken kann, so bedeutet sie vom russischen Standpunkt aus ohne Zweifel einen beträchtlichen Fortschritt. Jedenfalls verbürgen die Verfassungsgesetze von 1906 für das Russische Reich den Beginn neuer Entfaltungsmöglichkeiten. Diese Erkenntnis vermittelt in zuverlässigster Weise Dr. Anton Palme in seinem gediegenen Buche „Die russische Verfassung“ (Berlin, Dietr. Reimer; geb. 6 ℳ). Nachdem er in einem ersten Teile an der Hand der Rechtsgeschichte die innere staatliche Entwicklung Rußlands von ihren Anfängen bis zum Staatsstreich am 16. Juni 1907 (durch den das gegenwärtige Dumawahlrecht ungesetzlich auf dem Weg einer kaiserlichen Verordnung oktroyiert wurde) geschildert hat, gibt er zweitens den Text der Staatsgrundgesetze von 1906 (Verfassungsurkunde) und begleitet ihn — ein Novum auch in der russischen Literatur — mit einem fortlaufenden Kommentar. Widersprüche, Reformen und reaktionäres Widerspiel werden dabei fein klargemacht. Ein Schlußteil erläutert historisch-deskriptiv das parlamentarische Wahlrecht, seine Änderungen und die dabei befolgten Absichten.

In ähnlicher Zuverlässigkeit orientiert der Berliner Staatswissenschaftler und „oktroyierte“ Hochschulprofessor Ludwig Bernhard über ein Problem aus derselben Himmelsgegend, das uns Deutschen aber noch viel näher liegt als jenes: über die Polenfrage. „Das polnische Gemeinwesen im preußischen Staat“, so lautet der Nebentitel seiner trefflichen Untersuchung von 1907, die nun schon in einer verbesserten zweiten Auflage vorliegt (Leipzig, Duncker & Humblot; 6 ℳ). Man darf dies Buch getrost als Thesaurus aller Dinge ansehen, die die Organisation, die Finanzen, Banken und Kreditgenossenschaften, die Parzellierung und Ansiedlung im preußischen Polen und polnischen Preußen betreffen. Selbstverständlich vom deutschnationalen Standpunkt aus geschrieben, ist es doch keineswegs einseitig, behandelt vielmehr Notizen aus deutscher Quelle mit genau derselben Vorsicht wie die Mitteilungen polnischer Fanatiker, genossenschaftlich tätiger Geistlichen und zielbewußter Parteiführer. Also eine Art nüchternen Gegenstücks und wissenschaftlichen Belegs zu Clara Viebigs genialem Roman „Das schlafende Heer“.

Überaus reichhaltig und vielseitig, obwohl begreiflicherweise und eingestandenermaßen nicht absolut vollständig, ist auch diesmal wieder Franz Schnürers „Jahrbuch der Zeit- und Kulturgeschichte“ ausgefallen (dritter Jahrgang 1909; Freiburg i. Br., Herder; geb. 7 ℳ 50 ₰). Bekanntlich muß hier der (gebildete) Leser die Kontrolle, die dort Prof. Bernhard vor der Niederschrift hat walten lassen, selbst üben, da die Mehrzahl der Beiträge von ausgesprochen katholisch gerichteten Mitarbeitern herrührt. Schwer gemacht wird einem das freilich nicht, da die Zuverlässigkeit der sachverständigen Verfasser keinen Verdacht bewußter Subjektivität aufkommen läßt. Helmolt.

Die vor den Toren.

Roman. Von Clara Viebig. Berlin, Egon Fleischel & Co.; 6 ℳ.

Von den vielen gediegenen, das Niveau des Alltagsmarktes überragenden Arbeiten dieser rüstig schaffenden, nach jedem Erfolg sofort nach neuen Zielen Umschau haltenden begnadeten Erzählerinnennatur haben zwei Zeitromane, „Die Wacht am Rhein“ und „Das schlafende Heer“, besonderes und berechtigtes Aufsehen sowie bleibende Anerkennung gefunden. Zwischen diese beiden Zeitbilder schiebt sich nun „Die vor den Toren“ ein, und mit nicht minderer Geschicklichkeit wie bei den ersten Gliedern der Kette versteht es Clara Viebig auch hier, ihren Szenen und Individuen ein ganz charakteristisches Signum mit auf den Weg zu geben. Ihrer Feder ward mehr und mehr eine gänzlich spezielle Eigenart als beneidenswerte Gabe verliehen, die alle von ihr geschaffenen Gestalten und Konflikte mit dem Mantel des glaubhaften Seins bekleidet. „Die vor den Toren“ (zu ergänzen ist: Berlins) führt hinein in die werdende Großstadt. Die junge Kapitale des jungen Reiches reckt die Glieder, dehnt sich, wächst an allen Ecken und Enden über ihre bisherigen Schranken hinaus, und Arm in Arm mit dieser Ausbreitungstendenz wandert auch die Lust an der strupellosen Spekulation, die Leidenschaft des raschen, mühelosen Geldverdienenwollens und die Liebe zum Leichtsinn hinaus auf das Land, um dort die gute alte Zeit zu erwürgen, um die bäuerliche Eigenwilligkeit und Festigkeit zu untergraben und um auch Die vor den Toren der Reichshauptstadt mit hineinzureißen in den alles nivellierenden Trubel des Tanzes um das goldene Kalb. Mit großem Geschick sind zwischen die größtenteils tragisch wirkenden Ausschnitte humoristische Episoden eingestreut, die mit mancher schwülen Situation, aber auch mit etlichen ganz und gar entbehrlichen Verismen zu versöhnen vermögen.

Die Geschichte einer Sünde.

Roman von Stefan Zeromski. Autorisierte Übersetzung aus dem Polnischen von Stefania Goldenring. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten u. Loening; 6 ℳ.

Das Mißtrauen', das man mit gutem Grund allen Romanen und auto- oder pseudographischen Erzählungen entgegenbringt, die sich die Schicksalsschilderung verlorener weiblicher Wesen als Ziel erkoren haben, schwindet schon nach der Lektüre der ersten Kapitel dieses wunderlich packend und dabei doch schlicht und ungekünstelt geschriebenen Buches. Ein starker Wahrhaftigkeitszug geht durch diese bei allem unverschleierten Realismus doch nirgends anstößig oder abstoßend gehaltenen Darstellungen der grausamen Katastrophe eines Frauenlebens, dessen Bahnen hinabführen in die tiefsten Tiefen des erbarmungswürdigsten Elends, und statt Abscheu beschleicht wohl eine Ahnung von Mitleid das Herz des Lesers. Auch ein aufklärender Wert, wenn auch nur in beschränktem Sinne, ist diesem übrigens flott und stimmungsgerecht übersetzten, von so etwas wie Zola-Tolstoischem Geiste durchwehten Roman nachzurühmen.

Zwischen zwei Frauen.

Roman aus der Berliner Gesellschaft. Von Cl. Pape. Berlin, Ernst Hofmann & Co.; geb. 5 ℳ.

Das neuerdings viel ge- und mißbrauchte Thema von der physischen Unfruchtbarkeit der Frau wird hier von einer auf dem Literaturmarkt bisher unbekannten weiblichen Feder mit einer so überzeugenden Sicherheit und dabei doch mit solch duftiger Keuschheit behandelt, daß man den Roman von Kapitel zu Kapitel mit wachsendem Interesse aufnimmt. Im Gegensatz zu vielfachen novellistischen und dramatischen Bearbeitungen des gleichen Stoffes in jüngster Zeit ist es diesmal der Mann, bei dem „der Schrei nach dem Kinde“ an den Fesseln der Ehe rüttelt, die ihm bei der Unerfüllbarkeit seiner Wünsche Befriedigung nicht mehr zu gewähren vermag. Alle Gestalten, namentlich aber die Urheberin und Trägerin des Konfliktes in diesem mit klugem Auge für Natur und Wirklichkeit gezeichneten Ehedrama: eine junge, ihrer Mission und ihrer Schuld nur halb bewußte Schwedin, sind mit graziösem Realismus dargestellt. Das Buch verdient vor anderen, daß es seinen Weg macht!

Für Kinder, die gern lachen.

Ein Bilderbuch von E. Reinicke. München 1910, Braun & Schneider; geb. 4 ℳ.

Meister Reinicke hat hier seine ganze elegante und feinnervige Kunst in den Dienst des Humors der Kinderstube gestellt. Mit großem Geschick hat er die naheliegende Klippe abstoßenden, das jugendliche Auge schädigenden Karikaturenkrams vermieden. Seine reiche, buntwechselnde Stoffwahl garantiert den kleinen Lesern eine lange Reihe lustiger Eindrücke. Die den farbigen Zeichnungen beigegebenen Verse sind meist witzig und tragen der kindlichen Phantasie geschickt Rechnung.

Tiergarten fürs Haus in Bild und Wort.

Herausgegeben von Dr. Konrad Guenther. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geb. 6 ℳ, Prachtausgabe 12 ℳ.

Die Tierphotographie hat in den letzten Jahren einen gewaltigen Aufschwung genommen. Gleichzeitig ist aber auch ein gewisser Gegensatz zwischen dem Zeichner und dem Photographen eingetreten, von denen jeder glaubt, daß die Wiedergabe des andern dem tierischen Urbild etwas schuldig bleibe. In dem vorliegenden Werk gehen nun Photograph und Künstler Hand in Hand. Ersterer hat mit der geduldigen Kamera die charakteristischesten Stellungen festgehalten, letzterer die so gewonnenen Bilder verständnisvoll überarbeitet, die inneren sowie die von äußeren Umständen bedingten Mängel der photographischen Aufnahmen ausgeglichen, und wenn die Vertreter jener extremen Richtung, die nur der Photographie im Freien ohne jede Retouche Wert zusprechen, dabei auch nicht auf ihre Rechnung kommen, so bieten die in diesem Album vereinigten 100 Vollbilder verschiedener Tiergartenbewohner doch so viel natürliche Schönheit, daß sie ihrem Zweck, die Liebe zur Tierwelt zu wecken, die charakteristischesten Merkmale des tierischen Körperbaues kennen zu lernen, im vollen Umfang gerecht werden. Der Text aus der Feder Dr. Konrad Guenthers, des bekannten Freiburger Zoologen, ist dem Verständnis des in erster Linie in Aussicht genommenen jugendlichen Leserkreises angepaßt. Aber auch der Erwachsene wird die von Begeisterung für die Natur und ihre Schöpfungen getragenen Schilderungen gern lesen und daraus Anregung schöpfen, tiefer in dieses so anregende Gebiet einzudringen. Die Bücher von Brehm, Schillings, Heck, Meerwarth, Matschie, Naumann und anderen, auf die auch Guenther verweist, werden ihm dann mehr sagen.

Taschenbuch der Kriegsflotten.

12. Jahrgang (1911). Herausgegeben von Kapitänleutnant a. D. B. Weyer. Mit 850 Schiffsbildern, Skizzen und Schattenrissen. München, J. F. Lehmanns Verlag; geb. 5 ℳ.

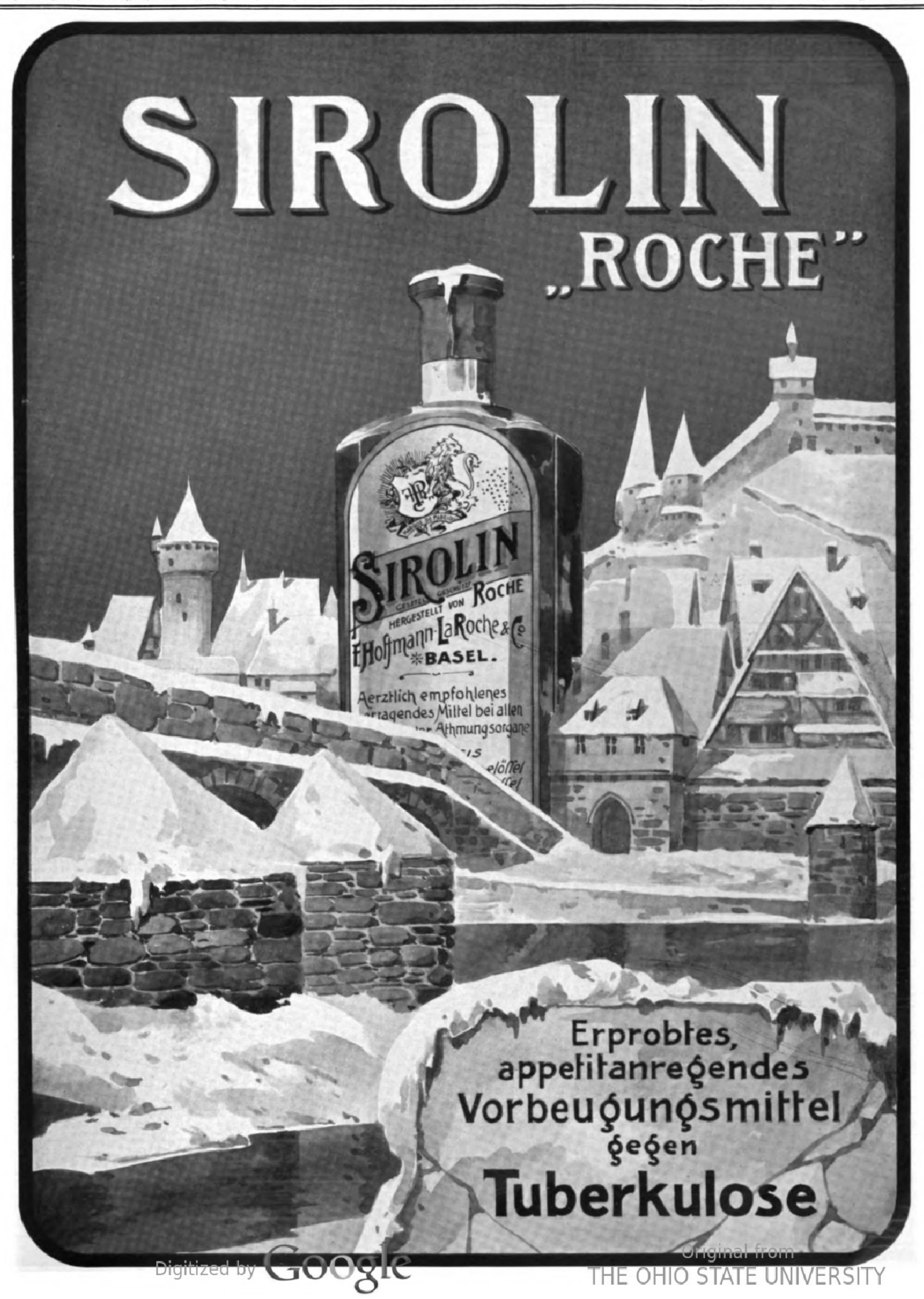
Die neue Ausgabe des bewährten Nachschlagebuchs zeichnet sich wieder durch eine Reihe sachgemäßer Neuerungen und Verbesserungen aus. Neu aufgenommen ist die vergleichende Übersicht der Artilleriepläne der neusten deutschen Linienschiffe und Panzerkreuzer; ferner eine eingehende statistische Zusammenstellung der deutschen Seeinteressen, namentlich im Vergleich mit denen Großbritanniens. Besser als Tausende aufklärender Schriften sprechen diese trockenen Zahlenreihen für die Notwendigkeit einer starken deutschen Flotte. Wie absurd der in England von weiten Kreisen allen Ernstes behandelte Gedanke eines deutschen Angriffskrieges ist, mögen die englischen Chauvinisten aus den mit größter Genauigkeit aufgestellten Schiffslisten ersehen. Den 24 deutschen Linienschiffen mit 320700 t stehen 47 englische mit 756000 t Gesamtdeplacement gegenüber, und dieses Verhältnis verschlechtert sich bei den übrigen Schiffskategorien noch ganz erheblich zuungunsten Deutschlands. Da ist es eine besondere Freude, zu ersehen, daß wir wenigstens über das zurzeit schnellste große Kriegsschiff verfügen, und zwar ist das der neue Panzerkreuzer „Von der Tann“, dessen Bild dem Buch vorangestellt ist. Der frühere Anhang „Luftkriegsschiffe“ ist weggefallen, da der gewaltige Stoff auf dem zur Verfügung stehenden Raum nicht mehr zu meistern war. An seine Stelle ist ein im gleichen Verlag erschienenes stattliches „Jahrbuch über die Fortschritte au allen Gebieten der Luftschiffahrt“ getreten, mit dem wir uns in einer der nächsten Nummern näher beschäftigen werden.

Sch.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 3526. 136. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint jeden Donnerstag vormittag. Vierteljährlicher Bezugspreis: durch eine **Buchhandlung** 8 M, frei ins Haus 8 M 25 ₰; bei einer **Postanstalt** bestellt: Deutsches Reich 8 M 12 ₰, Deutsche Schutzgebiete 8 M, Österreich 10 K 56 h, **26. Januar 1911.**
Ungarn 10 K 20 h, Schweiz 10 Frs. 80 Cts. In den übrigen Ländern des Weltpostvereins erfolgt die direkte Zusendung unter Kreuzband halbjährlich für 28 M portofrei. Einzelpreis einer Nummer 1 M.
Die Insertionsgebühren betragen für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 M 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 M. Einsendung der Inserate spätestens zehn Tage vor **Erscheinen**.



Centralheizung und Heißwasserversorgung

sind Tagesforderungen unserer heutigen Lebensweise. Gleichmäßige, wohltuende Wärme in jedem Raume der Wohnung, zu jeder Zeit, und Heißwasser im Überfluß für jeden wirtschaftlichen Zweck sind Ihnen dadurch gesichert.

Weiteren Aufschluß erteilen wir kostenlos durch unsere Abteilung L.

NATIONALE RADIATOR GESELLSCHAFT m. b. H.
BERLIN S 42





mit erstklassigen Dampfern regulärer Linien nach

Ägypten, Tunesien, Algerien, Sicilien, Griechenland, Konstantinopel, Kl.-Asien, dem Schwarzen Meere, Palästina u. Syrien, Spanien u. Portugal, Madeira u. s. w.

Ceylon, Vorder- u. Hinterindien, China, Japan und Australien

Reisen um die Welt

Im Anschluß an die Mittelmeerdampfer des Norddeutschen Lloyd verkehrt regelmäßig zwischen Hamburg—Bremen—Genua und umgekehrt der **Lloyd-Expreß** (Luxus-Zug) über Köln-Wiesbaden-Basel-Mailand

Nähere Auskunft erteilen:

Norddeutscher Lloyd, Bremen

sowie dessen sämtliche Agenturen. (243)

MENTON Alexandra-Hotel Vornehmes Familienhaus. Moderner Komfort. Grosser Garten, Park.

MENTON Gd. Hôtel d'Orient & d'Angleterre — Familienhotel I. Ranges. —

NIZZA Palace Hotel. Deutsches Haus. Modern. Komfort. Zentralheizung. Mässige Preise. W. Meyer.

Zur **Behandlung von Katarrhen der Luftwege und der Lungen** von **Dr. med. Saenger.** 140. Tausend. 50 Pfg. Verlag: **Otto Gentsch, Magdeburg 28.**

St. Andreasberg **im Oberharz.** — 630 Meter ü. d. M., am Fuße des Brockens. Geburtsstätte der Harzer Winterfeste. Ideales Skigelände. Rodelbahnen in unmittelbarer Nähe der Stadt. Wetterberichte durch den Skiklub und die Kurverwaltung. — Prospekte frei.



Sanatorium von Zimmermann'sche Stiftung, Chemnitz. Zander-Institut. Behandlung von Nerven-, Magen-, Frauenkrankheiten, Herzleiden, Gicht etc. Chefarzt Dr. [illegible]ebell, früher Ober[illegible] in Lahmann's Sanatorium. Prosp. frei.

Ihr tieferes Wesen

beurteilt nach Ihrer Handschrift der **Spezialist,** aber er „deutet" nicht. 20 Jahre bekannt! **Vor dem Auftrag** Gratisprospekt lesen.
P. Paul Liebe, Psychol., Augsburg I, J-Fach. (196)



Bei

Krampfadern

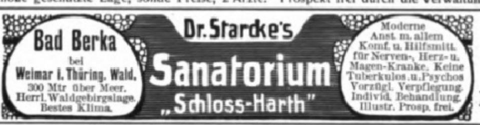
geschwollenen Beinen, verdickten und schwachen Gelenken ist mein aus allerbestem Material genau anatomisch gearbeiteter, nahtloser Gummistrumpf „Liberty" unentbehrlich. Porös, leicht und doch äusserst dauerhaft. Fester, aber wohltuender Druck. Erhöht körperliche Leistungsfähigkeit; beseitigt oder vermindert die Beschwerden. Ausführlicher Spezial-Katalog mit Abbildungen und Preisen kostenfrei.

J. J. Gentil
Berlin 39, Potsdamerstrasse 5.

KURHAUS für Nerven- und Gemütskranke **Tannenfeld**
bei Nöbdenitz, Sachsen-Altenburg, Linie Glauchau-Gößnitz-Gera. (397)
Landschaftlich schöne, isolierte Lage auf einem Höhenrücken inmitten eines 15 ha großen alten Parkes. — Warmwasserheizung. — Elektr. Beleuchtung. — Fünf getrennt liegende Villen. — Entziehungskuren. — Gelegenheit zu Beschäftigung. — Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekte durch den Besitzer **Dr. med. Tecklenburg.**

Leichtlungenkranke

Vorzügliche Winterkuren **Sanatorium Hohentanneck SÜLZHAYN im Südharz** Vorzügliche Winterkuren
Schöne geschützte Lage, solide Preise, 2 Ärzte. Prospekt frei durch die Verwaltung.



Sanatorium Elsterberg (24)
für Entziehungskuren, Nerven- u. Stoffwechselkranke, Herz- u. Nierenleidende u. Erholungsbedürftige.
Prospekte frei. Sanitätsrat **Dr. Römer.**



Blankenburg (Harz) Kuranstalt **Müller-Rehm**
Erholungsstätte. Physikalisch-diätetische Therapie für Nervosität, Herzleiden, Schlaflosigkeit. - Auch im Winter gut besucht. — Zentralheizung. — Prospekte.

Sanitäts-Rat Dr. P. Köhler
Sanatorium Bad-Elster.
Man verlange Prospekt. (442)

Dr. Ernst Sandow's Salze

Dr. Sandow's FRUCHTSALZ
Künstliches Karlsbader Salz
Dr. Sandow's Brausendes Bromsalz
Künstliches Emser Salz
Chemische Fabrik von Dr. ERNST SANDOW, Hamburg

Künstliche Brunnensalze und medizinische Brausesalze.
Man achte auf meine Firma! Nachahmungen meiner Salze sind oft minderwertig u. dabei nicht billiger.

Illustrirte Zeitung

Nr. 3526. 136. Bd. Leipzig, 26. Januar 1911.

Kaiser Wilhelm II. und sein ältester Enkel.

Nach einer Originalaufnahme von Hofphotograph Selle & Kuntze-Niederastroth, Potsdam, Verlag der Neuen Photographischen Gesellschaft, Berlin-Steglitz.

Kaiser Wilhelm II.

Von Prof. Dr. **Theo Sommerlad,** Halle a. S.

Noch ausgiebiger und eindringlicher als sonst beschäftigt sich alljährlich am 27. Januar das deutsche Volk, das in allen seinen Stämmen, Ständen und Schichten geeint und einmütig Kaisers Geburtstag festlich begeht, mit der eigenartigen, kraftvollen Persönlichkeit seines Herrschers. Das nicht allein, weil germanischem Bewußtsein seit alters der Staatsgedanke vornehmlich faßbar erscheint in seiner Verkörperung durch den Fürsten, sondern weil Kaiser Wilhelms Gestalt die Zeit- und Volksgenossen gefesselt und interessiert hat vom ersten Tage seiner nunmehr dreiundzwanzigjährigen Regierung an bis zur gegenwärtigen Stunde. Wenn es einst Brauch war bei den Geschichtschreibern unseres Volkes, die Charakterbilder seiner verstorbenen Könige zu malen, wenn ein Einhart uns Karl, ein Widukind Otto den Großen, ein Wipo Konrad den Zweiten geschildert hat, so haben Tagesschriftsteller und Geschichtsforscher der Gegenwart immer aufs neue versucht, dem Lebenden gerecht zu werden, der die Geschicke Deutschlands lenkt. Und sicherlich gilt von den meisten dieser Versuche nicht der bittere Tadel des Tacitus über die Römer, „daß sie nur das Vergangene erheben, das Neue dagegen nicht beachten“. Selbst Ausländer, wie die Franzosen Jules Simon, Jules Huret und Mabilleau oder die Engländer Sir Edwards Reed und Bart Kennedy, haben es in ihren Charakterschilderungen des Kaisers an ernstlichem Verstehenwollen, an voraussetzungslosem Eindringen in seine eigentümliche Empfindungs- und Willenswelt keineswegs fehlen lassen. Und doch bewährt sich an gar manchen dieser Darstellungen, namentlich auch von deutscher Seite, die alte Erkenntnis, daß die Mitwelt den Schaffenden leicht über- oder unterschätzt und nur selten ganz richtig einzuschätzen liebt. Zwar hat der Lebende nach dem Wort unseres Dichters recht, aber die Mitlebenden geben ihm leider gewöhnlich nicht recht. Es mangelt ihnen nicht am guten Willen, sondern am Können. Weder der, dem der Kaiser als Vertreter eines veralteten, patriarchalischen Autokratentums erscheint, noch der, der ihn lediglich für einen Typus des Nervenzeitalters der Gegenwart hält, hat sich dem wirklichen Kernpunkt seines Wesens genähert.

Jeder Mensch ist ein Kind seines Volkes und ein Kind seiner Zeit. Als Kind seines Volkes erbt er dessen Charaktereigenschaften, als Kind seiner Zeit die Aufgaben, die sie stellt und verlangt.

Auch Kaiser Wilhelm ist ein Kind seines Volkes, ein echter und rechter deutscher Mann; und all die Wesenszüge, die unser Volk von den ältesten Zeiten an sein eigen nennt, finden sich bei ihm in individuellster Prägung und Mischung vereint. Das Wesen des Deutschen ist die Entwicklungsfähigkeit. Der Deutsche ist niemals fertig, allmächtig ruht in ihm der Vervollkommnungstrieb, der ihn unablässig anstachelt, sein Ich und die Außenwelt in Einklang zu setzen, alles wahrhaft Bedeutende aufzunehmen und sich zu eigenstem, innerlichem Besitztum zu erwerben. Er will alles Große, das schon einmal gedacht war, noch einmal denken, sich die wirklich wertvollen Errungenschaften aller Kulturepochen und Kulturträger aneignen und jeder neuen Situation gegenüber seine ganze unwiderstehliche Assimilationskraft entfalten. So hat sich germanischer Geist die Lehre des Christentums innerlich amalgamiert, so hat er die Kunstideale und die Weltweisheit von den Griechen, Recht und Staatsform von den Römern, so in der Minnezeit die höfische Sitte von Südfrankreich, so in der Humanistenzeit die ganze unvergängliche Kulturwelt des klassischen Altertums übernommen und verwertet. Wiedergeburt, Renaissance ist so recht eigentlich deutscher Art Gebaren und Kennzeichen. Ergänzend tritt dazu jener Individualismus, der sich trotz mancherlei geschichtlicher Abwandlungen doch stets gleich blieb, „das Leben nach eigenem Belieben“, wie Aristoteles sagt, ein stark persönlicher Unabhängigkeitstrieb, der Drang ungehemmter Selbstentfaltung, Selbstbehauptung und Selbstbestimmung. In diesen deutschen Charakterzügen liegt die Erklärung für die allbekannte rastlose Vielgeschäftigkeit und Vielseitigkeit des Kaisers. Sei es, daß er den einmal betretenen Weg zäh und unbeugsam verfolgt, sich selbst nie genug tun kann und als sein eigener Herr seinen Kampf kämpfen will. Sei es, daß er auf Reisen zu Wasser und Land über Volks- und Kulturleben des In- und Auslandes Belehrung erstrebt, daß er sich in die Ideenwelt schaffender Künstler einlebt oder den Ergebnissen der Kriegswissenschaft und des Marinewesens ebenso wie der wissenschaftlichen Forschung vom religiösen Gebiete bis hin zum naturwissenschaftlichen und technischen sein lebhaftes Interesse bekundet. Noch jüngst hat er so anläßlich der Hundertjahrfeier der Berliner Universität in Verwirklichung von Humboldts Wissenschaftsplan jene Gesellschaft ins Leben gerufen, die seinen Namen trägt, und die in Fühlung mit Akademie und Universität selbständige Institute namentlich der naturwissenschaftlichen Richtung der freien Forschertätigkeit zur Verfügung stellen soll.

Es erscheint als ein weiterer integrierender Bestandteil deutschen Wesens, wenn wir auch beim Kaiser neben der Liebe zur angestammten Heimat mit ihren Wäldern und Seen und zur väterlichen Scholle jene schlicht bürgerliche Liebe zur Familie finden, deren Schoß dem einzelnen die Erholungsstätte von Berufsarbeit und Lebenskämpfen und die Befriedigung all der Bedürfnisse bietet, die unausrottbar im Gemütsleben wurzeln. Und deutsch ist endlich jene tiefe Sehnsucht zur Ferne, nach einem fremden Lande, wo ein jeder volle Genüge finden möchte für all das, was in der Nähe noch nicht vollendet und noch nicht verwirklicht ist. Dieser uralte germanische Sehnsuchtstrieb war es, der die nordischen Wikinger einst den unwiderstehlichen Todweg des Meeres wies, der vorwiegend neben anderen Motiven die Kreuzfahrer nach den Wundern des Orients lockte und nach dem Lande, da die Füße des Herrn gestanden hatten, der unsere mittelalterlichen Könige und Ritter nach dem Sonnenland Italien und nach der Ewigen Stadt führte, der auch die deutschen Bauern, die ins Kolonialland jenseits der Saale und Elbe zogen, und die deutschen Kaufleute, die übers Meer nach den Ländern der Ost- und Nordsee hin handelten, beseelt hat.

Dem romantischen Blick in das Zauber- und Traumland der Ferne gesellt sich freilich in der Psyche des Kaisers ein Wesenszug, der im Volkscharakter der alten Germanen noch nicht zu vollkommener Ausprägung gelangt war: das Verständnis für den Staat und das Vertrauen zum Staat. Daß der staatliche Sinn eine Grundkraft deutscher Eigenart geworden ist, das bleibt ja zum hauptsächlichsten Teile gerade das Verdienst des Geschlechtes, dem der Kaiser entsprossen ist, das Lebenswerk der Hohenzollern. Aber in echt altgermanischer Weise faßt der Kaiser sein Herrschertum auf. Er will kein Scheinherrscher sein, sondern selber mitraten und mittaten in allen Grund- und Kernfragen, die Deutschland und die Welt bewegen, und er läßt sich dies Recht einer eigenen Stellungnahme zu den staatlichen Forderungen und Wandlungen der Gegenwart von niemand bestreiten und rauben. Wenn er also das deutsche Staatsschiff mit fester Hand zu festem Ziele durch Klippen und Brandung hindurchlenkt, so fühlt er doch zugleich, wie die vielerörterte Betonung seines Gottesgnadentums beweist, die ungeheure Verantwortlichkeit und Verpflichtung des hohen Amtes, deren er sich in stolzer und doch bescheidener Auffassung bewußt ist. Vielsagend und verheißungsvoll schloß ja schon die Thronrede, durch die er einst den ersten Landtag seiner Regierungszeit eröffnete, mit dem freudigen Bekenntnis zu dem köstlichen Wort seines großen Ahnherrn, „daß der König des Staates erster Diener ist“. Wer sich wahrhaft als solcher fühlt, dessen Bekenntnis zum Gottesgnadentum kann nun und nimmer der Ausdruck byzantinischen Selbstherrschertums sein, sondern nur der tief eingewurzelter Devotion und Ehrfurcht eines mit Gott verbundenen Mannes.

Kaiser Wilhelm II. ist ein Kind seines Volkes, aber auch ein Kind seiner Zeit. Als Sohn der Gegenwart hat er ihre lebendigen Aufgaben geerbt und, wie freimütig zugestanden werden muß, klaren und weiten Blickes erkannt, gründlich, ausdauernd und zielbewußt verfolgt. Von jenen schwülen Tagen an, da er die arbeitsamen Vertreter der Kulturnationen zur Arbeiterschutzkonferenz in seine Hauptstadt entbot, hat er der sozialen Frage in allen ihren Verzweigungen unermüdlich und unablässig Aufmerksamkeit und Kraft gewidmet, erfüllt von edler Menschlichkeit und von dem heißen Drang, allerwärts zu bessern und zu helfen. Das Protektorat, das er noch kürzlich über die Millionenstiftung des hochherzigen amerikanischen Philanthropen Andrew Carnegie für deutsche Lebensretter und ihre Hinterbliebenen übernahm, offenbart wohl zur Genüge, daß der kaiserliche Protektor auch der Anregung dieser Prämienverleihung für Selbstaufopferung und Menschenliebe nicht fernsteht.

Von allen Lebensinteressen des gegenwärtigen Deutschlands aber wohl das vornehmlichste hat an dem Kaiser einen unverdrossenen, rührigen Förderer gefunden: die Weltpolitik, in die auf den Bahnen der Weltwirtschaft und der Kolonialpolitik unser Volk kühn und wagemutig hineingesteuert ist. Zu Ende ist das kleinbürgerliche Stillleben und die binnenländische Beschränktheit unserer Volkswirtschaft, ihr Motor liegt heute in der Welt, aber die Kraft, die ihn bewegt, soll deutsche, vaterländische Eigenart sein. Sie leitet Deutschland nicht zur machttrunkenen Weltherrschaft und nicht zu einem blutarmen, mattherzigen Weltbürgertum. Unbestreitbares Verdienst des Kaisers bleibt es, daß er der allmächtigen Ausbreitungstendenz deutscher Volkswirtschaft Rechnung trug und dem Volke, dem seine Vorgänger auf dem europäischen Festland eine Vormachtstellung erworben haben, seinen Platz in den Reihen der Weltmächte gesichert hat. Nie hat er aber über der Erkenntnis, daß die Weltpolitik ein stetiges Erfrischungsbad für unser Volkstum ist, die Tatsache verkannt, daß unser nationales Volkstum und seine Wehrbereitschaft zu Wasser und Land unserer weltpolitischen Betätigung das Rückgrat und den stolzen, aufrechten Gang verleihen müssen. Der aufrichtige Friedenskaiser ist zugleich der starke Herr des gebietenden deutschen Landheeres und der schon ruhmreich bewährten jungdeutschen Marine, die er selber recht eigentlich geschaffen hat.

Eine Betrachtung, die aus der Zugehörigkeit des Kaisers zu seinem Volk und zu seiner Zeit das Verständnis seines Wesens und Waltens entnimmt, wird doch immer aufs neue zu der äußerst persönlichen Form geführt, in der seine Art und Wirksamkeit Gestalt gewonnen hat. Hier haftet der Blick an dem leidenschaftlich stürmenden Temperament, das in seinem feurigen Ehrgeiz, in seinem schnell bestimmten, durch ein wunderbares Gedächtnis und einen verblüffenden Detailsinn unterstützten Urteil, in der außergewöhnlichen Arbeitskraft und in rasch zupackender, nie halber Handlungsweise sich entlädt. Die Jahre haben wohl die Äußerungsformen, aber nicht die vulkanische Intensität dieses Temperaments zu wandeln vermocht, gezügelt und gemildert wird es nur durch die edelmännische Würde, die vornehme Ritterlichkeit, die unentwegt ausdauernde Selbstzucht, die unerbittliche Pflichttreue der Hohenzollern, verklärt durch die Lauterkeit reinsten Wollens und eines tief und stark empfindenden Gemüts. „Und das ist's eben, worauf es ankommt,“ so sagt Goethe, „daß, wenn auch der Purpur abgelegt wird, noch sehr viel Großes, ja eigentlich noch das Beste übrigbleibe.“

Plakette Kaiser Wilhelms II. Modelliert von Prof. Rudolf Mayer, Karlsruhe.



Von der Ägyptenreise der Deutschen Kronprinzessin.

Die Kronprinzessin besucht unter Führung von Prof. Dr. Ludwig Borchardt, dem Direktor des Deutschen Instituts für ägyptische Altertumskunde in Kairo, mit ihrem Gefolge die Sphinx Avenue in Karnak bei Luksor am 11. Januar nachmittags.

Von der Ostasienreise des Deutschen Kronprinzen.

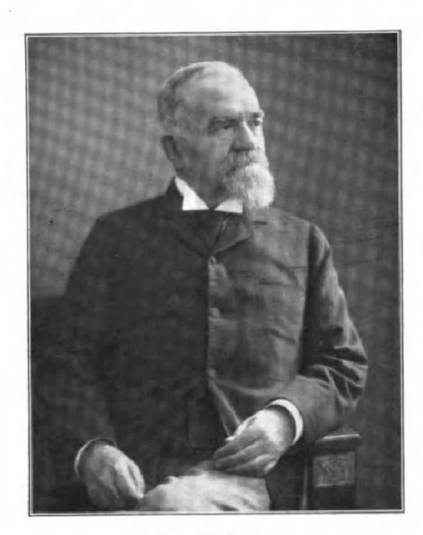
Der Kronprinz bei der Parade des Regiments der Royal Dragoons, dessen Chef Kaiser Wilhelm ist, im Militärlager von Muttra (Vorderindien) am 2. Januar.

Zum Kabinettswechsel in Rumänien.

Knapp nach den griechischen Weihnachtsfeiertagen überreichte der rumänische Ministerpräsident Jonel Bratianu dem König die Demission des Kabinetts und erklärte ihm den Rücktritt der liberalen Regierung, die nach den Agrarunruhen im März 1907 ans Ruder gelangt war.

Der König erteilte nun dem Chef der Konservativen, Peter Carp, den Auftrag, ein neues Ministerium zu bilden, das am 12. Januar (29. Dezember a. St.) ernannt und beeidet wurde. Damit gelangt einer der bekanntesten rumänischen Staatsmänner neuerlich zur Macht, ein Mann, der bereits eine lange ereignisreiche politische Laufbahn hinter sich hat und schon wiederholt Minister und Ministerpräsident — zuletzt von Juli 1900 bis Februar 1901 — gewesen ist.

Peter Carp wurde 1837 in Jassy geboren und in Deutschland erzogen; nachdem er an der Bonner Universität die Staatswissenschaften studiert hatte, kehrte er nach Rumänien zurück, beteiligte sich am Sturze Cusas und trat nach der Wahl des hohenzollernschen Prinzen zum Fürsten des Landes in den diplomatischen Dienst. Im Jahre 1870 wurde er — im konservativen Kabinett Epureano — zum erstenmal Minister und übernahm die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Später trennte er sich von den Konservativen und gründete die Partei der Junimisten (Jung-Konservativen), als deren Chef er 1888 neuerlich im Kabinett Rosetti an die Spitze des Ministeriums des Äußern trat. Die Junimisten vereinigten sich später wieder mit den reinen Konservativen (jetzt Carpisten genannt), deren Führer Peter Carp ist, während seit kurzem die jüngeren, fortschrittlicheren Elemente dieser Partei sich um Take Jonescu scharen und die konservativ-demokratische Partei (Takisten) gebildet haben.



Titus Majorescu,
der neue rumänische Minister des Äußern.



Peter Carp,
der neue rumänische Ministerpräsident.

Die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten hat Peter Carp in die Hände seines alten Freundes und Kampfgenossen Titus Majorescu gelegt. Dieser — 1840 in Bukarest geboren — ist einer der feinsten Kenner der rumänischen Literatur, ein namhafter Gelehrter und Schriftsteller und einer der bedeutendsten Redner seines Vaterlandes. Er war Professor der Philosophie in Jassy und Bukarest und gründete Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die literarische Gesellschaft Junimea (Jugend), die für das Geistesleben Rumäniens geradezu epochemachend wirkte. Titus Majorescu saß ebenfalls schon wiederholt im Rate der Krone; ebenso wie Carp kennt er und liebt er die deutsche Sprache und das deutsche Wesen. Er hat zahlreiche Vorlesungen über Hegel und Schopenhauer gehalten, die in Bukarest großes Interesse erweckten, und längere Zeit in Berlin gelebt. Wie der neue Ministerpräsident ist auch er ein warmer und überzeugter Freund des Dreibundes.

Dem neuen Kabinett gehören ferner noch an: die um das Land bereits als einstige Minister verdienten Alexander Marghiloman (Inneres), C. Arion (Unterricht) und Joan Lahovary (Domänen), ferner der temperamentvolle Nicu Filipescu (Krieg), der frühere Bürgermeister von Bukarest, der Sohn des reichsten Mannes von Rumänien Mischu Cantacuzino (Justiz), der als Wirtschaftspolitiker hervorragende D. Nenitrescu (Industrie und Handel) sowie der als Schriftsteller wohlbekannte B. Delavrancea (öffentliche Arbeiten); das Ministerium der Finanzen hat der Ministerpräsident selbst übernommen.

Die neue Regierung wird in den nächsten Tagen das Parlament auflösen und Neuwahlen ausschreiben. —r.

Generalleutnant Mudra,

der neue Chef des Ingenieur- und Pionierkorps und Generalinspekteur der Festungen.

Durch Kabinettsorder vom 5. Januar d. J. ist der Chef des Ingenieur- und Pionierkorps und Generalinspekteur der Festungen, General der Infanterie v. Beseler, in Bewilligung seines Abschiedsgesuches zur Disposition gestellt worden; an seine Stelle ist der bisherige Gouverneur von Metz, Generalleutnant Mudra, getreten.

Bruno Mudra wurde am 1. April 1851 als Sohn eines Zimmermeisters zu Muskau geboren und besuchte das Gymnasium zu Kottbus. Nachdem er die Reifeprüfung bestanden hatte, trat er am 6. Oktober 1870 als Fahnenjunker beim Garde-Pionierbataillon ein und wurde am 9. März 1872 zum Leutnant befördert. Schon bald nach dem Besuche der Artillerie- und Ingenieurschule wurde Leutnant Mudra zum Bataillonsadjutanten ernannt und dann im Jahre 1879 zum Fortifikationsdienst in Königsberg in Ostpreußen befehligt. Nachdem er am 11. Dezember 1879 zum Oberleutnant aufgerückt war, besuchte er von Oktober 1881 bis 1884 die Kriegsakademie und wurde am 1. Mai 1885, inzwischen wieder zu den Gardepionieren versetzt, auf ein Jahr zur Dienstleistung beim Großen Generalstab kommandiert. Am 13. Mai 1886 wurde Oberleutnant Mudra in das Rheinische Pionierbataillon Nr. 8 versetzt und rückte wenige Monate später zum Hauptmann und Kompagniechef in diesem Bataillon auf, um jedoch schon im Dezember desselben Jahres in gleicher Eigenschaft in das Garde-Pionierbataillon versetzt zu werden. Genau zwei Jahre später wurde Hauptmann Mudra zunächst auf drei Monate, dann dauerd zur Dienstleistung beim Kriegsministerium, Abteilung für die Fußtruppen, kommandiert und trat später zu der neugebildeten Festungsabteilung über. Am 16. Juli 1891 wurde er als Major in das Kriegsministerium versetzt. In den Jahren 1893 bis 1898 befehligte Major Mudra das Westfälische Pionierbataillon Nr. 7 und rückte am 17. Juni 1897 zum Oberstleutnant auf. Im März 1898 zum Direktor der Vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule ernannt, übernahm er ein Jahr später den verantwortungsvollen Posten als Chef des Stabes der Generalinspektion des Ingenieur- und Pionierkorps und der Festungen. Nachdem er im April 1900 das Patent als Oberst erhalten hatte, wurde er drei Jahre später zum Inspekteur der 2. Pionierinspektion ernannt und rückte am 18. Juni 1903 zum Generalmajor auf. Seit dem März 1907 Generalleutnant, wurde er im August zum Kommandeur der 39. Division ernannt, ein Vorfall, der damals in Heereskreisen besonderes Aufsehen erregte, da aus den Pionieren und Ingenieuren hervorgegangene Offiziere wohl hin und wieder im Generalstab auf besonderen Posten Verwendung gefunden hatten, selten aber zu höheren Truppenbefehlshabern ernannt worden waren. Im März 1910 übernahm Generalleutnant Mudra den überaus wichtigen und verantwortungsvollen Posten als Gouverneur von Metz, von dem aus er jetzt an die Spitze der Waffe, aus der er hervorgegangen ist, trat.



Phot. Eugen Jacobi, Metz.

Generalleutnant Mudra.

Franz Graf Thun,

der neue Statthalter von Böhmen.

Einer der fähigsten, hervorragendsten und bekanntesten österreichischen Staatsmänner, Franz Graf v. Thun und Hohenstein, wurde am 18. Januar zum Statthalter von Böhmen ernannt und kehrt hierdurch auf einen Posten zurück, den er bereits bis 1896 bekleidete, und den seither Graf Coudenhove, der vor kurzem in den Ruhestand trat, innehatte.

Graf Thun wurde am 2. September 1847 in Tetschen geboren, diente zuerst bei der Armee, trat aber bald in das politische Leben. Bei den Kompromißwahlen des Jahres 1879, welche Graf Taaffe zustande gebracht hatte, gelangte er als Vertreter des Großgrundbesitzes in das Abgeordnetenhaus, wo der Feudaladel in enge Verbindung zum Alttschechenklub trat. Im Jahre 1881 sukzedierte er seinem Vater als erbliches Mitglied des Herrenhauses. Im böhmischen Landtag spielte Graf Thun schon Ende der siebziger Jahre eine große Rolle, und 1889 wurde er zum Statthalter von Böhmen ernannt.



Franz Graf Thun.

Damals war Graf Thun bei den Deutschen wenig beliebt, und er mußte als Ministerpräsident — vom 15. März 1898 bis 2. Oktober 1899 — gegen die deutsche Obstruktion einen erbitterten Kampf führen, in dem er auch unterlag. Seither hat sich manches geändert, und Graf Thun hat gerade während der jüngsten Ausgleichsverhandlungen zwischen den Deutschen und den Tschechen in Prag zur Flottmachung des böhmischen Landtages eine sehr konziliante Haltung eingenommen und den Wünschen der Deutschen vielfach Rechnung getragen. Graf Thun übernimmt nun neuerlich die oberste Beamtenstellung in Böhmen mit der ausgesprochenen Absicht, endlich eine Verständigung zwischen den beiden Nationen dieses Kronlandes herbeizuführen, den für das wirtschaftliche und soziale Leben daselbst absolut notwendigen Frieden zu stiften, ohne den auch die parlamentarischen Verhältnisse in Österreich nicht gesunden können.

Graf Thun begegnet in beiden Lagern aufrichtigen Sympathien, er ist ein genauer Kenner aller einschlägigen Fragen und — was schon ein Blick auf seine Züge zeigt — ein ungemein energischer Mann. Es wäre dringend zu hoffen, daß ihm das große Werk gelänge, das Kaiser Franz Joseph, als er das letztemal Prag besuchte, als seinen „innigsten Herzenswunsch“ bezeichnete.

Graf Thun ist nicht ein Politiker oder Beamter, der zum Rang eines Statthalters emporsteigt, sondern ein großer, mit Ehren überhäufter Staatsmann, der diesen Posten wieder übernahm, um ein interessantes Problem zu lösen. Wer die Verhältnisse kennt, kann sagen, gelingt es jetzt dem Grafen Thun nicht, den Ausgleich zustande zu bringen, dann wird ein solcher in absehbarer Zeit wohl — nie gemacht werden. C. J.

Theater und Musik.

— Das vieraktige Schauspiel „Studentenliebe“ des russischen Dichters Leonid Andrejew fand bei seiner Erstaufführung im Kleinen Theater zu Berlin am 12. Januar nur mäßiges Gefallen.

— Das dreiaktige Schauspiel „Ransis“ von Kurt Küchler erzielte bei der Uraufführung im Hamburger Stadttheater am 11. Januar einen lebhaften Erfolg. Die mancherlei technischen Schwächen des Stückes wurden durch die wirkungsvolle Darstellung ausgeglichen.

— Die dreiaktige Operette „Die Sirene“ von Leo Fall, Text von Dr. A. M. Willner und Leo Stein, erzielte bei der Uraufführung am 5. Januar im Johann-Strauß-Theater in Wien einen durchschlagenden Erfolg.

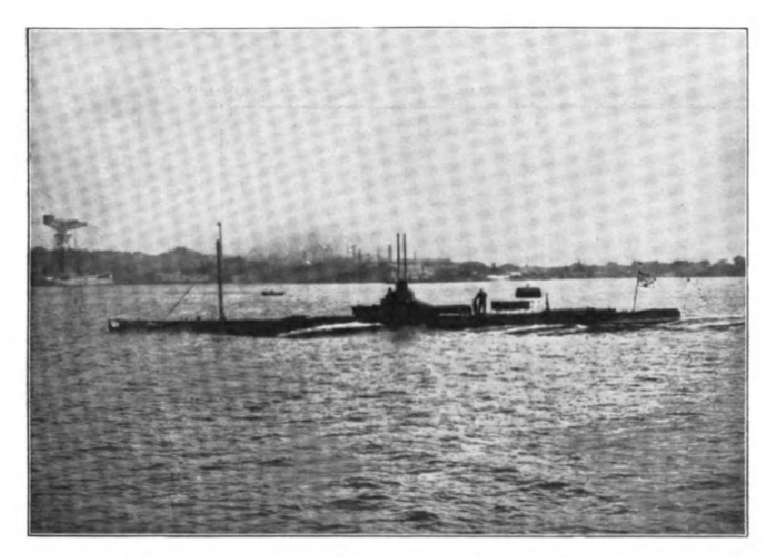
— Hans Pfitzners Musikdrama „Der arme Heinrich“ wurde bei der Erstaufführung in Straßburg, die am 8. Januar unter der Leitung des Komponisten erfolgte, mit stürmischem Beifall aufgenommen.

— Die zweiaktige Oper „Der Musikant“ von Julius Bittner wurde bei der Erstaufführung im Dresdner Opernhaus am 1. Januar beifällig aufgenommen, übte aber in der Folge nur geringe Zugkraft aus.

— Das dreiaktige Lustspiel „Die Probe“ von Fred Indeweld gefiel bei der Uraufführung am 12. Januar im Neuen Theater zu Mainz einem anspruchslosen Publikum.



Kaiser Wilhelms Weidmannsheil; Rominten, am 29. September 1910. Nach einem Aquarell von W. Arnold.



Das am 17. Januar in der Heikendorfer Bucht im Kieler Hafen gesunkene deutsche Unterseeboot „U III“. Die Besatzung konnte bis auf drei Mann, Kapitänleutnant Ludwig Fischer, Leutnant z. S. Ernst Kalbe und Matrose Rieper, gerettet werden.



Die Besatzung des „U III“ mit ihrem Kommandanten, Kapitänleutnant Fischer (×).

Totenschau.

Der Naturforscher **Gregor Bucchich** ist am 11. Januar auf der dalmatinischen Insel Lesina im Alter von 81 Jahren gestorben. Bucchich ist durch seine zoologischen und prähistorischen Forschungen bekannt geworden. Er war auch der Leiter der auf Lesina errichteten meteorologischen Station erster Klasse der Wiener Akademie der Wissenschaften und seit dem Jahre 1858 Korrespondent der Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik in Wien.

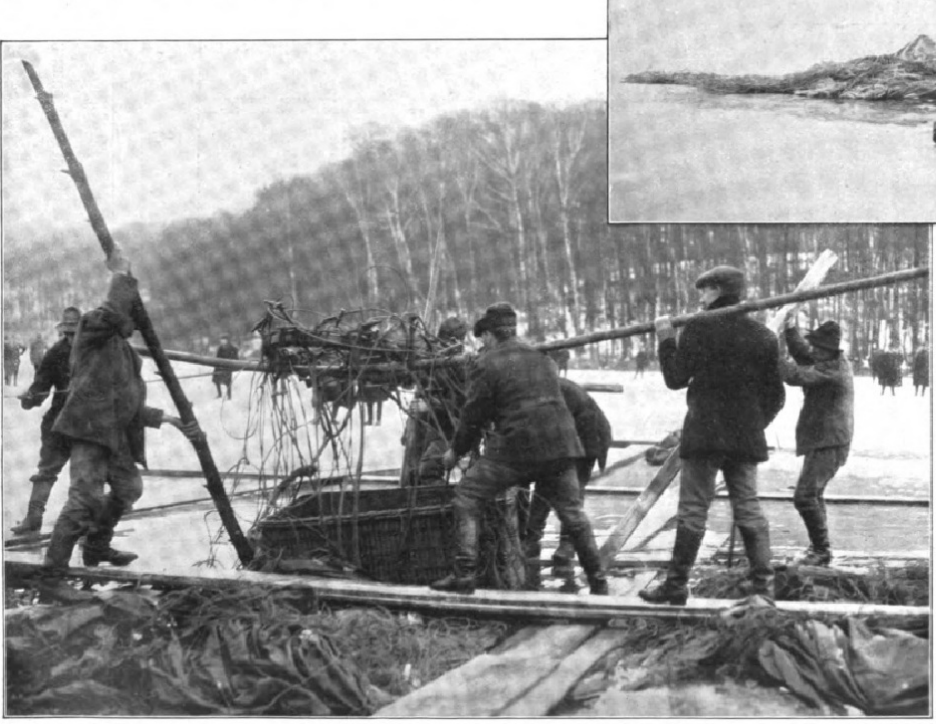
Der italienische Baumeister **Raffaele Carito** ist in Boscotrecase bei Neapel am 7. Januar plötzlich gestorben. Carito ist als Erbauer des „Achilleion“ auf Korfu bekannt geworden, das er im Auftrage der verstorbenen Kaiserin Elisabeth von Österreich 1889/91 erbaut und, nachdem die im althellenischen Palaststil ausgeführte Villa in den Besitz des Deutschen Kaisers übergegangen war, zum Teil umgebaut und durch Hinzufügung von Nebengebäuden vergrößert hatte.

Der Genremaler Professor **Wladislaw v. Czachorski** ist am 12. Januar in München, 60 Jahre alt, plötzlich gestorben. Am 22. September 1850 in Lublin (Russisch-Polen) geboren, studierte Czachorski zuerst in Warschau, danach in Dresden als Schüler Wagners und zuletzt in München bei Piloty. Er lebte dann längere Jahre in Warschau und siedelte später nach München über. Seine gefälligen Genrebilder verschafften ihm einen geachteten Namen.

Der Naturforscher Regierungsrat und Professor i. R. Dr. **Gustav v. Hayek** ist am 11. Januar in Wien gestorben. Im Jahre 1836 in Brünn geboren, absolvierte er das Theresianum in Wien und trat dann bei der Kriegsmarine ein, aus der er 1863 wieder ausschied, um sich dem Studium der Naturwissenschaften zu widmen. Im Jahre 1869 wurde er zum Professor an dem damals neuerrichteten Realgymnasium im 3. Wiener Bezirk ernannt und wirkte in dieser Stellung bis zu seiner im Jahre 1900 erfolgten Pensionierung. Hayek war Leiter des Ornithologischen Vereins in Wien und langjähriger Sekretär des 1884 in Wien begründeten internationalen ornithologischen Komitees. Von Hayeks wissenschaftlichen Werken verdienen der illustrierte „Handatlas aller drei Reiche“ und das vierbändige „Handbuch der Zoologie“ hervorgehoben zu werden.



Die Hülle im Eis.



Hochbringen des Korbes, dessen Insassen, Rechtsanwalt Kohrs und Prokurist Keidel, der Katastrophe zum Opfer gefallen sind.

Die Bergung des am 29. Dezember 1910 im Göhrensee bei Wildenbruch (Pommern) verunglückten Ballons „Hildebrandt“ des Berliner Vereins für Luftschiffahrt am 17. Januar.

Der Wiener Architekt **Julius Mayreder** ist am 15. Januar nach kurzer Krankheit im 51. Lebensjahre in Wien gestorben. Gemeinschaftlich mit seinem älteren Bruder Prof. Karl Mayreder hat der Verstorbene den Kreuzherrenhof auf der Wieden erbaut und eine große Anzahl von Wiener Privatbauten ausgeführt, ferner ein Projekt für den Generalregulierungsplan von Wien ausgearbeitet.

Der bekannte Höhlenforscher Dr. phil. **Adalbert Neischl** ist am 13. Januar in Nürnberg im 58. Lebensjahre gestorben. Neischl, am 12. April 1853 geboren, war ursprünglich bayrischer Pionieroffizier und hat als solcher den Bau einiger Hochgebirgswege (Herzogenstand, Kesselbach) geleitet. Als Major nahm er seinen Abschied. Er entdeckte und erforschte zahlreiche Höhlen Oberfrankens und der Oberpfalz. Mehrere wissenschaftliche Vereinigungen verlieren in ihm ein geschätztes Mitglied.

Die Schriftstellerin **Ulrike Caroline Woerner** ist am 14. Januar in Freiburg i. Br. gestorben. Als Schwester des bekannten Ibsen-Forschers Prof. Dr. Roman Woerner am 7. August 1865 in Bamberg geboren, trat Fräulein Woerner 1897 mit einem vielbeachteten Buche über Gerhart Hauptmann hervor. Auch als Dichterin — es erschienen von ihr „Gedichte“ sowie die Dramen „Vorfrühling“ und „Imelda Lambertazzi“ — verriet sie entschiedene Begabung.

Unterseeboot in See gehend

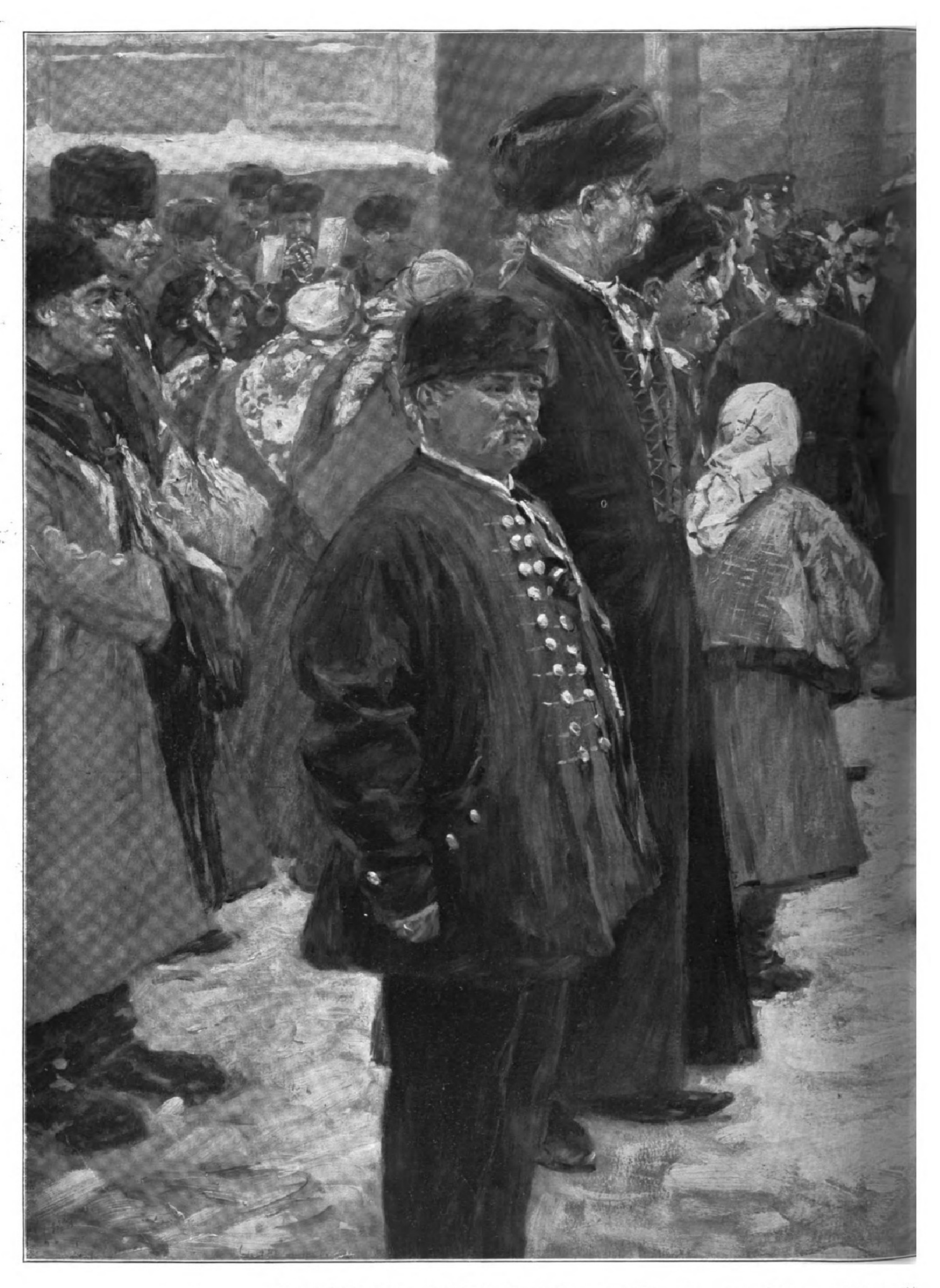
Im Torpedoraum eines Unterseebootes

Im Maschinenraum unter Wasser.

Führer und Rudergänger im Kommandoturm w. d. Tauchens

Willy Stöwer 1910.

Im Unterseeboot. Nach einer Originalzeichnung von Prof. Willy Stöwer.



Das Trachtenfest auf Schloß Neudeck am 26. November, veranstaltet anläßlich der letz

Nach einer Originalzeichnung

schlesischen Reise Kaiser Wilhelms vom Fürsten Guido Henckel v. Donnersmarck.
Spezialzeichners W. Gause.

Bestrebungen zur Erhaltung oberschlesischer Volkstrachten.

Die gewaltige Umwälzung, die die Entwicklung des modernen Wirtschaftslebens auf allen Gebieten des Kulturlebens mit sich brachte, die die Grundfesten des sozialen Gemeinlebens gänzlich umgestaltete, traditionelle Sitten und Gebräuche umstieß und unter ihren Trümmern begrub, hat auch in Oberschlesien deutliche Spuren hinterlassen, unter anderem ihren unverkennbaren Einfluß auch auf die oberschlesischen Trachtenverhältnisse ausgeübt. Dieser Einfluß kommt zum Ausdruck in dem Schwinden des Interesses für die Erhaltung der alten historischen Volkstrachten, das vom ethnographischen Standpunkt aus sicherlich zu bedauern ist.

Um so lebhafter sind alle diejenigen Bestrebungen zu begrüßen, die ihr Augenmerk der Erhaltung der historischen Volkstrachten in ihrer ursprünglichen Reinheit zuwenden. Dieses Ziel haben sich im Kreise Tarnowitz der am 13. November 1910 gegründete Verein „Heimat- und Wohlfahrtspflege" in Orzech und der Trachtenverein in Koslowagora gesteckt. Gründer und Vorsitzender dieser Vereine ist Fürst Guido Henckel v. Donnersmarck auf Schloß Koslowagora bei Neudeck. Gelegentlich seines Aufenthaltes in Süddeutschland hatte Fürst Guido Henckel Gelegenheit, die Bestrebungen zur Erhaltung historischer Volkstrachten kennen zu lernen. Sie gaben ihm willkommenen Anlaß, ähnliche Bestrebungen in seiner oberschlesischen Heimat anzuregen. Die Resultate dieser Bemühungen sind die vorerst erwähnten Gründungen, denen sich weitere Neugründungen zugesellen dürften.

Während sich der Trachtenverein lediglich die Erhaltung und Wiederbelebung der kleidsamen Volkstrachten zur Aufgabe macht, hat sich der Verein „Heimat- und Wohlfahrtspflege" neben dieser Aufgabe die Erhaltung und Förderung der heimischen Sitten und Gebräuche, der Liebe zur oberschlesischen Heimat und die Volkswohlfahrt zum Ziele gesetzt. Der Verein betrachtet die Erhaltung der Volkstracht eben nur als eine der vielen ländlichen Eigenarten, welche in den Trägern der Volkstracht harmonisch vereinigt sein sollen. Die tiefere Bedeutung der Tracht erweitert hier also die Aufgaben des Vereins hinsichtlich der Pflege des oberschlesischen Volkstums.

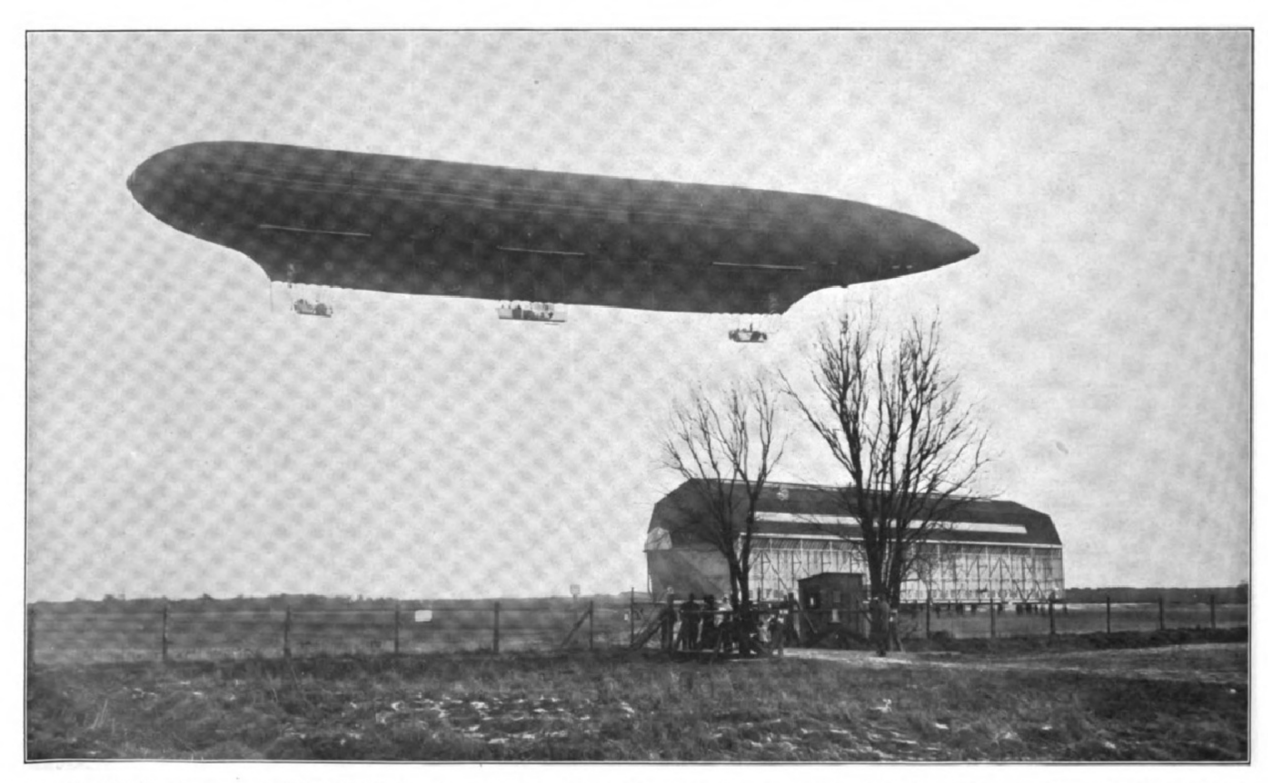
Der Verein hofft durch mancherlei Maßnahmen und Mittel seinem Ziele näher zu kommen, so durch Gewährung von Prämien bei Begründung eines Hausstandes an Brautleute, welche das Trachtenkleid zum Hauskleide machen; durch Verleihung von Gaben an Konfirmanden in Trachtenkleidern; durch Ermahnungen derjenigen Landmädchen, die Dienstbotenstellen in Städten annehmen, die Tracht ihrer Mutter nicht mit städtischen Modekleidern zu vertauschen, bzw. durch Inanspruchnahme der Dienstherrschaft, im besagten Sinne auf die ländlichen Dienstboten einzuwirken, eventuell durch Geldprämien diesen die Anschaffung von Trachtenstücken zu ermöglichen. Endlich hofft der Verein, auf Ortsvorstände, Geistlichkeit und Vereinsvorstände einwirken zu können, das gemeinsame Tragen der Trachten zu bestimmten Versammlungen und Beratungen zu veranlassen.

Es dürfte bekannt sein, daß unser Kaiser den historischen Volkstrachten, insbesondere den Frauentrachten, ein ganz besonderes Interesse entgegenbringt. So war es denn natürlich, daß der Kaiser anläßlich seines jüngsten Besuches in Neudeck mit großem Interesse von den Bestrebungen des Trachtenvereins Kenntnis nahm und den Wunsch äußerte, die Trachten in Augenschein zu nehmen. Unter Führung der Brzosowitz-Kapelle, die mit ihrer Tracht voranschritt, marschierten die Trachtenträger nach dem Neudecker Schloßhof, wo der Empfang stattfand, den unser Bild darstellt. Als der Kaiser auf dem Schloßhof erschien, wurde er von den Vereinen mit stürmischen Hochrufen begrüßt. Nach Absingung der Nationalhymne unterhielt sich der Kaiser in der leutseligsten Weise mit jedem Trachtenträger und jeder Trachtenträgerin. Den einen kannte er als Flügelmann von seiner Kompagnie her, den anderen bedauerte er wegen seiner Glatze und lachte herzlich, als man seine Bemerkung, er fände alle munter und frisch aussehend, prompt mit den Worten erwiderte: „Majestät, wir sind alle stramme Kerls." Auch den Frauen gegenüber, die in ihrer Tracht erschienen waren, zeigte er ein leutseliges Wesen, so daß die Leute, überwältigt von der kaiserlichen Huld und Güte, immer wieder in die Worte ausbrachen: „Solch ein Kaiser! Solch ein Kaiser!"

Möge es den Bestrebungen der Trachtenvereine vergönnt sein, die historischen Volkstrachten, die den modernen Trachten auch in Oberschlesien weichen mußten, wieder zur vollen Geltung zu bringen. Es dürfte sich niemand dem Eindrucke verschließen, daß die alten Sitten und Gebräuche auf dem Lande eine schöne, tiefsinnige Symbolik in sich bergen. Es ist dem Trachtenverein zu wünschen, daß es ihm gelingen möge, in dem Trachtenträger das Bewußtsein berechtigter und gewürdigter Eigenart zu beleben und zu stärken und den Wahlspruch wahr zu machen, den Fürst Guido anläßlich der ersten Vereinsfestlichkeit in Orzech dahin zusammenfaßte: „Wir sind stramme Oberschlesier, wollen aber auch ebenso brave Deutsche sein."



König Alfons XIII. von Spanien in Melilla (Marokko): Der König auf dem 750 m hohen Berg Uisan bei der Besichtigung der spanischen Minen.



Der erste Aufstieg des neuen Riesenluftschiffs der Siemens-Schuckert-Werke am 23. Januar: Das Luftschiff über seiner drehbaren Halle in Biesdorf bei Berlin.





Das Königliche Residenzschloß in Posen.



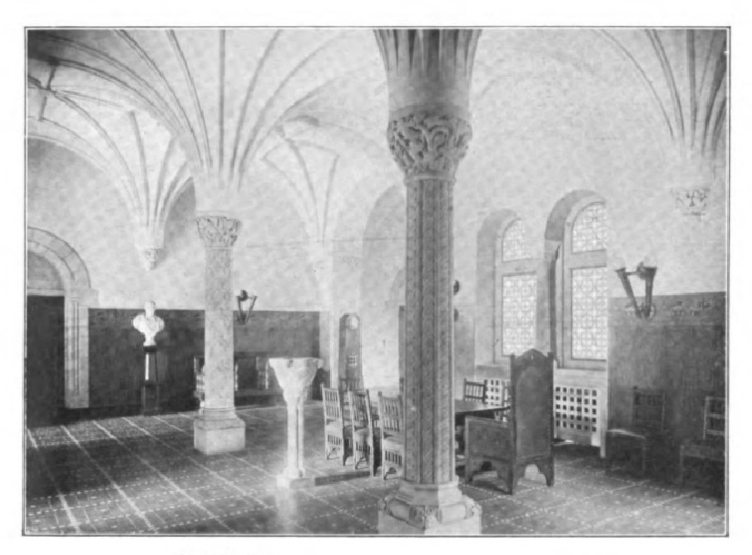
Die trutzigen Formen der Kaiserpfalz zu Posen rufen vergangene Zeiten wach, lehren die Gegenwart verstehen und geleiten die schaffende Phantasie in kommende Jahrhunderte. Die Deutschen waren bei ihrem Auftreten in der Geschichte, um Christi Geburt, die Herren unermeßlicher Länderstrecken. Vom Rhein bis an das Schwarze Meer reichten ihre Wohnsitze. Wie die Franken und Alemannen die gefürchteten Nachbarn der Römer am Rhein und an den Donauquellen waren, so bedrohten Daken und Goten jahrhundertelang am unteren Laufe der Donau und am Schwarzen Meer des Römerreiches Grenzen. Dabei dehnten sich ihre Stammesbrüder bis an die fernen Gestade der Ostsee. Dann überfluteten die Deutschen in unerschöpflichen Strömen das ganze Römische Reich. Die Neujahrsnacht von 406 zu 407 sah die Wandalen und Alanen die Tore der Kaiserstadt Trier brechen. In ungehemmtem Siegeslaufe durchmaßen sie Gallien und Spanien, um erst in Afrika Rast zu machen. Im Jahre 410 erobert Alarich mit seinen Goten Rom, die Herrin der Welt.

Die Gebiete dieser Stämme entvölkerten sich durch das Abströmen ins Römische Reich, und die Slawen bedrängten die in ihrer Heimat zurückgebliebenen Deutschen. Denn nicht sämtliche Volksgenossen hatten sich den Zügen angeschlossen. So hielten noch 550 die zurückgebliebenen Wandalen ihre heimatlichen Gaue gegen die nachdrängenden Feinde. Sie haben wohl in Schlesien und Polen gesessen, die Langobarden in der Mark, die Goten in Ungarn und Rumänien.

Im Lager der Wandalen vor Karthago, so erzählt Prokop, der Geschichtschreiber Justinians, erschienen Abgesandte aus der Heimat mit der Bitte, man möchte doch auf die heimischen Güter verzichten, damit sich die Zurückgebliebenen als Herren derselben besser gegen die nachdrängenden Feinde wehren könnten. Schon waren alle geneigt zu willfahren, als sich ein alter Wandale erhob: man wisse gar nicht, wie sich die Dinge hier in Afrika entwickeln würden, und ob man nicht zur Rückkehr gezwungen sei; man solle nicht verzichten. So mußten die Abgesandten unverrichteterdinge nach Hause ziehen. Und bald wurden sie hier und dort vernichtet, fügt Prokop hinzu. Der Verlust der heimatlichen Erde dürfte also in die Zeit zwischen 550 und 600 fallen, als die Langobarden aus den Elbgegenden ebenfalls nach Italien gezogen waren. Dann hört man fast zweihundert Jahre lang nichts aus jenen Stammländern der Deutschen bis auf Kaiser Karl den Großen. Im Jahre 789 überschreitet er die Elbe und macht die dortigen Slawenstämme zinspflichtig. Von nun ab wogt der Kampf hin und her. Heinrich der Finkler unterwirft das Slawenland sogar bis an die Oder und schließt den Frieden in einem Lager vor Posen. Sein großer Sohn Otto I. gründete die Bistümer Brandenburg und Havelberg, schließlich das Erzbistum Magdeburg zur Bekehrung der benachbarten Slawen.



Vorzimmer.



Der Remter.

Während aber Tschechen und Polen das Christentum annahmen und sich dadurch vor dem Untergang retteten, verschlossen sich die Slawen der Mark und der Ostseegestade hartnäckig dem Christentum und jeder Kultur. Blutiger und erbitterter Kampf während dreier Jahrhunderte rottete sie halbwegs aus. Gegen 1150 sind sie den Deutschen endgültig unterworfen.

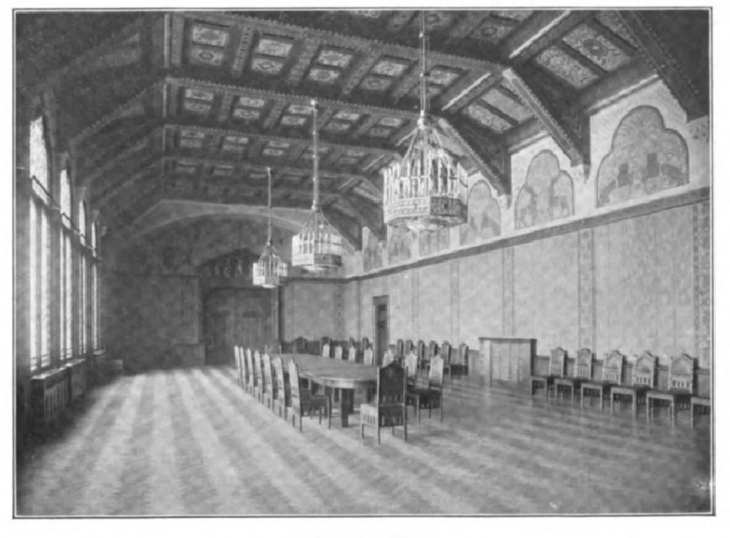
Die Namen Heinrichs des Löwen, Albrechts des Bären und Wichmanns, des Erzbischofs von Magdeburg, sind mit dieser gewaltigen Eroberung untrennbar verknüpft. Heinrich der Löwe dehnte seine Gebiete bis an die Ostsee aus, gründete Lübeck, die stolze Kaufmannsstadt mit ihrem schönen romanischen Ziegeldom, und Ratzeburg im Lande der Slawen. Markgraf Albrecht der Bär erbte und erstritt sich die Mark Brandenburg, und Erzbischof Wichmann, der große Friedensvermittler Friedrich Rotbarts und Alexanders III. zu Venedig, eroberte Jüterbog mit dem angrenzenden Land.

Zwischenhindurch war ein Kaiser, Otto III., im Winter zum Jahre 1000, in friedlicher Weise sogar bis Gnesen vorgedrungen, freundschaftlich empfangen von dem Polenherzog Wladislaw, und hatte dort am Grabe des hl. Adalbert, der bei seinem Versuch, den Preußen das Evangelium zu predigen, im Samland erschlagen worden war, das Erzbistum Gnesen gegründet und ihm die drei Bistümer Kolberg, Breslau und Krakau mit Deutschen als Bischöfen untergeordnet.

Das Bistum Brandenburg muß der Stützpunkt für die Christianisierung Polens gewesen sein, so lange, bis es selbst durch den großen Slawenaufstand unter Heinrich dem Heiligen hinweggefegt wurde, denn Posener Bischöfe lagen im Dom zu Brandenburg begraben.

Auch die Schwiegertochter Albrechts des Bären, die Markgräfin Juditha, war eine Polin und hatte im Dom zu Brandenburg ihre Ruhestätte gefunden. Noch gegen 1581 konnte Garcäus auf ihrem Grabstein die Überreste der Inschrift lesen: „VIII. idus Julii obiit Juditha, marchionissa, gemma Polonorum.“ (Am 8. Juli starb Judith, die Markgräfin, der Edelstein der Polen.)

Jene Jahrhunderte ruft uns die Gestalt der Posener Kaiserpfalz zurück, insbesondere die Zeit des Kaisers Rotbart lobesam.



Der Speisesaal.

Chemigraphische Anstalt von J. J. Weber in Leipzig.

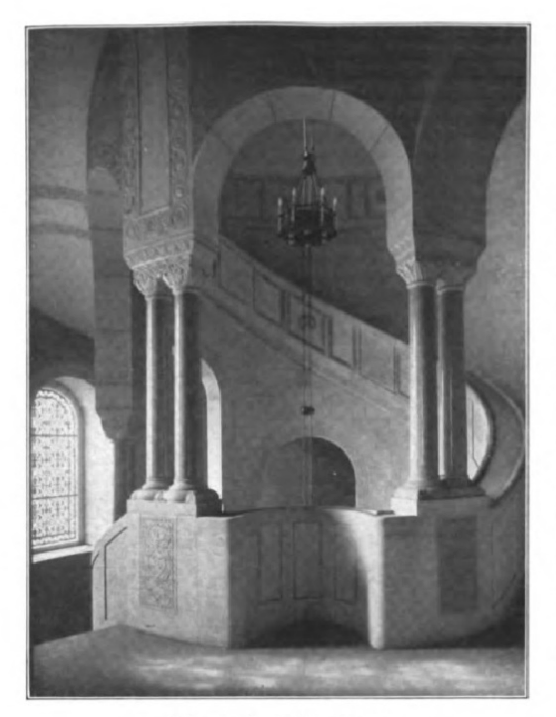
Der große Festsaal. Nach dem Entwurfe des Geheimen Baurates und Professors Franz Schwechten.

Wie die Kaiserpfalz zu Goslar und die Wartburg stolze Säle ungeheurer Abmessungen bergen, so übertrifft der große Festsaal zu Posen selbst den Weißen Saal im Berliner Schloß. Die romanische Kunst ist in Künstlerhand keine zu unterschätzende Partnerin. Die Prunksäle der Renaissanceschlösser haben eine ebenbürtige Schwester in Schwechtens Schöpfung gefunden.

Bei 600 qm Grundfläche hat der Festsaal die stattliche Höhe von 12 m. Ein mächtiger Raum! — Unter der in romanischer Weise mit bemalten Kassetten hergestellten Holzdecke schweben drei Radleuchter, wie wir sie im Aachener Münster als Geschenk Friedrich Barbarossas und im Dom zu Hildesheim aus frühester romanischer Zeit in prachtvollen Beispielen bewundern. Hier allerdings in der Posener Kaiserpfalz sind die Räder in verdreifachter Wiederholung übereinander angeordnet, dem großen Lichtbedürfnis der Neuzeit entsprechend.

Die Wände sind mit grauem Marmor bekleidet, auf dem sich die roten Schäfte der Säulen mit ihren ehernen Kapitellen farbenprächtig abheben. An den Längsseiten des Saales sind die Standbilder der deutschen Kaiser, welche im Mittelalter Neudeutschland östlich der Elbe geschaffen haben, gemalt. Keller in Berlin hat sie erfunden und ausgeführt: Karl der Große, Heinrich I., Otto der Große, Otto III., Heinrich II. (der Heilige), Friedrich Barbarossa, Heinrich VI., der Sizilien dem Deutschen Reich vereinte, und sein Sohn Friedrich II.

Ein Thron aus weißem Marmor, von Elefanten getragen, bildet den Mittelpunkt des Ganzen und ruft jene Zeiten der Stauferherrschaft auf ihrem Höhepunkt in die Erinnerung.



Blick in die Audienztreppe.



Das Arbeitszimmer des Kaisers.

Die geladenen Gäste werden durch eine überaus prächtige Treppe in einem majestätischen Zug hinaufgeführt, die mit ihren romanischen Säulen und Bogen malerische Durchblicke gewährt.

Während die Festräume für sich die eine Seite der Pfalz erfüllen, schließt ein kreuzgangartiger Hof die Gemächer des Kaisers und der Kaiserin von der anderen Seite an. Ein zweites reizvolles Treppenhaus in einem runden Turm führt sowohl zu den Festräumen wie zu den Empfangsräumen des Kaisers. Auch hier hat die Meisterhand Schwechtens das Wartezimmer und das Arbeitszimmer des Kaisers wie den Speisesaal in eigenartiger und reizvoller Weise gestaltet.

Besonders schön ist die gewölbte Diele gelungen, welche sich zwischen die Gemächer des Kaisers und der Kaiserin einschiebt, von der aus der gemeinsame Speisesaal wie die besondere Treppe der kaiserlichen Familie zugängig ist. In einem riesigen Bergfried von 74 m Höhe bei 15 m Seitenlänge im Grundriß, der die gesamte Pfalz beherrscht, liegt die kaiserliche Unterfahrt, und von hier aus gelangt man an der darüberliegenden Pfalzkapelle vorüber, für welche der Kaiser aus seinen eigenen Mitteln sehr große Beträge aufwendet, in die kaiserlichen Wohnräume.

Die Kapelle wird im Innern von der bewährten Künstlerhand Oetkens reich mit Mosaiken und Malereien ausgestattet.

Die stolze Diele ähnelt dem Remter in der Marienburg, diesem Kleinod gotischer Baukunst am Nogatstrand.

Die Ritter des Deutschen Ordens erstehen vor unseren Augen. Wir sehen sie nach der Eroberung und Besiedelung Preußens bis hinauf nach Kurland, Estland und Livland Christentum und Deutschtum tragen, und noch heute leben daselbst ihre Nachkommen, freilich unter fremdem Zepter, und deutsche Städte drohen lettischer Umklammerung zu erliegen.

Auf die Ausdehnung deutscher Herrschaft bis in die äußersten Spitzen des alten deutschen Landes erfolgte der Rückschlag. Die Schlacht bei Tannenberg 1410 führte die Slawen von neuem in diesen Gegenden auf Jahrhunderte zur Macht. Erst seit 1793 herrscht in Danzig und Thorn wieder ein deutscher Stamm.

So wogt der Kampf um die östlichen Ursitze der Deutschen seit mehr als einem Jahrtausend pendelnd hin und her. Aber immer mehr hat sich das Macht- und Sprachgebiet verschoben. Die Deutschen dringen unaufhaltsam vor, wenn sie auch lange beherrschtes und besessenes Gebiet oft ebenso jahrhundertelang wieder verloren hatten. Nun ist Neu-Deutschland östlich der Elbe größer als das alte westlich derselben. Und alles dieses riesige Gebiet bis hinauf nach Riga und im Süden in die Julischen Alpen hatten die Deutschen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts erobert und besiedelt in der kurzen Spanne von etwa hundertfünfzig Jahren. Fürwahr eine Riesentat! Die Neuzeit würdigt ihre mittelalterlichen Vorfahren zu wenig.

Während so der Deutsche im rauhen Osten immer weiter wieder Fuß gefaßt hat, mißlingt ihm dies im milden Westen völlig.

Macht- und Sprachgrenze sind heute noch dieselben wie im Mittelalter, ja, die Machtgrenze von ehedem ist verringert durch das Absplittern Belgiens, Hollands, Luxemburgs und der Schweiz.

So ist die Kaiserpfalz zu Posen ein weiterer Markstein in dem jahrhundertealten Ringen zwischen Deutschen und Slawen um diese Ebenen, welche Goten, Langobarden und Wandalen einstens besessen haben. Ihre Fronten scheinen den Jahrtausenden trotzen zu können. Die schlesischen Steinbrüche zu Alt-Warthau und in der Heuscheuer haben die gewaltigen Blöcke geliefert, aus denen sie übereinandergetürmt sind. Die rühmlich bekannten Steinmetzbetriebe von Schilling (Berlin) und Zeidler-Wimmel (Bunzlau) haben sich der Riesenaufgabe trefflich gewachsen gezeigt. Den wuchtigen Unterbau, der alles trägt, bilden die Granitfindlinge der weiten Ebenen um Posen.

Zwischen den wuchtigen Quadern sitzen zierliche Steinbildhauerarbeiten, die nach den Modellen des Professors Riegelmann gemeißelt sind und dem wohlbegründeten Rufe dieses Meisters neue Anerkennung eintragen. Üppige Rankenführungen, wie wir sie in Sachsen finden, mischen sich an italienisch anmutenden Eingangstoren mit dem stolzen Ornament provenzalischer Bauten und rufen selbst das Unteritalien der Stauferzeit vor unseren Augen wach.

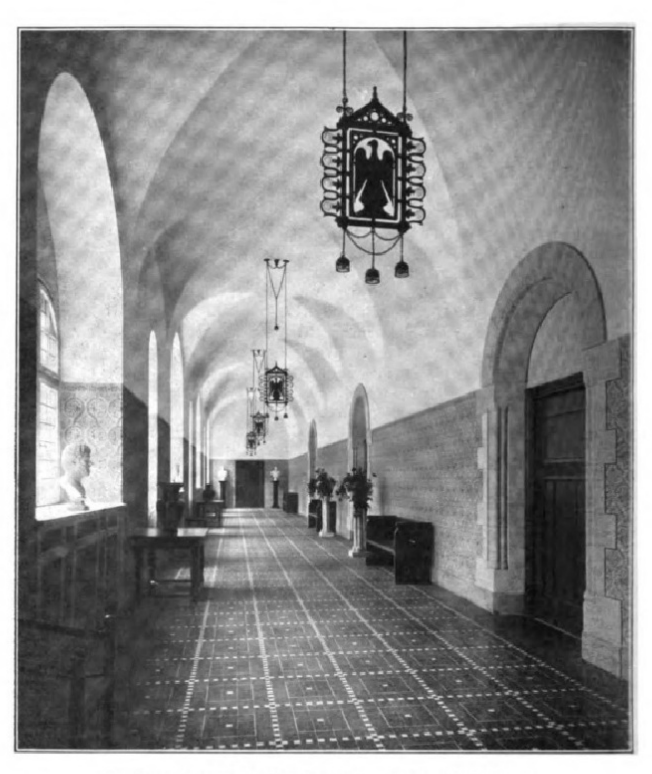
Die Kaiserpfalz wird den Namen ihres Baumeisters in ferne Zeiten tragen.

Er ist seinen deutschen Zeitgenossen nicht fremd. Berlin verdankt Schwechten zwei der schönsten und eigenartigsten Bauten, beide in Backstein, den Anhalter Bahnhof und die Kriegsakademie. Die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche wie die zu Homburg vor der Höhe verkünden seinen Ruhm als Kirchenbaumeister, und seiner Vaterstadt Köln hat er im Angesicht des ewigen Doms die stolze Rheinbrücke geschenkt. Schwechten erfreut sich der kaiserlichen Gunst im hohen Maße; nicht zum wenigsten auch deswegen, weil Majestät

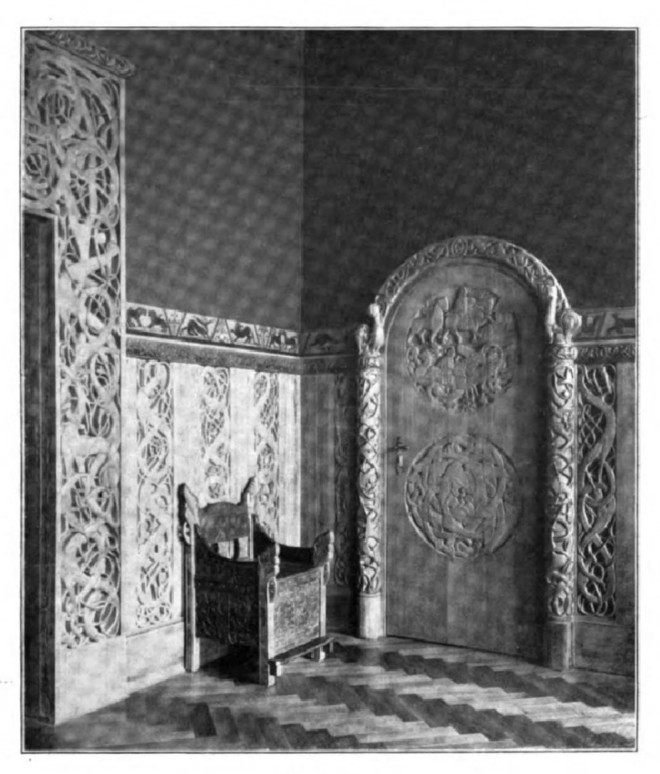


Die Wappenhalle.

die romanische Kunst ganz besonders bevorzugt. Da ist gerade Schwechten der Künstler, der allen voran diesen Stil seit Jahrzehnten gepflegt hat. Dies hat auch unbestreitbar große Vorteile. Schon daß die Alleinherrschaft der Renaissance bei Monumentalbauten dadurch gebrochen wird, ist des Versuches wert, aus unseren mittelalterlichen Bauweisen heraus eine solche Aufgabe zu lösen. Renaissance- und Barockschlösser gibt es so viele, daß es für uns Nachgeborene schwer wird, etwas Neues und Ebenbürtiges zu schaffen. Die fruchtbarste Künstlerphantasie kann aus diesem Borne Neues nicht mehr schöpfen. Anders verhält es sich mit den mittelalterlichen Bauweisen. Eine Kaiserpfalz zu Goslar oder zu Gelnhausen hatte nicht die gleichen Aufgaben zu lösen wie die neuzeitliche Pfalz zu Posen; so entsteht von selbst etwas Eigenartiges. Allerdings reichen die uns überlieferten romanischen Formen nicht aus, der so verwickelten Aufgaben der Neuzeit mit ihnen allein Herr zu werden, war doch auch im Mittelalter bei der weiter vorschreitenden gesellschaftlichen



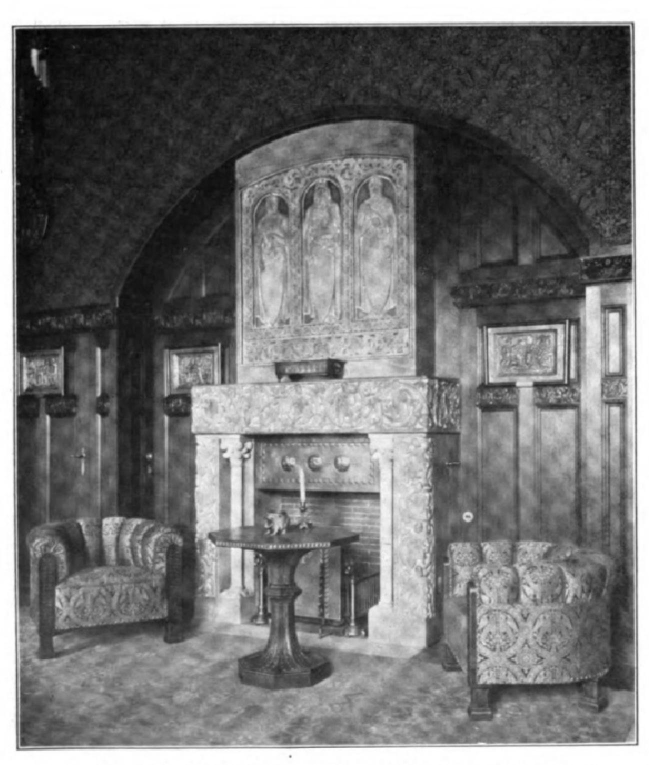
Korridorartige Halle bei den Gemächern der Kaiserin.



Vorzimmer.

Entwicklung aus der romanischen Kunst die gotische entstanden. Daher sucht Schwechten die gotische Vielgestaltigkeit seiner romanischen Formengebung dienstbar zu machen. Und sicherlich mit Erfolg und Glück. Als um die Wende des zwölften Jahrhunderts hier im Osten der Elbe allerorten bis Riga hinauf neue Kirchen und Burgen entstanden, welche die deutschen Herren errichteten, erhoben sie sich ebenfalls in einer eigenartigen Umbildung der deutsch-romanischen Kunst, denn sie waren fast durchweg Backsteinbauten. Selbst die darauffolgende siegreiche Gotik mußte sich hier im Osten der Elbe eine völlig eigenartige Umwandlung gefallen lassen. So birgt auch die unter kaiserlicher Gunst erfolgende Wiederaufnahme der romanischen Kunst den Hoffnungskeim einer dem mächtig aufblühenden Deutschen Reiche eigenen Baukunst.

Möge ein glücklicher Stern für deutsche Macht und deutsche Kunst über der neuen Kaiserpfalz strahlen!



Der Kamin in Chloritschiefer aus dem Arbeitszimmer des Kaisers.



Türe aus dem Arbeitszimmer des Kaisers.



Fest zu Ehren der Deutschen Kronprinzessin, veranstaltet vom Assuaner Sportklub am 2. Januar.

1. Start beim Kamel-Wettrennen. 2. Moment aus dem Beduinen-Wettrennen. 3. Vorführung eines tanzenden Pferdes. 4. Wettlaufen der Bischaris. 5. Blick auf die Tribüne mit der Kronprinzessin. 6. Arabische Festmusik. 7. Singende und tanzende Araber und Araberinnen. 8. Tanzende Sudanesinnen.

Jens Sventrup, der Vogelwärter. Skizze von Julius R. Haarhaus : : :

(Schluß.)



Ich habe Hunger", sagte die Dame und machte die Gebärde des Essens. Er nickte, eilte die Leiter hinunter und holte die Schüssel mit den Kartoffelscheiben, die durch das lange Stehen an Aussehen freilich verloren hatten. Das schien ihm jedoch keine Sorge zu machen. Er kratzte mit dem Messer die Reste der gebackenen Eier aus der Pfanne, goß Öl hinein und schüttete die Kartoffelscheiben darüber. Dann bestreute er sie mit grobem Salz, entzündete den Flammenring des kleinen Petroleumherdes und stellte die Pfanne darauf. Und während er sich nun anschickte, Kaffee zu mahlen, suchte sie sich einen Blechlöffel und begann in der Pfanne umherzurühren und die untere, bald lustig brutzelnde Kartoffelschicht nach oben zu wenden.

Jetzt war die Reihe des Erstaunens wieder an Jens. Eine Gräfin, die sich aufs Kartoffelbraten verstand, schien ihm geradeswegs aus dem Märchenlande gekommen zu sein.

Als das Essen fertig war, stellte Jens die Pfanne und den Kaffeetopf nebst der einzigen Tasse, über die er verfügte, auf den Tisch, ließ seinen Gast auf der Pritsche Platz nehmen und setzte sich selbst auf die Tischkante. Dann speisten sie gemeinsam aus der Pfanne, sie mit einer Gabel, er mit dem Messer.

Er hatte die Tasse mit dem trüben Kaffee gefüllt und ihr hingeschoben. Sie tat einen herzhaften Schluck und bestand darauf, daß auch er trinke. Da führte er die Tasse zaghaft an die Lippen, und sie glaubte zu bemerken, daß seine Hand dabei zitterte. Und sie, die daran gewöhnt war, die entzückten Augen Tausender auf sich gerichtet zu sehen, freute sich über den Eindruck, den ihre Person auf diesen einfachen Mann machte, mehr als über einen vollen Erfolg bei Rampenbeleuchtung.

Sie versuchte während des Essens eine Unterhaltung mit ihm anzuknüpfen, aber das Gespräch geriet immer wieder ins Stocken, da sie sich nicht recht zu verständigen vermochten. Sie deutete auf eine an der Wand hängende Tabakspfeife und forderte ihn auf, sich durch ihre Anwesenheit nicht stören zu lassen, wenn er etwa das Bedürfnis habe, nach Tische zu rauchen. Da lächelte er schmerzlich und sagte: „Nicht mehr Tabak!"

Der Arme war mit seinem Vorrat, der für die drei Monate hatte reichen sollen, schon in den ersten fünf Wochen fertig geworden.

Sie setzte die Untersuchung seines Wohngelasses fort und blätterte in dem Tagebuch, in das er allabendlich seine ornithologischen Beobachtungen eintrug. Dabei fand sie einen Brief vom Vorstand des Allgemeinen Bundes für Vogelschutz an den Vogelwärter Jens Sventrup, zurzeit Hallig Westeroog, Post Pellworm. Nun begriff sie erst, weshalb ihr gastlicher Freund als Einsiedler auf diesem weltentlegenen Inselchen lebte.

Sie kramte in ihrem eleganten Handtäschchen und brachte ein winziges Notizbuch zum Vorschein, in das sie sich seinen Namen notierte. Er sah ihr dabei zu, und nun überkam ihn das Verlangen, auch ihren Namen zu erfahren. Aber er hätte um keinen Preis gewagt, sie danach zu fragen.

Als sie das Büchlein wieder in das Ledertäschchen steckte, bemerkte er unter der Verschlußklappe ein mit goldener Schrift in das Leder geprägtes Wort. Das konnte nur der Name der Besitzerin des Täschchens sein! Er gab sich die größte Mühe, das Wort zu entziffern, aber die Schnelligkeit, mit der sie das Täschchen wieder schloß, verhinderte ihn daran.

Plötzlich fiel ihm ein, daß die Flut jetzt ihren höchsten Stand erreicht haben müsse, und daß der Begleiter der Dame nun jeden Augenblick auf Westeroog landen könne, um seine Gefährtin zu suchen. Jens verspürte bei diesem Gedanken ein Gefühl des Unbehagens. Er hatte an der Gesellschaft des schönen Geschöpfes Gefallen gefunden und hätte seinen Gast ungern schon so bald wieder entlassen.

Er griff zum Glase und trat auf das Auslugbrett hinaus. Wahrhaftig: der Kutter war verschwunden!

Jens suchte den Horizont nach Nordwesten zu ab, da er annahm, der Amrumer sei, nachdem er die Sandbank überflutet gefunden hatte, schleunigst heimwärts gesegelt. Diese Annahme erwies sich jedoch als falsch: auf der weiten Meeresfläche nach Amrum zu ließ sich kein Segel entdecken.

Er wollte schon in die Hütte zurückkehren und die Dame fragen, für welche Zeit ihr Begleiter seine Rückkehr von den Platten in Aussicht gestellt habe, als er ganz weit im Süden das Fahrzeug sichtete. Es hielt seinen Kurs ostwärts auf Pellworm zu. Jetzt ging dem guten Jens ein Licht auf. Der Amrumer hatte am Morgen den Porrenfischer bemerkt und glaubte jetzt offenbar, daß dieser die Dame beim Eintritt des Hochwassers aus ihrer gefährlichen Lage befreit und an Bord genommen habe. Nun fuhr er nach Pellworm hinüber, um sie dort abzuholen.

Jens fühlte sich von dieser Entdeckung ungemein befriedigt. Er durfte sicher sein, fürs erste seines Gastes noch nicht beraubt zu werden.

Der Dame mochte es in der engen Baracke zu heiß werden. Sie stieg die Leiter hinab und setzte sich im Schatten des Pfahlbaues in den Sand. Da schlich sich Jens heimlich wie ein Dieb wieder in die Hütte, bemächtigte sich des Täschchens, das neben der Strandmütze und dem Schleier der schönen Unbekannten noch auf dem Tische lag, und drückte und schob so lange an dem Verschlußknopfe herum, bis es ihm gelang, die Klappe zu öffnen. Und nun las er das Wort, das er für den süßesten aller Namen hielt, das Wort, das ihn berauschte wie ihre Gestalt, ihr Antlitz, ihr Wesen, ihre Toilette und ihr Parfüm, das einzige süße Wörtchen „Déposé!"

Er traute sich nicht die Fähigkeit zu, die Laute, die ihn so fremd und wunderbar anmuteten, wie alles andere an seiner Schönen, seinem Gedächtnisse für alle Zeiten einzuprägen, und deshalb holte er Tinte und Feder vom Bord, öffnete sein Tagebuch und schrieb das Wort, indem er Buchstaben für Buchstaben sorgfältig nachmalte, auf die letzte Seite. Dann verschloß er das Täschchen wieder, legte es an seinen Platz zurück und kletterte mit dem Bewußtsein, einen Schatz geborgen zu haben, den weder Rost noch Motten fressen würden, die Leiter hinunter.

Inzwischen war die Stunde gekommen, wo er seinen Nachmittagsrundgang unternehmen mußte. Er fragte die Dame, ob sie Lust habe, ihn zu begleiten. Sie war jedoch müde oder vielleicht auch bloß faul und zog es vor, im Sande liegen zu bleiben und den Vögeln zuzuschauen, die jetzt nach und nach zu ihren Nestern zurückkehrten. So mußte er allein gehen.

Als er zwei Stunden später zurückkam, sah er die Fremde mitten zwischen den Nestern knien. Er war schon darauf gefaßt gewesen, daß er sie bei seinen Brandseeschwalben finden würde, denn die schlanken Segler schwebten mit unmutigem Gekreisch über der Brutstätte. Er beschleunigte, von bösen Ahnungen getrieben, seine Schritte und kam gerade dazu, wie sie versuchte, einem Nestjungen, das erst am Tage zuvor ausgefallen war, irgend etwas Eßbares in den Schnabel zu stecken. Da wurde er ärgerlich und gebot ihr mit unwirschen Worten, von ihrem törichten Vorhaben abzustehen und die Vögel nicht weiter zu beunruhigen. Sie gehorchte mit Widerstreben; als sie aber sein finsteres Antlitz sah, tat es ihr leid, ihm Verdruß bereitet zu haben. Sie sann darüber nach, wie sie ihre Unbedachtsamkeit wieder gutmachen könnte. Da fiel ihr ein, daß einer der Ärmel seines groben Barchenthemdes einen Riß aufwies. Sie eilte die Leiter hinauf, entnahm ihrem Handtäschchen Nadel und Zwirn, ließ ihn auf der Kiste unter der Hütte niedersitzen und nähte den Riß mit geschickter Hand zu.

Nun war er wieder entwaffnet und bemühte sich, ihr auseinanderzusetzen, wie leicht eine Störung die ganze Seeschwalbenkolonie zur Auswanderung veranlassen könnte, und daß er, wenn dies geschähe, sein Brot als Vogelwärter verlieren werde. Sie zeigte Reue und versprach Besserung; aber es wollte ihm scheinen, als ob sie die Sache keineswegs so ernst nähme wie er selbst.

Als am Abend wieder Ebbe eintrat, entledigte sich die Dame der Schuhe und Strümpfe und begleitete Sventrup zum Buttstechen auf das Watt hinaus. Das Waten in Sand und Schlick und durch die Priele bereitete ihr ein himmlisches Vergnügen, aber ihre Bemühungen, mit der vielzinkigen Gabel auch einmal einen Plattfisch zu erbeuten, blieben ohne Erfolg. Desto besser mundeten ihr nach der ungewohnten Anstrengung die Fische, die Jens gefangen hatte, und die im Verein mit dem harten Brote die Abendmahlzeit bildeten.

Die Nacht brach herein, und Jens machte Anstalten, seinem Gaste die eigne Lagerstätte abzutreten und sich selbst in den Sand unter der Hütte zu betten. Das wollte die Fremde jedoch nicht zugeben, erklärte vielmehr, oben in der Hütte sei es ihr zu warm, dort würde sie kein Auge zutun, und wenn er ihr ein wenig Heu und eine Decke überlassen wolle, so werde sie in der frischen Luft noch tausendmal besser als daheim in ihrem Bette schlafen. Er mußte nachgeben und schleppte unverdrossen herbei, was er an Heu und Decken besaß. Dann stieg er in sein Gelaß hinauf und warf sich auf die harte Pritsche.

Daß er in dieser Nacht nicht schlafen konnte, war kein Wunder. Der Gedanke an die Erlebnisse des Tages ließ ihn nicht zur Ruhe kommen; die Nähe des schönen, jungen Weibes, das sorglos und vertrauensvoll wie ein Kind in seinem Schutze schlief, erregte ihn mehr, als er sich eingestehen mochte. Dazu zermarterte er sich sein Hirn mit der Beantwortung der Frage, in welchem Verhältnis seine Schöne zu dem Herrn stehen könnte, der gar nicht daran zu denken schien, die Entschwundene auf





Phot. Konrad Heller, Wien.

Aus dem Laudonpark bei Weidlingau.

Westeroog zu suchen. Und wie sonderbar war es, daß auch sie noch mit keinem Worte danach gefragt hatte, wie es möglich sei, wieder nach Amrum zu gelangen! Der gute Jens wußte freilich nichts von den Launen einer Weltdame, er ahnte auch nicht, mit welchem Behagen sie den ungewohnten Reiz ihres Abenteuers genoß, und wie gleichgültig es ihr war, wann und wie sie schließlich wieder mit ihrem Begleiter zusammentraf.

Gegen Morgen verkündete dumpfes Rollen in der Ferne das Aufsteigen eines Gewitters. Jens, der ein Frühaufsteher war, hätte sich gerne längst von seinem harten Lager erhoben, aber mit Rücksicht auf den Gast, den er nicht stören wollte, blieb er noch liegen. Das Gewitter schien von Osten her zu kommen, denn von der Sonne, die um diese Stunde schon ein gut Stück über dem Horizont stehen mußte, war noch nichts zu sehen. Da erschütterte ein gewaltiger Donnerschlag, der unmittelbar auf einen grellen Blitz folgte, die Hütte, daß die Glasscheiben des winzigen Fensters klirrten. Wenig später ließ sich das ängstliche Geschrei der Seeschwalben vernehmen.

Jens, der alles vergaß, wenn ihn die Sorge um seine gefiederten Schützlinge befiel, sprang empor und trat in die Tür. Da sah er die Dame, die er schlafend gewähnt hatte, nur mit den allernotwendigsten Kleidungsstücken angetan vom Strande herkommen und mitten über den Brutplatz der Vögel zur Hütte eilen. Sie war offenbar beim Morgenbade vom Gewitter überrascht worden und schien jetzt nur darauf bedacht, ihre reizende Person in Sicherheit zu bringen, bevor der Himmel seine Schleusen öffnete.

Jens wußte sofort, daß sie, als sie zum Strande hinabgegangen war, mit Rücksicht auf die Vogelkolonie einen großen Umweg gemacht hatte, und fand es unverzeihlich, daß sie diese Rücksicht jetzt, wo es ein bißchen blitzte und donnerte, gänzlich außer acht ließ.

Er biß die Zähne aufeinander und trat in die Hütte zurück. Es stand für ihn fest, daß es seine Pflicht sei, alles, was er für die schöne Frau empfand, zurückzudrängen und sich ihrer so bald als möglich zu entledigen. Er setzte sich auf den Tisch, baumelte mit den Beinen und schloß die gefalteten Hände fest um den Hinterkopf, was er immer zu tun pflegte, wenn er gezwungen war, über irgend etwas mit Anstrengung nachzudenken.

Nach einer Weile kam die Dame die Leiter herauf und klopfte an die Hüttentür. Er ließ sie ein, erwiderte ihren Gruß aber nur mit einem vorwurfsvollen Blick. Sie hatte kein reines Gewissen und wollte sich entschuldigen. Er ging jedoch an ihr vorüber, stieg hinab und suchte unter dem Vorrat gestrandeten Holzes zwei lange Stangen aus, die er mit Nägeln und Stricken aneinanderfügte, so daß er einen schlanken Mast von bedeutender Länge erhielt. Er arbeitete mit Eifer und völlig unbekümmert um den strömenden Regen, der seine Kleider durchnäßte. Dann schnitt er von einer der Decken ein quadratisches Stück ab, nagelte es mit der einen Seite an das obere Ende des Mastes, formte aus einem Sack, den er mit Heu füllte, ein kugelartiges Gebilde, das er mit einem Stück Tau unterhalb der improvisierten Flagge an den Mast befestigte, und fügte als drittes und unterstes Signalzeichen eine weitere Decke hinzu, die er in der Mitte mit einem starken Bindfaden zusammenraffte. Als er hiermit fertig war, lehnte er den Mast an die Hütte, stieg die Leiter hinauf, zog ihn nach und richtete ihn an der Schmalwand neben der Tür auf.

Die Dame sah ihm bei seiner Tätigkeit mit Befremden zu, hatte jedoch wenig Lust, ihn zu fragen, was diese Veranstaltung bedeute.

Er unternahm seinen Morgenrundgang, ohne sie zum Mitgehen aufgefordert zu haben. Sie ärgerte sich und nahm von seiner Rückkehr keine Notiz. Beide benahmen sich wie Kinder, die sich gezankt haben, und von denen sich keins entschließen kann, dem andern gute Worte zu geben.

Nach dem Mittagessen, das beide mit der Schweigsamkeit der Trappisten einnahmen, begab sich Jens auf das Auslugbrett und schaute mit seinem Glas unverwandt nach Südwesten. Endlich hellten sich seine finstern Mienen auf: er hatte den Dampfer „Cobra" gesichtet, der von Hamburg nach Sylt fuhr und kaum ein Kilometer westlich von Westeroogsand vorüberkommen mußte.

Eine gute halbe Stunde verging, ehe Jens die Überzeugung gewonnen hatte, daß die „Cobra" sein Signal bemerkt habe. Aber jetzt konnte er deutlich wahrnehmen, daß der Dampfer seinen Kurs änderte und, das Hochwasser benutzend, immer mehr auf Westeroog zu hielt.

Jens trat in die Hütte, wo die schöne Fremde mißmutig auf der Pritsche saß und sich die Zeit damit vertrieb, die Anzeigen in der alten Nummer der „Politiken" zu entziffern. Er reichte ihr ohne jede Förmlichkeit Strandmütze, Schleier, Handtäschchen und Sonnenschirm und forderte sie durch eine Kopfbewegung auf, ihm zu folgen.

Sie tat es, durch seine kurz angebundene Art halb wieder versöhnt und nicht wenig belustigt, obgleich sie nicht recht begriff, was sie da draußen sollte.

Als sie die Leiter hinabstieg, sah sie den Dampfer, der gestoppt hatte, und zugleich ein Boot, das sich, von zwei Männern gerudert, vom Schiffe her dem Strande näherte.

Jens schritt ihr voran und ging, als das Boot des seichten Wassers wegen ein paar hundert Schritt vom Ufer anlegte, zu den Männern auf den Schlick hinaus. Es entspann sich da draußen eine erregte Unterhaltung, und die Dame hatte den Eindruck, als ob die Leute im Boot über den Vogelwärter wegen des von ihm gegebenen Signals aufs höchste ungehalten wären.

Endlich kam Jens zurück, hob seinen Gast empor und trug ihn in das Boot.

Das alles war der Fremden so überraschend gekommen, daß sie nicht einmal Zeit gefunden hatte, ihrem Retter zu danken. Als sie es jetzt, im Boote stehend, nachholen wollte, wandte er sich stolz um und kehrte, ohne sie noch eines Blickes zu würdigen, auf sein kleines Eiland zurück.

Sie lächelte wehmütig und fragte, kurz bevor das Boot an der Fallreepstreppe anlegte, den ihr zunächst sitzenden Ruderer, was das Signal da hinten über dem Westerooger Hüttendache zu bedeuten habe. Da erfuhr sie, daß die drei Zeichen am Maste die dringende Bitte um Entsendung eines Rettungsbootes ausdrückten.

Der sonderbare Mensch! Er hatte gerade getan, als ob er sich in Seenot befinde, bloß um sich von der Gesellschaft einer Frau zu befreien, die die Ruhe seiner dummen Seeschwalben gefährdete.

Bloß die Ruhe der Seeschwalben? Oder hatte er vielleicht für seine eigene Ruhe gefürchtet? Dieser Gedanke schmeichelte ihrer Eitelkeit und tilgte den letzten Rest von Zorn aus ihrem Herzen. Und als sie nun auf Deck erschien und von ein paar hundert neugierigen Augen kritisch oder bewundernd gemustert wurde, hatte sie ihre Sicherheit und ihr Selbstvertrauen wiedergewonnen.

Jens Sventrup war in seine Hütte zurückgekehrt. Er riß das letzte Blatt aus dem Tagebuch, zerknüllte es in seiner riesenhaften Hand und gab es dem Winde preis, der es nach dem Innern der Insel zu davontrug. Nichts, gar nichts von ihr, nicht einmal der wundersame Name „Déposé", sollte auf Westeroog und in seiner Erinnerung zurückbleiben!

* * *

Vierzehn Tage später brachte der Schiffer von Hooge, der den Einsiedler auf Westeroog mit Brot und Trinkwasser versorgte, dem Vogelwärter Jens Sventrup ein Postpaket mit, dessen Adressenabschnitt den Stempel „Hamburg" trug. Die Sendung enthielt einen gewaltigen Beutel mit Tabak und ein kleines, parfümiertes Kuvert — das Parfüm, das trotz der gefährlichen Nachbarschaft des kräftigen Portoriko an dem Papier haften geblieben war, kam dem Adressaten gleich bekannt vor! — in dem sich ein Hundertmarkschein und ein Kärtchen mit der Aufschrift „Ihrem Retter die dankbare Gerettete!" fand.

Jens, der sich über den Tabak freilich mehr freute als über das reiche Geldgeschenk, war gerührt und hätte für sein Leben gern die Adresse der Spenderin erfahren. Aber die Sendung war anonym gekommen, und er mußte darauf verzichten, seiner schönen Unbekannten für die Überraschung zu danken.

Nachdem er seinen Schatz in der Hütte geborgen hatte, schritt er vom Fuße der Leiter aus langsam nach dem Innern seines Eilandes zu und richtete dabei den Blick seiner blauen Kinderaugen unausgesetzt auf den Boden. Endlich leuchtete ein Freudenschimmer in seinem braunen Antlitz auf: er bückte sich und griff nach einem Fetzen zerknitterten Papiers, der zwischen den Halmen des Strandhafers gerade über dem Neste einer Stockente hing. Dann begab er sich wieder zu der Hütte hinauf und schnitt mit seinem Klappmesser in das sauberste und glatteste Brett der Hüttenwand über seiner Lagerstatt das einzige, für ihn so inhaltreiche Wort „Déposé".

Das war das Denkmal, das er seinem schönen Gast schuldig zu sein glaubte, und mit dem er das Andenken der Fremden inmitten der großartigen Einsamkeit des Wattenmeeres für ewige Zeiten wachzuhalten gedachte.

Winterschwermut.

Erde, dein winterlich Weh
Gleicht meines Herzens
Verlangendem Sehnen,
Wie die Luft voller Schnee,
Hängt meine Seele voll Tränen . . .

Schwebt ihr erlösenden,
Milde versöhnenden
Schleier der Leiden in Flocken herab —

Auf die erstarrten,
Düster gefurchten,
Schwärzlich zerpflügten Äcker,
Ach, auf die harten,
Schmerzlich versiegten
Wunden des Herzens
Starrt nur ein bleierner Himmel herab!

Max Bewer.

Du!

Draußen toben Hasseswogen,
Feinde drohn mit wilder Gier;
Aber freundlich kommt gezogen
Abendstill mein Glück zu mir.

Wenn wir heiße Küsse trinken,
Wenn mein Arm dich bebend hält,
Ist's, als müßte stumm versinken
Draußen die bewegte Welt.

Alles, was mein Sein beschwerte,
Geht in deiner Lieb' zur Ruh' —
Unter mir entweicht die Erde,
Was mir bleibt, bist du, nur du!

F. A. Geißler.



Auf der Eisbahn. - Nach einer Originalzeichnung von Otto von der Wehl.





Der preisgekrönte Entwurf des schweizerischen Nationaldenkmals.

Der Entwurf stammt von Richard Kißling in Zürich; das Denkmal, das auf der Kapellmatt in Schwyz aufgerichtet werden soll, wird im ganzen 46 m, die Figur allein 17 m hoch werden. Davor ein Volks- oder Landsgemeindeplatz.

Dr. Hans Loewenfeld.

Der Leiter der Leipziger Oper, Dr. Hans Loewenfeld, ist als Nachfolger des Geheimen Hofrats Max Bachur zum Direktor der Stadttheater in Hamburg und Altona vom Jahre 1912 ab gewählt worden. Während die Theater von Köln und Prag immer noch des definitiven neuen Leiters harren, hat die Hamburger Direktionskrise, die jüngste von allen, damit eine überraschend schnelle Lösung gefunden. Hans Loewenfeld, 1874 in Berlin als Sohn des bekannten Schauspielers Max Loewenfeld geboren, widmete sich nach Absolvierung des Gymnasiums zunächst einem praktischen Kompositionsstudium bei Wilhelm Berger und ergänzte dieses mit theoretischen Studien der Musik, Ästhetik und der deutschen Literatur an der Berliner Universität. Auf Grund einer Dissertation über „Die Orgeltabulatur des Leonhard Kleber und die Orgelmusik im allgemeinen zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts" wurde er in Berlin zum Dr. phil. promoviert. Er wollte eigentlich die Laufbahn eines Dozenten einschlagen, änderte aber bald diese Absicht und wandte sich der praktischen Musik zu. In Hamburg begann er als Kapellmeister. Der Schwerpunkt von Loewenfelds Begabung jedoch ruhte in den Fähigkeiten eines eigenartigen und starken Regisseurs. Direktor Bittong führte, als er diese Begabung erkannte, seinen Kapellmeister in das Gebiet der Regie ein. Um ein größeres Wirkungsfeld mit selbständigeren Funktionen zu erlangen, ging Dr. Loewenfeld nach Magdeburg und wurde schon im ersten Jahre seiner Tätigkeit zum Oberregisseur der Oper befördert. Daraufhin machte man ihm verlockende Angebote als Opernleiter nach Amerika. Aber er lehnte sie ab und ging als Oberregisseur der Oper nach Stuttgart. Von Stuttgart kam er im Jahre 1908 als Leiter der Oper nach Leipzig.

Dr. Hans Loewenfeld ist eine durch und durch reformatorisch veranlagte Künstlernatur, und er darf mit Recht den Anspruch erheben, mit der Erste gewesen zu sein, dem es gelang, die Reformierung der Opernbühne erfolgreich durchzuführen. Er richtete seine reformatorischen Bestrebungen nicht allein auf die Inszenierung, sondern er nahm sich mit gleicher Liebe des Werkes selbst an. Seine Neueinstudierungen des „Schwarzen Domino", des „Barbier von Sevilla" und der „Weißen Dame", die er bereits in Stuttgart machte, zeitigten Aufführungen, die diesen Perlen der komischen Oper ihre ganze Jugendfrische wiedergaben. Seine Inszenierung der „Salome" in Stuttgart veranlaßte Richard Strauß, ihn als szenischen Leiter für die Aufführung dieser Oper in Paris im Jahre 1907 vorzuschlagen. Man würdigte diese Leistung in der Hauptstadt Frankreichs durch die Ernennung Loewenfelds zum Officier de l'Instruction publique. In Leipzig begann er mit einer geschmackvollen Inszenierung des „Fra Diavolo". Für Glucks „Maienkönigin" benutzte er zum erstenmal die Reliefbühne. Seine bedeutendsten Leistungen in Leipzig bleiben die Neueinstudierung der „Zauberflöte" und die Ausgestaltung des für Leipzig neuen Festspielgedankens. „Die Zauberflöte" bearbeitete er in höchst geschickter und durchaus pietätvoller Weise, indem er die bisherige Zerrissenheit der Handlung aufhob und Mozarts unsterbliche Musik ganz in den Vordergrund rückte. Die Dekorationen entwarf auf seinen Vorschlag Hermann Leffler in Wien. Diese Inszenierung, die allerdings erhebliche Kosten verursachte, wurde damals, namentlich in Leipzig, heftig angegriffen. Daß das keineswegs gerechtfertigt war, bewies die mit jeder Aufführung sich hebende Zugkraft. Im Rahmen der Festspiele wurde der „Zauberflöte" neben „Fidelio", den „Meistersingern" und „Tristan" uneingeschränkter Beifall zuteil.

In jüngster Zeit errang sich Dr. Loewenfeld auch auf dem Gebiete der Schauspielinszenierung einen großen und starken Erfolg mit der Neueinstudierung von Shakespeares „Komödie der Irrungen". Er gab dem lustigen Jugendwerk des großen Briten einen nach einer eigenen originellen Idee (Verbindung von Shakespeare- und Reliefbühne) geschaffenen Rahmen.

Neben seiner praktischen Tätigkeit ist Dr. Loewenfeld mit mehreren Vorträgen und Aufsätzen über Musik, Dekoration und Szene an die Öffentlichkeit getreten. Er beherrscht in gleicher Weise die Theorie und die Praxis. In der ersten Reihe der leitenden Theatermänner hat er dadurch seinen besonderen Platz, daß er durchaus musikalisch gebildet und also imstande ist, das Musikdrama auf der Bühne in echt künstlerischem Geiste nachzuschaffen.



Dr. Hans Loewenfeld,

der neue Leiter der Hamburg-Altonaer Stadttheater.

Gerhart Hauptmann: „Die Ratten".

In den nervösen Zickzackbahnen, in denen sich Hauptmanns Schaffenslinie von dem Augenblick an bewegt, da er sich, des inneren Dranges nur halb bewußt, aus den Fesseln des von ihm selbst widerstandsstark und bühnenfähig gemachten deutschen Naturalismus zu lösen trachtete, also etwa von der Entstehung von „Hanneles Himmelfahrt" an, bedeutet sein unter der Flagge „Berliner Tragikomödie" segelndes jüngstes Werk „Die Ratten" einen gewaltigen Zug nach rückwärts, oder richtiger nach unten. Der historische Deckmantel ist wieder gefallen, die lockenden Irrungen des Mystizismus werden wieder gemieden und die duftenden Blüten einer wirren Romantik verschmäht. Über „Griselda", „Und Pippa tanzt", über „Der arme Heinrich" und „Die versunkene Glocke" kehrte der Dichter wieder zu dem einst so fruchtbaren Boden zurück, in dem die ersten starken Wurzeln seiner Kraft lagen, aus dem die Werke entsprossen sind, denen seine Bedeutung für das Theater, für die Literatur zuzuschreiben ist. Aber der alte Acker zeigte sich nicht mehr nach Wunsch willfährig, und mehr noch wie beim erstmaligen Begegnen mit „Die Ratten" auf der Bühne berührt es beim Lesen der Buchausgabe*) peinlich, wie der Dichter, offenbar des besten Teils seiner selbständigen schöpferischen Phantasie entkleidet, sich abmüht, aus dieser und jener Furche einen liegen gebliebenen Halm zusammenzulesen, um daraus eine neue Ernte zu gestalten. „Rose Bernd" und „Fuhrmann Henschel" mußten aufgeschlagen werden, um mit ihrem lebensstarken Individualismus dem Schatten der „Ratten" zu einem Scheindasein zu verhelfen. Das eigentliche „Tragische" in diesem ganz zu Unrecht mit dem Untertitel einer „Tragikomödie" signierten Berliner Volksstück liegt darin, daß hier ein wirklicher Dichter nicht Selbstachtung genug besaß, um es vor dem Licht der Rampen zu bergen, wie denn auch das eigentliche „Komische" dieser Dachstubenkomödie nicht in dem gewollten, mit Umständlichkeit präparierten Witz, sondern in der naiven, vielfach ganz dilettantenhaften Technik gesucht werden kann. So muten „Die Ratten", ein Name übrigens, der mit diesem eine ganze Kette von schweren Verbrechen aufrollenden Stück nur in recht lockere Verbindung gebracht werden kann, in Wirklichkeit wie ein Symbol an für den Vernichtungsprozeß, den Gerhart Hauptmann gegen sich selbst zu führen scheint.

Von seiner ihm blindlings ergebenen Anhängerschaft gedrängt, in arger Verkennung einer — in der jetzigen Periode wenigstens — dominierenden dramatisch-poetischen Impotenz, konstruierte er, unbekümmert um die Forderungen der modernen ernsthaften Bühne, dieses Werk, in dem im Gegensatz zu einstigen Taten nicht einmal das Wollen auf ein höheres Ziel gerichtet ist. Stimmen, die sich durch frühere allzu stürmische Hosianna-Rufe jetzt noch der Kraft unbefangener Stellungnahme beraubt haben, suchen in diesem Volksstück ein Drama der Muttersehnsucht, das Hohelied der Mutterseligkeit zu erkennen, um auf diesem Wege dem Mitleidsdichter Gerhart Hauptmann wenigstens ein neues Blatt in seinen durch eigenes Vermessen frühzeitig welkenden Ruhmeskranz flechten zu dürfen. Welch übler Wahn!

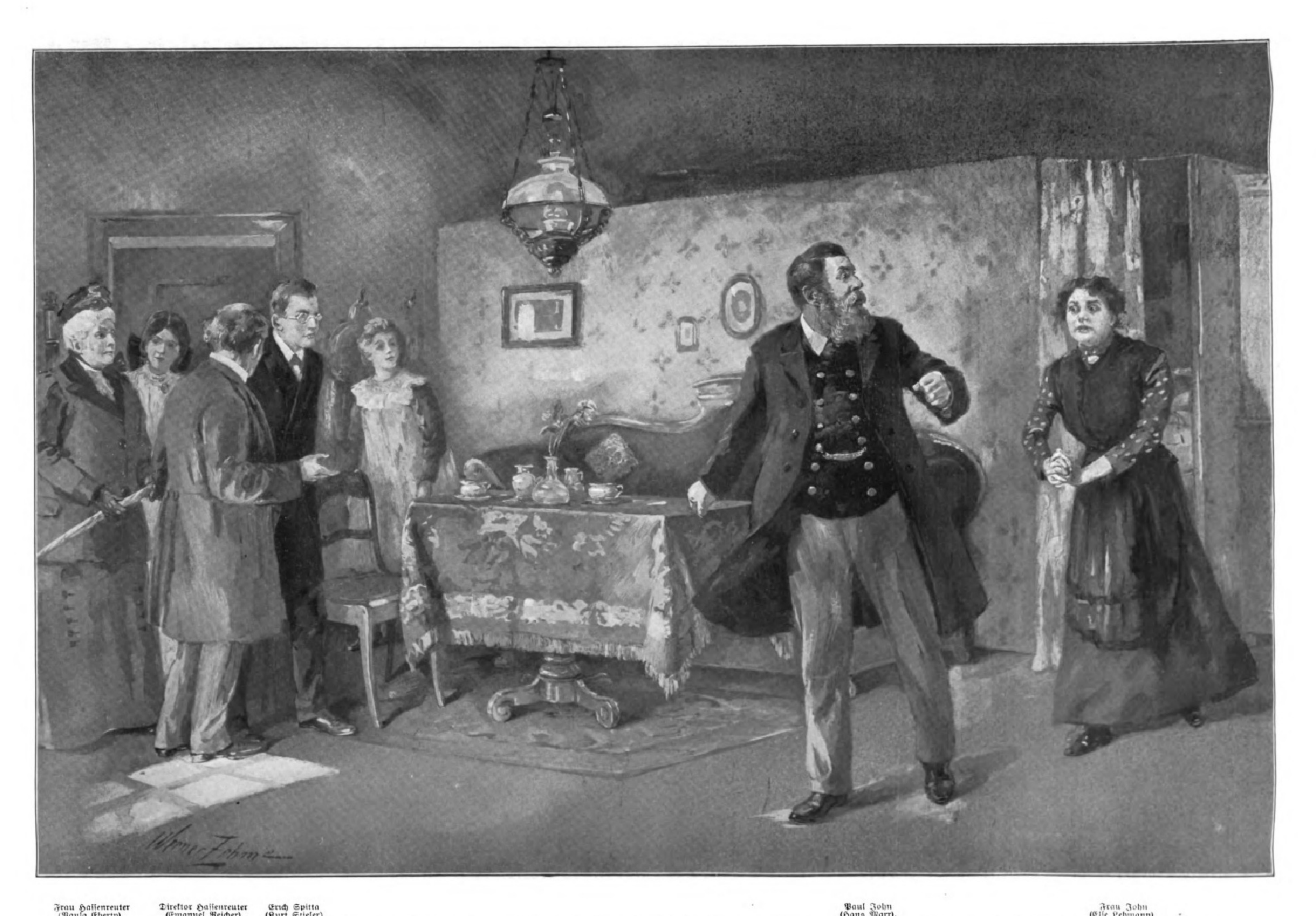
Will man das Schicksal der Maurerpoliersgattin John überhaupt tragisch nehmen, dann muß diese Frau als eine hysterisch stark belastete Person angesehen werden, die vor keinem Mittel zurückschreckt, um die Täuschung des Mannes, den sie durch neue Vaterfreuden endlich an das eigene Heim zu fesseln trachtet, aufrechtzuerhalten. Das Kind, das sie dem polnischen Dienstmädchen für etliche Mark abgehandelt hat, ist ihr nur Mittel zum Zweck, und nicht daran, daß ihr dies mit aller, selbst vor Mordgedanken nicht zurückschreckender Energie verteidigte Unterpfand ihrer Hoffnungen und Wünsche genommen wird, geht sie zugrunde, sondern weil der durch die Ratten des Verbrechens, des Luges und Truges unterwühlte Boden ihrer Ehe zusammenbricht. Immerhin: selbst in der grau-schwarzen Gestalt dieses Eheglückkonfliktes fehlt ein gewisser tragischer Schimmer nicht. Es ist bezeichnend für den psychopathischen Literaten Gerhart Hauptmann, daß er weit mehr Mitleid erweckt für die etwas unerwartet auf ihre Mutterliebe sich besinnende polnische Maid und für den gänzlich unschuldigen männlichen Teil des Paares, letzterer eine mit geschickter Hand umrissene Gestalt aus der besseren Arbeiterklasse, der man leider aber die moralische Entrüstung über die Kindesunterschiebung nicht recht zu glauben vermag, als mit der Heldin selbst, um die sich die verworrenen Fäden des lockeren und mit Nebensächlichkeiten überlasteten Gespinstes drehen.

Der komisch gedachte Teil der Handlung, von dem man nicht recht weiß, ob er sich, um den Abend zu füllen, so ungebührlich breit macht, oder ob es sich bei diesen Episoden, in deren Geäst ein zweifelhafter Theaterdirektor mit seiner asthmatischen Frau, seinem verliebten Töchterlein und einigen Schülern steht, um das auch an anderen Stellen beobachtete Sichgehenlassen des Dramatikers Gerhart Hauptmann handelt, legt die Mutmaßung nahe, daß der Dichter hier Fragmente einer einstmaligen geplanten Schauspielerkomödie hervorgekramt habe, um sie mit unsicher tastender Hand in das Drama einer kinderlosen Arbeiterehe zu verpflanzen. Bemerkenswert in diesem Episodenwirrwarr, der selbst vor possenhaftem Charakter nicht zurückschreckt und sich in Ausfällen gegen klassische Dichtkunst und Pseudo-Christentum behaglich fühlt, ist, daß der Dichter in dem nach Bühnentaten hungernden Theologiekandidaten Erich Spitta wohl sein eigenes Jugendbild zu zeichnen trachtete.

Die von Emil Lessing und Gerhart Hauptmann selbst auf das denkbar sorgfältigste vorbereitete Erstaufführung der Novität, die am 13. Januar im Lessing-Theater zu Berlin bei Festspielpreisen und überfülltem Hause stattfand, war fast ohne Einschränkung eine Musterleistung. Sie gestaltete sich zu einem Triumph für Frau Else Lehmann, deren rassige Vollblutkunst der armen Frau John Leben und Wirklichkeit verlieh. Neben ihr zeichnete sich namentlich Hans Marr als Maurerpolier und nicht minder Hilde Herterich als Piperkarcka, die polnische Mutter, und Heinz Monnard als eine für das Zuchthaus überreife Großstadtnacht-Gestalt aus. — Der Beifall der Hauptmann-Getreuen gab dem Dichter Gelegenheit, sich mehrfach vor der Gardine zu zeigen. Über den Wert und das Schicksal des neuen „Gerhart Hauptmann" hinwegzutäuschen, vermochte dieser Erfolg aber nicht.

Otto Sonne.

*) Erschienen bei S. Fischer, Berlin.



Frau Hassenreuter (Paula Eberty). — Direktor Hassenreuter (Emanuel Reicher). — Erich Spitta (Kurt Stieler). — Paul John (Hans Marr). — Frau John (Else Lehmann).

Von der Uraufführung der Berliner Tragikomödie „Die Ratten“ von Gerhart Hauptmann im Lessing-Theater zu Berlin am 13. Januar. Nach einer Originalzeichnung von Werner Zehme.

5. Akt. Frau John: „Paul, ick konnte nich anders, ick mußte det tun. Ick war selber betrochen, denn hat ick dir in Brief nach Hamburg Bescheed jesacht. Denn warste vajnügt, und denn mocht ick nich mehr zurick und denn dacht ick, et muß sind!“

Die Straußenfeder. Eine kulturhistorische Studie von Dr. Harry David.



„Gewappneter Ritter." Holzschnitt (Ausschnitt) von Burgkmair.

Während bei den Chinesen die Pfauenfeder den Rang der Mandarinenklasse anzeigt, ist die Straußenfeder bei uns zum Kennzeichen der Steuerklasse geworden. Wenigstens müßte es so sein nach den einfachsten Regeln der Wirtschaftslehre. Wenn sie trotzdem häufig in diametralem Gegensatz dazu steht, so liegt das an sozialökonomischen „Unterströmungen", die mit dem nur allzu wahren Satze zusammenhängen: Kleider machen Leute. Und Federn erst recht! Denn diese werden nicht am Leibe, sondern auf dem Kopfe getragen; sie machen den Menschen nicht nur ansehnlicher, sondern bedeutend größer, als ihn die Natur geschaffen. Wie einst die Papageienfeder den Indianerhäuptling vor seinen Stammesgenossen auszeichnete, so leuchtet heute noch der Federbusch des Generals als das weithin sichtbare Zeichen von Macht und Herrlichkeit über dem Paradefeld. Und was ist schließlich natürlicher, als daß in einer Zeit der Frauenemanzipation und Suffragettenherrschaft die Frau dieses Symbol der Macht sich aufs Haupt setzt, allerdings gleich in so verschwenderischer Fülle, daß sie dem Manne damit noch eine drückende Steuerlast auferlegt!



Das Banner der Stadt Bern. Holzschnitt aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts.



„Landsknecht" und „Dame" von Lukas Cranach.



„Der Adel" von Lukas Cranach.

Früher — es ist allerdings schon sehr lange her — mag dieses Verhältnis umgekehrt gewesen sein. Die brave deutsche Rittersfrau mußte wohl oft genug auf Putz und Tand verzichten, damit der Herr Gemahl standesgemäß im schimmernden Harnisch und wallenden Federbusch ins Turnier ziehen konnte. Welche Federnpracht aber dazu erforderlich war, wissen wir aus den zahlreichen Darstellungen Dürers, Cranachs und vieler anderer Meister aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Es war die Zeit Maximilians, des letzten Ritters. Und ein sicheres Symptom für den Verfall der alten Ritterherrlichkeit war sicher auch der übertriebene Pomp in der Ausstattung von Roß und Reiter. Ganze Berge der herrlichsten Federn in den Wappenfarben des Ritters bildeten, geschickt aneinandergereiht, den wallenden, oft meterlangen Helmbusch, und das Eichensträußchen am Pferdekopf, das nach altem Brauche gegen Unheil und Gefahr schützen sollte, mußte auch bald der stolzen Feder weichen. Und wie der Herr, so der Knecht. Auch das Barett, das der Knappe keck auf dem rechten Ohr oder an einer Schnur auf dem Rücken trug, schmückte ein mächtiger Busch Straußenfedern. Was sich gar der übermütige Landsknecht für einen Kopfputz leistete, zeigt der prächtige Bannerträger der Stadt Bern auf dem gleichzeitigen Holzschnitt.

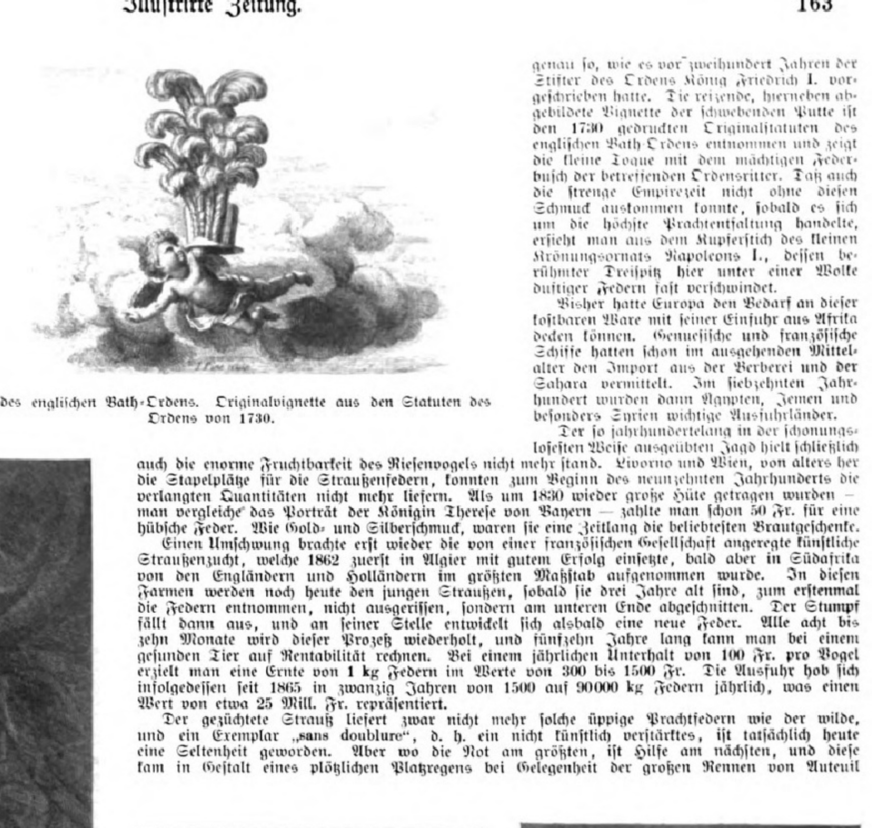


„Das Turnier." Holzschnitt (Ausschnitt) von Lukas Cranach.

Man sieht, die Straußenfeder hat schon eine lange Geschichte. Im Mittelalter war sie aus dem Orient nach Europa gekommen. Seit dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts liebten es die Kavaliere des tonangebenden burgundischen Hofes, drei bis vier Federn als „Aigrette" vorn am Stirnband oder an der Kappe zu befestigen. Als dann auf ihre höfische Zierlichkeit und Eleganz die breitspurige Behäbigkeit des maximilianischen Ritters folgte, da wurde aus der zierlichen Aigrette der wallende Federbusch. Sein Umfang nahm immer mehr zu, er fand Eingang bei allen übrigen Ständen, und um 1540 wird in einer Kleiderordnung den Handwerkern das Tragen von Straußenfedern als übertriebener Luxus gänzlich untersagt. So war die Mode allmählich ziemlich ordinär geworden, und der Rückschlag konnte nicht ausbleiben. Spanien beherrschte in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die Welt. Die Strenge seiner Etikette, der Ernst und die knappe Form seiner Kleidung wurden tonangebend für die vornehmen Kreise. Und Damen wie Herren trugen bald nur noch die kleine „Toque", welche höchstens noch ein kurzer Federstutz garnierte. Als dann Europa nach dem Tode Philipps II. die steife Grandezza Spaniens abgeschüttelt hatte, stülpte sich der französische Rittersmann den „Respondent", den ungeheueren Filzhut, auf seine jetzt absichtlich ungepflegten Locken, und es versteht sich eigentlich von selbst, daß er diesen saloppen Eindruck durch einige kühn aufgesteckte Straußenfedern noch erhöhte. Von da ab herrscht das ganze siebzehnte Jahrhundert hindurch in verschiedenen Variationen der große Filzhut und mit ihm die Straußenfeder. Am üppigen Hofe des Sonnenkönigs umhüllte sie wieder in verschwenderischer Fülle den Hut des Elegants wie den Helm des Offiziers, und im Dreißigjährigen Kriege ward sie zum Wahrzeichen des Wallensteiners, des Kaiserlichen wie des Schweden. Auf die Marodeure und Abenteurer, die noch lange nach dem Kriege die unglücklichen Lande heimsuchten, mag auch das Bild des Räuberhauptmanns zurückgehen, den sich die Volksphantasie bis zum heutigen Tage nicht ohne Hut mit wallender Feder denken kann. Sicherlich dient die Feder also schon seit der Ritterzeit eher zum Hervorkehren forscher Männlichkeit als zum Schmuck der Frau. Bei ihr erscheint sie wenigstens diskreter und weniger aufdringlich. Immerhin gehört die Straußenfeder ebensosehr zum Trachtenbilde der typischen Edeldame des sechzehnten Jahrhunderts, wie wir sie später auf den Damenporträten eines Rubens und van Dyck finden. Ich erinnere nur an das reizende Münchener Bild der Helene Fourment mit ihrem nackten Söhnchen auf dem Schoß, beide mit dem Federbarett geschmückt.

Mit dem Beginn des Rokokos ändert sich das Verhältnis aber bald. Auf dem Gebiete der Modetollheit behaupten jetzt die Damen siegreich das Feld. War schon unter Ludwig XIV. ihre Coiffüre, die sogenannte „Fontange",

zu enormer Höhe emporgestiegen, so kam es doch erst seit 1750 zu den tollen Extravaganzen, die uns wie Karikaturen anmuten. Wenn heutzutage unsere Damen den Umfang ihrer Hüte nicht mehr durch die Tür von Coupés und Tramways bringen, so wird uns von ihren Urgroßmüttern berichtet, daß sie im Wagen knien mußten, um mit dem Riesenbau ihres Kopfputzes nicht anzustoßen. Monsieur Leonard, der Coiffeur der Königin Marie Antoinette, war der berühmteste Mann in Paris, als es ihm gelungen war, vierzig Ellen Stoff in einer einzigen Coiffüre zu Poufs zu verarbeiten. Dieser Stoff gehörte aber, wie das im Haar steckende Kissen, mehr zum Gerüst des ganzen Gebäudes, die Außenarchitektur verlangte noch Spitzen, Bänder, Blumen und vor allem Federn. Und wenn dies Arrangement nicht direkt an der Coiffüre befestigt wurde, so thronte es auf dem nicht zu kleinen Hütchen, welches mit seiner wippenden Federnpracht



Der Hut des englischen Bath-Ordens. Originalvignette aus den Statuten des Ordens von 1730.

genau so, wie es vor zweihundert Jahren der Stifter des Ordens König Friedrich I. vorgeschrieben hatte. Die reizende, hierneben abgebildete Vignette der schwebenden Putte ist den 1730 gedruckten Originalstatuten des englischen Bath-Ordens entnommen und zeigt die kleine Toque mit dem mächtigen Federbusch der betreffenden Ordensritter. Daß auch die strenge Empirezeit nicht ohne diesen Schmuck auskommen konnte, sobald es sich um die höchste Prachtentfaltung handelte, ersieht man aus dem Kupferstich des kleinen Krönungsornats Napoleons I., dessen berühmter Dreispitz hier unter einer Wolke duftiger Federn fast verschwindet.

Bisher hatte Europa den Bedarf an dieser kostbaren Ware mit seiner Einfuhr aus Afrika decken können. Genuesische und französische Schiffe hatten schon im ausgehenden Mittelalter den Import aus der Berberei und der Sahara vermittelt. Im siebzehnten Jahrhundert wurden dann Ägypten, Jemen und besonders Syrien wichtige Ausfuhrländer.

Der so jahrhundertelang in der schonungslosesten Weise ausgeübten Jagd hielt schließlich auch die enorme Fruchtbarkeit des Riesenvogels nicht mehr stand. Livorno und Wien, von alters her die Stapelplätze für die Straußenfedern, konnten zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts die verlangten Quantitäten nicht mehr liefern. Als um 1830 wieder große Hüte getragen wurden — man vergleiche das Porträt der Königin Therese von Bayern — zahlte man schon 50 Fr. für eine hübsche Feder. Wie Gold- und Silberschmuck, waren sie eine Zeitlang die beliebtesten Brautgeschenke.

Einen Umschwung brachte erst wieder die von einer französischen Gesellschaft angeregte künstliche Straußenzucht, welche 1862 zuerst in Algier mit gutem Erfolg einsetzte, bald aber in Südafrika von den Engländern und Holländern im größten Maßstab aufgenommen wurde. In diesen Farmen werden noch heute den jungen Straußen, sobald sie drei Jahre alt sind, zum erstenmal die Federn entnommen, nicht ausgerissen, sondern am unteren Ende abgeschnitten. Der Stumpf fällt dann aus, und an seiner Stelle entwickelt sich alsbald eine neue Feder. Alle acht bis zehn Monate wird dieser Prozeß wiederholt, und fünfzehn Jahre lang kann man bei einem gesunden Tier auf Rentabilität rechnen. Bei einem jährlichen Unterhalt von 100 Fr. pro Vogel erzielt man eine Ernte von 1 kg Federn im Werte von 300 bis 1500 Fr. Die Ausfuhr hob sich infolgedessen seit 1865 in zwanzig Jahren von 1500 auf 90000 kg Federn jährlich, was einen Wert von etwa 25 Mill. Fr. repräsentiert.

Der gezüchtete Strauß liefert zwar nicht mehr solche üppige Prachtfedern wie der wilde, und ein Exemplar „sans doublure", d. h. ein nicht künstlich verstärktes, ist tatsächlich heute eine Seltenheit geworden. Aber wo die Not am größten, ist Hilfe am nächsten, und diese kam in Gestalt eines plötzlichen Platzregens bei Gelegenheit der großen Rennen von Auteuil



König Friedrich I. von Preußen in der Tracht des von ihm gestifteten Schwarzen Adlerordens.



Modebild aus der „Unterhaltung für den Nachttisch der Frauenzimmer". Kupferstich, Prag 1782.



Königin Marie Antoinette von Frankreich.

das ganze Gebäude krönte. So geschehen nicht nur in Paris, sondern in ganz Deutschland „bis zum Böhmerwald", wie die in Prag 1782 erschienene „Unterhaltung für den Nachttisch der Frauenzimmer" in der hier wiedergegebenen Abbildung zeigt. Bedeutend geschmackvoller und viel dezenter verstanden dann aber die Schönen Englands in der Zopfzeit, ihre großen Hüte zu garnieren.

Seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts wird die Straußenfeder auch zu höfischen Festdekorationen gebraucht, so zur Ausschmückung des Thronbaldachins und später auch bei den üppigen Prunkbetten der Rokokozeit. So erscheint sie stets als ein Requisit der feierlichen Aufmachung, der Galamontur und des Paradekleides. Einen Hut mit vier Etagen weißer Straußenfedern trägt noch heute der König von Preußen, wenn er als Großmeister des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler fungiert,



Schottischer Tanz. Karikatur aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts.

vor zwei Jahren. In wenigen Minuten waren da die dichtgelockten Straußenfedern der eleganten Damenwelt in triefende Trauerweiden verwandelt. Die Genialität der kommandierenden Modegenerale in Paris machte nun schleunigst aus der Not eine Tugend. Was man bisher verachtet hatte, die glatt nach beiden Seiten herabhängende Pleureuse, wurde als „Plume Retour d'Auteuil" zur Mode erhoben. Recht breite und recht „traurige" Exemplare stiegen bald enorm im Preise, und man hat bereits begonnen, zum Ersatz die Seitenfederchen durch Aneinanderknoten zu verlängern. Gegenüber dem Ritter Habenichts, der mit Straußenfedern aus roter Wolle ins Turnier ritt, ist das ja vielleicht ein Kulturfortschritt. Aber es bleibt eine Künstelei, die dazu noch auf den ersten Blick auffällt. Die Trägerin, die das nicht glauben will, treibt zum mindesten eine etwas naive — Vogel-Strauß-Politik.

Sturmnacht.

Skizze von **L. Buchheit-Lorenz.**

Der Sturm heult wild und tierisch. Er rast um das einsame Haus, reißt Fensterläden auf und zischt mit starkem, zornigem Atem in das Gemach, als wollte er die beiden Menschen höhnen, die darin waren, die sich gegenüberstanden mit blassen Zügen und heißen, lohenden Augen.

„Hörst du den Sturm, wie er mit seiner stolzen, selbstsüchtigen Herrscherkraft alles zu seinen Füßen niederzwingt, — alles, Etta! In ihm ist machtvolle Stärke, die nichts Schwaches duldet, die kein Mitleid und Erbarmen kennt."

Fast drohend sah er die schlanke Frauengestalt mit dem schwarzgescheitelten Haar, dem edelgeschnittenen Antlitz, das in seiner starren Blässe an eine griechische Statue gemahnte, an.

Ihre Augen, dunkle, gequälte Augen, mußten in sein ihr nahe zugewandtes Gesicht sehen. Ihre Arme, die müde und schlaff an ihrem Körper lagen, hoben sich, als wollten sie ihn umschlingen — da — mit einer jähen, fluchtartigen Bewegung waren sie über ihrem Kopf, und ihre Hände schlossen sich hinter dem reichen, vollen Haarknoten.

So stand sie und wußte nicht, wie wehrlos ihre Haltung war, wie ihre schlanke, herrliche Gestalt mit dem leidtraurigen Antlitz den Mann sinnlos in seinem Zorn und seinem Schmerze machen mußte.

Ein Klirren. Eine Scheibe zersplitterte. Und der Wind nahm gierig in dem niederen, düsteren Zimmer Platz und streichelte mit seinen verlangenden Armen das Bild an der Wand, den Kopf eines Mannes, der mit harten, neidischen Augen herabsah.

Das schlanke Weib zitterte, und er riß die Gestalt in seine Arme und bedeckte das kühle Gesicht mit wilden Küssen — so toll und wild, wie der Sturmwind raste und fegte.

Sie zuckte unter diesen Küssen wie unter Peitschenhieben. Ihre Seele weinte und jauchzte, klagte und rang, zitterte vor den starken Glücksschwingen, die sie streiften.

Der Mann rang nach Atem. Mit Augen, in denen stolze Siegerkraft lag, schaute er in das zartgerötete Antlitz. Seine Hände lagen auf ihrer



„Die Konsultation des Astrologen." Farbiger Kupferstich von Maucler.

Schulter. „Etta! Etta!" Warm, voll Jubel klang die Stimme.

Da traten in ihre dunklen Augen Tränen, die langsam in klaren Tropfen niederrannen.

Wie wenn eine müde, leidvolle Seele weint, dachte er und zwang sein sich regendes Mitleid nieder. Hart und grausam mußte er sein, wie der Sturmwind, um gleich ihm Sieger zu werden.

„Etta, ring deine Tränen nieder. Nun bist du mir verfallen. Hörst du, nun bist du bezwungen!"

Und noch heftiger riß er sie an sich und küßte sie, küßte sie, wie nur heiße, eingedämmte Männerliebe küssen konnte.

„Jeder Kuß trennt dich von dem dort, jeder Kuß drängt dich zu mir, schmiedet dich an mich, fest, immer fester." Haßerfüllt sah er nach dem Bilde, das solch drohenden, neidischen, lebendigen Blick hatte. „Du hast's ihm geschworen, daß sein Name nie ausgelöscht würde durch den meinigen — du hast's geschworen. Habe ich 's geschworen, du, dort droben! — Du, Etta, hast dich von der bösen Macht seines Blickes beherrschen lassen, hast dich zu seiner willenlosen Sklavin gemacht. Das Böse kann keine guten Früchte zeitigen. Nun laß das Suchen und Grübeln und geh mit mir. Du schüttelst den Kopf. Ach, Kind, ich bin so stark wie der Sturmwind; ich werde dich vor dem Toten zu schützen wissen, der dich noch immer in seinem Banne hält, daß du verwelkest und verdorrest, bevor du dich noch zur vollen Blüte entfalten kannst. Mein armes Herz, wo ist dein lachendes, heiteres Wesen, deine starke, schöne Lebensfreude?"

Er hatte sie langsam zum Sofa geleitet, wo sie nun kampfesmüde an seiner Seite lehnte.

„Mein Lieb, sei nicht traurig. Alles Frohe schläft nur in dir. Ich wecke es wieder, daß du hell und strahlend durch meine Räume schreitest wie ein Kind der Sonne. Was willst du mir sagen?" fragte er sie sanft, als er ihre zuckenden Lippen sah, die Worte formen wollten, „du



Englischer Kupferstich aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts.



Napoleon I. im kleinen Krönungsornat.



Moderne Pleureuse.

Die Straußenfeder.

könntest nicht mit mir gehen? Du armes, kleingläubiges Herz, du bist mir nun doch verfallen. Der Schwur ist gebrochen. Hörst du es dort? Ja, gebrochen!"

Triumph lag in seiner Stimme. Wieder hielt er sie in seinen Armen. Er berührte das Haar, das Antlitz, die schlanke, zitternde Gestalt.

„Das ist nun mein, alles mein", lachte er siegestrunken.

Sie fühlte, wie eine heiße, süße Wärme in ihrem Innern Wohnung nahm, die all das Harte, das Bittere niederdrückte, als sei es nie gewesen.

Nur ein einziges Mal glücklich sein, dachte sie — ein kurzes, sekundenlanges Glück, dem die Nacht folgen wird.

„Mein Lieber", sagte sie tiefsinnig mit einem sonnigen Blick.

Den Mann schüttelte ein Beben. Welch ein Klang lag in diesen Worten!

„Etta! Etta!"

Nun küßte sie ihn, in einem schmerzlichen Sehnen.

„Geh," sagte sie dann müde wie in starker Ermattung, „nie darf dein Fuß mein stilles Haus wieder betreten. Unendlich schwer werde ich an dem gebrochenen Schwure tragen, doch diese Stunde soll in meinem Gram wie etwas wunderbar Schönes stehen, das einstmals mir gehörte."

„So fürchtest du den dort," fragte er zornig, „daß du wieder in dein armes Leben zurückkehren willst?"

„Seine Augen, seine harten Augen! Sie verfolgen mich, wohin ich auch schreite. An ihnen werde ich noch zugrunde gehen." Mit einem wimmernden Laut bedeckte sie ihr Antlitz. Mit klagender Stimme fuhr sie fort: „Du weißt ja noch nicht, daß diese Augen reden können. Sie reden bald leise, flehend, bald höhnend, drohend, immer das gleiche häßliche Lied, nie dich zu küssen, nie dir angehören zu dürfen. Und das wird nie aufhören — nie nie. Du weißt nicht, wie ich dies Bild hasse, dies Bild, in dem seine Augen fortleben, die wissen, wie ich dich liebe, wie ich dich immer küssen möchte." — Mit geschlossenen Augen lag sie wie eine Tote.

Wie grausam mußte sie unter diesem Schwur leiden.

Draußen stimmte der Sturm seine Saiten. Ein neues Spiel begann.

Erst ein leises Raunen und Flüstern. Nun ein Huschen um das Haus, das stürmischer und stürmischer wurde.

Das Auffahren eines Fensters — ein Rütteln der Wände — ein Klirren — laut, scharf, schneidend.



Königin Therese von Bayern. 1833.

Etta stöhnte. Sie öffnete die Augen. Wie irr haftete ihr Blick an der Wand, die einen dunklen Fleck aufwies. Das Bild lag zertrümmert auf dem Boden.

„Dort, dort, Heinz! Siehst du es? Sag' mir, ist er nun tot, wirklich tot?" Sie sprang auf, rasch und elastisch, als sei sie nicht sterbensmüde gewesen. Mit langen, festen Schritten durchmaß sie den Raum. Ihre Augen glühten. Starker Haß lag in ihren Zügen. Vor dem zerstörten Bilde blieb sie stehen.

Ein Auge starrte sie drohend an.

Da lachte sie grell: „Du, du Peiniger! Du, der du mir das Leben vergiftet, der du mich gequält und gemartert hast." Sie zerstampfte mit ihren Füßen das Bild, „du, du Seelenknechter, nun bist du tot. Ach, wie ich dich hasse! Wie ich dich nun zertrete, wie du mich zertreten hast." Wieder trat sie auf das mißhandelte Bild: „Wie das gut tut, ach, so gut! Ach du, du —"

Er fing sie in seinen Armen auf.

* * *

Die nachtschwarzen Wolken teilten sich und ließen zartweiße Wölkchen sehen.

Das blasse Frühlicht lugte durch die stillen Wipfel, die in schmerzlicher Ruhe der Sturmnacht gedachten.

„Etta, fühlst du dich nun wohl genug, um weiter zu wandern?" fragte der Mann unter schutzbietenden Bäumen.

„Ja, führe mich fort von hier." Ihre Blicke suchten furchtsam das einsame Haus.

Sie schritten weiter. „Ob du über mich gesiegt hast, Heinz, oder ich über die toten und doch so lebendigen Augen, ich weiß es nicht. Ob der Schwur keine Macht mehr über mich hat, ich weiß es nicht. Vielleicht, daß er dennoch an mir weiterzehrt und mich zerbricht."

„Meine Etta, ich bin stärker als die toten Augen."

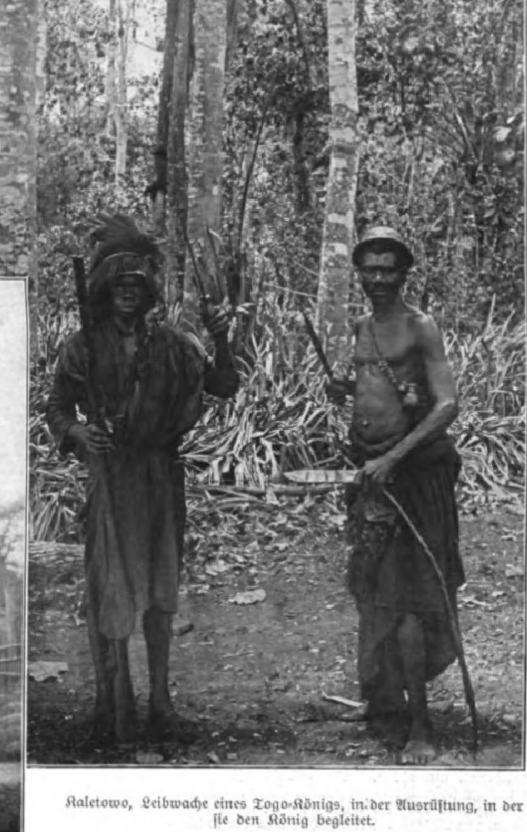
Sie lächelte leise, schmerzlich. Sie mußte ihm nun folgen, was auch ihrer harrte.

Im Aussterben begriffene Kulte in Togo.

Von **C. Spieß**, Missionar in Togo, z. Z. in Bremen.

Wem auf seinen Wanderungen in Togo unvermutet das Glück zuteil wird, die Eingeborenen bei irgendeiner Zeremonie oder Handlung, die mehr einen geheimen Charakter tragen, zu überraschen, der wird die Erfahrung machen, daß ihm wahre Aufschlüsse darüber am Orte selbst kaum erteilt werden. Er muß sich auf langes Warten verlegen und — falls er das Vertrauen der Eingeborenen genießt — bei besserer Gelegenheit seine Wünsche möglichst vor die Alten unter ihnen zu bringen suchen. Von ihnen allein kann er auch nur zuverlässige Angaben über die im rapiden Abnehmen begriffenen Kulte erhalten. Das jüngere Geschlecht weiß darüber wenig oder aber entbehren dessen eventuelle Angaben des getreuen Sachverhalts.

Eine der Abbildungen zeigt zwei bewaffnete Togoer, die aber nicht zum Kriege ausziehen, sondern vor ihrem König zu erscheinen haben. Man nennt sie Asofowo oder Kaletowo, die Starken. Vom König als die Tatkräftigsten seiner Untertanen erwählt, begleiten sie diesen bei besonderen Veranlassungen auf dessen Gängen und Märschen. Die bei den Asofowo vorhandenen körperlichen Kräfte, mittels deren sie allerlei Übergriffe gegen die eigenen Landsleute tun zu dürfen



Kaletowo, Leibwache eines Togo-Königs, in der Ausrüstung, in der sie den König begleitet.



Awegame im Agotime-Gebiet, der frühere Hauptsitz des Jevhe-Kultus.

glauben, werden noch besonders durch die ihnen angehängten Fetische um die Brust, am Gewehrkolben, wie beim links Stehenden, und in der Hand, wie beim rechts Stehenden, genährt. Außer den sogenannten Buschmessern trägt der eine noch einen aus Fell gedrehten Peitschenstock.

Heutzutage können die Kaletowo nicht mehr in der brutalen Weise wie früher ihre Vollmachten ausführen, die gestrenge Hand der deutschen Regierung tritt ihnen wie eine Zaubermacht mahnend vor die Augen. Ab und zu bricht sich der Reiz nach vergangener Freiheit in schwächerer Form noch einmal Bahn; die letzten Tage ihrer Macht sind jedoch gezählt, und es wird wohl kaum noch gelingen, ein solches Bild zu erhalten.

Hat der König seine Kaletowo gerufen, ihn zu begleiten, so begeben sie sich in dieser Rüstung, fortwährend die Kale-Gesänge singend und die Kale-Trommel schlagend, auf den Weg, überall durch Fuchteln mit den Buschmessern Schrecken einjagend. Was sich ihnen von Schafen, Ziegen und Hühnern zeigt, wird aufgefangen und mitgenommen, wobei jegliche Anstrengung der Eigentümer um Zurückgabe des Gestohlenen vergebliche Mühe ist; denn es heißt einfach: „fia na nuse mi“ = der König hat uns die Vollmacht gegeben. Wer den Kaletowo begegnet und nicht schnell das Weite sucht, wird verhauen oder mit Steinen beworfen. In früheren Zeiten brachten sie die, die der König aus der Welt haben wollte, auf dessen Auftrag hin um.

Eine große Rolle spielen die Kaletowo beim Tode ihres Königs. Die Angehörigen des Verstorbenen teilen ihnen sobald als möglich den Tod mit. Um Mitternacht, damit niemand das Grab erfährt, geschieht die Beerdigung. In des Königs Haus zurückgekehrt, wurde dann den Kommenden, die nach dem Könige fragten, gesagt, daß er schlafe und nicht zu sprechen sei. Wer sich dem nicht fügte, wurde mittels eines Strickes eingefangen und durchgeprügelt. Wollte der Betreffende dieser Strafe entgehen, so hatte er sich freizukaufen mit einem **hotu**; ein **hotu**, jetzt 50 ₰, früher 1 ℳ.

Gingen die Kaletowo dann in die Stadt oder auf das Dorf, so verlangten sie Essen und Geld für Palmwein; Fremde, die ihnen begegneten, wurden um Geld angegangen, und, falls sie nicht willig das Gewünschte hergaben, geprügelt, bis sie es taten.

Unter dem Rufe: „Es ist kein König da, der die Dinge wünscht!“ wurden Hühner, Ziegen und Schafe eingefangen.

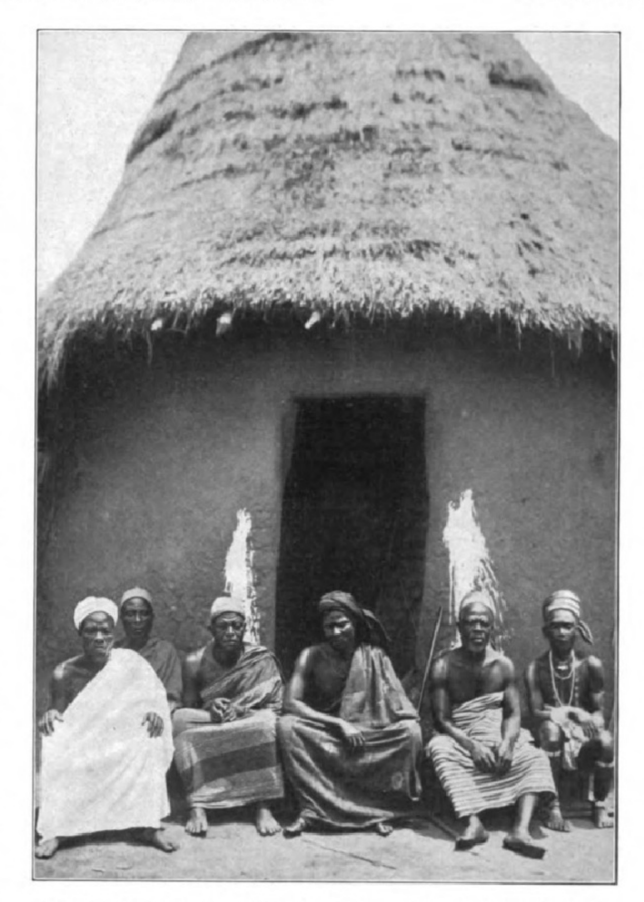
Dieses Treiben setzten sie acht Tage fort, bis die Verwandten des verstorbenen Königs ihnen ein Schaf mit Branntwein zuschickten, um sie zu versöhnen. Hatten sie dieses verzehrt und den Branntwein getrunken, so zogen sie sich in ihre Hütten zurück. Die Bewohner des Dorfes aber atmeten auf, denn nun ruhten Prügelstrafe und Diebstahl wieder für längere Zeit.

Wer sich mit den Religionsbegriffen der Togoneger eingehend beschäftigt, wird einem besonderen Kult begegnen, der jahrhundertelang dem Volke unübersehbares Elend gebracht hat. Es ist der Jevhe-Kult. Sein Ursprung ist noch nicht endgültig erforscht: die einen nehmen an, daß er aus Dahome komme, andere dagegen glauben, seine Geburtsstätte an die Goldküste verlegen zu müssen. Es ist bis heute wenig Material über den Jevhe-Kult veröffentlicht, und was photographische Aufnahmen über diese Kultplätze betrifft, so wird die uns vorliegende wohl die erste sein, die in Deutschland erscheint. Derartige Aufnahmen sind nicht mehr zu erhalten, da vor zwei Jahren die deutsche Regierung dem Treiben der Jevhe-Priester dadurch ein Ende machte, daß die sämtlichen Jevhe-Geheimorte im Agotime-Gebiet, wo der Orden namentlich sich entfaltete, von ihren Jevhe-Hütten gesäubert wurden. Dem Schreiber dieses gelang es, vor dem gänzlichen Zerfall dieser Kultstätte noch einige Bilder aufzunehmen.

Umgeben von hohen, mächtigen Waldriesen, im Dunkel der sogenannten Fetischbäume, entfernt vom Tageslärm der Marktleute und durchziehenden Eingeborenen, entdeckte er außerhalb eines Dorfes diesen einst „heiligen“ Ort; heilig insofern, als keinem Fremden, keinem Uneingeweihten der Eingang in diese mit einer Strohhecke umgebene Stätte gewährt wurde.

Das Eigentümliche des Jevhe-Kultus ist die Geheimsprache seiner Angehörigen, eine Sprache, die vor dem gänzlichen Verschwinden noch zu erforschen, eine hochinteressante Aufgabe wäre. Man kann diese Geheimsprache noch des öfteren vernehmen, ein Zeichen, daß sie auch außerhalb des Götterhaines von früheren Mitgliedern des Ordens bei Gelegenheiten, wo sie nicht verstanden werden möchten, gebraucht wird.

Will jemand Anhänger des Jevhe-Bundes werden, so hat er längere Zeit, je nachdem er die Geheimsprache beherrscht, zwei bis drei Jahre an diesem Orte zu bleiben, wo beide Geschlechter ein sittenloses Leben führen. Die Aufgabe der Priester und Priesterinnen des Jevhe ist es, seine Mitglieder in die geheimen Zeremonien und Manipulationen des Kultus einzuführen. An bestimmten Tagen lassen sich die Schüler und Schülerinnen des Jevhe



Priester und Priesterin der Nuigbla-Gottheit, deren Anhänger Gegner des Jevhe-Bundes sind.

Im Aussterben begriffene Kulte in Togo.

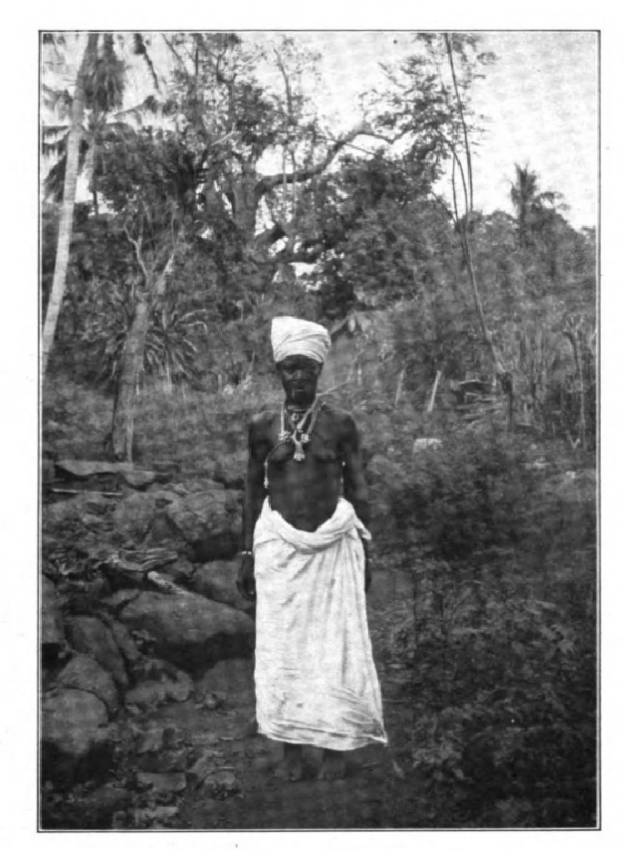
in besonderem Schmucke, wobei namentlich rote Papageienfedern auf den Köpfen und um die Arme ein malerisches Aussehen bewirken, in der Stadt oder auf dem Dorfe sehen. Mit Geschrei und monotonen Jevhe-Gesängen, die Mark und Bein erschüttern, ziehen sie, Gaben erbittend, an den Hütten ihrer Landsleute vorüber.

Es ist ein tiefer Graben, vor den uns der Jevhe-Kult führt, und sollte die Bedeutung von Jevhe-Schlauheitsgraben die richtige sein, dann kann man verstehen, daß an die Spitze dieser geheimen Verbindung die verschmitztesten und schlauesten Eingeborenen gestellt werden.

Einer überraschenden Zahlensymbolik, wie sie dem Schreiber dieses in seiner langjährigen Arbeit in Togo noch nie entgegentrat, begegnen wir beim Jevhe-Kult.

Vor einigen Hütten haben die Priester mit einer aus Maismehl hergestellten Masse 7 Striche gezogen. Es muß auffallen und staunend die Frage nahelegen: wie ist diese Ordensgemeinschaft zu der sogenannten „heiligen Zahl 7“ gelangt? In welcher anderen religiösen Verbindung unter den Eingeborenen Westafrikas finden wir eine derartige Zahlensymbolik vor? Sollten schon alte europäische Einflüsse hier zutage treten? Die Eingeborenen sagen: nein, nicht die Weißen' haben uns das gezeigt, es ist unser Besitz von alters her; ebenso haben sie in Togo auch ihre sieben Wochentage, was die verschiedenen Namen bei Geburten bestätigen. Wir haben damit wieder ein neues Gebiet berührt, das noch weiterer Erforschung bedarf.

In der Zahlensymbolik der Negervölker stehen wir noch vor vielen Rätseln, nicht minder aber auch bei dem im Aussterben begriffenen Jevhe-Kult bei den Togonegern.


Jevhe-Priesterin im gewöhnlichen Schmuck.


Jevhe-Priesterin im Fetischgewand.


Frühere Jevhe-Angehörige mit ihren Zwillingen.

Im Aussterben begriffene Kulte in Togo.

Das Altern.

Von Dr. Meyer in Bernstadt.

Mit Ausnahme alten Meißener Porzellans, alten Weines, alter Münzen, der Gemälde alter Meister und sonstiger Antiquitäten haftet zumeist allem, was alt ist, der Makel einer gewissen Minderwertigkeit an; man hält es je nach Art für überlebt, abgenutzt, abgetragen, entwertet, unmodern, verblichen, überflüssig, im Wege stehend und pensionsbedürftig. Der Mensch und auch die Tierwelt sucht sich des Alten zu entledigen. Manche Indianerstämme besorgten dies in summarischer Weise dadurch, daß sie die greisen männlichen Individuen, insoweit sie nicht in herrschender Stellung waren, einfach totschlugen, während sie die alten Weiber zum Brauen der Pfeilgifte verwendeten und durch die Einatmung der giftigen Gase dahinsiechen ließen. Die Kulturmenschheit verfährt glimpflicher; der Bauer setzt seine betagten Eltern auf das Altenteil, der Städter überweist sie den Altersversorgungsanstalten oder Armenhäusern, der Staat bewilligt seinen Beamten eine Pension, und die neuere Gesetzgebung verschafft der arbeitenden Klasse durch die Altersversorgung die Wohltat einer von der Allgemeinheit getragenen Altersrente. Nur ein immerhin bescheidener Prozentsatz der Menschen ist im Alter in der Lage, vom ersparten Gelde leben zu können und den Seinigen nicht zur Last zu fallen, dann aber häufig mit dem Bewußtsein, als Erbonkel, Erbtante usw. für die Spekulation der Erbberechtigten zu lange zu leben.

Mitnichten ist indes der Mensch im Alter stets als minderwertig oder überflüssig zu erachten; wie manche reiche Lebenserfahrungen liegen brach, unbenutzt und unbeachtet da, nur weil der bejahrte Mensch körperlich oder geistig nicht mehr imstande ist, mit dem rüstigen Lebensalter gleichen Schritt zu halten, oder weil er dem Gefühle der Modernen nach nicht mehr ansehnlich und repräsentabel genug erscheint. Gewiß, es gab und gibt noch manche Ausnahme hierbei, aber diese bestätigt nur die Regel. Der allgemeine Zug nach Höherzüchtung des Menschen muß es uns nun nahelegen, das, was wir als minderwertig am Alter, als Altersgebreste kennen, nach Kräften zu beheben und zu verhüten. Den schließlichen Ausgang, das allmähliche Versagen der Lebenstätigkeit der einzelnen Organe, den Tod werden wir durch solche Bestrebungen nicht aus der Welt schaffen können, aber wir dürfen uns der Hoffnung hingeben, das Ende hinauszuschieben, das Heer peinvoller Beschwerden, die das höhere Lebensalter für so viele zur Last macht, zu verringern und ein mehr oder weniger schnelles, schmerzloses Auslöschen herbeizuführen. Für dieses erstrebenswerte Ziel kann uns das Leben mancher hochbetagten, bis an ihr Ende körperlich und geistig frischen Personen eine Richtschnur sein. In einem Aufsatz „Besuch bei einem Hundertdreijährigen“ („Berliner Klinische Wochenschrift“ 1909) ist vom Verfasser die Lebensweise einer Anzahl hochbetagter Leute geschildert worden; keiner von diesen hat sich je mit Hygiene beschäftigt, hat Badeorte besucht, Erholungsreisen gemacht oder den ganzen Apparat moderner Heilmittel an seinem Leibe zur Anwendung gebracht, sondern das Geheimnis ihrer langen, beschwerdefreien Lebensdauer war: Mäßigkeit in Speise und Trank, angemessene Ruhe und stetige Ingebrauchnahme der ihnen verliehenen Körper- und Geisteskräfte. Angesichts der Tatsache, daß ein erheblicher Teil der Menschheit im höheren Lebensalter an unvermeidbaren, bösartigen Neubildungen usw. zugrunde geht, hat man nicht mit Unrecht von einem gottbegnadetem Alter gesprochen. Doch abgesehen von solchen immerhin seltenen Todesursachen bleibt ein beachtlicher Rest von raschen Abnutzungen einzelner Organe, die nicht nur ein vorzeitiges Altern, sondern vor allem auch ein qualvolles Siechtum und Absterben mit sich bringen. Wir kennen diese Leiden vor allem als Herz-, Lungen-, Nieren-, Leber-, Gehirn- und Gefäßkrankheiten. Sobald wir deren Entstehungsursache kennen, besitzen wir auch einen Fingerzeig für ihre Verhütung. Die übertriebene Rolle, die bislang die Lehre von der Wichtigkeit einer reichlichen Eiweißernährung spielte, hat mehr Leiden, Altersgebreste und Todesfälle auf dem Gewissen als früher manche Hungersnot. Wie das ständige Vollstopfen eines Ofens schließlich die Ausgänge unwegsam macht, so legt auch die moderne Überfütterung von Kindesbeinen an die Tätigkeit lebenswichtiger Ausscheidungsorgane (Nieren, Leber, Drüsen usw.), der Kreislaufsorgane (Herz, Schlagadern), des Nervensystems und des Darmes vorzeitig lahm. Wenn zu dieser Überernährung noch ein tägliches Alkoholquantum kommt, so sind alle Vorbedingungen für einen frühen Zusammenbruch gegeben. Die neueren jahrelangen Untersuchungen von Prof. Chittenden haben das überraschende Ergebnis gezeitigt, daß die gedeihlichste Eiweißernährung bei weitem geringer ist, als man bisher annahm, und daß für einen schwer arbeitenden Mann eine tägliche Menge von 150 bis 175 g völlig ausreichend erscheint. Bei solcher unverhältnismäßig geringen

Eiweißzufuhr pflegt dann die Lebensflamme heller zu brennen und die geistige Frische zuzunehmen. Es bricht sich durch die neueren Bestrebungen der Körperkultur auch eine gewisse ästhetische Richtung Bahn, und mit der zunehmenden Erkenntnis, daß das Oft- und Vielessen eine anerzogene üble Gewohnheit ist, werden auch die Doppelkinne, Nackenwulste und Fettbäuche allgemach verschwinden, deren Träger noch in rüstigem Alter die böhmischen Kurorte bevölkern.

Außer krankhaften Organveränderungen setzen schließlich bindegewebige Veränderungen dem Leben ein Ziel, oftmals lange vor der biblischen Zeit; der Zustand des Alterns ist im wesentlichen eine Erscheinung bindegewebiger Starre. Das Bindegewebe, aus zähen, elastischen Fasern bestehend, bildet, wie schon sein Name besagt, das Bindemittel des Körpers und zeigt sich ganz besonders ausgeprägt in den Sehnen, Bändern und Häuten. Dieses Gewebe hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Kautschuk insofern, als es gleich diesem nach längerem Nichtgebrauch seine Elastizität allmählich einbüßt und verhärtet. Die krummen Rücken, eine Folge gebückter Haltung beim Schreiben und beim Nachmittagsschläfchen im Lehnstuhl, die Steifigkeit in den Gelenken, schlechte Körperhaltungen, Falten im Gesicht und schließlich eine bindegewebige Starre im Gefäßsystem sind Folgen dieser Schrumpfung. Jedenfalls betreffen diese bindegewebigen Schrumpfungen auch die Gehirnsubstanz, woraus es sich erklärt, daß die Eindrücke jüngeren Datums im Alter oft vergessen werden, während alte Erinnerungen noch recht lebhaft bleiben; in die weiche Wachstafel des jugendlichen Gehirns schreibt eben der Griffel des Gedächtnisses leichter ein als in das ältere, härtere Gewebe, das dafür aber die früheren Eindrücke um so fester hält und bewahrt.

Nach alledem ist uns der Weg einigermaßen vorgezeichnet, die vorzeitigen Altersgebreste zu verhüten und das höhere Lebensalter nicht zu einer Qual und Bürde werden zu lassen: Mäßigkeit im Genuß, genügendes Ausrasten und ständig:, mäßige Ingebrauchnahme aller Körperorgane, um bindegewebige Verstarrungen nicht aufkommen zu lassen.

Die Nahrungsaufnahme ist durch die Verfeinerung der Zubereitungsweise förmlich zu einem behaglichen Genuß geworden, dem sich der moderne Epikuräer um so lieber hingibt, je schmackhafter und begehrenswerter das ursprünglich fad schmeckende Fleisch gemacht wird. Welcher ungeheure Fleischkonsum trotz zeitweiser Fleischteuerung herrscht, lehrt die Statistik. Und in welchem Verhältnis stehen die von Prof. Chittenden erprobten Eiweißmengen bei starker Muskelarbeit zu den täglichen Fleisch- und Wurstportionen der Stubenmenschen, die den Gebrauch ihrer Beine durch die Ausbreitung und Vervollkommnung der Verkehrsmittel mehr und mehr verlieren!

Die mangelnde Muskelarbeit und Bewegung der einzelnen Körpergelenke wird am besten kompensiert durch eine geeignete, systematische, nicht viel Zeit in Anspruch nehmende Gymnastik, als welche sich das bekannte System J. P. Müllers am besten bewährt. Daß man diese Übungen nicht bei einem alten Mütterchen oder gebeugten Greise beginnen darf, sondern daß sie als Vorbeugungsmittel gegen die Alterssteifigkeit möglichst zeitig zu beginnen haben, liegt auf der Hand. Eine fernerweite Maßnahme, das Herz und das Gefäßsystem durch angestrengte Übung zu trainieren, bieten tägliche, mehrstündige Spaziergänge, wenn irgend möglich in bergiger Gegend. Da, wo derartige aktive Muskelarbeit untunlich ist, oder wo man ihr vorarbeiten und sie unterstützen will, kann die Massage als zeitweiliger Ersatz eintreten und auch kosmetische Wirkungen durch Glättung der Falten und Runzeln erzielen, wenn sie nach schwedischem Vorbild am Kopf und Gesicht angewandt wird.

Da eine gewisse Regsamkeit des Geistes imstande ist, die Körperfunktionen günstig zu beeinflussen, so sind alle diesbezüglichen Bestrebungen wohl angebracht: zeitweise Ortsveränderung durch Reisen, ansprechende Lektüre, Umgang mit anregenden Persönlichkeiten, Verkehr mit der Jugend, Denkarbeit, Interesse für Sport usw. Gerade das zeitweise Reisen scheint trotz oder vielmehr wegen der mancherlei unerquicklichen Nebenumstände (Unruhe, Lärm auf den Bahnhöfen, wechselnde Gesichts- und Gehörseindrücke, Luftdruckschwankungen usw.) anregend auf den Gesamtorganismus zu wirken, während anderseits Phlegma und Ruhe mancher bindegewebigen Versteifung und Verfettung günstig sind. Durch Gedächtnisübungen läßt sich die bindegewebige Verhärtung der Gehirnsubstanz ebenso verhüten und verringern wie die Alterssteifigkeit durch Körperbewegungen. Mit einem Wort: es muß das Ziel sein, den schlimmsten Feind, das Bindegewebe, in Haupt und Gliedern mobil zu erhalten und dadurch die nötige Elastizität des Körpers und Geistes zu erlangen.

Da bei vielen Menschen im Laufe der Zeit eine zunehmende Intoleranz gegen Alkoholika, Tabak und Kaffee eintritt, so sind diese Genußmittel tunlichst zu beschränken und unter Umständen ganz wegzulassen, will man nicht bei vorhandener Anlage die gefürchtete Gehirnarterienerkrankung oder chronische Nierenleiden gewärtigen. Wenn dieses Maßhalten sich auch auf Speise und Trank beschränkt und frugale Mahlzeiten bevorzugt, so kommt es der bekannten Erfahrung entgegen, daß das höhere Lebensalter nur geringer Nahrung bedarf, und daß im allgemeinen magenschwache Individuen zumeist ein größeres Anrecht auf lange Lebensdauer haben als starke Esser und Genußmenschen.

Während ein gewisses Sichgehenlassen, Liebe zur Bequemlichkeit und eine Nonchalance in Kleidung und Haltung ungünstig auf das Selbstgefühl und die Stimmung rückwirken, wird durch Adrettheit in Tracht und Haltung das Gegenteil erreicht.

Die durchschnittliche Lebensdauer scheint schon im vergangenen Jahrhundert zugenommen zu haben, und es sind alle Anzeichen vorhanden, daß sie noch fernerhin steigt. Es wird ein bleibender Gewinn für die Allgemeinheit werden, wenn die reichen Erfahrungen des reiferen Lebensalters nicht brach liegen bleiben und in Lehnstühlen oder an Stammtischen verdämmern, sondern sich vertiefen, vermehren, läutern und so der Allgemeinheit zugute kommen. Dann werden Persönlichkeiten wie der Venezianer Cornaro, der mit fünfundneunzig Jahren noch wissenschaftliche Werke verfaßte, oder der bedeutende Latinist Prof. Mayor, der mit fünfundachtzig Jahren noch mit großzügigen Arbeiten beschäftigt ist, u. a. m. nicht mehr zu den Seltenheiten gehören.

Ohne eine gewisse Selbstzucht geht aber die Sache schließlich trotz bester Konstitution nicht ab, und Mark Twain hat ganz recht, wenn er sagt: „Ich habe viel mit Ärzten zu tun gehabt und sage daher: es gibt nur ein Mittel, um gesund (jung) zu bleiben: man muß essen, was einem nicht schmeckt, trinken, was man nicht mag, und tun, was man lieber bleiben ließe.“ Wenn hierzu der rechte Wille fehlt, und wer lieb gewordene Genüsse und Gewohnheiten nicht aufgeben mag, tauscht dafür die Beschwerden eines zeitigen Alterns oder ein frühes Ende ein, denn schließlich hat es jeder in der Hand, nach seiner Fasson alt zu werden.

Der Geist beherrscht die Materie. Wem ein Lebenszweck, die Ausführung einer Idee, ein weites Ziel vorschwebt, der wird Krankheiten leicht überwinden und nicht bald geistig altern; er wird es aber auch körperlich nicht, wenn seine Neigung, im Vollbesitz körperlicher Frische zu bleiben, ihn anhält, seinen Körper gegen das Altern zu feien.

Fritz v. Uhde: Holländische Mädchen.

Das Schloß der römisch-deutschen Kaiser in Palermo.

Von **Max Rentwich**. (Mit Abbildungen von Giacomo Brogi, Florenz.)

An der Südecke der Piazza Vittoria in Palermo, da, wo die winkelige Via del Bastione zu den runden Sarazenenkuppeln und dem kleinen, von wilder tropischer Vegetation fast völlig überwucherten Kirchhöfchen San Giovanni d'Eremiti führt, erhebt sich trotzig ein hohes, viereckiges, festungsartiges Gebäude mit breitem, vorspringendem Untergeschoß. Das Volk hat dem seltsamen Bauwerk den Namen „Nymphenturm" gegeben. In seiner Architektonik zeigt es die Linien der römisch-christlichen Übergangszeit; es ist ein klassisches Beispiel des robusten, herben Normannenstils. Sein Äußeres läßt auf den ersten Blick die Zwingburg erkennen; die Fenster beginnen erst in der ersten Etage, und das Tor führt nicht direkt ins Gebäude.

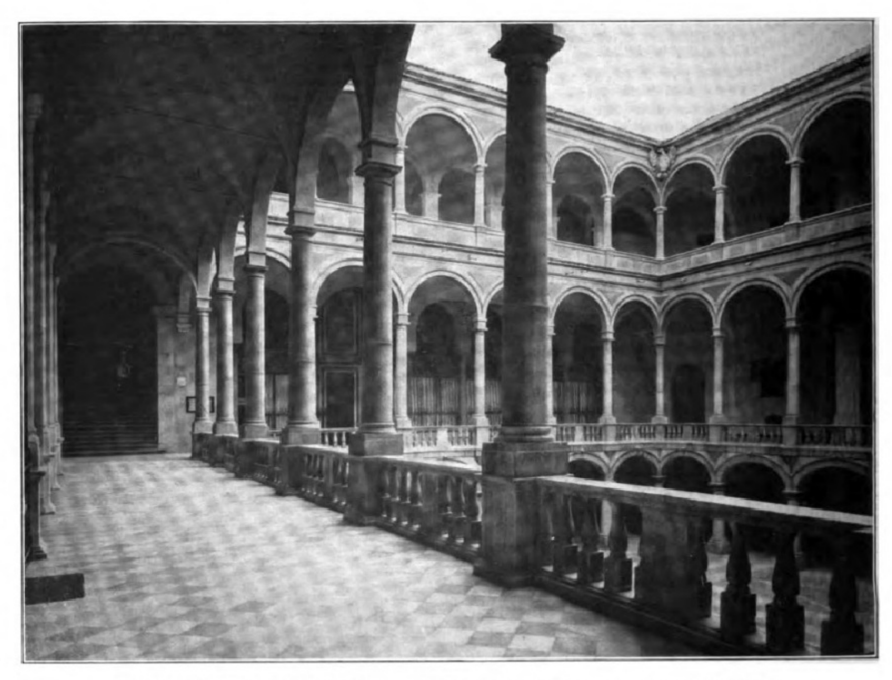
Spätere Jahrhunderte erweiterten den Bau nach allen Richtungen, so daß er an der äußersten Ecke fast unauffällig in ein höchst modernes Wohnhaus übergehen konnte. So gibt die Außenfront schon ein überdauerndes, wechselvolles Schicksal zu erkennen, hätte nicht der Bau auch eine historische Bedeutung wie kaum ein anderer.

Es ist das alte Kaiserschloß, von dem aus die Hohenstaufen die ganze Welt als Deutsches Reich zu beherrschen gedachten. Die Geschichte eines vollen Jahrtausends, das in keinem Lande so wechselreich gewesen wie in Sizilien, hat an diesem Häuserkomplex ihre Spuren hinterlassen.

Die Sarazenen, die zu Anfang des neunten Jahrhunderts dem zerfallenden Oströmischen Reiche die Insel streitig machten und 831 bereits Palermo in Besitz nahmen, begannen hier eine Moschee zu bauen; sie ist nie zu Ende geführt worden.

Zwar ist in den zweihundert Jahren arabischer Herrschaft die Insel zu neuer Blüte gelangt, und manche Wasserleitung, besonders in der Gegend von Palermo, die heute noch die Täler befruchtet, dankt ihre Errichtung den Sarazenen; die Unstetigkeit aber, die schon in alten Zeiten die Insel zwischen griechischer, römischer und karthagischer Herrschaft unruhig hin und her warf, klebte wie ein Fluch an den vielbesungenen sikulischen Auen, und die Normannen, die unter Robert Guiscard und Roger von Hauteville die Sarazenen aus Sizilien vertrieben, konnten mit Freuden reiche Beute antreten.

Der begonnene Sarazenenbau wurde nun eifrig fortgesetzt, aber aus der Moschee wurde eine stark befestigte Burg, eine Warte unbeugsamer Herrscherkraft; denn die Feinde lagerten ringsumher. Hatte doch sogar eben erst ein Grieche versucht, jetzt nach tausend Jahren noch einmal Sizilien zur griechischen Besitzung zu machen. Die beiden Normannenbrüder teilten sich in Süditalien; der eine nahm Apulien, der andere die Insel. Als aber 1127 die Linie Robert Guiscard ausstarb, vereinigte Rogers Sohn Graf Roger II. die Normannenherrschaft unter seinem Zepter, und 1130 krönte ihn Papst Anaklet II. in Palermo zum König von Neapel und Sizilien.



Der große Arkadenhof des Schlosses. An der Schmalseite der Eingang zur Cappella Palatina.

Nun wurde aus der Burg ein Schloß, ein Königsschloß, das der kunstsinnige und fromme Herrscher mit allem Luxus ausstattete, der damals zur Verfügung stand. Die griechische wie die byzantinische Mosaikkunst, welche die goldstrotzende Pracht des Orients in die herbe Welt des Christentums einführten, hatten in dieser Zeit ihren Höhepunkt erreicht, und Roger gewann zur Ausschmückung seines Schlosses ein ganzes Heer von Künstlern. Die umfangreichste und prächtigste Arbeit war die Einrichtung der Schloßkapelle, die 1132 begonnen wurde und wohl nach acht Jahren fertiggestellt sein mochte.

Auf Roger folgte Wilhelm I., auf diesen Wilhelm II., der ohne männlichen Erben starb.

Hatten die Araber die Insel auf eine hohe agrikulturelle Stufe gehoben, deren Erträge zu Wohlhabenheit und sogar Reichtum der Einwohner führten, so waren die Normannenkönige von edlem Kunstsinn beseelt, der in vielen, bewundernswerten Werken Ausdruck fand. Sie führten die Seidenweberei ein, gründeten Kunstschulen aller Art, und zur Erziehung der jungen Prinzen wurden die gelehrtesten Männer des Abendlandes berufen.

Jeder der Normannenkönige hat auch am Schlosse nach seinem Geschmack herumgebaut.

Der römisch-deutsche Kaiser Heinrich VI., der Sohn Friedrich Barbarossas, hatte Rogers Tochter Constanze geheiratet und beanspruchte nun, da das normannische Herrschergeschlecht ohne Erben geblieben war, die Herrschaft über das Normannenreich. Die Sizilianer wählten sich aber einen eigenen Fürsten, und Kaiser Heinrich unterwarf 1194 die Insel mit Gewalt. Der Schrecken, welcher sich der Sizilianer bemächtigte über die fast grausame Härte, mit der Kaiser Heinrich seine Widersacher niederschlug, wich jedoch bald der Überzeugung und dem zufriedenen Bewußtsein, von einem klugen und mächtigen, aber äußerst feinsinnigen und kunstliebenden Monarchen beherrscht zu werden.

Der Hohenstaufenkaiser Heinrich schlug seinen Wohnsitz im Normannenschlosse zu Palermo auf.

Weit ausschauende Pläne, die schon Kaiser Barbarossa vorschwebten, daß das deutsche Reichsbanner vom Harz bis zu den Feuergluten des Ätna und im Osten bis zum Heiligen Lande wehen sollten, beschäftigten auch Heinrich, der seine Macht sogar bis auf die Nordküste Afrikas auszudehnen gedachte. Das Schloß zu Palermo sollte den Mittelpunkt des Deutschen Reiches bilden. Es gelang ihm aber nicht einmal, die deutsche Kaiserkrone seinem Hause erblich zu sichern. Am Fuße des Ätna starb schon nach drei Jahren der hochstrebende, mächtige Kaiser Heinrich.

Sein dreijähriges Söhnchen war ganz ein Kind des Südens. Während oben im Norden nach des Kaisers Tode blutige Fehde um die Krone ausbrach, wurde der kleine Friedrich im Schlosse von Palermo, umgeben von dem Glanze des väterlichen Hofes, erzogen.

Der Palazzo Reale zu Palermo. Rechts: Der „Nymphenturm", der noch aus der Normannenzeit stammende Teil des Schlosses.

Das Schloß der römisch-deutschen Kaiser in Palermo.



Mosaik (um 1100) aus dem Roger-Zimmer im Schlosse zu Palermo.

Geist, ritterlicher Sinn und heller Verstand zeichneten ihn schon als Jüngling aus, und Papst Innozenz III. belehnte den jungen Kaisersohn mit Neapel und Sizilien; der trotzige Normannenpalast bildete die Residenz des jungen hohenstaufisch-sizilischen Königs, dem die Streitigkeiten da oben im Norden zu einem kühnen Zug nach Deutschland Anlaß gaben. Ganz Deutschland jubelte dem jungen Helden entgegen, und Friedrich II. wurde 1215 zu Aachen zum Kaiser gekrönt. Trotz vieler Kriege, die Friedrich zu führen genötigt war, hielt er sich fast ausschließlich im Süden auf, und im Schlosse zu Palermo wurde wiederum von einem deutschen Kaiser ein glänzender Hof gehalten.

Damals bekam das Schloß den imposanten Arkadenhof, der die schattenspendende Pracht des altrömischen Forums in drei Etagen übereinander wiederholte.

Des Kaisers Regierungszeit dauerte nahezu ein halbes Jahrhundert. Es war die glücklichste Zeit Siziliens; ihr Andenken hat sich bis heute erhalten. Am Hofe zu Palermo bildete sich die italienische Sprache zur Schriftsprache aus; der Kaiser selbst, seine Söhne und die zahlreichen am Hofe anwesenden Gelehrten schrieben die ersten, zum Teil heute noch vorhandenen Gedichte in italienischer Sprache. Künste und Wissenschaften hatten im Schlosse zu Palermo eine Pflegstätte, wo sie zu unvergänglichem Ansehen gedeihen konnten. Und wer je eine Geschichte der Renaissance geschrieben, der hat auch der Vorgänge am Hofe zu Palermo gedenken müssen.

Eine einsichtsvolle Gesetzgebung hob auch den Wohlstand der Sizilianer zu nie wieder erreichter Höhe, und die Chroniken des dreizehnten Jahrhunderts sind des Lobes der beiden Hohenstaufenkaiser voll.

Leider dauerte diese hohe Blütezeit nur bis zum Ableben des Kaisers Friedrich II. im Jahre 1250. Es beginnt wieder das wilde Chaos.

Des Kaisers Söhne Konrad und Manfred regierten zusammen sechs Jahre; dann wurde Karl von Anjou vom Papst mit Sizilien belehnt. Der junge Konradin suchte in einem tapferen Zug des Vaters Erbe für sich zu wahren, fiel aber dem päpstlichen Lehnsherrn in die Hände, und auf dem Schafott von Neapel endete mit dem fünfzehnjährigen Konradin die Macht der Hohenstaufen. Die Franzosen suchten dann von der Insel völlig Besitz zu nehmen; die Sizilianer aber beantworteten den grausamen Mord an dem letzten Hohenstaufen mit der Niedermetzelung aller Franzosen auf Sizilien, mit der sogenannten Sizilianischen Vesper, die unter den Mauern des Schlosses von Palermo ihren Anfang nahm. Es begannen die verwüstenden Kriege mit den Anjous von Neapel. Sizilien verfiel mit unheimlicher Schnelligkeit und sank bald zur Provinz herab, die mit dem südlichen Italien zusammen von einer Hand in die andere kam.

Im Schlosse von Palermo residierten in wirrer Aufeinanderfolge nach den Anjous die Aragonesen, dann die Spanier, die Österreicher, die Bourbonen, dann war Sizilien kurze Zeit Republik, hierauf herrschten wieder die Franzosen im Schloß, die Spanier und Österreicher — bis das Jahr 1861 Italien endlich die Einigung unter der Herrschaft des Hauses Savoyen brachte.

Seit dieser Zeit ist das Schloß von Palermo Eigentum des Königs von Italien.

Man betritt den gewaltigen Häuserkomplex durch die kleine Seitenpforte links in der Hauptfassade, und der Weg führt direkt in den großen Säulenhof, der auf den besinnlichen Besucher einen großen Eindruck macht, zumal wenn er, wie Goethe schon an Frau v. Stein schrieb, ein wenig Bescheid in der Geschichte weiß. Er sieht dann hier wohl im Geiste den glänzenden Höfstaat eines prachtliebenden, kunstsinnigen Kaisers, in dessen Palast sich orientalischer Prunk mit den überlieferten, ruhigen Formen der Antike zu vereinen trachtet. Heidnischer Glanz und christliche Frömmigkeit, die vergessene Größe der Alten Welt und die aufstrebende Kraft des Christentums, Morgenland und Abendland berühren sich hier, wo kufische, griechische, maurische und römische Inschriften friedlich nebeneinander stehen. Ein ewig blauer Himmel wölbt sich über den leuchtenden Säulenhallen des alten Kaiserschlosses.

Breite, repräsentable Stufen, niedrig, aber tief, so recht geeignet zu rauschender Prachtentfaltung, führen wie mit einer gewissen Wichtigkeit in die oberen Etagen hinauf, und wir wenden uns zuerst zu der auf der Spitze des Nymphenturmes eingerichteten Sternwarte, von der aus übrigens der Astronom Piazzi die Ceres entdeckte.

Der Rundblick von der Plattform ist schöner als der vom Monte Pellegrino, jenem grauen, kahlen Gebirgszug dort drüben im Norden, auf dessen Höhe die Schutzpatronin von Palermo, die heilige Rosalia, durch ein hübsches Kirchlein geehrt wird. Hier breitet sich uns zu Füßen die Stadt aus, in unklaren, gezackten Linien vom Hafen und vom Meere durchbrochen. Sie füllt mit ihren im Sonnenglanz flimmernden Dächern, Kuppeln und Türmen das weite Tal vom Monte Pellegrino bis hinüber zum Monte Grifone; nur an den Abhängen beginnen die dunkelgrünen Orangen- und Zitronenhaine, die sich talaufwärts bis zu den Höhen von Monreale ziehen. Die Araber brachten einst die Agrumen nach Sizilien; heute nimmt der Südfruchthandel den breitesten Raum ein. Über dem östlichen Gebirgszuge ragt, zum erstenmal in Palermo sichtbar, das weiße Haupt des Ätna aus dem Dunst des Horizontes heraus. Und wenn der Führer zehnmal versichert, daß man bei genauem Hinsehen Malta und sogar die Nordküste von Afrika erkennen kann — es stimmt nicht! Der Poet aber sieht es. So läßt Grabbe den Kaiser Heinrich auf dem Gipfel seiner Macht, kurz vor dem Tode, reden:

> „Auch dies Afrika muß mein
> Einst werden —
> Kein Land, an welchem dort das Meer sich bricht,
> Das ich mir endlich nicht erränge!"

Aus der Sonnenglut gehen wir wieder hinunter in die kühlen Mauern und werden durch eine Anzahl moderner und alter Zimmer geführt, die zum Teil noch aus den Anfangszeiten des Schlosses stammen; von einem wenigstens ist es sicher. Die Stanza di Ruggiero, das Zimmer Rogers von Hauteville, ist in ihrem zwar renovierten, aber ursprünglichen Mosaikschmuck erhalten, der uns mit dem stilisierten Blumen- und Rankenwerk, seinen naiv gesehenen, auf die Fläche berechneten Baum- und Blattornamenten und seinen köstlich-ungeschickten Figuren einen Einblick tun läßt in die bescheiden tastenden Kunstanfänge um die Wende des elften Jahrhunderts, die sich aber in kurzer Zeit zu bedeutender Höhe entwickelten. Eins der herrlichsten Beispiele, bis zu welcher Vollendung die musivische Kunst sich schon zur Normannenzeit emporgehoben, ist hier im Schlosse selbst zu bewundern.

Durch einen mit modernen Mosaiken geschmückten Portikus betreten wir die Pièce de résistance des alten römisch-deutschen Kaiserschlosses, die von Roger erbaute Cappella Palatina, die sich des unangefochtenen Rufes erfreut, die schönste Schloßkapelle der Welt zu sein. Den Eintretenden umfängt eine verwirrende, goldgleißende Pracht, die wie ein Märchen aus dem fernen Morgenlande wirkt. Die dreischiffige Kapelle ist nicht gar groß, nur 33 m lang, 13 m breit, und während sich die von acht schmalen, kleinen Fenstern erleuchtete Kuppel bis zu 18 m erhebt, ist die Decke des Mittelschiffs nur etwa 12 m hoch. Hier ist aber kein Fleckchen



Der Porphyrsarkophag mit den Gebeinen des Hohenstaufenkaisers Friedrich II. im Dom zu Palermo. (1781 wurde der Sarg geöffnet. Der noch wohlerhaltene Leichnam des Kaisers war in arabische Gewänder gehüllt, das Haupt mit der Kaiserkrone geschmückt. Reichsapfel und Schwert lagen an den beiden Seiten des Toten.)

Das Schloß der römisch-deutschen Kaiser in Palermo.

Die Cappella Palatina im Schlosse zu Palermo, die als die schönste Schloßkapelle der Welt gilt.

Das Schloß der römisch-deutschen Kaiser in Palermo.

übriggelassen, das nicht mit Goldmosaik belegt wäre. Der Dom von Monreale mit seinen 6000 qm Mosaik ist im Flächeninhalt bedeutend größer, übt aber nicht den bestrickenden Zauber dieses kleineren Raumes aus, in dem sich nichts von dem Geglitzer verirrt, der wie das Produkt einer genialen Berechnung die Wirkung seiner Innenkunst mit den Größenverhältnissen in harmonischem Einklang zeigt.

Die arabischen Spitzbogen werden von zehn Säulen getragen; fünf von ihnen sind halbkanneliert, aus grauem Granit von ausgesucht zarter Färbung, während die anderen glatten Säulenschaft aus Cipollin, jenem zarten, blaugrün geäderten Marmor aus Euböa, aufweisen. Der Fußboden zeigt bunten Marmorbelag von schönen arabischen Mustern.

Von Holz ist nur die wundervoll gearbeitete, goldbraune arabische Decke des Mittelschiffs mit dem originellen Honigzellengewebe und den seltsamen kufischen Inschriften. Sonst ist in der Kapelle nur Gold, Marmor, das bunte Geflimmer der Mosaiken und immer wieder Gold zu sehen.

Daß dieses kostbare Kleinod mittelalterlicher Bau- und Ausstattungskunst nur durch fortdauernde liebevolle Ergänzung zu erhalten ist, darf wohl nur nebenbei erwähnt werden. Dennoch sind einzelne Partien um Hochaltar und Kuppel herum noch unverändert und ohne Ergänzung seit den Jahren ihres Entstehens bis heute erhalten geblieben.

Alle Zeiten in dem wechselvollen Schicksal der Insel und mit ihr des alten Kaiserschlosses von Palermo waren bestrebt, das Heiligtum, die Cappella Palatina, zu wahren und zu erhalten.

Jahrhunderte vergingen. Kriegsgeschrei, Pest und Mord tobten da draußen. Geschlechter kamen und verschwanden.

Im Zauberglanz der Cappella Palatina hat auch der größte der Hohenstaufenkaiser seine Gebete zum Lenker der Weltgeschicke hinaufgesandt. In arabische Gewänder gehüllt, ruhen die Reste Kaiser Friedrichs II. im dunkelroten Porphyrsarkophag dort drüben im Dom von Palermo.



Jung-Verdis erster Schmerz.

Von **Zdenko Kraft Edlem v. Helmhacker.**

Ein wunderbarer roter Sommerabend war aus den Wellen des Po emporgestiegen, so still und reich, so satt und schweigend, wie er nur in der Lombardei über die Wiesen sinkt, wenn die Sonne hinter den blaufernen Alpen verleuchtet. Noch warf sie ihre letzten goldenen Blitze über die weite Ebene, in die murmelnden Wasser des Ongina, auf die grauen Erker und Giebel von Le Roncole und auf das Kirchturmkreuz der kleinen Kirche, dann verglühte sie purpurn in den Gletschern des Mont Cenis.

So wollte die Nacht kommen über Busseto.

Und sie kam. Ganz heimlich huschte sie herbei, kroch langsam aus den dunkelsten Stuben in die engen Gassen, immer weiter und weiter — bis sie draußen vor den letzten Häusern einen kleinen Knaben fand, der auf einer wackeligen Holzbank saß und träumte. Einen Augenblick schien es fast, als ob sie sich noch nicht recht in die endlose Ebene hinausgetraute, als ob sie stille stehen wollte, mit dem Knaben ein Weilchen zu plaudern. Aber hastige Schritte, die just die Dorfstraße dahergeklappert kamen, verjagten sie, und eilig warf sie sich hinaus, bis an den Po.

Es war ein alter Musikant, der sie so jäh verscheucht hatte, ein grauköpfiger Mann, die Fiedel unter dem Arm, den Bogen wie einen Wanderstab in der Hand. Gerade wollte er um die nächste Ecke biegen, als er des Knaben ansichtig wurde.

„Caspiterina, Junge!“ sagte er und blieb stehen, „was machst du so spät da draußen?“

„Ich denke darüber nach, wie ich es machen muß, damit ich auch einmal ein so guter Geiger werde wie du.“

„Wie ich?“ Der Alte lachte. „Da steckt wohl schon ein wenig mehr in dir, als ich aus meiner alten Fiedel herauszuquälen vermag!“

Der Knabe sprang auf, und seine Augen leuchteten. „Meinst du? Meinst du wirklich? O bitte … bitte! … dann sag' es meinem Vater. Vielleicht kauft er mir dann doch eine Geige. Eine Geige oder …“ sein Gesicht leuchtete vor Entzücken „ … oder gar ein Spinett!“

Der Alte kratzte bedächtig den Kopf. „Mit dem Sagen allein ist 's nicht getan, Beppe. Dein Vater weiß wohl schon längst darum, aber mir scheint, er will nicht recht, daß du Musik machst. Ist ihm ein viel zu unsicheres Brot. Und auch das Geld für ein Spinett würde ihm herzlich sauer werden.“

Da traten Tränen in des Knaben Augen. „Er will nicht? Warum will er nicht? Warum soll ich nicht Geige spielen wie du, oder gar Orgel wie Baistrocchi? Warum nicht? Schon viele Monate habe ich keinen anderen Wunsch als eine Geige. Und mein Vater mag sie mir nicht kaufen? Und will nicht, daß ich Musik mache … und will nicht, daß ich spiele … und daß ich … daß ich …“

Er kam nicht weiter. Die Tränen sprudelten über sein Gesicht, er warf sich zur Erde und schluchzte. Der alte Geiger kniete neben ihm hin und versuchte ihn zu trösten.

„Weißt du, Beppe, jetzt freilich weinst du und grollst deinem guten Vater. Aber wer weiß, wer weiß, vielleicht kommt das Glück über Nacht. Vielleicht wirst du schon morgen um diese Zeit lachen. Der Schmerz, Beppe, der muß sein auf Erden. Erst aus dem Schmerz heraus kommt das Glück. Das, mein guter Junge, das ist schon nicht anders. Und wenn du wirklich ein großer Musiker werden willst, so mußt du auch sehr, sehr viel leiden.“

Der Knabe sah ihn groß an, mit fragenden Augen, in denen kein Verständnis war. „Aus dem Schmerz kommt das Glück, sagst du? Das — das versteh' ich nicht!“

Der Alte seufzte tief auf und fuhr über die Augen. „Wirst es schon verstehen lernen — einmal!“ — Er nahm Geige und Fiedelbogen. — „Und jetzt denk nimmer dran. Geh heim und leg' dich schlafen, damit du morgen zur Messe wieder munter bist. Gute Nacht, Beppe!“

Er wandte sich und wankte müde in die Nacht hinaus, drei Meilen nach Busseto. Sinnend sah ihm der Knabe nach.

* * *

In der kleinen Kirche von Le Roncole läutete das Glöcklein. Die Gläubigen schlugen sich an die Brust und neigten die Stirn. Der Priester kam aus der Sakristei mit dem Allerheiligsten.

Da verstummte das leise Gesumme in den Bänken, die Hände falteten sich zum Gebet. Nur ein Häuflein Knaben ganz vorn am Gitter mochte nicht so fromm sein, wie es ihr Lehrer wünschte. Verstohlen tuschelten sie hin und her. Und die Übermütigsten zeigten mit den Fingern auf Jung-Verdi, den Ministranten, und lachten, wann immer sie sich über ihre Gebetbücher beugten.

Sie mochten ihn nicht recht leiden, den verträumten Jungen, der sich von ihren Spielen immer zurückzog, und seit er öfter als irgendeiner von ihnen in der Kirche ministrieren durfte, da waren sie ihm bald feind. Und darum lachten sie jetzt über das rote Unterkleid, das ihm viel zu weit war, und über das weiße Oberhemd, das er fast auf dem Boden schleppte.

Manch einer in der kleinen Kirche merkte das und ärgerte sich über sie. Nur der kleine Verdi fand keine Zeit dazu. Meister Baistrocchi, der Organist, spielte viel zu schön auf seiner Orgel, als daß der Ministrant Zeit gefunden hätte, seiner Mitschüler zu achten. Immer wieder sah er nach der Orgel empor, und der alte Pfarrer hatte ihm schon manchen Tadel zugeflüstert. Bald trat er ihm auf das Meßkleid, daß er fast hingefallen wäre, bald vergaß er die Glöcklein zu schwingen.

Klein-Verdi aber wußte nichts von alledem. Der Alte auf der Orgel droben spielte heute so hinreißend schön, daß er sich am liebsten auf die Stufen des Altars hingesetzt und zugehört hätte.

Da hörte er seinen Namen flüstern. Er fuhr auf. Richtig hatte er wieder auf die heilige Messe vergessen, und der Priester hielt ihm die Fingerspitzen über dem Meßkelch hin, damit er sie mit Wasser übergieße. Schnell nahm er die Kännchen, aber statt des Wassers nahm er vom geweihten Wein und goß ihn so ungeschickt in den Becher, daß der überlief und auf das kostbare Meßgewand des Pfarrers.

Armer Klein-Verdi! Die Geduld des hochwürdigen Herrn war zu Ende, im nächsten Augenblick saß der Knabe unsanft auf den Altarstufen, die deutlichen Spuren der fünf nassen Finger auf der Wange. Der Priester erschrak ein wenig. So schlimm hatte er es nicht gemeint. Aber die Buben, die schon die ganze Zeit über seiner gespottet hatten, konnten sich nicht mehr halten und brachen in ein lautes Gelächter aus.

* * *

Mit rotem Kopf und roten Augen brachte man den Knaben zu Bett. Zwar war die Zurechtweisung des Pfarrers nicht so schlimm gewesen, aber des kleinen Beppe verletzter Ehrgeiz und die Beschämung vor seinen Mitschülern waren genug, ihn krank zu machen. Die Tränen liefen unablässig über sein heißes Gesicht, und seine Hände wühlten zornig in seinen Kissen, als gälte es, seine Kameraden für ihr Hohngelächter weidlich zu verprügeln.

So hatte Jung-Verdi seinen ersten Schmerz. Und was sein besorgter Vater auch sprach und tröstete, der Knabe weinte und klagte und war nicht zur Ruhe zu bringen.

„Beppe,“ sagte er, „du mußt nicht mehr weinen über das Geschehene. Das ist vorbei und läßt sich nicht mehr ändern. Dafür sollst du nächsten Sonntag mit mir nach Busseto gehen und in der Kathedrale die große Orgel hören. Willst du?“

Beppe schluchzte weiter.

„Beppe, so höre doch! Sei ruhig. Was soll ich dir versprechen, Beppe?“

Langsam richtete sich der Knabe auf, und seine Tränen begannen zu versiegen.

„Was du mir versprechen sollst? Was ich haben möchte? Oh — oh — ich weiß wohl, was ich wollte! Ich wollte ein Spinett haben, wie Stefano Cavaletti, und wollte darauf spielen lernen. Das wollte ich, Vater!“

Und der Vater kramte in einem alten Schrank herum, suchte seine Ersparnisse zusammen, seufzte wohl auch ein wenig — — und in zwei Wochen hatte Beppe Cavalettis Spinett und lernte darauf spielen.

* * *

Nach zwei Monaten traf ihn der alte Geiger wieder draußen vor dem Dorf. Aber nicht mehr sinnend und verträumt, sondern ein schmutziges Notenblatt vor sich, in das er mit derbem Stift Note um Note eintrug, so groß wie Haselnußkerne.

„Caspiterina, Junge!“ rief er wieder wie damals, „was hast du denn da?“

Da flog der Junge schon auf ihn zu und hielt ihm das Blatt hin.

„Noten habe ich, und ein Spinett habe ich, und spielen lerne ich, und glücklich — glücklich bin ich!“

Dann erzählte er ihm von des Pfarrers Ungeduld und des Vaters Güte.

Fast schmerzlich lächelte der Greis und strich über des Knaben Kraushaar. „Verstehst du mich nun, Beppe: Erst aus dem Schmerz heraus kommt das Glück. Und wenn du wirklich ein großer Musiker werden willst, mußt du auch sehr, sehr viel leiden!“

Der Knabe senkte den Kopf und schwieg. Aber etwas war in ihm, das ihm des Alten Worte mit ehernem Griffel in die Seele schrieb.

Schweigend nickte ihm der Alte zu, schweigend trollte er von hinnen. Als sähe er den Lorbeerpfad des Knaben vor sich und die Dornen darauf.

MODERNE HEIZUNG

Man nimmt zumeist an, daß heutzutage, da alles auf Lebensverfeinerung bedacht ist und jeder nach dem Höchstmaß von Genuß und Bequemlichkeit strebt, eine jede Erfindung sich leicht Bahn bricht, die der Menschheit sichere Vorteile verspricht. Die Idee hat, so meint man, Adlerflügel, und nichts sei leichter als das mindere Alte durch das gute Neue zu verdrängen. Wir kommen uns alle außerordentlich modern vor, und doch sind die meisten von uns im Grunde höchst konservative Naturen. Die neue Idee wird, wenn auch ihre Großartigkeit noch so klar zu erkennen ist, stets bekrittelt, nur weil man sich gar zu ungern dazu entschließen kann umzulernen, einen alten Gedankenpfad zu verlassen, selbst wenn man ihn gegen einen bequemeren eintauschen kann.

Solch ein lieber alter Freund, von dem man sich aus Gewohnheit nicht trennen kann, ist der behäbige, breitspurige Kachelofen. Wären ihm nicht viele nur aus dem Grunde treu, weil sie zu seinen Füßen die ersten Bilderbücher gelesen, in seiner wärmenden Atmosphäre die ersten Märchen gehört, er würde schon längst in keiner modernen Wohnung mehr anzutreffen sein. Denn die Zeit der Kachelöfen ist vorbei, seit das System der Zentralheizung es zu einer so hohen Vollendung gebracht hat, daß der Einzelofen in keiner Hinsicht mehr mit den durch sie entstehenden Vorteilen konkurrieren kann. Die Herrschperiode dieses Urbilds der „Gemütlichkeit" ist beendet, genau wie die Epoche verrauscht ist, die den bekannten philiströsen Ofenvers erzeugt hat:

Beatus ille homo,
Qui sedet in sua domo,
Qui sedet post fornacem
Et habet bonam pacem.



Aus Großvaters Zeit, am Kachelofen.

Der Mann, der heute hinter dem Ofen sitzt, ist kein glücklicher Mensch mehr, sondern ein zurückgebliebener, der Ofenfreund ist nicht mehr modern, und von einer Wohnung, die heute noch nach dem alten System geheizt wird, kann nicht behauptet werden, daß sie allen Komfort der Neuzeit umschließt.

Ein wichtiger Grundgedanke der heutigen Zeit ist die Zentralisierung. — Jedes große industrielle Werk hat die Kraftquellen für die verschiedenartigen Fabrikbetriebe an einem Ort vereinigt, die Bürger der großen Städte beziehen Leuchtgas oder Elektrizität aus einer Zentrale; es ist gar kein Grund vorhanden, weshalb die Heizung allein bei dem hergebrachten System der Einzelfeuerungen stehen bleiben soll. Ohne weiteres ist einzusehen, daß ein Haus, in dem jedes Zimmer einen eigenen Ofen hat, für die gleich intensive Durchwärmung weit mehr Kohlen verbrauchen muß, als wenn es zentral geheizt wird. Denn jede einzelne Feuerstelle hat den Wärmeverlust durch den Schornstein zu ertragen, der bekanntlich enorm ist — er beträgt fast siebzig Prozent — und auf den kleinen Rosten bleiben, weil der Durchzug der frischen Luft verhältnismäßig gering ist, sehr viel unverbrannte, noch gut brennbare Reste in der Asche zurück. Bei der Zentralheizung ist nur ein Kessel vorhanden, dessen raffinierte Konstruktion den Brennstoff bis aufs letzte ausnutzt, und der an Schornsteinverlust nur einen geringen Bruchteil dessen hat, was den einzelnen Öfen durch die Essen entzogen wird.

Ruß, Staub, Dienstbotensorgen – Übel der veralteten Ofenheizung.



National-Fenster-Radiator hinter verschließbaren Türen.

Das Heizen ist außerdem ein Vorgang, der in die moderne Wohnung nicht mehr hineingehört. Ein Kohleneimer nimmt sich zweifellos inmitten von Stilmöbeln höchst seltsam aus, und der Gedanke, daß täglich von unachtsamen Dienstboten Schaufeln mit glühenden Kohlen durch die Zimmer getragen werden, müßte eigentlich für jeden Wohnungsbesitzer etwas Erschreckendes haben. Mehr und mehr, in der letzten Zeit im Geschwindschritt, verschwindet



Gleichmäßig erwärmte Korridore.

denn auch der Ofen. — Die zierlichen Heizkörper (Radiatoren) unter dem Fenster, die gar keinen Platz einnehmen, treten an seine Stelle, und mit Vergnügen merkt man, daß man in den Zimmern plötzlich eine famose Ecke mehr zur Benutzung gewonnen hat, die bisher von dem kachelnen Ungeheuer eingenommen wurde. Doch dies ist der geringste der Vorteile, die eine Wohnung durch die Zentralheizung erreicht.



National-Fenster-Radiator im Erkerzimmer.

Vor allem gewinnt man in hygienischer Beziehung. — Der Transport von Kohle und Asche durch die Zimmer, gerade zu jener Jahreszeit, in der man die Fenster so viel wie möglich geschlossen hält, bedeutet ein Durchdringen der Atemluft mit feinen Staubpartikelchen, die der Lunge schädlich sind. Nun gibt es freilich immer noch Superkluge, die der Zentralheizung den Vorwurf machen wollen, sie verschlechtere die Zimmerluft, indem sie sie übermäßig austrockne. Wenn man aber jemanden fragt, wie er sich diesen Prozeß eigentlich vorstelle, so wird er sicher die Antwort schuldig bleiben. Er kann unmöglich behaupten, daß durch die dicken eisernen Wände der Radiatoren, die allseitig geschlossen sind, eine Absorption der Feuchtigkeit stattfinde. Und in der Tat ist das auch keineswegs der Fall. Die Vermutung, daß die Zentralheizung austrocknend wirke, ist auf Grund der Eigenschaften alter, heute nirgends mehr angewandter Systeme entstanden, niemals aber ist sie im Wesen der Zentralheizung selbst begründet gewesen. Als die moderne Heizmethode noch jung war, und man noch keine Erfahrungen gesammelt hatte, wandte man als Wärmeträger in den Zimmern dünne, mit großen Scheiben dicht besetzte Röhren, sogenannte Rippenkörper, an. Diese enthielten zahllose enge Einbuchtungen, die niemals zu reinigen waren. Die Folge war, daß in diesen schmalen Lücken sich bald wahre Staubberge anzusammeln begannen, die von der Heizung langsam geröstet wurden. Die verbrannten Staubpartikelchen flogen bald überall in den Zimmern umher und erzeugten in der Kehle ein höchst unangenehmes Gefühl, das man als die Wirkung allzu trockener Luft deutete. Heute sind die Rippenkörper längst ein überwundener Standpunkt, nachdem man ihre Nachteile erkannt hat. Als Wärmeträger wendet man jetzt überall die Radiatoren an, glatte, von allen Seiten leicht zugängliche Heizkörper, deren Flächen überall bequem vom Staub befreit werden können. Sobald man die Radiatoren täglich in gleicher Weise vom Staub befreit wie die Möbel,



Leichte Reinigung der Heizkörper.

ist jede im geringsten unangenehme Einwirkung der Zentralheizung ganz unmöglich.

Die Radiatoren haben außerdem den Vorzug, daß sie an der für die Heizung günstigsten Stelle des Zimmers, nämlich direkt unter den Fenstern, wo die kälteste Luft einströmt, untergebracht werden können. Dadurch wird der Luftströmung im Zimmer, die ja niemals ruht, ein günstiger Weg gewiesen. Die kalte Luft, die durch das Fenster von draußen kommt, fällt direkt auf die Heizung, wird sofort erwärmt und steigt senkrecht nach oben. So findet bei der Zentralheizung ein Zirkulieren der Luft nur unmittelbar an der Fensterwand statt, während die anderen Teile des Zimmers zugfrei sind. Der Ofen aber ist an die Schornsteinwand, entfernt vom Fenster, gebannt. In seiner unmittelbaren Nähe steigt die Luft ständig nach oben, da sie ja von ihm erwärmt wird, und ebenso ständig wird an seinem Fuße kalte Luft vom Fenster her angesaugt, um die nach oben gestiegene zu ergänzen. So entsteht in dem Raum bei Ofenheizung stets ein leiser Wind durch das ganze Zimmer; er ist zwar nicht ohne weiteres fühlbar, wirkt aber doch ungünstig auf den Körper, dem ruhende Luft allein zuträglich ist.

Der vielgestaltige, überall leicht aufzustellende und dem Auge völlig zu verbergende Radiator hat ferner dem schwerfälligen Ofen gegenüber denselben Vorzug wie der kleine in sich geschlossene Elektromotor gegenüber der Dampfmaschine mit ihrem großen Apparat. Der Elektromotor hat die Verästelung der aus den großen Zentralen abgegebenen Kraft bis in die kleinsten Werkstätten hinein gestattet, und ebenso ermöglicht der Radiator ein Beheizen des Hauses bis in den letzten Winkel, da er selbst im kleinsten Raum, in jedem Winkel untergebracht werden kann. So ist es möglich, im zentralgeheizten Haus alle Zimmer, Korridore und Treppenflure ganz gleichmäßig zu durchwärmen, wodurch man sich ganz vortrefflich gegen Erkältungen zu schützen vermag.

Jede Mutter weiß, wie sehr besonders ihre lieben Kleinen für Erkältungen empfindlich sind und zu welchen Komplikationen eine gewöhnliche Erkältung führen kann.

Der liebe, alte, kachelne Freund, für den so gar nichts mehr spricht, begegnet darum immer mehr und mehr nur noch scheelen Augen. Und nicht lange mehr, so liegt auch er auf dem großen Scherbelberg der Überholten, den die moderne Technik immer höher und höher türmt.

Unsere Heizungs-Ingenieure, die in der Welt als „erste Autorität“ anerkannt werden, empfehlen, für jede Wohnung, ob klein oder groß, bescheiden oder luxuriös, ob in der



National-Radiator im Kinderzimmer.

Stadt oder auf dem Lande gelegen, der modernen, zweckmäßigen Zentralheizung, gegenüber der veralteten Ofenheizung, den Vorzug zu geben.

Allgemeine Notizen.

Das Deutsch-Brasilianische Kabel. Der Kabeldampfer „Stephan“ der Norddeutschen Seekabelwerke Nordenham ist am 11. d. M. in See gegangen, um die dritte und letzte Teilstrecke Monrovia-Pernambuco der Deutsch-Brasilianischen Kabelverbindung von 3460 Kilometern Länge zu legen. Der Betrieb des Kabels wird wahrscheinlich Ende März d. J. aufgenommen werden.

Maschinenausstellung in Dresden und Düsseldorf. Zwischen dem provisorischen Komitee für die Deutsche Maschinenausstellung in Düsseldorf und dem Arbeitsausschuß für die Ständige Maschinenlehrausstellung in Dresden ist dadurch eine Interessengemeinschaft geschaffen worden, daß beiderseitig Ausschußmitglieder ausgetauscht wurden. Aus der rheinischen Industrie sind die Herren Geheimrat Lueg, Oberbürgermeister Marx und Landtagsabgeordneter Dr. Beumer in das Dresdner Organisationskomitee eingetreten, wogegen die Herren Oberbürgermeister Dr. Beutler, Professor Kübler, Generalkonsul v. Klemperer, Direktor Koritzki von Dresden und ferner die Herren Kommerzienrat Sack und Fabrikbesitzer Bleichert von Leipzig in das Düsseldorfer Komitee delegiert worden sind.

Die Hochsaison der winterlichen Luxuszüge nach dem Süden ist jetzt eingetreten. Der Rivieraexpreß verkehrt seit Neujahr ab Berlin täglich vom Anhalter Bahnhof 3,10 Uhr nachmittags bis Ventimiglia. Die Rückfahrt erfolgt täglich von Nizza morgens 11,57 über Marseille, Lyon, Belfort und Straßburg. Nach der Riviera ist außerdem seit Ende November der Brennerexpreß verlängert. Er geht täglich von Berlin abends 10,20 über Mailand und Genua bis Cannes. Die Rückfahrt von dort erfolgt abends 8,30. Seit einigen Wochen verkehrt auch der St. Petersburg—Wien—Nizza—Cannes-Expreß. Dasselbe Ziel hat der Rom—Florenz—Cannes-Expreß, der seit Neujahr verkehrt. Der Méditerranée-Expreß verkehrt seit Anfang November zwischen Calais und Ventimiglia. Vom 4. Januar an läuft wieder der Ägyptenexpreß jeden Mittwoch von Berlin 10,20 abends mit dem Brennerexpreß bis Verona, dann über Bologna, Florenz und Rom nach Neapel, von wo man Montag abend 7,25 in Kairo eintrifft. In Ägypten verkehrt seit dem 1. Januar der Kairo—Luxor-Expreß, von Kairo nachmittags 6,30, von Luxor 7,00 nachmittags. Vom 14. Januar an verkehrt der neue Wien—Rom—Neapel—Palermo-Expreß. Er geht am Montag, Donnerstag und Sonntag bis Neapel, Donnerstag und Sonnabend bis Palermo, am Montag nach Giardini—Taormina. Schon seit dem 1. Dezember verkehrt der Berlin—Rom—Neapel—Palermo-Expreß und der Paris—Rom-Expreß. Von Berlin geht der Zug am Montag und Donnerstag nach Neapel, am Donnerstag nach Palermo, am Montag nach Giardini—Taormina.

„Schmerzloses Zahnziehen“ — unlauterer Wettbewerb? Kürzlich bestätigte das Reichsgericht mehrere Berliner Urteile, durch welche Zahnärzte und Zahntechniker wegen unlautern Wettbewerbs verurteilt worden waren, weil sie in Zeitungsanzeigen und an Wohnungsschildern „Schmerzloses Zahnziehen“ angepriesen hatten. Am 5. Januar dagegen verwarf das Reichsgericht die Revisionen der Staatsanwaltschaft gegen drei Kölner und ein Dortmunder Urteil, durch welche Zahntechniker von der gleichen Klage freigesprochen worden sind. Die Verschiedenheit dieser Rechtsprechung erklärt sich aus der Unanfechtbarkeit der tatsächlichen Feststellungen. In den heutigen vier Sachen hatten die Gerichte ausdrücklich festgestellt, daß durch die Worte „Schmerzloses Zahnziehen“ keineswegs behauptet werden sollte, daß das Zahnziehen unter allen Umständen und in allen Fällen schmerzlos sei. Dies wisse auch das Publikum.

Wo liegt der Großglockner? Von 100 Touristen werden 75 sagen: in Tirol. Das ist aber nicht zutreffend. Wenngleich die Grenze zweier Länder, nämlich von Tirol und Kärnten, über den Großglockner läuft, so ist doch der Großglockner ein vorwiegend kärntnerischer Berg. Die Spitze liegt im kärntnerischen Bereiche, die Pasterze (der größte Gletscher der Glocknergruppe) mit Heiligenblut ist unbestritten kärntnerisch; auch wurden von kärntnerischer Seite weitaus die meisten und kostspieligsten Arbeiten zur Erschließung des Großglockner-Gebietes geleistet. Wir erwähnen nur den Bau der neuen Glocknerstraße von Heiligenblut bis zum Glocknerhaus, die allein einen Kostenaufwand von über 400000 Kronen verursacht hat und die vollständig auf kärntnerischem Boden, auch mit kärntnerischen Mitteln erbaut wurde. Auch sämtliche namhaften Schutzhütten des Großglocknergebietes mit einziger Ausnahme der Stüdlhütte liegen auf kärntnerischem Boden.

Große Orientfahrt der Hamburg-Amerika Linie. Die sonnigen Gestade des Mittelmeeres und der wundervolle Orient haben von jeher ein stets begehrenswertes Ziel des reisenden Publikums gebildet. Immer größer wird die Zahl derjenigen, die in dem milden Klima des Südens Erholung suchen, wenn bei uns der gestrenge Winter seine Herrschaft führt, und es versteht sich von selbst, daß sie dabei gleich-















zeitig den landschaftlich schönsten Gegenden und den berühmten geschichtlichen Stätten einen Besuch abzustatten wünschen. Um den Reisenden den Besuch dieser Gegenden auf eine besonders bequeme und genußreiche Art zu ermöglichen, ist von der Hamburg-Amerika Linie für das Frühjahr dieses Jahres wieder eine große Orientfahrt in Aussicht genommen worden. Diese Orientfahrt, die die Gesellschaft mit einem der größten und schönsten transatlantischen Dampfer ihrer Flotte, dem Doppelschrauben-Postdampfer „Cleveland", ausführen wird, zeichnet sich durch ein besonders erlesenes Programm aus. Von Genua am 18. Februar 1911 ausgehend, bringt der Dampfer „Cleveland" die Teilnehmer zunächst nach Villafranka zum Besuche Nizzas und Monte Carlos. Das nächste Reiseziel ist das schöne Sizilien, dessen Hafen Syrakus angelaufen wird. Weiter geht es dann nach der Insel Malta, und nach deren Verlassen wird die Reise nach Port Said, Jaffa und Beirut zum Besuche Ägyptens, des Heiligen Landes und Syriens fortgesetzt. Nach ausgiebiger Besichtigung der interessantesten Punkte dieser Länder, wendet sich der Dampfer „Cleveland" den griechischen Gestaden zu, wo Piraeus, die Hafenstadt Athens, angelaufen wird. Die nächsten Besuche gelten den Häfen Smyrna, Konstantinopel und dem im Jahre 1908 durch das Erdbeben zerstörten Messina, wobei auch ein Ausflug nach dem lieblichen Taormina unternommen wird. Weiter geht dann die Fahrt über Palermo, der Hauptstadt Siziliens, und dem herrlichen Neapel nach ihrem Ausgangspunkt Genua. Die ganze Reise von Genua nach Genua wird 44 Tage in Anspruch nehmen.

Winter in der Schweiz. Nach den warmen Tautagen der ersten Hälfte des Monats Dezember, die bald den im Monat November gefallenen Schnee hinweggefegt hätten, hat sich die Witterung seit Weihnachten prächtig angelassen, und die bündnerischen Winterkurorte und Sportplätze mit genügend Schnee und Kälte versehen. Der Besuch ist deswegen auch so zahlreich, wie noch nie. In Davos bringt jeder Tag irgendwelche Sportproduktionen, oft auch mehrere am gleichen Tage. Ein Beweis, daß die Bobbahn in denkbar bestem Zustande sich befindet, daß drei Bob die 3400 m lange Strecke in 3 Min. 41 $^{3}/_{5}$ Sek., in 3 Min. 43 $^{1}/_{5}$ Sek. und in 3 Min. 44 $^{2}/_{5}$ Sek. durchfahren haben, während bis jetzt die Zeit nicht unter 3 Min. 50 Sek. gebracht werden konnte. Beim Hockey-Match, der auf der großen Eisbahn ausgetragen wurde, zeigte es sich, daß die Spieler von Davos denjenigen von Klosters weit überlegen waren. Davos siegte mit 11 gegen 2 Spiel. Beim Hockey-Match mit den St. Moritzern am 6. Januar in St. Moritz hielt sich St. Moritz und Davos mit 2 zu 2 Spiel die Wage. Am gleichen Tage gingen von den Hotels in Montana-Vermala 14 Engländer mit 5 Führern nach der Klubhütte Wildstrubel, um am 7. von dort das Schirennen Wildstrubelhütte bis Vermala, 12 km, anzutreten. Lord Roberts, zum Andenken seines längeren Aufenthaltes in Montana, hatte einen prächtigen Becher als Wettpreis gestiftet, der nach zweimaligem Erringen Eigentum des besten Wettbewerbers werden soll. Als erster kam in Vermala an Cecil Hopkinson, Student in Cambridge, mit 1 Stunde 4 Min., der zweite brauchte 1 Stunde 10 Min. Die Schneeverhältnisse waren ausgezeichnet, doch herrschte grimmige Kälte.

St. Moritz. Die Amtliche Auskunftsstelle der Schweizerischen Bundesbahnen im Internationalen öffentlichen Verkehrsbureau in Berlin W 8, Unter den Linden 14, schreibt uns: Beständig wundervolles Winterwetter begünstigt das Sportleben in allen Gebieten. Am Cresta Bob Run haben die großen Rennen begonnen und am Cresta Run ist bereits der erste Becher ausgefahren worden. Die Serie der Eishockey-Matchs, die der St. Moritz Bandy-Klub diesen Winter gegen fremde Mannschaften zu bestehen haben wird, hat ihren Anfang genommen. Die Vorausbestellung von Zimmern in St. Moritz ist stets ratsam.

Der neue Samen- und Pflanzen-Katalog der Kunst- und Handelsgärtnerei von F. C. Heinemann, Hoflieferant Sr. Maj. des Deutschen Kaisers und Königs von Preußen in Erfurt 330 ist soeben erschienen. Wer in Garten oder Feld, bei Fenster- und Balkongärtnerei Freude und Nutzen haben will, wird gut tun, diesen kostenlos erhältlichen Katalog von Herrn Heinemann kommen zu lassen. Der Katalog ist 200 Großquartseiten stark, enthält 600 Abbildungen auch von vielen erprobten Gartenrequisiten, ferner Kulturanleitung, Arbeitskalender und bietet reichste Auswahl der besten Neuheiten, wie der bewährten guten Sorten in Gemüse- und Blumensamen usw. Herr Heinemann führt alle Aufträge für den größten Schloßgarten, für das kleinste Hausgärtchen, für Gemüse und Landwirtschaft prompt und in Primaware (keine Händlerware) aus.

Moderne Heimkunst. Wie die Wohnung behaglich einzurichten ist, erfüllt so manche Hausfrau mit Sorge. Ein bequemer Behelf auf diesem Gebiete ist das illustrierte Album des Teppich- und Möbelhauses S. Schein, k. u. k. Hof- und Kammerlieferant, Wien I, Bauernmarkt 12, das auf postkartliches Verlangen kostenlos zugestellt wird. Auswärtigen Interessenten schickt Herr Schein den Katalog gegen Voreinsendung von 1 Mark (in Brfm.). Bei Bestellungen wird diese Mark dem Käufer gutgebracht.



Eigenes Musterlager in
Berlin SW. 19, Beuthstr. 9^I^



:: Gegründet 1836 ::
22 erste Auszeichnungen.



Bessere und feinste
Haus-Uhren

hervorragende Schlagweisen aller Variationen und Konstruktionen.

Salon-, Kamin- u. Schreibtisch-Uhren
Regulatoren :: Wecker aller Stilarten.

Spezialität:
Anfertigung nach Künstlerentwürfen.
Imitationen antiker Stilarten.

Prospekt und Ratschläge kostenfrei zu Diensten.
Durch alle besseren Uhrenhandlungen zu beziehen.



vormals Lebensversicherungs-Gesellschaft zu Leipzig, errichtet 1830.

Gesellschaftsgebäude in Leipzig, Thomasring 21.

Neues, vorteilhaftestes Prämien- u. Dividendensystem
Unanfechtbarkeit :: Unverfallbarkeit :: Weltpolice

Versicherungsbestand rund 940 Millionen Mark
Vermögen rund 360 Millionen Mark
Neuabschlüsse 1910: 75 Millionen Mark (287)



In der Sammlung von **„Webers Illustrierten Handbüchern“** ist erschienen:

Die Bauführung

Von K. Knöll, Architekt und Oberlehrer an der Kgl. Baugewerkschule zu Königsberg i. Pr.

Mit 8 Abbildungen. : In Originalleinenband 3 Mark.

Inhaltsübersicht: Das Wesen der Bauführung. Bauherr, Bauleiter, Unternehmer. Architektenhonorar. Vorarbeiten. Ausarbeitung des ausführlichen (speziellen) Bauentwurfs nebst Kostenanschlag. Gesuch um Bauerlaubnis. Vergebung der Leistungen und Lieferungen. Verträge. Die Bauausführung. Die Bauübergabe. Anhang (Verträge, Gesuche, Vorschriften usw.). Muster von Geschäftsbüchern und Formularen.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26, Reudnitzer Str. 1-7.

Patente, Gebrauchsmuster, Warenzeichen
W. R. Fiedler, G. m. b. H.
Geschäftsführender Direktor:
W. R. Fiedler, Ingenieur
von 1889—98 im Kaiserlichen
PATENTAMT
tätig. Unbedingteste Garantie für Sachverständigkeit durch die langjährige Tätigkeit in der Behörde selbst und durch die hierbei erlangten überaus wichtigen Spezialkenntnisse. Nachweislich grosse Erfolge auch in den schwierigsten Fällen. 22jährige Praxis im Patentwesen. Prospekte und Kostenanschläge gratis.
Berlin SW. 61, Belle-Alliance-Platz 8. (204)



Bei Einlage von 20—30000 M.

geg. Sicherstellg. u. Verzins. findet ält. gebild. Herr, gediegenen Charakters, kath., behagliches Heim auf schön. Gute in ges., waldreicher Gegend. Stadt in d. Nähe. Ia. Referenz. steh. z. Diensten. Gefl. Angebote unter **K. V. 1150** an **Rudolf Mosse, Cöln** erbeten. (491)

Preusse & Co Leipzig
Buchbinderei- u. Kartonagen-Maschinen

Wir bitten
von den Offerten unserer Inserenten unter Bezugnahme auf die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ gefälligst recht ausgiebigen Gebrauch machen zu wollen.

Zur sicheren Aufbewahrung von Akten, Büchern, Plänen, Zeichnungen, größeren Wertobjekten wie zum Schutze derselben gegen



eignen sich hervorragend die feuersicheren Aktenschränke der Firma

Deutsche Metalltüren-Werke, Brackwede i. W.
Prospekte gratis und franko. (44)

J. E. Naeher • Chemnitz

Depesche: Naeher, Pumpenfabrik, Chemnitz.

Pumpenfabrik

Naeher's rotierende Pumpen
Naeher's Dreiplungerpumpen
Naeher's Kesselspeisepumpen: Dreiplunger
Naeher's Centrifugalpumpen
Naeher's Brunnen- und Bohrlochpumpen

NAEHER'S ROTIRENDE PUMPE
als Riemenpumpen Dampfpumpen Handpumpen
Saughöhe bis 8 Meter. Druckhöhe bis 60 Meter.
Zeugnisse über 7 bis 10 jährigen Betrieb ohne Reparatur. (25)

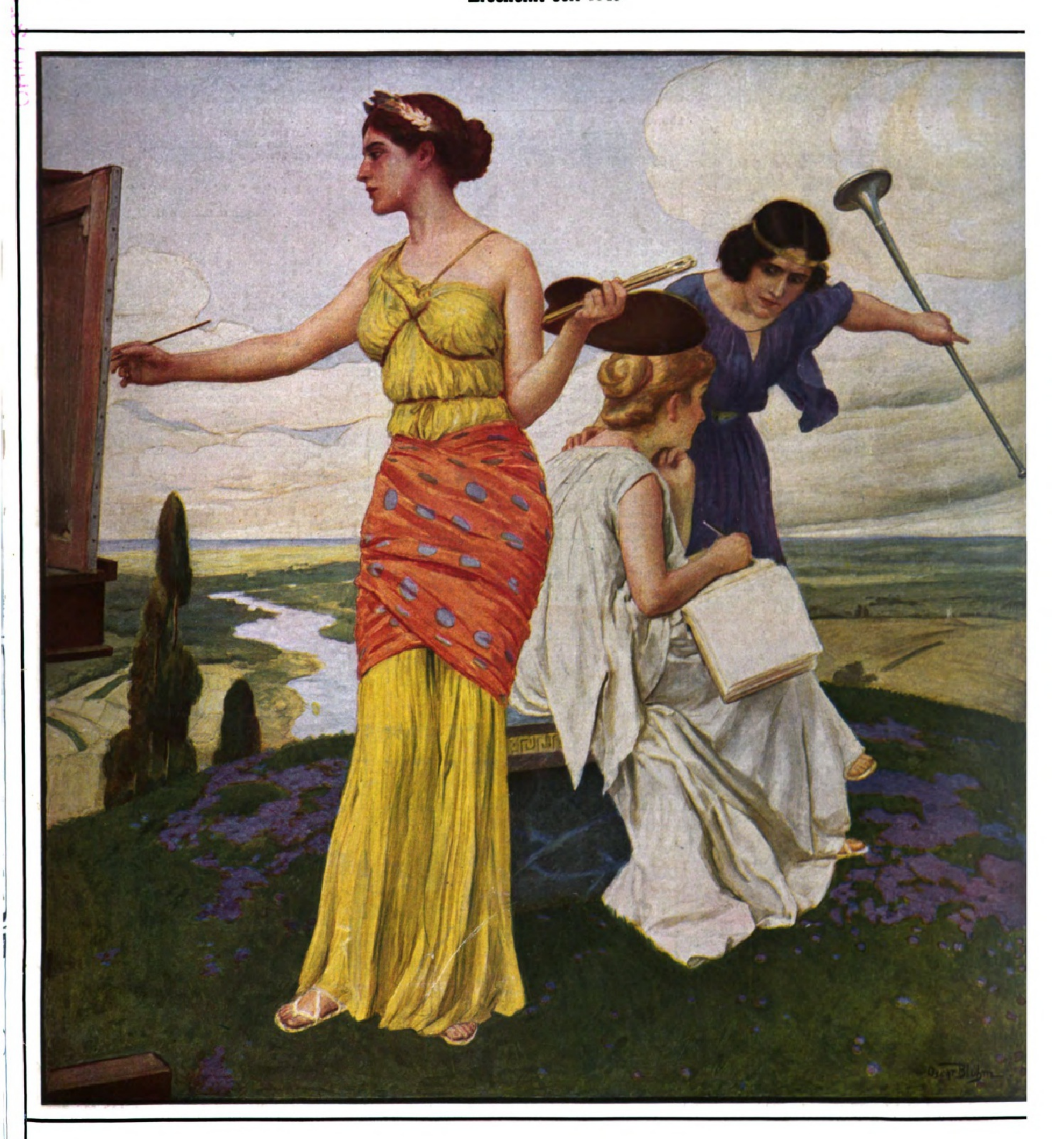
Pumpen jeder Art für elektrischen Antrieb.



Für die Redaktion verantwortlich: Otto [illegible]; für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.

Jllustrirte Zeitung

Erscheint seit 1843



Nummer 3527. Hundertsechsunddreißigster Band. 2. Februar 1911.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7.

Literarische Rundschau.

Goethe.

Goethe und seine Freunde im Briefwechsel.

Herausgegeben und eingeleitet von Richard M. Meyer. Berlin, Georg Bondi; drei Bände, geb. je 7 ℳ 50 ₰.

Das Neue, Schöne und Wertvolle an diesem Werk ist, daß erstens uns nicht nur die Briefe des großen Menschen, Dichters, Forschers und Staatsmanns in einer vortrefflichen, mit feinem Geschmack und sicherem Urteil gesichteten Auswahl geboten werden, wie sie nur ein so gründlicher Kenner und warmherziger Verehrer Goethes treffen konnte, sondern auch die Briefe der Gegenschreiber, und daß zweitens der Herausgeber seine Auswahl vor allem von einem großen Gesichtspunkt aus getroffen hat, würdig des großen Mannes. Wie seine Werke überhaupt, so schrieb Goethe auch seine Briefe zunächst für eine engere Kulturgemeinschaft, die er „den Kreis" nannte, um den sich weitere Kreise konzentrisch anordnen. Prof. Dr. Meyer faßt nun diesen gesamten Briefwechsel als einen kunstvollen Organismus auf, in dessen Mitte Goethe steht, und gibt in den vorliegenden drei Bänden eine Sammlung seiner schriftlichen Gespräche, zu einem Modell der großen und kunstvollen Organisation geformt, die all die bedeutenden Persönlichkeiten um ihren natürlichen Mittelpunkt vereint. In knappen, aber doch erschöpfenden Vorbemerkungen sind die betreffenden Persönlichkeiten vor den einzelnen Abschnitten treffend charakterisiert, und so ziehen all diese Gestalten in ihrem brieflichen Verkehr mit Goethe lebendig vor den geistigen Augen vorüber: die Mutter, die Schwester, die Jugendfreunde, Merck, Herder, Lavater, Bürger, Klopstock, Herzog Carl August, Wieland, Charlotte v. Stein, Christiane Vulpius, Schiller, die Humboldt, Zelter, Bettina v. Arnim, Marianne v. Willemer, Schopenhauer, Carlyle, um nur die wichtigsten Namen herauszugreifen. Besonders wertvoll ist die Einleitung des Herausgebers, und daß die Texte zuverlässig sind, braucht bei einem solchen nicht besonders betont zu werden. Hervorgehoben aber sei die vorzügliche Ausstattung nach den Entwürfen und mit Initialen von Melchior Lechter, die das Werk auch äußerlich zu einem harmonischen Kunstwerk gestaltet haben.

Goethes Mutter.

Ein Lebensbild nach den Quellen von Karl Heinemann. Achte, verbesserte Auflage. Leipzig, E. A. Seemann; geh. 6 ℳ 50 ₰, geb. 8 ℳ.

Zu den Lieblingsbüchern der deutschen Familie gehört Heinemanns prächtiges Buch von der Mutter unseres großen Dichters, in dem er sich bemüht hat, die Fragment gebliebene Lebensbeschreibung von der Hand des Sohnes, die unter dem Titel „Aristeia der Mutter" in „Dichtung und Wahrheit" eingefügt werden sollte, zu einem umfassenden und gründlichen Werk auszugestalten. Dies ist ihm in jeder Beziehung gelungen, und die vorliegende verbesserte Auflage zeugt wiederum von der liebevollen Sorgfalt, die auf die Vervollkommnung des Buches in Text und Ausstattung verwendet wurde. Den Hauptwert hat der Verfasser nach dem vorgesetzten Motto auf die Briefe der Frau Rat gelegt: „Deshalb sind Briefe soviel wert, weil sie das Unmittelbare des Daseins aufbewahren" (Goethe, „Aristeia") und es ist, als ob der frische, natürliche Stil ihrer Briefe den ihres Biographen wohltätig beeinflußt hat. Wir danken es Heinemann immer wieder, daß er da, wo auch des großen Dichters Mund verstummte vor dem heiligsten der Gefühle, der Liebe zur Mutter, die rechten Worte zu finden gewußt hat. Die zahlreichen Abbildungen dieses echten Hausbuches tragen viel dazu bei, uns die Gestalt von Frau Aja zu veranschaulichen auf dem Hintergrund des Gesamtlebens ihrer Zeit und sie im Spiegelbild als das Vorbild einer echtdeutschen Frau uns vor Augen zu stellen.

Goethe und Tischbein.

Von Wolfgang v. Oettingen. Schriften der Goethe-Gesellschaft. Fünfundzwanzigster (Jubiläums-)Band, Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft; für Mitglieder 5 ℳ.

Eine höchst interessante Veröffentlichung hat die Goethe-Gesellschaft zur fünfundzwanzigsten Jahrfeier ihres Bestehens mit dieser Mappe von fünfundzwanzig Blättern und dem beigegebenen Textheft von Wolfgang v. Oettingen veranstaltet, die uns Goethes Beziehungen zu dem merkwürdigen Menschen und Maler Johann Heinrich Wilhelm Tischbein auf Grund neuer eigener Forschungen und mit Benutzung der bisherigen Veröffentlichungen über ihn in einem lebensvollen und lebenswahren Abriß zeigt, ein kulturgeschichtliches und für die künstlerischen Neigungen Goethes wichtiges Dokument. Das Leben und die Bedeutung des eigenartigen hessischen Malers schildert der Verfasser in lichtvoller Darstellung, das Anknüpfen seiner Beziehungen zu Goethe, seine Freundschaft mit ihm, die Lockerung dieser und ihre Wiederanknüpfung werden namentlich in den vollständig abgedruckten Briefen Tischbeins aus den Jahren 1805 bis 1822 hell beleuchtet. Bekanntlich hielt Goethe große Stücke auf die in seinem Besitz befindlichen Bilder und Zeichnungen Tischbeins, und schon darum ist es, abgesehen von ihrem künstlerischen Wert, von großem Interesse, eine gute Auswahl davon in diesen vorzüglichen Reproduktionen kennen zu lernen. Wir finden da ein Selbstporträt des Malers, dann das Bild, das seine Beziehungen zu Goethe einleitete, das Ölbild „Götz und Weislingen", ein Geschenk Carl Augusts an den Dichter, verschiedene Skizzen von dessen italienischer Reise, wo Tischbein sein Führer und Lehrer war, darunter eine zu dem bekannten Bild „Goethe in Rom"; ferner verschiedene Blätter aus dem damaligen italienischen Volksleben, dann Illustrationen zur „Iphigenie", zu „Reineke Fuchs", zum „Schatzgräber" und anderen Werken Goethes, physiognomische Studien, satirische Zeichnungen u. a. m. Eine besondere Bedeutung enthält diese dankenswerte Publikation der jetzt im Besitz des Goethe-Nationalmuseums befindlichen Bilder Tischbeins noch dadurch, daß man sie nunmehr mit den Zeichnungen Goethes von seiner italienischen Reise vergleichen kann, wie sie ja verschiedentlich veröffentlicht worden sind. Gottfried Doehler.

Liebestrank.

Roman von Rudolf Stratz. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger; 4 ℳ.

Es ist keiner seiner besten Romane, die der rüstig produzierende Autor mit dem „Liebestrank" auf den Markt gebracht hat. Der Erfindung mangelt es zwar nicht an dem Reiz der Originalität, der Ausführung ebensowenig an überlegener Gestaltungskraft wie an sorgfältiger stilistischer Ausfeilung. Aber ruckweise, psychologisch oft nicht immer gerechtfertigte Wiederholungen zu Hilfe nehmend, geht die wechselreiche Handlung in verschlungenen Pfaden dahin. Die für die, die sie lieben, recht unbequeme, mit ihrem Witwenschleier kokettierende Heldin Gabriele vermag ungeachtet aller Sensationen, die der Dichter auf ihren Scheitel gehäuft hat, dauernd nicht genügend zu interessieren, und dieses Manko würde der ganzen Arbeit vielleicht gefährlich sein, wenn nicht die allen Klippen gewachsene Gewandtheit des Autors den Schwerpunkt des Interesses zugunsten ihres Partners zu verschieben verstanden hätte.

Benigna.

Das Leben einer Frau. Von Georg Frhr. v. Ompteda. Berlin, Egon Fleischel & Co. 6 ℳ.

Der mit scheinbar nie erlahmender Schaffens- und Phantasiekraft begabte Autor betritt mit seinem jüngsten Roman wiederum das schon stark abgebaute Revier des Passionsweges des als unreifes Kind mit überspannten Erwartungen in die Ehe tretenden Weibes, dessen Ideale in dem Kampf mit der scharfkantigen und schlüpfrigen Wirklichkeit rasch mürbe werden. In glaubhaften Farben und fesselnden Strichen, die namentlich auch der anschaulichen Schilderung des gewählten sozialen Milieus zugute kommen, weiß Ompteda seine Benigna mit einem Schimmer individuellen Lebens zu umgeben, der warmherzige Teilnahme genug erweckt, um ihr Schicksal bis zum Ende — der Rettungshafen der Dulderin heißt: Mutterglück — zu verfolgen.

Enzio.

Musikalischer Roman von Friedrich Huch. München, Martin Mörikes Verlag; 4 ℳ 80 ₰.

Die naheliegende, durch den programmatischen Untertitel angedeutete Klippe musiktheoretischer Polemik oder Problematik hat der durch seinen geschickt konzipierten und nach Verdienst günstig aufgenommenen Roman „Pitt und Fox" gut eingeführte Autor mit kluger Kunst zu vermeiden gewußt. Was in dieser Hinsicht im „Enzio" gesagt wird, ist nicht unerträglich viel und ist mit ungesuchter Natürlichkeit in die sich rüstig steigernde und wandlungsreiche Handlung hineinverwoben. Der Untertitel rechtfertigt sich aber trotzdem durch das Milieu und die Hauptfiguren: Ein in seinem fruchtlosen Streben tragisch wirkender Kapellmeister, dessen weichnerviger Sohn Enzio, der nach einer starken Talentprobe zur platten Dutzendware als Mensch und als Künstler herabsinkt, und ein erfahrener Freund und Kunstgenosse, der als die einzige starke Persönlichkeit rasch zum eigentlichen Mittelpunkt des Romans emporwächst und von dem augenscheinlich in modernen musikalischen Streitfragen gut unterrichteten Dichter als Sprachrohr für die eigne Anschauungswelt benutzt wird.

Oberlin.

Roman aus der Revolutionszeit im Elsaß. Von Friedrich Lienhard. Mit Buchschmuck nach Zeichnungen von Kurt Jäckel. Stuttgart, Greiner & Pfeifer; geb. 5 ℳ 50 ₰.

Etwas von den Zielen, die sich der vorsichtig wägende, aber unermüdlich schaffende deutsch-elsässische Idealist und Kulturpionier Friedrich Lienhard, dessen Name schon jetzt eine Art modern-klassisches Programm bedeutet, bei der Herausgabe der köstliche Kleinode bergenden Monatsblätter „Wege nach Weimar" gesteckt hat: die lebenswarme Herausgestaltung eines neuen Lebens- und Kulturideals, gerichtet auf die Versöhnung von Phantasie und Ethik, von Dichtertum und Heldentum, ward in diesem Zeitroman, der den erlesensten Produkten neuzeitlichen Schrifttums unbedenklich zuzurechnen ist, zur vorbildlichen Tat. Die Worte, die Lienhard dem in seine Dichtung verwobenen Fabulisten und Pädagogen Gottlieb Konrad Pfeffel in den Mund legt, wenn es gilt, den geistigen Helden dieses Kulturpanoramas: den im Steintal, einer Landschaft in den mittleren Vogesen, zur Zeit der französischen Revolution segensreich wirkenden Pfarrer Johann Friedrich Oberlin zu charakterisieren: „Ein Meister der Selbsterziehung und der ausübenden Liebe, ein Geist von prachtvoller Einheit und Geschlossenheit des Charakters" und: „Es ist aber Wärme in Oberlins Gemüt, er ist zart und stark zugleich, er ist fromm und praktisch; etwas Biblisches ist um ihn her, und so wäre er wohl zu vergleichen der Zeder auf dem Libanon", können fast ohne Modifikation auf Friedrich Lienhard, den Schöpfer des „Oberlin", selbst angewandt werden. Wie in diesem, ungeachtet der mit behaglich epischer Breite ausgesponnenen und mit literaturwissenschaftlicher Gründlichkeit untermalten Geschichts- und Kulturbilder, dramatisches Feuer lodert, um die in den Vordergrund gestellten Hauptcharaktere zu beleuchten, das ist schlechthin meisterhaft. Nicht minder reizvoll aber und für den bleibenden Wert dieses gleicherweise erzieherisch wie unterhaltend wirkenden Buches auch von Bedeutung sind die mannigfachen Landschaftsschilderungen, die unaufdringlich, aber auch unwiderstehlich zum sieghaften Herold heimatlicher Schönheit werden. Es müßte wahrlich schlimm um das Verlangen der von dem Gift der Fabrikware oder der Sensationstechnik noch verschont gebliebenen Teile der deutschen Familie stehen, wenn „Oberlin" nicht gar bald seinen Platz überall neben Gustav Freytag und Gottfried Keller fände, deren Schaffen Friedrich Lienhards reife Darstellungskunst ebenbürtig, wenn nicht gar überlegen ist. O. S.

Herzog Wittekind.

Nach den alten Volkssagen erzählt. Von Wilh. Kotzde. Illustriert von Ernst Liebermann. Reutlingen, Enßlin u. Laiblins Verlagsbuchhandlung; 3 ℳ.

Der siegreiche Kampf der christlichen Lehre im alten Sachsenreiche, das verzweifelte Ringen und der endliche Untergang des Heidentums sind der Gegenstand dieses Geschichts- und Sagenbuches aus der bewährten Feder Wilh. Kotzdes. Im Mittelpunkt der Handlung steht der letzte große Heide aus der alten Germanenzeit: der edle Sachsenherzog Wittekind, der im Kampf mit dem mächtigeren Gegner, dem großen Frankenkönig Karl, unterliegen muß. Unserer Jugend wird in diesem Buch ein treffliches Bild eines wichtigen Kulturabschnittes unseres Volkes gezeichnet. —ff—

Wintersport-Literatur.

Die alte skisportliche Streitfrage über die für unsere Verhältnisse am besten geeignete Laufweise soll in der Broschüre „Lilienfelder oder Norweger Skilauftechnik. Ein historischer Rückblick von W. Fleischmann und E. Steinbrüchel" (Diessen vor München, Verlagsanstalt Jos. C. Huber; 1 ℳ 50 ₰) ihre aktenmäßige Darstellung finden, doch stellt sich das von zwei begeisterten Freunden Zdarskys, des Begründers der Lilienfelder Schule, bearbeitete Buch mehr als eine Propagandaschrift für diese dar, wobei beide Herausgeber in vieler Beziehung offene Türen einrennen. Ist doch das Verdienst Zdarskys, den Skiläufern Mitteleuropas eine Reihe für sie neuer wichtiger Bewegungen gelehrt zu haben, jetzt so gut wie unbestritten, und wenn sich noch hier und da die Opposition regt, so gilt sie mehr den Überschwenglichkeiten seiner Freunde. Denn daß die von Zdarsky ersonnenen Übungen nicht dessen ursprüngliche Erfindung, sondern in Norwegen genau so bekannt waren wie infolge der rührigen Agitation der Lilienfelder jetzt bei uns, beweist unter anderm ein Aufsatz von R. Gomperz über seine nordischen Eindrücke in dem neu erschienenen zweiten Band der „Ski-Chronik 1909/10" (München, Kommissionsverlag der „Deutschen Alpenzeitung"; 3 ℳ 50 ₰), dem bildlich und textlich gleich wertvollen „Jahrbuch des Mitteleuropäischen Skiverbands", das in die Hände aller Freunde des Skisports gehört. Gomperz sah auf weltferner Waldstraße sogar reine Stemmbogen, ohne daß man sich vielleicht ganz klar war über die Theorie dieser Laufweise. Der eng mit seinen Brettern verwachsene Norweger tut eben instinktiv das für das betreffende Gelände Richtige. In ähnlicher Weise hat ja auch Zdarsky seine Erfahrungen gesammelt. Ebenfalls wieder aus der Praxis heraus kam der k. u. k. Oberleutnant Georg Bilgeri zum Kompromiß zwischen beiden Schulen, dem er unter Zugrundelegung seiner reichen alpinen Erfahrungen sein im Verlag der „Deutschen Alpenzeitung" in München erschienenes Buch „Der alpine Skilauf" (geb. 2 ℳ) widmet. Neben einer Reihe von beachtenswerten Neuerungen wie die Verwendung der kurzen Sommerskier, die dem Skiläufer während des ganzen Jahres Betätigungsmöglichkeiten verschaffen, die geteilten Harschteisen unterm Fuß, gibt Bilgeri verschiedene in der Literatur bisher nicht beschriebene Kombinationen (Kristiania-Stemmbogen-Telemark, Kristiania-Stemmbogen-Kristiania) an, mit deren Hilfe man die Schwierigkeiten des Laufens im Hochgebirge bald meistern lernt. Schade, daß Bilgeris Ausführungen über das Verhalten bei winterlichen Skihochtouren, deren mannigfache Gefahren und die zweckmäßigste Ausrüstung dazu verhältnismäßig knapp ausgefallen sind. Eine Erweiterung dieses Teils bei einer neuen Auflage würde der Verbreitung des Buches sehr dienlich sein.

Während der Skisport schon Dutzende von Federn in Bewegung gesetzt hat, sind die Schlittensporte in literarischer Beziehung etwas stiefmütterlich behandelt worden. So fehlte uns über Bobsleigh und Skeleton eine zusammenfassende Darstellung bisher ganz. Hermann Rosenows gleichnamiges Buch (ebenda; geb. 4 ℳ) dürfte daher bei den Jüngern dieser zwar nervenaufregenden, in ihrer Gefährlichkeit aber vielfach überschätzten Sporte lebhaftem Interesse begegnen, zumal die Abbildungen den Text wirkungsvoll unterstützen.

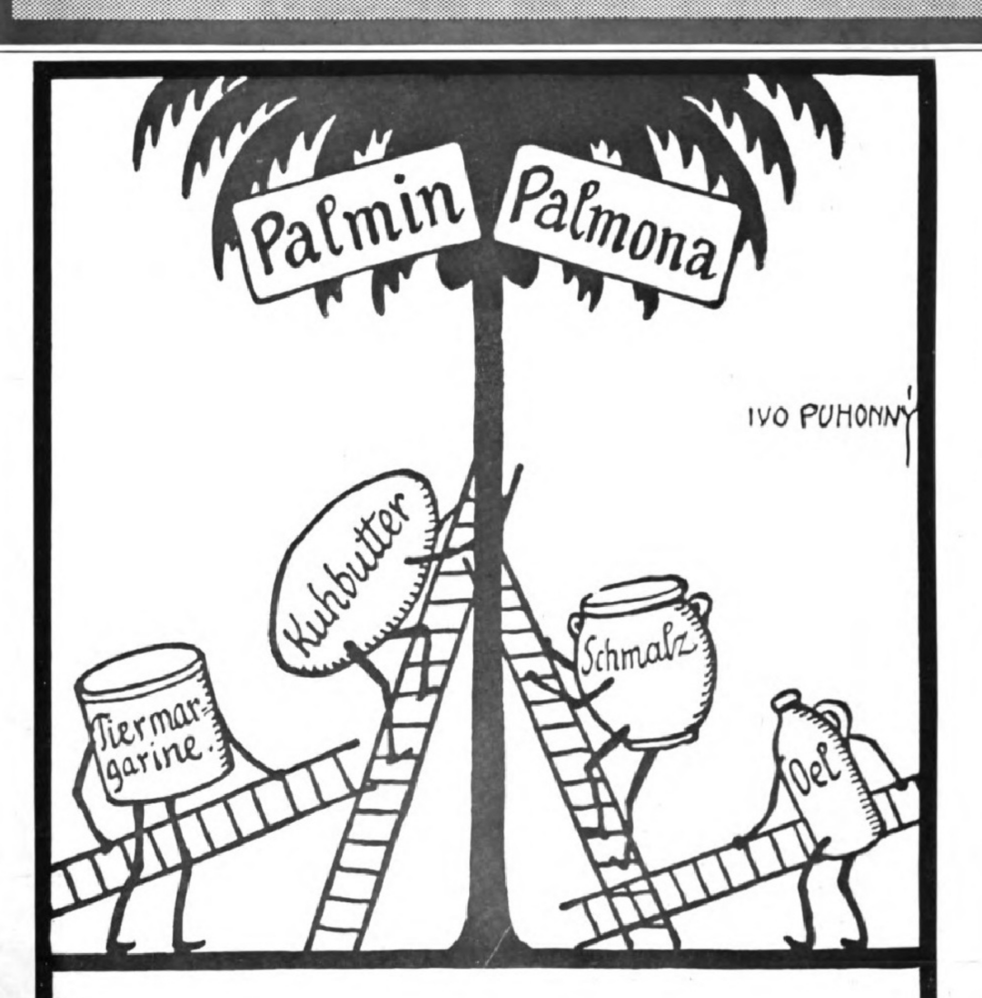
Zum Schluß sei noch die Buchausgabe eines Vortrags (Diessen vor München, Verlagsanstalt Jos. C. Huber; 80 ₰) erwähnt, den Zdarsky über den Einfluß des Winters vor dem Deutschen Touring-Klub und dem Alpinen Ski-Klub kürzlich in München gehalten hat. Ganz der alte Zdarsky, temperamentvoll, willig zu helfen, wo er nur kann, dabei aber hartnäckig bis zur Starrköpfigkeit, wenn es sich darum handelt, seine ihn allein richtig dünkende Ansicht durchzusetzen. Die auf österreichische und süddeutsche Verhältnisse zugeschnittenen Betrachtungen verdienen aber auf jeden Fall Beachtung. H. Schinke.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 3527. 136. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint jeden Donnerstag vormittag. Vierteljährlicher Bezugspreis: durch eine **Buchhandlung** 8 M, frei ins Haus 8 M 25 Pf; bei einer **Postanstalt** bestellt: Deutsches Reich 8 M 12 Pf, Deutsche Schutzgebiete 8 M, Österreich 10 K 56 h, Ungarn 10 K 20 h, Schweiz 10 Frs. 80 Cts. In den übrigen Ländern des Weltpostvereins erfolgt die direkte Zusendung unter Kreuzband halbjährlich für 28 M portofrei. Einzelpreis einer Nummer 1 M. Die Insertionsgebühren betragen für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 M 50 Pf, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 M. Einsendung der Inserate spätestens zehn Tage vor Erscheinen. 2. Februar 1911.




Palmin
Palmona
IVO PUHONNÝ
Kuhbutter
Schmalz
Tiermargarine.
Oel


Musikinstrumente
für Orchester, Schule und Haus.
Preisliste No. 1 frei!
Grosses Lager von alten italien., deutschen, franz. Geigen.
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.



(176)

Christofle & Cie.

Schwer versilberte

∴ Tafelgeräte ∴

Fabriken in Paris, St. Denis und Karlsruhe

Höchste Auszeichnungen  **auf allen Weltausstellungen**

Vertreter überall



(232)

VERSTOPFUNG

Hämorrhoïden, Leberleiden, Magenbeschwerden
werden erfolgreich von

TAMAR INDIEN GRILLON

bekämpft, welches, Dank seiner sämtlich aus dem Pflanzenreich stammenden Bestandteile, niemals den Darm reizt. Man kann es anwenden, ohne seine Gewohnheiten zu ändern. Die Wirksamkeit von **Tamar Indien Grillon**, auch wenn täglich gebraucht, vermindert sich nicht, was bei allen anderen drastischen und mineralischen Abführmitteln der Fall ist. Das nette Aussehen und der angenehme Geschmack machen **Tamar Indien Grillon** zum beliebtesten Abführmittel für Damen und Kinder. Auf jeder Schachtel und jeder Pastille des ächten **TAMAR INDIEN** muss sich die Unterschrift **E. Grillon** befinden.

PARIS, 33, Rue des Archives, *und in allen Apotheken erhältlich.* (436)

Echte Briefmarken. Preisliste gratis sendet **August Marbes, Bremen.** (28)

Briefmarken aller Länder. Preisliste gratis. **H. C. M. Dressing, Berlin, Steinmetzstr. 65.**

Waldheimer A. H. A. Bergmanns Zahnpasta

Brunodont
Rosodont
Rubidont

Vernichtet nach den neuesten wissenschaftlichen Untersuchungen Diphtheritis-, Cholera- u. Typhus-Bazillen binnen 30 Sekunden und ist gleichzeitig Ersatz für Mundwasser u. Zahnpulver.

Seit 60 Jahren bewährt. Käuflich in Apotheken, Drogen- u. Parfümerie-Geschäften.

(162)

Eine

wichtige Forderung

für Confitüren nur



in der Fabrik luft- und staubdicht verschlossen unberührt zu Händen des Käufers

Sarotti

BERLIN SW 29





Weber's Carlsbader Kaffeegewürz

Seit Grossmutters Jugendzeiten bewährtes und beliebtes **Kaffee-Verbesserungsmittel.**

Einzig ächtes Originalprodukt, jedes andere, ohne Schutzmarke, ist **nur** Nachahmung.

(175)

Musterschachteln à 50 ₰ — durch jede Papierhandlung

BRANDAUER & CO

Stahl-Federn

HENRY A. MARCUS HAMBURG



Zu haben in Apotheken, Drogen-, Friseur- und Parfümerie-Geschäften. (247)



Allgemeine Notizen.

Abbazia an der Österreichischen Riviera. Wie der Ruf zum Leben, so tönt die Aufforderung: An die gewaltige Heilstätte der gütigen Natur. Eine solche Heilstätte im besten Sinne des Worts ist die Österreichische Riviera. Abbazia, der Mittelpunkt derselben, vom Meere bespült und von Lorbeerwäldern umgeben, ist so überaus reich an landschaftlichen Schönheiten, daß sein Ruhm rasch in alle Welt getragen wurde. Tausend farbenreiche Bilder löst der Name Abbazia in der Seele dessen aus, der dieses herrliche Bild einmal geschaut hat. Erinnerungen werden wach an Fluten goldenen Lichts und tiefblaue Wogen und balsamische Luft, an grünende Hänge und blühende Gärten mit zierlichen Villen, an Häfen mit bunten Barken und an stille Buchten, an ragende Gebirge und an Inseln, die aus violetter Ferne herübergrüßen. Über allen diesen Herrlichkeiten thront der gewaltige Monte-Maggiore, das Wahrzeichen des quarnerischen Golfes; von seinem Gipfel genießt man eine Fernsicht von solcher Pracht, daß ihr nicht leicht ähnliches an die Seite gesetzt werden kann. In hervorragendem Maße an der stets steigenden Frequenz Abbazias ist Deutschland beteiligt; besonders seitdem durch die Eröffnung der Tauernbahn die Reiseroute beträchtlich gekürzt worden ist. Während der Monate Februar bis April, ja meist bis in den Monat Mai hinein entwickelt sich die Frühjahrssaison. Da herrscht buntes Leben in den Parkanlagen, vor allem aber auf dem unvergleichlich schönen Strandweg, der sich in einer Ausdehnung von 9 km längs des Meeres hinzieht und der stets wechselnde, aber immer gleich reizvolle Szenerien bietet. Aber auch zu weiteren Ausflügen ist reichliche Gelegenheit geboten, und der rege Schiffsverkehr gibt die Möglichkeit, den Tag über auf dem Wasser zu verbringen. Über das blaue Meer aber und das ganze Gestade ist heller Sonnenschein gebreitet, der in die Herzen der zahlreichen Gäste eine heitere Fröhlichkeit senkt.



Gesamtansicht von Abbazia. Photo von Erich Bährendt, Abbazia.



Südstrand von Abbazia. Photo von Erich Bährendt, Abbazia.

Bad-Elster. Der Winterbadebetrieb ist im vollsten Gange. Die zahlreich anwesenden Gäste sind zum größten Teil im Sanatorium des Sanitätsrats Dr. Köhler untergebracht. Wenn auch jetzt keinerlei Veranstaltungen zur Unterhaltung der Gäste stattfinden, so erfreuen sich diese an dem regen Sportleben. — Jede gewünschte weitere Auskunft wird von der Königl. Badedirektion bereitwilligst erteilt.

Der Heilanstalt Reiboldsgrün im Vogtl. hat das Königl. Sächs. Bergamt unter Zustimmung des Königl. Sächs. Finanzministeriums die Genehmigung erteilt, die auf ihrem Gebiete befindliche radioaktive Eisenquelle zu Heilzwecken zu benutzen. Es handelt sich um die auf den Grundstücken der Heilanstalt entspringende Christianen-Eberhardinen-Quelle, die vor Jahrzehnten schon einen besonderen Ruf zur Heilung verschiedener Gebrechen besaß.


Nicht nur aus
patriotischen und national-wirtschaftlichen Gründen,
sondern vor allem wegen seiner ganz hervorragenden Eigenart wird
"Kupferberg Riesling" von Kennern geschätzt und gern bevorzugt.
Die neue Marke besteht aus erlesenen, deutschen Riesling-Weinen, deren vornehme, edle Blume durch geeignete Sectbereitung nach einem besonderen Verfahren in der denkbar leichtesten und flüchtigsten Art wiedergegeben wird.
KUPFERBERG
RIESLING
Chr. Adt. Kupferberg & Co.
Hoflieferanten MAINZ Gegründet 1850
KUPFERBERG RIESLING

Illustrirte Zeitung

Nr. 3527. 136. Bd. Leipzig, 2. Februar 1911.



Graf Seebach

Generaldirektor der Königlichen musikalischen Kapelle und der Hoftheater zu Dresden. Nach einem Gemälde von Walter Firle, München.

Die Frauenfortschritte in der deutschen Gemeinde.

Sie schweigt schon längst nicht mehr in der Gemeinde, die Frau, die Paulus vor zweitausend Jahren dort schweigen hieß; woraus wir schließen dürfen, daß sie damals redete und — nach modernen Beispielen zu urteilen — nicht gerade schlecht. Paulus gedachte nur der kirchlichen Gemeinde. Die Frau hat aber auf allen anderen Gebieten des kommunalen Lebens andere Pauli gefunden, die ihr zu irgendeiner Zeit, in irgendeiner Form und in irgendeinem Maß das kommunale Schweigen auferlegten, und es hat moderner Entwicklung bedurft, diesen Bann zu brechen.

Innerhalb Deutschlands macht die Frau auf städtischem oder ländlichem Gemeindegebiet alljährlich stille, segensreiche Fortschritte. Sie sind, da es sich hier um Hunderte und Tausende kleiner Gebiete handelt, sehr wenig übersichtlich, dringen nicht in weite Kreise, bleiben von anscheinend nur lokaler Wirkung. Wer sich jedoch den ganzen Überblick verschaffen kann, der ermißt mit freudigem Staunen den durchmessenen Weg: eine höhere Kultur ist im Anmarsch, leise macht sie sich auf, von dem Herd, von der Schwelle des Hauses schreitet sie in die Öffentlichkeit und wirkt hebend.

Es sind selbstverständlich fast immer die Stadtgemeinden, die in solcher Hinsicht vorgehen, denn sie haben die größeren Übel, die reicheren Mittel und die zahlreicheren Kräfte.

Wunderbarerweise ist aber im größten Teile Deutschlands die städtische Frau in der Gemeinde weniger berechtigt als die Landfrau, nämlich in bezug auf das kommunale Wahlrecht. Alle deutschen Frauen, die Erwerb oder Besitz haben, sind auch kommunale Steuerzahlerinnen. Sie tragen also zu den oft sehr hohen Gemeindelasten bei. In unserem größten Bundesstaat Preußen haben aber nur die Landfrauen, d. h. die Steuerzahlerinnen (und zumeist Grundbesitzerinnen) der Land-(Dorf-, Guts-)Gemeinden das Recht, bei den kommunalen Wahlen ihre Stimmen abzugeben. Die Stadtfrauen in Preußen, d. h. im größten Teile des Reiches, schweigen noch gänzlich in ihrer Gemeinde. Selbst in den Landgemeinden geben die Frauen ihre Stimme aber nicht persönlich ab, sondern müssen sie einem Stellvertreter oder Bevollmächtigten übertragen, den sie jedoch, auf Grund des Wahlgeheimnisses, nie kontrollieren können. Nur in der Provinz Hannover sind die Frauen „reif" genug, um ihre Stimme bei den Gemeindewahlen selbst abzugeben. Entweder sind es also ganz besonders „helle" Frauen, oder — die Väter der hannöverschen Landgemeindeordnung waren ganz besonders „helle", als sie diese Bestimmung schufen. Hingegen scheinen die sonst als so fortschrittlich gepriesenen Rheinländerinnen doch selbst hinter den ländlichsten Ostelbierinnen zurückzustehen, denn sie besitzen nicht einmal in Landgemeinden das Gemeindewahlrecht. Welch seltsame Widersprüche finden sich überhaupt auf diesem Gebiet! In Baden, dem sogenannten „liberalen Musterland", ist die Frau der Landgemeinden ebenso rechtlos wie im Rheinland, während sie in elf Provinzen des „rückständigen" Preußens ihre Stimme abgeben kann. Diese Sachlage erklärt sich geschichtlich aus den verschiedenen Anschauungen germanischen und französischen Rechts; der Code Napoleon, auf römischen Rechtsbegriffen ruhend, strich alle Spuren alter Feudal-, d. h. meist Grundbesitzrechte. Aber wir Frauen sagen uns heute doch, daß unsere Rechte und Bedürfnisse nicht länger mit verjährten Maßen zu messen sind.

Der Mangel jedes Stimmrechtes in der Gemeinde lastet am schwersten auf der Stadtfrau, die sicherlich meist regsamer, erweckter und geschulter ist als die Mehrzahl der Landfrauen. Die meisten unserer bedeutenden und sozial oder geistig tätigen Frauen bewohnen Städte; sie zahlen Steuern; sie besitzen dort auch Grundstücke, sie haben, gleich jedem anderen Einwohner, Interesse an der Verwaltung der städtischen Steuergelder, an der städtischen Wasser- und Gasversorgung, dem Zustand der Straßen, Schulen, Krankenhäuser usw. Es ist ihnen aber im allergrößten Teil des Reiches selbst die indirekte Stimmenabgabe durch Bevollmächtigte nicht gestattet. Nur Bayern, das sonst gegen seine Frauen wenig liberal ist, läßt die städtische Steuerzahlerin auch als städtische Wählerin zu. Einige kleinere Bundesstaaten (Sachsen-Weimar, Reuß ä. L., Waldeck usw.) tun das gleiche, doch übelt stimmt die Frau nur durch Stellvertreter. Diese Einrichtung bringt es aber mit sich, daß in Stadt- wie Landgemeinden die Frauenstimmen nur dann abgegeben werden, „wenn man sie braucht", d. h. wenn sie der einen oder anderen Partei zum Siege verhelfen sollen. Wo ein solcher Ausschlag nicht nötig ist, bleiben sie meist unbenutzt. Bei den letzten Münchner Gemeindewahlen haben ein paar resolute Wählerinnen ihre Stimmen persönlich abgegeben: sie hätten keinen Vertreter gefunden, dem sie ihre Stimme mit der Gewißheit übertragen könnten, daß er sie auch in ihrem Sinne abgäbe; sie wollten oder könnten auch nicht 2 ℳ für eine Vollmacht verauslagen. Die gemütlichen Münchner haben diese Erklärung für voll genommen. Einer preußischen Gemeindewählerin würde das aber wohl nichts helfen. Deshalb muß die preußische Gutsfrau, wenn sie ihre Stimme bei Gemeindewahlen abgibt, sich durch irgendeinen anderen Gemeindeangesessenen vertreten lassen. Eine dieser Gutsbesitzerinnen sagte mir: „Ich gebe meine Stimme seit Jahren überhaupt nicht ab, denn ich bin von höchst widerwärtigen Nachbarn umgeben, die mich in jeder Weise schikanieren, weil sie glauben, sich der alleinstehenden Frau gegenüber alles erlauben zu dürfen. Den Leuten werde ich doch meine Stimme nicht anvertrauen!" Wer eine Übersicht der buntscheckigen deutschen Kommunalgesetzgebung haben will, sehe sich das sehr klare Büchlein von Frau J. Apolant „Stellung und Mitarbeit der Frau in der Gemeinde" an.

Trotz dieser wunderlich verzwickten Lage wachsen auch hier langsame Fortschritte. Die ländlichen Wählerinnen beginnen ihr indirektes Stimmrecht mehr auszuüben, weil die Propaganda für das kommunale Wahlrecht der Frau sich mehr rührt. So ist Frau Apolants Buch aufgebaut auf dem Material der „Auskunftstelle für Gemeindeämter der Frau", die vor zwei, drei Jahren von dem Allgemeinen deutschen Frauenverein, dem ältesten deutschen, in Frankfurt a. M. gegründet wurde. Und die Wahlrechtsbestimmungen sind deshalb für die Auskunftstelle von Wichtigkeit, „weil der Besitz des Gemeindebürgerrechts häufig die Vorbedingung für die Bekleidung kommunaler Ämter ist".

Eine vorbildliche Arbeit für die Ausübung des Gemeindewahlrechts durch die Frau der Landgemeinden findet seit Jahren in der Provinz Schlesien statt. Es ist dort einer Gutsbesitzerstochter, die nach des Vaters Tode in der alten Gutsgemeinde einen kleinen Eigenbesitz erwarb, gelungen, als Vorstandsmitglied gleichzeitig des Vaterländischen Frauenvereins sowie des Frauenstimmrechtsvereins, die Gemeindewählerinnen des eigenen und der umliegenden Kreise für die Ausübung ihrer Rechte zu interessieren und den Gemeinsinn, der doch im Grunde nur wohlverstandenes, eigenes Interesse ist, zu wecken. Katholikin von Geburt, ist sie gerade für Schlesien die geeignete Kraft, denn sie gewinnt das Vertrauen einer Konfession, die sich sonst leicht abschließt. Auf dem Land erwachsen, hat sie das Vertrauen der Landleute, einer alteingesessenen Familie entstammend, hat sie Fühlung mit Gutsbesitzern und obersten Kreisbehörden. Deshalb sind in ihrer eigenen Gemeinde bei der letzten Wahl sechzehn weibliche Wähler auf dem Plan erschienen, aus einem anderen Kreis wird gar die Beteiligung von einundsechzig Wählern und sechzig Wählerinnen gemeldet. Es kommt ein neues Leben in diese oft verschlafenen Landgemeinden. Die Dörfer schaffen sich Wasserleitung, man entschließt sich zu einer Fortbildungsschule für Mädchen u. a. m. Einzelheiten über diese Arbeit brachte das „Zentralblatt des Bundes deutscher Frauenvereine" vom 1. Januar 1911. Diese Propaganda ist die erziehende Vorarbeit für alle weiteren Fortschritte. Weil die steuerzahlenden Städterinnen den Landfrauen auf dem Gebiet des Gemeindewahlrechts nachgesetzt sind, regt sich bei ihnen nun die Unzufriedenheit.

Die Städterinnen leisten heute nämlich der Gemeinde eine viel bedeutendere Mitarbeit als die Landfrauen. Diese Mitarbeit ist teils ehrenamtlich, teils beruflich, d. h. besoldet. Es handelt sich da in erster Linie um die Armenpflege, in zweiter um die Waisenpflege und Vormundschaft, in dritter um die Mitarbeit in der Schulverwaltung, in vierter um die Tätigkeit an städtischen Arbeitsnachweisen, in der städtischen Polizei, in der Wohnungsaufsicht und der Trinkerfürsorge. Von all diesen Gebieten berichtet das Apolantsche Buch; es hätte vielleicht noch die Frau in den städtischen Bibliotheken und Lesehallen erwähnen können.

Obgleich die Armenpflege als Frauengebiet gilt, obgleich das grundlegende Reichsgesetz über den Unterstützungswohnsitz von 1870 mit den Novellen von 1894 und 1908 die Mitarbeit der Frau nicht hindert, haben die einzelnen Bundesstaaten in ihren besonderen Ausführungsgesetzen die Stellung der Frau in der kommunalen Armenpflege nur ausnahmsweise geregelt und diese Arbeit meist dem sogenannten Ortsstatut überlassen, d. h. jede Gemeinde kann die Sache nach eigenem Ermessen regeln. Es hing nun also von dem Grade der Aufklärung oder des Vorurteils der Männer der Gemeindeverwaltung und Gemeindevertretung ab, wieviel Rechte und Pflichten sie den Frauen in der Armenpflege zugestehen wollten. Das Ergebnis ist eine ganz spaßige Sprenkelung und Tüpfelung. Einiges sei herausgehoben: Preußen gestattet, die Armenverwaltungen „unter Zuziehung anderer Ortswohner zu bilden", also auch der Frauen. Diese Tür wurde — für den Ortspfarrer aufgemacht (falls er nicht in der Gemeindevertretung), aber die Frauen sind mit ihm hereingezogen. Die Freien Städte Bremen und Lübeck allein sprechen in den gesetzlichen Bestimmungen ausdrücklich von Armenpflegern und Armenpflegerinnen und stellen sie an Rechten und Pflichten gleich. Baden hat (um die Frauen über die Ablehnung ihres Gemeindewahlrechts zu trösten) 1910 beschlossen, daß zu den Kommissionen für das Armenwesen Frauen als vollberechtigte Mitglieder berufen werden müssen; Bayern erklärt die Frau in der Armenpflege da für wünschenswert, „wo sie ein größeres Verständnis mitbringt und daher auch mehr Vertrauen und Erfolge zu erwarten hat als der Mann". Aber im allgemeinen sind die Frauen in der Armenpflege nur erst sehr beschränkt tätig. So hat Berlin, trotz seines uferlosen Frauen- und Kinderelends, nur 72 stimmberechtigte städtische Armenpflegerinnen, hingegen 5309 Armenpfleger.

Viel zahlreicher sind die Frauen in der deutschen Waisenpflege, und zwar „als staatlich bestellte Vormünderin, Pflegerin, Beistand, als Waisenpflegerin oder Mitglied des Waisenrats" (letzterer ist ein Hilfsorgan des Vormundschaftsgerichts). Die gesetzlichen Bestimmungen über die Waisenpflege sind neueren Datums (1899). Es handelte sich hier um Schaffung einer neuen Organisation; die Frauenbewegung hatte sich 1899 schon eine solche soziale Anerkennung errungen, daß die Frau als Waisenpflegerin von vornherein berücksichtigt wurde und sich nicht erst, wie bei der Armenpflege, nachträglich in bestehende Männerorganisationen hineinzubohren brauchte. Fast alle gesetzlichen Landesbestimmungen gedenken ihrer, fast alle erklären, „Frauen können zu Waisenpflegerinnen ernannt werden". Nur Bremen spricht ausdrücklich von Waisenpflegern und Waisenpflegerinnen. Mitglieder des Waisenrates, d. h. Waisenräte, dürfen Frauen nicht sein. Überwiegen in der Armenpflege die Männer fast überall, so geschieht es oft, daß in der Waisenpflege die Frauen überwiegen. Sie sind oft nur Helferinnen, also nicht stimmberechtigt. Aber Altenburg z. B. hat 50 stimmberechtigte Waisenpflegerinnen und nur 36 Waisenpfleger, Bremen 28:8, Kottbus 22:16; oft hält die Zahl sich die Wage: Augsburg 50:50, Bayreuth 24:24. Berlin hat 554 Pflegerinnen und 2941 Pfleger, das Verhältnis ist also weit günstiger als in der Berliner Armenpflege. Obgleich Frauen nicht Waisenrat sein sollen, sind sie es tatsächlich doch. So hat Danzig eine Frau mit voller Stimmberechtigung im Waisenrat, Charlottenburg hat drei Frauen mit beratender Stimme in der Waisendeputation, Köln zwei mit beratender Stimme im Waisenrat usw.

Die Frau als Vormünderin hat sich in Preußen so gut bewährt, daß „die preußische Justizverwaltung in einem Rundschreiben an die Oberlandesgerichte vom 9. Dezember 1909 eine stärkere Heranziehung der Frauen" empfahl. Die Frauen erhalten vorwiegend Mündel im Kindesalter und weibliche Mündel jeden Alters. Sie haben sich als umsichtig und gewissenhaft erwiesen. Für Vormundschaften mit großer Vermögensverwaltung werden Männer vorgezogen. Wie vielfache Erfahrung lehrt, bieten auch die keine volle Bürgschaft für das Mündelvermögen.

Da die Schulen das weibliche Geschlecht ebenso angehen wie das männliche, ist es erfreulich, daß seit 1908, bzw. 1910 die größeren Bundesstaaten die Zuziehung von Lehrerinnen zu den Schuldeputationen und von Frauen zu den Schulkommissionen gestatten, ja zum Teil fordern. Baden, Württemberg und Elsaß tun letzteres, Preußen gibt nur die Möglichkeit, die von den Frauen ja aber benutzt werden kann. In den kleineren Bundesstaaten ist freilich noch kaum etwas geschehen. Das Schulwesen ist eben ein alter Bau, dessen Leiter die Notwendigkeit des Fraueneinflusses nicht genügend empfinden.

Hingegen hat die Polizeiverwaltung der verschiedenen Bundesstaaten an ihren praktischen Schwierigkeiten gelernt, daß die Polizeiassistentin eine schätzbare, ja unentbehrliche Kraft ist. Vor wenigen Jahren erschien die Polizeiassistentin nur als fernes Ideal des Auslandes. Heute sind in aller Stille achtzehn Frauen in deutschen Städten als Polizeihelferinnen tätig. Ihre Arbeit gilt in erster Linie den arretierten Frauen, Kindern und Jugendlichen. Berlin, Bremen, Breslau, Danzig, Dresden, Frankfurt a. M., München, Leipzig, Mainz usw. haben diese Posten geschaffen. Von den achtzehn Städten sind zehn preußisch.

Die Wohnungsinspektion ist, gleich den städtischen Arbeitsnachweisen, eine moderne Einrichtung. Deshalb finden wir von Anfang an die Frau berücksichtigt. Leider liegt das ganze Wohnungswesen bei uns noch so im argen, daß bis jetzt erst drei Städte (Halle, Offenbach, Straßburg) und ein Kreis (Worms in Hessen) besoldete Wohnungsaufseherinnen ernannten; vier bis fünf andere Städte arbeiten mit ehrenamtlichen Wohnungsaufseherinnen (zum Teil Armenpflegerinnen).

Frauen als Leiterinnen oder Beamten der weiblichen Abteilung städtischer Arbeitsnachweise begegnen wir in fast fünfzig deutschen Städten. Schulärztinnen sind erst von wenigen Gemeinden (Berlin, Breslau, Kolmar, Frankfurt usw.) angestellt, die Trinkerfürsorge zählt besoldete Kräfte nur in Bielefeld und Oldenburg, ehrenamtliche Helferinnen wirken in Görlitz, Posen, Stolp usw.

Betrachtet man das große Deutsche Reich mit seinen 65 Mill. Einwohnern, seinen Tausenden von Städten, seinen Zehntausenden von Gemeinden, so erscheint es äußerst geringfügig, daß in 304 dieser Gemeinden (Städten wie Dörfern) zurzeit rund 12000 Frauen an der kommunalen Wohlfahrtspflege teilnehmen. In 135 Gemeinden sind rund 7000 Frauen vollberechtigte Mitglieder der Armen- und Waisenpflege. Die weitaus größte Zahl dieser Frauen arbeitet ehrenamtlich, ohne jede Besoldung. Nur 441 Frauen sind (in 116 Gemeinden) besoldete Wohlfahrtsbeamte und von ihnen noch 110 (in 43 Gemeinden) Schwestern, die ja minimal bezahlt werden.

Die ehrenamtliche wie besoldete Frauenarbeit in der Gemeinde wird durchweg gelobt. Kosten tut sie bisher sehr wenig. Wirksam ist sie in höchstem Grade. Den Frauen, die sie leisten, gibt sie eine ganz unschätzbare Kenntnis des wirklichen Lebens und seiner sozialen Not. Sie füllt das Dasein der Berufslosen, gibt Lebenswert. Durch diese Mitarbeit in der deutschen Gemeinde schult und bildet sich in der Stille ein Heer sozialer Arbeiterinnen, die mit den kommunalen Angelegenheiten vertraut sind, und in einer Weise vertraut, die der Mann nicht bieten kann. Diese kommunalen Wohlfahrtsarbeiterinnen sind die Saat, aus der sich die Gemeindevertreterinnen und Stadtmütter entwickeln werden, die Deutschland noch nicht kennt, deren es aber ebenso bedarf wie England, Finnland, Norwegen, Schweden und Dänemark, und die, auf Grund erworbener Kenntnisse, erfüllter Pflichten, eines Tages auch bei uns ihren Platz finden werden, wie die Armen- und Waisenpflegerinnen, die Polizeiassistentinnen und Trinkerfürsorgerinnen den ihren in der zeitgenössischen Gesellschaft fanden. Die deutsche Frau erwirbt heute die kommunale Erfahrung, die zu kommunalen Rechten unabweisbar führt.

Dr. Käthe Schirmacher.

Phot. E. Bieber, Berlin.

Prinzessin Eitel Friedrich in der von ihr zum Besten des Preußischen Frauen- und Jungfrauenvereins im Hohenzollern-Kunstgewerbehaus in Berlin veranstalteten Ausstellung der von ihr und dem Prinzen Eitel Friedrich gelegentlich der vorjährigen Orientreise gemachten Originalaufnahmen.

(Links von der Prinzessin: Oberhofmeisterin Gräfin v. Schlieffen, rechts: Frau v. Alten.)

Ein wertvoller Gainsborough im Großherzoglichen Schlosse zu Ludwigslust.

Der um die wissenschaftliche Forschung auf dem Gebiete deutscher und ausländischer Malerei sehr verdiente Professor Dr. Ernst Steinmann, der seither das zahlreiche Kunstschätze bergende Schweriner Museum als erster Direktor leitete und vor kurzem sein Domizil nach Rom verlegte, wohin ihn die Erforschung der altitalienischen Malkunst unwiderstehlich lockte, hat kürzlich die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde auf ein hervorragendes Werk des berühmten englischen Porträtmalers Thomas Gainsborough (1727 bis 1788) gelenkt. Es ist das ein lebensgroßes wohlerhaltenes Porträt der Königin Charlotte von England, geborenen Herzogin zu Mecklenburg, das im Königszimmer des Großherzoglichen Schlosses zu Ludwigslust das Interesse aller Besucher auf sich zieht. Königin Charlotte war die Schwester des Herzogs Adolf Friedrich IV. von Mecklenburg-Strelitz. Sie vermählte sich vor etwa einhundertfünfzig Jahren (8. September 1761) mit König Georg III. von Großbritannien und wurde als äußerst beliebte Queen von den bedeutendsten Malern ihrer Zeit in zahlreichen Bildern dargestellt.

Auch Gainsborough hat die Königin Charlotte wiederholt porträtiert. Das wertvollste und wohlerhaltenste dieser Porträte ist das Ludwigsluster, das wohl infolge der verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen der englischen und der mecklenburgischen Herrscherfamilie als Geschenk seinen Weg nach dort fand. Steinmann urteilt darüber: „Das Gemälde erscheint schon wegen seiner Dimensionen ($2{,}_{39}:1{,}_{57}$ m) wie geschaffen für eine Ahnengalerie im Buckingham-Palace oder Windsor-Castle, und Gainsborough selbst hat die Königin wohl niemals wieder in so vornehmer Pose, in so königlich pomphafter Toilette gemalt wie hier."

Die Echtheit des Bildes ist durch eine genaue Bezeichnung auf dem alten Blendrahmen außer Zweifel gesetzt. Der hohe Kunstwert des Porträts liegt in der wunderbaren Farbenharmonie, die alle Töne einheitlich ineinanderfließen und doch jede Einzelheit deutlich und klar hervortreten läßt. Da dem englischen Historiker Thomas Nugent das Porträt schon 1766 gelegentlich eines Reiseaufenthalts in Ludwigslust von der Herzogin Luise gezeigt worden ist, so darf man schließen, daß es in den ersten Jahren der Ehe der Königin Charlotte gemalt wurde, die fürstliche Frau also im Alter von etwa zwanzig oder einundzwanzig Jahren dargestellt ist. Weitere Gemälde der Königin von Gainsborough befinden sich in Stuttgart, Herrenhausen und Arolsen, doch kommen diese in ihrem Kunstwert dem Ludwigsluster nicht annähernd gleich.

P. Evers.



Königin Charlotte von England.
Nach einem Gemälde von Thomas Gainsborough.

Generalmajor v. Lauenstein,

der neue Militärbevollmächtigte am russischen Hofe.

An Stelle des Kapitäns z. S. v. Hintze wurde durch Kabinettsorder vom 7. Januar d. J. Generalmajor v. Lauenstein unter Belassung in dem Verhältnis als General à la suite des Kaisers und Königs zum Militärbevollmächtigten am Kaiserlich Russischen Hofe ernannt und der Person des Zaren attachiert.

Otto v. Lauenstein wurde am 1. Februar 1857 in Lüneburg geboren und trat im Frühjahr 1875 als Fahnenjunker bei dem Feldartillerieregiment General-Feldzeugmeister (2. Brandenburgisches) Nr. 18 ein. Am 17. Oktober 1876 zum Leutnant befördert, wurde er nach dem Besuch der Artillerie- und Ingenieurschule Abteilungsadjutant und wenige Jahre später Regimentsadjutant. Sodann besuchte er, am 22. März 1887 zum Oberleutnant aufgerückt, die Kriegsakademie und wurde am 1. April 1890 zur Dienstleistung zum Großen Generalstab kommandiert, in den er noch im Oktober desselben Jahres als Hauptmann versetzt wurde. Im Jahre 1893 wurde Hauptmann Lauenstein als Militärattaché zur deutschen Botschaft in St. Petersburg kommandiert und rückte am 1. September 1896 zum Major auf. Als im Herbst 1900 Oberst Graf Yorck v. Wartenburg vom Oberkommando des Ostasiatischen Expeditionskorps auf einem Streifzug ums Leben gekommen war, wurde Major Lauenstein an seine Stelle zum Generalstab des Oberkommandos in Ostasien versetzt und konnte noch an verschiedenen Expeditionen teilnehmen.

Nach der Rückkehr im Herbst 1901 übernahm Major Lauenstein den Befehl über das 38. Feldartillerieregiment in Stettin und wurde am 22. März 1903 zum Oberstleutnant befördert. Kurze Zeit darauf wurde er zum Abteilungschef im Großen Generalstab ernannt und beim Ausbruch des Russisch-Japanischen Krieges auf den Kriegsschauplatz



Die Geburtstagsfeier Kaiser Wilhelms (27. Januar) in Berlin: Der Kaiser nimmt bei der Parade den Glückwunsch des Großadmirals v. Tirpitz entgegen.

Die Geburtstagsfeier Kaiser Wilhelms in Berlin: **Bei den Kriegsveteranen.** Nach einer Originalzeichnung von Werner Zehme.

in der Mandschurei entsandt. Nach seiner Rückkehr aus dem Feldzuge übernahm er wieder die Stelle als Chef der ersten (russischen) Abteilung des Großen Generalstabes und rückte am 13. Februar 1906 zum Obersten auf. Im September desselben Jahres erfolgte die Ernennung zum diensttuenden Flügeladjutanten des Kaisers. Am 22. März 1907 wurde ihm der erbliche Adel verliehen; im folgenden Jahre erhielt er den Rang eines Brigadekommandeurs. Am 22. März 1910 wurde v. Lauenstein zum Generalmajor befördert und zum Kommandeur der 38. Infanteriebrigade in Hannover ernannt. Gleichzeitig blieb er General à la suite des Kaisers. Zum dritten Male tritt nun General v. Lauenstein in nähere Beziehungen zum russischen Heer, als dessen genauer Kenner er gilt.



Hans Adolf v. Bülow, der neue preußische Gesandte in Hamburg.



Prof. Wilhelm Berger, † am 15. Januar.

Wilhelm Berger.

Wilhelm Berger, der Leiter der Meininger Hofkapelle, Professor und Mitglied der Akademie der Künste in Berlin, verschied am 15. Januar infolge eines langwierigen Magenleidens, dem auch eine in Jena vorgenommene Operation keine Heilung mehr bringen konnte.

Sein Hinscheiden bedeutet für die musikalische Welt einen schmerzlichen Verlust, und sie wird mit aufrichtiger Teilnahme und Trauer dieses feinsinnigen Künstlers gedenken, der so früh — kaum 49 Jahre alt — seiner Kunst entrissen wurde.

Als Wilhelm Berger 1903 den ehrenvollen Antrag erhielt, als Nachfolger Fritz Steinbachs an die Spitze der altberühmten Meininger Hofkapelle zu treten, waren seine Bedeutung und sein Ruf als Komponist schon fest begründet. Seine Lieder, seine Frauen- und Männerchöre **a cappella**, seine Kammermusik und auch seine großen Orchester- und Chorwerke sind erfüllt von einem tiefen Reichtum an vornehmer Empfindung, an Klarheit und an Melodien. Denn er liebte noch die lange melodische Linie, wie er letzten Endes vielleicht überhaupt dem modern Problematischen in der Kunst seiner ganzen Persönlichkeit gemäß fremd gegenüberstand.

Wohl verfügte auch er über die Technik moderner Instrumentation und die den Modernen eigene Harmonik. Aber ihm galt die strengste Form in der Kunst als heilig, und so rang er danach, mit den neuen Mitteln auf seine Art das Alte zu erfüllen, nicht es zu zerstören.

War nun Wilhelm Berger eine als Komponist schon lange gewürdigte Persönlichkeit, als Dirigent wußte man von ihm zur Zeit seiner Meininger Berufung noch nichts. Aber der allseitig durchgebildete, feinsinnige und kluge Musiker und Künstler errang auch hier schöne Erfolge; seine Verdienste als Dirigent sind jetzt, nach siebenjähriger Tätigkeit, unbestritten. Mit erlesenem Geschmack stellte er seine Programme auf. Und wenn auch seine eigentliche Liebe den Klassikern galt, er fühlte in seiner Stellung die Verpflichtung, auch die Jungen zu Worte kommen zu lassen, und er erfüllte sie gern.

Nicht als „der" Dirigent dieses oder jenes Meisters wird Wilhelm Berger in unserem Gedächtnis leben. Sein verdienstvolles Wirken liegt darin, fern von allem persönlich Blendenwollen den Schöpfungen einer jeden Richtung mit Liebe nachgespürt und zu ihrem Recht verholfen zu haben. Sein Ehrgeiz war, mit dem ihm eigenen Temperament, aber in Schlichtheit und Objektivität in voller Ehrlichkeit als ernster Künstler und Mensch seiner Kunst zu dienen.

Richard Gerner.

Rudolph Goethe.

Am 16. Januar 1911 starb nach kurzem, schwerem Leiden in Darmstadt der Königliche Landesökonomierat Rudolph Goethe. Er war einer der hervorragendsten Vertreter auf dem Gebiete des Obst- und Weinbaues, und sein Ruf als erste Autorität seines Fachs ging weit über die Grenzen Deutschlands. Geboren am 13. April 1843 in Naumburg, widmete er sich, nachdem er auf den Franckeschen Stiftungen in Halle und auf dem Gymnasium in Weimar seine Schulbildung genossen hatte, im Alter von siebzehn Jahren der Gärtnerei, war der erste Schüler des Pomologischen Instituts in Reutlingen, hatte dann mehrere Stellungen als Gehilfe und erwarb 1868 in Stuttgart ein eigenes Geschäft. Den Feldzug 1870 machte er als Vizefeldwebel in dem 7. württembergischen Regiment mit und wurde nach den Gefechten von Champigny und Villiers zum Leutnant befördert. Nachdem er nach dem Feldzuge noch zwei Jahre seine Gärtnerei gehabt hatte, gründete er im Auftrage des Kaiserlichen Oberpräsidiums von Elsaß-Lothringen die Obst- und Gartenbauschule Grafenburg bei Brumath. Von hier wurde er 1879 als Direktor der Königlichen Lehranstalt für Obst-, Wein- und Gartenbau in Geisenheim berufen. Wenn diese Anstalt jetzt überall als die erste Fachschule Deutschlands bekannt ist, so ist das wesentlich das Verdienst Goethes. Unablässig trat er auch literarisch hervor, und die Reihe seiner Arbeiten ist sehr groß, seien es einzelne Aufsätze, seien es besondere Bücher. Von letzteren sei hier nur sein letztes größeres Werk genannt: „Deutscher Obstbau" (1908). Mehrere Zeitschriften gründete er ebenfalls. Auch außerhalb seiner Geisenheimer Anstalt war er vielfach und erfolgreich tätig. So war er viele Jahre Vorsitzender der Obst- und Weinbauabteilung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft, Gründer und langjähriger Vorsitzender des Naussauischen Landes-Obst- und Gartenbauvereins, langjähriger Vorsitzender der Rebenveredlungskommission u. a. m. Im Jahre 1903 legte Goethe sein Geisenheimer Amt wegen geschwächter Gesundheit nieder und lebte fortan in Darmstadt, ohne Amt, aber nicht ohne Arbeit. Seine zahlreichen Schüler bewahrten ihm alle in hervorragendem Maße Liebe, Verehrung und Dankbarkeit; mit vielen stand er in herzlicher Beziehung und Mitarbeit, viele haben sich auch später seiner sorgenden Güte erfreut. — Er war ein liebenswürdiger, stets hilfsbereiter Mensch von vornehmer Gesinnung und lauterem Charakter, eine edle, gewinnende Persönlichkeit.

E. Ihne.



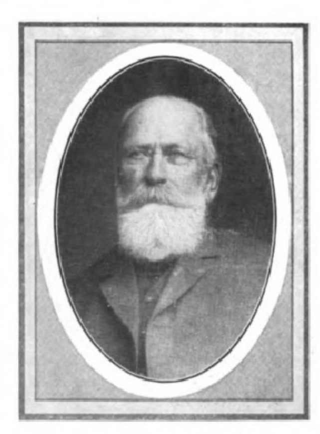
Phot. J. Benade, Wiesbaden.
Wirklicher Geheimer Rat v. Reichenau, der neue deutsche Gesandte in Stockholm.

v. Reichenau.

Zum Nachfolger des von seinem Posten zurückgetretenen deutschen Gesandten in Stockholm, Grafen Pückler (vgl. Bild und Biographie in Nr. 3523 vom 5. Januar 1911), ist der bisherige Gesandte in Belgrad, Wirklicher Geheimer Rat v. Reichenau, ernannt worden. Herr v. Reichenau hat sich bereits mehrfach im diplomatischen Dienste ausgezeichnet. Er ist 1857 in Wiesbaden als Nachkomme einer alten nassauischen Adelsfamilie geboren. Nach Absolvierung juristischer Studien wurde er 1880 als Referendar verpflichtet. Er war als solcher im Elsaß tätig, wurde 1885 Assessor und trat im gleichen Jahre in die Dienste des Auswärtigen Amtes; 1888 erfolgte seine Ernennung zum Legationssekretär der preußischen Gesandtschaft beim Vatikan. In dieser Stellung führte er mit großem Geschick die Verhandlungen, die dem ersten Besuch Kaiser Wilhelms bei Papst Leo XIII. vorausgingen, und wußte alle Schwierigkeiten zu beseitigen. Er wurde dafür vom Kaiser persönlich dekoriert. Im Jahre 1893 wurde er von Rom nach dem Haag versetzt; 1894 erhielt er seine Ernennung zum Legationsrat, 1895 kam er nach Bukarest, 1896 als erster Sekretär nach Washington, 1898 als Generalkonsul für Bulgarien nach Sofia, 1900 wurde er zum Gesandten in Guatemala ernannt, jedoch wegen Erkrankung bis 1903 zur Disposition gestellt. Er war dann Gesandter in Santiago (Chile), seit 1907 in Rio de Janeiro und seit 1909 als Nachfolger des Prinzen Maximilian von Ratibor und Corvey in Belgrad. Herr v. Reichenau ist mit einer Amerikanerin verheiratet. Er verfügt über eine reiche diplomatische Erfahrung, und man kann zu ihm das Vertrauen haben, daß er sich auf seinem neuen Posten in Stockholm die gleichen Sympathien wie sein Vorgänger erwerben wird.



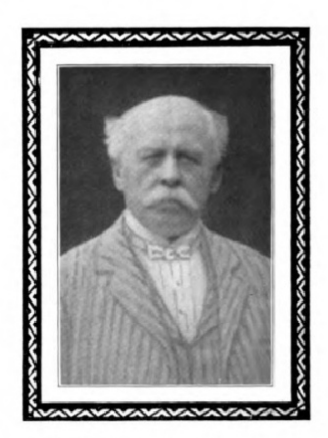
Generalmajor v. Lauenstein, der neue Militärbevollmächtigte am russischen Hofe.



Landesökonomierat Rudolph Goethe, † am 16. Januar in Darmstadt.



Dr. Manuel Enrique Araujo, der neue Präsident von San Salvador.



Geheimer Justizrat Carl Robert Lessing, der Verleger der „Vossischen Zeitung" in Berlin, † am 28. Januar.

Friedrich Natusch und sein Dichter.

Novelle von Paul Hermann Hartwig.



riedrich Natusch war der jüngste von sechs Söhnen des Pastors Natusch auf einer Pfarrei im Schwabenland. Die drei ältesten hatten mit winzigen Wechseln, Freitischen und Stipendien studiert, der vierte war nach Amerika gegangen, der fünfte trat in eine Bank ein und kostete anfangs natürlich auch Geld, für das Studium des Benjamin langte der schmale Geldbeutel nun wirklich nicht mehr zu. Selbst der Verzicht des Pastors auf die Pfeife hätte das Budget nicht wesentlich vergrößert. Dem Vater blutete das Herz; denn gerade Friedrich hatte einen so guten Lernkopf und das richtige Sitzfleisch zum Studieren. Der begüterte Onkel Ferdinand Vogel war vergeblich um Beihilfe angegangen worden, er hatte nichts für die studierten Leute übrig. Ja, wenn einer der Neffen sich zum Tierarzt entschlossen hätte, dann würde er vielleicht die wohlgehütete lederne Geldkatze geöffnet haben. Aber zum Studium der Tierarzneikunde hatte auch Friedrich nicht die geringste Neigung. Um wenigstens seinen geliebten Büchern treu bleiben zu können, trat er als Lehrling in die Buchhandlung einer kleinen Stadt seines engeren Vaterlandes ein. Da er keine Vergütung zahlen konnte, mußte er schlecht und recht die Freuden einer vierjährigen Lehrzeit auskosten.

Er war eine stille, in sich gekehrte Natur, empfänglich für alles Schöne und Große, ein eifriger Hüter seiner Ideale, aber zu scheu, sich jemandem anzuvertrauen. Er blieb wie ein Fremder in dem kleinen Nest; Mittel, es seinen Altersgenossen gleichzutun, standen ihm nicht zur Verfügung, es verlockte ihn auch nichts zu den lärmenden, lustigen Späßen. Einen Gefährten fand er nicht, die Sehnsucht nach einer gleichgestimmten Seele blieb unerfüllt. In enger Berührung mit der Natur, deren Schönheit ihm früh offenbar wurde, suchte er Ersatz für das, was ihm versagt blieb. Die freien Stunden waren ja nur dünn gesät, aber der Weg in das liebliche, waldige Bergland war nicht weit. Sobald es ihm nur möglich war, suchte er mit dem Werk eines Lieblingsdichters in der Tasche vertraute Pfade und Plätze auf.

An langen Winterabenden und Nächten las er; das Licht, das er auf den Bettpfosten geklebt hatte, brannte trübe, es wurde kalt in der kleinen Kammer, er aber wärmte sich am Funkensprühen eines Geistes oder versenkte sich tief in zarte Empfindungswelt dichterischer Gestalten.

Am Morgen war er denn wohl infolge des fehlenden Schlafs ein wenig müde; aber treue Pflichterfüllung war ihm zur zweiten Natur geworden, das Wesen des Betriebs beherrschte er gründlich, da fand selbst der gestrenge, gern nörgelnde Chef keine Veranlassung zum Tadeln. Er hätte den zuverlässigen jungen Mann gern länger an sein Haus gefesselt; aber als die langen vier Jahre zu Ostern ihr Ende erreicht hatten, blühte gerade der schönste Frühling im Schwabenlande, und Friedrich Natusch erfaßte Sehnsucht nach Veränderung, nach anderer Umgebung, größeren Lebensverhältnissen. Er fand eine gute Stellung in dem angesehenen Verlag einer großen mitteldeutschen Handelsstadt.

Zu Fuß wanderte er seinem neuen Bestimmungsort zu, unbelastet durch Gepäck, das er bereits vorausgeschickt hatte. Es war das erstemal, daß er sich von dem beklemmenden Gefühle der Sorge, des leichten Kummers über die Bahnen, die sein Leben einschlagen mußte, frei fühlte. Die Wanderung durch den knospenden Frühling bedeutete für ihn wirklich einen Lebenstrunk — die Natur sprach zu ihm in der überreichen Fülle ihrer Erscheinungen — jede Stunde bedeutete für ihn ein neues Erlebnis. Ein seltsames Hoffen, eine Sehnsucht, die er nicht begriff, ein Drängen nach Gestalten und Schaffen, dem er nicht nachzugeben wagte, bewegten sein Herz. Eines Abends, als er in einem hübschen ländlichen Gasthof eingekehrt war und die laue Frühlingsluft in weichen, linden Wellen in das niedere Gastzimmer ebbte, versuchte er es, seinen Eindrücken dichterische Form zu geben. Aber sein Ringen um Ausdruck, um Echtheit, um Einfachheit brachte kein Ergebnis, das ihn befriedigte. Als er das Niedergeschriebene überlas, war es etwas ganz anderes als seine Empfindungen und Gedanken. Diese Erkenntnis war mit einem seelischen Unbehagen, einem leichten Schmerz vergleichbar, verbunden, dann mußte er über sich selbst lächeln, und er zerriß die Blätter.

Die neue Stellung nahm den ganzen Menschen in Anspruch. Die Verhältnisse waren großzügiger als in der kleinen Stadt; im Grunde mußte er vollständig umlernen, aber man kam ihm mit freundlicher Ruhe entgegen, die ihm das Eindringen in den neuen Betrieb sehr erleichterte.

Die Stadt mit ihrer reichen geschichtlichen Vergangenheit, ihrer tatkräftigen Anteilnahme am Leben der Gegenwart bot ihm eine Fundgrube des Neuen und Lernenswerten. Anschluß an Kollegen fand er auch hier nicht; etliche Herren waren reife Familienväter, die ihre Wohnungen weit draußen in den Vorstädten hatten, die jüngeren Herren aber, äußerlich flott und elegant, lebten meist in sportlichen Dingen, denen Friedrich Natusch natürlich ganz fernstand, für die er auch kein Interesse aufbringen konnte, als einer der Kollegen ihn einzuführen suchte. Man hielt ihn bald für einen unrettbaren Provinzialen, dem man möglichst viel Arbeit zuschieben müsse.

Friedrich war klug genug, diese Ansicht seiner Umgebung zu durchschauen; er hielt auch zuweilen mit einer ironischen Bemerkung nicht zurück, die dann große Überraschung verursachte, da man sie ihm nicht zugetraut hatte.

Bei der Wahl eines Zimmers war er mit besonderer Umsicht zu Werke gegangen. Der Preis durfte nur seinen mäßigen Mitteln entsprechend sein, doch wollte er auch nicht auf bescheidenes Behagen verzichten. Nach langem Suchen fand er in einem schmalen Gäßchen neben dem alten Rathaus ein Unterkommen, wie er es sich wünschte.

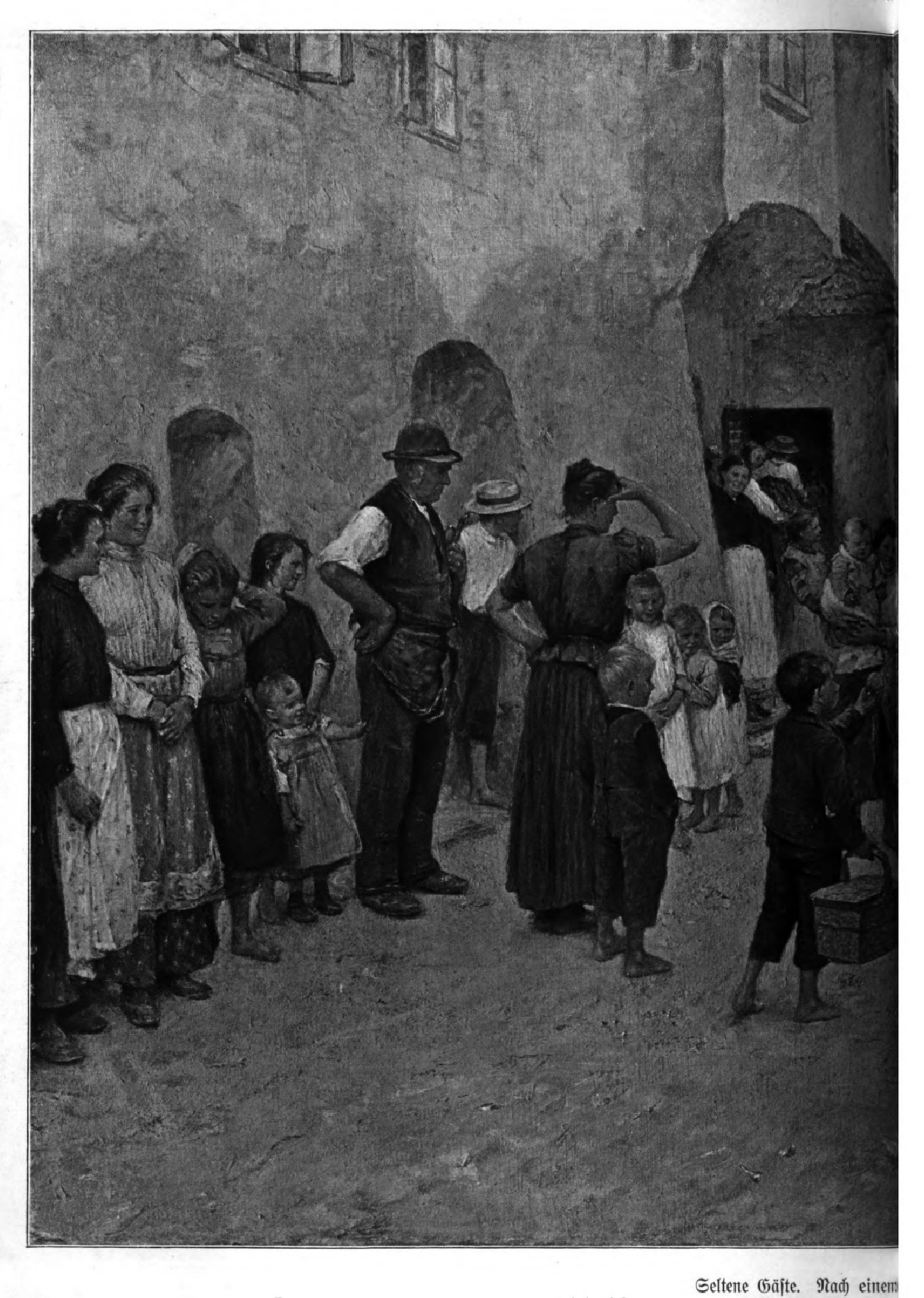
Das Haus, das vielleicht einmal einer Patrizierfamilie gedient hatte, war sehr alt, die vier breiten, mit verschnörkelten, säulenartigen Geländern umgebenen Stiegen waren auch an hellen Tagen in braungoldene Dämmerung gehüllt, nur über der obersten Stiege lag heller, grünlicher Schimmer, der durch die alten, opalisierenden Fensterscheiben der ovalen Dachluken fiel.

Das Parterre und die beiden ersten Etagen dienten verschiedenen Firmen als Bureauräume und Lager. In dem dritten Stock wohnten zwei Familien, die dem Kleinbürgertum angehörten, im vierten aber hauste allerlei sonderbares Volk, ein Posaunenbläser außer Dienst, ein altes Ehepaar, Chorsänger, die von einer winzigen Pension und Erinnerungen an ehemalige Tage des Glanzes zehrten, ein Dompteur, der angeblich im Kampf mit wildgewordenen Leoparden sein linkes Bein verloren hatte und nun überaus kunstfertig Vögel ausstopfte, eine Beschäftigung, die einen leisen Kampferduft in den ganzen Stock brachte. In zwei Dachkammern hauste die Friseuse Meyer mit ihrer Nichte Finette. Die hübscheste, aus zwei Zimmern, Kammer und Küche bestehende geräumige Wohnung aber hatten Madame Felicie Schröder und ihre Tochter Yvonne inne. Bei Madame Felicie hatte Friedrich Natusch ein Zimmer gefunden, wie es ihm zusagte. Es war mit alten, gutgehaltenen Birkenmöbeln ausgestattet, das Bett und der Waschtisch waren durch einen grünen Vorhang abgetrennt. Vor dem großen, breiten, in einem Dacherker befindlichen Fenster stand ein geräumiger Fenstertritt und auf diesem ein alter, ausgesessener, bequemer Stuhl und ein kleiner Arbeitstisch. Von hier aus hatte man die reizendste Aussicht über altertümliche Giebel und Türme, über den Fluß hinweg bis zu fernen Baumwipfeln. Das Dach des alten Rathauses war freilich sehr nah, aber die Ziegel trugen eine prächtige Alterspatina, und die Wasserspeier hatten in dieser Nähe etwas grotesk Phantastisches. Und die breite Dachrinne vor dem eigenen Fenster verlockte geradezu zum Anbringen von Blumenkästen. Ob Sonne vorhanden sei? Ja freilich, es war die schönste Sonnenseite der Welt; gerade durch den Ausschnitt, der auch die Aussicht gewährte, schien sie vom Morgen bis zum Mittag – Südostseite.

Friedrich Natusch richtete sich mit seinen geringen Habseligkeiten bald höchst gemütlich ein, er hätte es wahrhaftig nicht besser treffen können.

Madame Felicie Schröder, née Guiscard, war eine Elsässerin, die 1871 einem preußischen Eroberer in seine Heimat gefolgt war. Obwohl sie sich etwas auf ihre französische Abstammung zugute tat, bereute sie den Schritt nie, der sie von den Ihren für immer trennte. Sie liebte ihren langen, blonden „Einrick" und war untröstlich, als er nach kurzer Krankheit sie und die kleine Yvonne allein zurückließ. Dringende Sorgen zwangen die Witwe bald, Entschlüsse zu treffen. In die Heimat wollte sie als arme, unglückliche Frau durchaus nicht zurückkehren. Sie verkaufte alles, was irgendwie überflüssig erschien, manches Stück, Erinnerungen an schönere Tage, mit schwerem Herzen und richtete sich, so gut es ging, mit ihrem Töchterchen in der bescheidenen Wohnung im Limpurggäßchen ein. Die in ihrer Mädchenzeit gern gepflegte Kunstfertigkeit des Stickens kam ihr jetzt als Erwerbsquelle sehr zustatten. Sie arbeitete Meßgewänder, Altardecken und stand auch mit einer hervorragenden Firma in Verbindung, die ihr manchen lohnenden Auftrag zuwandte. Sie war unermüdlich fleißig und gewann in der Arbeit etwas von ihrer früheren elsässischen Munterkeit zurück. Ihr Glück war ihre Yvonne, die, äußerlich ihr, dem Charakter nach dem Vater ähnlich, zu einem netten, frischen Mädchen heranwuchs. Sie besuchte eine kunstgewerbliche Schule, hatte viel Begabung zum Entwerfen origineller Muster, verdiente auch schon ab und zu, aber die Ausbildung kostete





Seltene Gäste. Nach einem

E. Strecker

Chemigraphische Anstalt von J. J. Weber in Leipzig.

Gemälde von Emil Strecker.

Geld; darum hatten sie sich auch entschlossen, ein Zimmer an einen Mieter abzugeben. Die ruhige Bescheidenheit des jungen Herrn Natusch machte ihnen den Entschluß leichter. Er verlangte nie etwas, war dankbar für jede kleine Freundlichkeit, man merkte ihn eigentlich nie.

Das erste Frühstück brachte ihm anfangs Madame Felicie; sie fand ihren Mieter stets fertig angekleidet, beim Lesen eines Buches oder mit einer Bastelei beschäftigt, die irgendeine kleine Verbesserung des Zimmers bewirken sollte. Madame Felicie plauderte gern, „Monsieur Frédéric" erfuhr ihre eigenen Lebensschicksale und nach und nach interessante Momente aus dem Leben der übrigen Bewohner der vierten Etage, daß die Friseuse Meyer die kleinen „Likörs" sehr liebe, und daß deren Nichte Fräulein Finette eine schlimme Kokette sei, die es auf den ehemaligen Dompteur abgesehen habe. Von der Reputation des alten Chorsängerpaares wußte sie viel Günstiges zu berichten, aber der Posaunist außer Dienst liebe leider die großen „Likörs", und er habe die unerfreuliche Angewohnheit, nach ihrem Genuß „immer zu blas der Posaun" zum Entsetzen aller Hausbewohner. Einmal habe sie ihn betrunken auf der Treppe gefunden. „Oh, Monsieur Frédéric, Sie könne sich nicht denke mein Schreck, so zwei Frauen ganz einsam, ich und Yvonne, pauvre petite. Oh, warum mußten sterben mein arme Einrick so bald!"

Friedrich Natusch hörte aufmerksam und höflich zu, ohne allzuviel Interesse für die Geschichten der guten Dame Felicie zu verraten. Aber ihre kunstreichen Arbeiten bewunderte er sehr, die herrlichen, musterhaft in farbiger Seide und Gold gearbeiteten Stickereien, die ihre geschickten Hände unermüdlich herstellten. Mademoiselle Yvonne sah er wenig; sie besuchte außer der Kunstgewerbeschule noch Fortbildungskurse, um einmal eine recht gute Stellung einnehmen zu können. Und Friedrich Natusch war ja auch durch seinen Beruf reichlich in Anspruch genommen. Das erste Jahr ging ihm wie im Fluge herum.

Eines Morgens klopfte es zaghafter als sonst an seine Tür, und auf sein „Herein" trat Mademoiselle Yvonne mit dem Kaffeebrett ins Zimmer, gerade heute, wo Herr Natusch vergessen hatte, seine Kravatte anzulegen.

„Mama ist unwohl, da bringe ich das Frühstück."

Herr Natusch war in großer Verlegenheit.

„Oh, bitte sehr, oh, bitte sehr."

Sie beherrschte die Situation auch nicht völlig, denn sie hielt das Tablett noch immer in der Hand. Er bemerkte es und nahm es ihr so hastig aus der Hand, daß das gestrichene Brötchen zu Boden rollte. Sie bückten sich beide und tauchten mit roten Köpfen wieder auf. Und nun sah Fräulein Yvonne erst, wie hübsch Herr Friedrich eigentlich war. Wie schön war dies dicke, blonde Haar, und wie verständig und gut blickten die dunklen Augen aus dem feingeschnittenen Gesicht! Herr Friedrich war nicht kühn genug zu irgendwelchen Beobachtungen, und die kleine Yvonne konnte sich doch sehen lassen, die schlanke, zierliche Gestalt, das pikante Köpfchen mit dem kaum sichtbaren Flaum auf der Oberlippe. Die grauen, dunkel umrahmten Augen hatten einen weichen Ausdruck, aber um den Mund lag eine feine, Energie verratende Linie. Herr Friedrich bemerkte von all diesen reizenden Naturgaben, wie gesagt, nichts, nur an den zierlichen, schlanken Füßen mit dem hohen Spann blieben seine Augen einen Moment hängen, und auch das nur, weil er sie schüchtern zu Boden gesenkt hatte.

Ob viele junge Mädchen solche niedliche Füße hätten, fuhr es ihm durch den Kopf — aber er fragte sofort nach dem Befinden der Frau Mutter; es sei hoffentlich nichts Ernstliches.

„Nein, Gott sei Dank, nicht; eine Influenza. Einige Tage muß sie wohl das Bett hüten; sie muß sich sehr schonen, nach der Lungenentzündung, die sie vor ein paar Jahren hatte."

„Sie haben viel Schweres durchmachen müssen."

„Freilich, es geht nicht immer so leicht zu, aber man darf den Mut nicht verlieren. Es war ein Glück, daß ich damals meine ersten Entwürfe so gut verkaufen konnte."

„Sie sind Künstlerin?"

„Lieber Gott, nein; Einfälle hab' ich, und die nehmen Gestalt an, ohne daß ich es selbst weiß. Seit ich die Kunstgewerbeschule besuche, sehe ich erst, wie wenig ich kann."

Friedrich faßte einen außerordentlichen Mut.

„Ich möchte ihre Arbeiten wohl einmal sehen."

„Ich werde sie Ihnen sehr gerne zeigen; kommen Sie doch mal zu uns herüber, wenn Mama wieder wohlauf ist."

Aber die Unpäßlichkeit Madame Felicies dauerte fast vierzehn Tage, und während dieser Zeit kam Fräulein Yvonne täglich, um Herrn Friedrich das erste Frühstück zu bringen. Sie hatte die Schüchternheit, die sie anfangs immer überfiel, bald überwunden, das Betragen Herrn Friedrichs jedoch verlor nichts von der etwas steifen, leicht komisch wirkenden Feierlichkeit. Wieviel Überwindung hatte es ihm gekostet, den Veilchenstrauß oder ein anderes Mal ein paar Früchte für die Leidende abzugeben! Fräulein Yvonne wußte nach ein paar Tagen ganz genau, wie es um ihr Herz stand, das bis jetzt noch nie gesprochen hatte. Ach, das Leben war doch schön, und die Mama war ja auch auf dem Wege der Besserung!

Herrn Friedrich ging es in diesem Frühling ganz sonderbar: seine Glieder waren ihm oft so schwer wie nach langen Strapazen, und durch sein geordnetes Denken huschten allerlei krause, bunte Bilder. Jüngst hatte er auch wieder versucht, eine Impression dichterisch zu fixieren — wieder vergebens. Und doch war es so hübsch gewesen, wie Fräulein Yvonne — ihren lieblichen, weichen Namen wußte er jetzt auch schon — mitten in der Frühlingssonne am Fenster neben den blühenden Tulpen und Narzissen stand. Da hatte er wohl schauen müssen, und das tat er auch, denn im Grunde war er ja kein Stiesel, wenn manche ihn auch dafür halten mochten. Es kränkte ihn, es machte ihn unruhig, daß ihm die Gabe des Gestaltens versagt schien. Wie hatte Fräulein Yvonne gesagt: „Einfälle habe ich, und die nehmen Gestalt an, ohne daß ich es selbst weiß." Einfälle hatte er ja auch. Wie aber sollte er sie lebendig machen? Es war, als ob ihn Scham zurückhielte.

Unruhe trieb ihn nach Schluß des Bureaus ins Freie, dahin, wo die Stadt aufhörte und der Wald anfing. Wie weich und wundervoll dieser Frühlingsabend war — der Himmel ein wenig von zarten, grauen Wolkenschleiern verhangen; treibhausweich umspielte die Luft seine Schläfen, er meinte das Erwachen und Sprießen der Natur zu spüren. Tiefe Empfindungen bewegten ihn, er hätte sich mitteilen mögen, aber das war ja die alte Sehnsucht — wo war die Seele, die ihm zugeneigt war!

Er wanderte weiter und weiter, bis ihn ein rechtschaffener Hunger zur Einkehr in ein einfaches Waldwirtshaus zwang. Die geschwätzige Kellnerin, ein nettes, ländliches Mädchen, suchte ihn zu unterhalten und ließ sich durch seine Einsilbigkeit nicht stören. Von ihr hörte er denn auch von dem in der Nähe befindlichen Aussichtspunkt, wo der Herr „Göde" ein so schönes Gedicht gemacht haben sollte, auswendig wisse sie es nicht, aber in ihrem Stammbuch stände es, und sie wolle es gleich holen, ja, sie habe auch ihre Bildung, und wenn sie auch für die Natur schwärme, die Stadt habe doch auch ihre Vorzüge.

Friedrich zahlte mit einem freundlichen Dankeswort für alle Mitteilungen. Das nette Mädchen war von den Worten und dem Trinkgeld höchst befriedigt und zeigte ihm ohne Aufforderung den Weg zu dem Aussichtspunkt, den schon der Herr „Göde" frequentiert hatte; der Herr sei doch gewiß auch ein Dichter, er habe so was. Er dankte für ihre gute Meinung, ohne näher auf ihre Mutmaßung einzugehen. Wie es um seine Dichterei bestellt war, wußte er ja leider.

Durch die leichte, graue Wolkendecke hatte sich nun der Mond gearbeitet. In einigen Tagen mußte er die volle Scheibe erreicht haben, weiß und klar fiel sein Licht durch das Gezweig der Bäume auf den Waldpfad, der nach ein paar leicht ansteigenden Windungen zu der Höhe führte, von der man einen köstlichen Blick über das offene Tal genoß. Vom Fluß stiegen zwar weiße, feine Nebel auf, die das Naheliegende einhüllten, aber die Silhouetten der großen Stadt wuchsen aus dem rötlichen Dunst hervor, und auf den Feldern, um Baum und Busch lag das Mondlicht so weiß, daß Einzelheiten scharf umrissen hervortraten. Das ganze Bild atmete eine Weichheit, Milde und Ruhe, daß Friedrich im Innersten ergriffen wurde. Das nette, ländliche Mädchen mochte wohl recht haben mit seiner Behauptung, Herrn von Goethe betreffend. Es war zum Händefalten schön. Das kleine Fräulein Yvonne wäre recht traurig gewesen, hätte sie gewußt, daß er ihrer in diesem Augenblick auch gar nicht gedachte. —

An der Hügelwand, die steil in das Tal abfiel, stand ein aus Birkenstämmen leicht gezimmertes kleines Schutzhaus. Die weiche Luft und die stille Herrlichkeit des Ortes verlockten zu weiterem Genuß. Als Friedrich auf der Bank in dem nach allen Seiten offenen Birkenhäuschen einen Platz suchte, erhob sich eine in einen Mantel gehüllte Gestalt.

„Oh, ich möchte Sie nicht vertreiben", sagte Friedrich höflich.

„Sie tun es nicht; ich war im Begriff zu gehen. Was soll ein Gramzerrissener in diesem Frieden?"

Der Fremde, dessen Kopf sich ganz im Schatten befand, hatte ein dunkles, volles Organ und ein rollendes R.

Der milde Abend, die gute, glückliche Stimmung machten Friedrich mutiger, als er sonst wohl gewesen.

„Es ist traurig, allein zu leiden", sagte er.

„Da haben Sie recht, das ist es wahrhaftig — allein zu leiden. Oh, über das Los eines deutschen Poeten in unserer materiellen, rohen Genüssen zugeneigten Zeit!"

„Sie sind ein Dichter?" —

Friedrichs ganze Teilnahme war erweckt — er fühlte, daß ihm diese Stunde etwas Wunderbares bringen müsse.

„Ob ich ein Dichter bin! Hier" — er klopfte sich mit Nachdruck auf die linke Seite — „hier fühlte ich es; aber die Redaktionen und Theaterdirektoren behaupten: »Nein.« Erst heute habe ich mein Drama »Die Heiligung der Sünde« vom Königlichen Schauspielhause zurückerhalten. Dieses Werk, in dem mein Herzblut laut und vernehmlich pulsiert. Eigentlich ist es eine Ehre, denn die Ochsendummheit der Dramaturgen und Lektoren ist maßlos."

„»Die Heiligung der Sünde«", sagte Friedrich ehrfurchtsvoll.

„Ja, mein reifstes Werk, dem ich den Schlaf meiner Nächte geopfert habe. Oh, ich weiß, sie scheuen die Klauen des Löwen, den sie spüren. Aber inzwischen geht die Not um und klopft mit hartem Finger an des Dichters Tür. Ja, ja, Lorbeer und Elend, die alte Geschichte. Mais que faire?"



Der Fremde war aufgesprungen, und nun sah Friedrich den fast klassisch geschnittenen, mit dem üppigsten Lockenwald geschmückten Kopf eines jungen Herrn, der in der ersten Hälfte der Zwanzig stehen mochte. Er trug einen dunkeln Radmantel und einen breiten Wehschlips aus schwarzer Seide. Ja, so mußte ein Dichter aussehen: diese kühne Nase, diese breiten, energischen Brauen, die die hellen Augen düster erscheinen ließen, und der groß geschnittene Mund, dem die „Rrr" so scharf entrollten.

Friedrich gedachte seines Landsmanns und sagte etwas töricht: „Auch Schiller hat sehr gelitten."

„Schiller ist ein fernliegender Gegenstand, mein Herr. Oder lieben Sie Schiller, gehören Sie vielleicht zum Herdenvieh, das bedingungslos ein Ideal braucht?"

Friedrich Natusch stockte einen Augenblick; er war ja ganz und gar nicht frei von Schiller, aber er wollte durchaus nicht zum Herdenvieh gehören.

„Über seine innere Abhängigkeit von Shakespeare ließe sich ja manches sagen."

„Nur keine literarhistorischen Betrachtungen. Oder sind Sie am Ende Kritiker?"

„Nein, Kritiker bin ich nicht."

„Ich würde es auch sehr mißbilligen; ich mißbillige Kritik überhaupt. Was nützt sie? Sie führt das Publikum höchstens in die Irre."

„Diese Kritik würde auch ich mißbilligen."

„Ich sehe, Sie haben Verstand, mein Herr. Wie ist es, wollen wir uns diesem keineswegs gesunden Flußnebel noch weiter aussetzen oder unsere Bekanntschaft in einem kleinen, gemütlichen Weinlokal entwickeln? Ich kann Ihnen einiges von meinen Plänen verraten. Sie werden staunen, junger Mann; aber ich weiß, meine Zeit muß kommen, die Zeit, wo Demetrius Böttger, den man jetzt mit Steinen wirft . . ."

Es war ein recht angenehmes Lokal, in das Herr Demetrius Böttger Friedrich einführte. In dem kleinsten der drei Zimmer schien der Dichter seinen Stammplatz zu haben; denn ein hochbusiges Mädchen, das den Kopf auf eine merkwürdige Art im Nacken trug, stellte Wein in einer strohumflochtenen Flasche und ein Glas auf die Marmorplatte des Tisches.

„Noch ein zweites Glas, Eulalia!" rief Herr Böttger. Das gefällige Mädchen holte von der Kredenz das Glas, und Friedrich hörte in diesem Augenblick, daß Eulalia der schön frisierten Büfettdame einige beruhigende Worte zuflüsterte, aus denen selbst das ahnungslose Gemüt Friedrichs entnehmen konnte, daß die Not auch mit hartem Finger an die Marmorplatte des Dichtertisches geklopft hatte.

Der Wein war süß und schwer, irgendeine verdorbene italienische Marke. Friedrichs Geister wurden losgebunden, er offenbarte dem interessanten Freunde viel von seinen Wünschen, und dieser revanchierte sich durch die Mitteilung seiner großen Pläne.

„Wenn ich die verlotterte, verrottete Gesellschaft von heute abgeschlachtet habe, dann werde ich an meinem Ruhmestempel arbeiten; ich werde der Welt den großen Dramenzyklus geben, dessen sie bedarf: Danton, Napoleon, Bismarck, das werden meine Helden sein. Ich sehe sie schon schweren Schrittes über die Bühne schreiten. Ob es aber Mimen geben wird, die mit mir das lebendige Drama schaffen können — ich bezweifele es! Ja, wenn ich selbst der Verkörperer meiner Gestalten sein könnte! Aber vor der Welt des Scheins schaudere ich zurück."

Eulalia hatte bewundernd zugehört und mischte sich nun ins Gespräch, indem sie infolge ihrer Kopfhaltung einen verschwimmend zärtlichen Blick auf Herrn Böttger heftete. Ihr Dialekt lieh den Ausdrücken ihrer Bewunderung den richtigen Schmelz.

„Wenn Herr Böttger nur zur Biehne gehen möchte, ich hab' ihn emal als Dichter in »Lorbeerbaum und Bettelstab« gesehen, un das war so scheen, daß mer noch egal davon träumen muß. E Organ, eenen Schwung, eenfach wonnig!"

„Gutes Mädchen!" sagte Demetrius und, zu Friedrich gewandt: „Ich habe mich in der Tat einmal zu der Aufführung eines dramatischen Vereins herabgelassen."

„Und was des weibliche Publikum betraf, des war Se nu eenfach in Begeisterung."

Friedrich versuchte, das Gespräch wieder vom Persönlichen auf Allgemeines zu lenken, ihm war das Mädchen mit der eigentümlichen Kopfhaltung nicht sonderlich angenehm.

„Ja, und wenn ich erst dem deutschen Schrifttum das Meinige gegeben habe, dann werde ich eine Bühne gründen, an der alle großen und freien Geister zu Worte kommen sollen, ich, Demetrius Böttger, werde Rufer im Streite sein und alle Hochgesinnten um mich scharen!" So schwafelte er!

Friedrich Natusch aber begann zum erstenmal in seinem Leben des süßen Weines voll zu werden und konnte echt und unecht nicht mehr unterscheiden. Sie saßen noch lange und leerten Flasche um Flasche, so daß ihm ein paar nächtliche Stunden völlig in Dämmerung gehüllt waren. Als er am andern Morgen mit einem abscheulichen Katzenjammer erwachte, war ihm nur eins in Erinnerung, daß er einen Freund fürs Leben gewonnen habe, und daß dieser Freund bei ihm die „Heiligung der Sünde" vorlesen würde. Als Fräulein Yvonne mit dem Frühstück hereintrat und ihres Mieters ansichtig wurde, erschrak sie.

„Um Gottes willen, wie sehen Sie aus? Sie werden auch die Influenza bekommen, genau so war es mit Mama."

Herr Friedrich war in einiger Verlegenheit um eine passende Erklärung: er wurde sehr gesprächig, erzählte von dem neugewonnenen Freund und den literarischen Genüssen, die dem Limpurggäßchen bevorstünden. Fräulein Yvonne freute sich als gutes Mädchen mit und bat nur, die Vorlesung des Dramas so lange hinauszuschieben, daß auch die Mama daran teilnehmen könnte.

Herr Friedrich Natusch hatte so etwas wie ein schlechtes Gewissen. Abende wie der verflossene lagen doch eigentlich aus seiner Linie, und die rasche Freundschaft setzte ihn beinahe in Bestürzung; aber schön war das Aussprechen über all die Dinge, die ihm am Herzen lagen, doch gewesen. In seinem Bureau war er sichtlich zerstreut und unruhig. Die erfahreneren Kollegen, die seinen Zustand richtig taxierten, freuten sich. Mittags holte ihn Demetrius ab. Er war niedergeschlagen, da eine verständnislose Redaktion ihm das Novellenmanuskript, zu dem er sich herabgelassen, dankend zurückgeschickt hatte. Friedrich fiel es einigermaßen schwer, sich in den überaus freundschaftlichen Ton, den der Dichter anschlug, zu finden, aber es erschien ihm doch sehr wertvoll, daß dieser geniale Mensch sich zu ihm gesellt. Aus den Gesprächen des Herrn Demetrius ging hervor, daß seine Lebensumstände in der Tat überaus bedrängt seien. Friedrich überlegte schon, wie er ihm am taktvollsten seine Hilfe übermitteln könnte, als ihm der Dichter den Vorschlag machte, ihn in seine Wohnung zu begleiten. Er zeigte sich von allem sehr entzückt, von dem alten Hause, dem Zimmer und Fräulein Yvonne, die gerade über den Vorplatz ging. Ohne viel Umstände beteiligte er sich an dem Mittagsmahl Friedrichs, indem er viel schöne Worte über das Wesen opferbereiter Freundschaft zu sagen wußte. Da es Rüben und Hammelfleisch gab, wurden beide satt. Friedrich machte seinen Gast auf die Schönheiten der Aussicht aufmerksam, aber Demetrius versagte hier, er fand nur die Nähe des Rathauses bedrängend. Er erkundigte sich dann, ob nicht einige Leute von Einfluß bei der Vorlesung zugegen sein würden, die er schon für die nächste Zeit in Aussicht stellte. Friedrich konnte ihm ja damit leider nicht dienen, aber er versprach, für Publikum zu sorgen. Zum Danke holte der Dichter eine frisch geschriebene Ballade hervor, die er mit so zügelloser Charakteristik vorlas, daß der Hörer sich über ihren Wert kein richtiges Bild machen konnte.

An den ersten Besuch des Herrn Demetrius Böttger schlossen sich viele. Er gewöhnte sich daran, seine Mittagsmahlzeiten drei- bis viermal wöchentlich bei seinem Freunde einzunehmen. Zuweilen bereicherte er das Menü durch einen mitgebrachten Backsteinkäse, für den er eine gewisse Leidenschaft hatte, oder einige „Öbste".

Friedrich, der mehr auf das Wie als auf das Was sah, erschienen diese Aufmerksamkeiten sehr beachtenswert.

Es ging ihm sonderbar: seit er mit dem Dichter in nähere Berührung gekommen war, erwachte in ihm ein erhöhter Schaffenstrieb. Er schrieb Impressionen, wie sie ihm der Tag brachte, kunstlos nieder. Aber Demetrius, dem er sich anvertraute, urteilte mit mehr Offenheit als freundschaftlicher Rücksichtnahme, nannte die Sujets banal und gewöhnlich und sagte, daß sich ein aufs Große gerichteter Geist nicht mit solchen Bagatellen abgeben dürfte. Friedrich ging innerlich geknickt umher, er hielt das Urteil des Freundes nur für eine Bestätigung seiner eigenen Überzeugung. Da war es ihm merkwürdig bewegend, als Fräulein Yvonne ihm eines Morgens ein paar weggeworfene Blätter zurückbrachte, die sie, wie sie gestand, gelesen hatte. Sie war von der Feinheit der Beobachtung, der Tiefe des Symbols in diesem kleinen Stück aufrichtig entzückt und äußerte unverhohlen ihre Bewunderung. Es war gerade eine Arbeit, die Demetrius mit besonders scharfen Worten verurteilt hatte, und Friedrich sagte es auch; da sah ihn Fräulein Yvonne so besonders an. „Ist das nun wirklich der Freund?"

Das war die Gelegenheit, das Lob von Demetrius Böttger zu singen, von der Größe seiner Weltanschauung, seinem Genie und seiner freundschaftlichen Gesinnung.

„Sie selbst eine Künstlerin, werden zu der Schar seiner Bewunderer gehören, wenn Sie erst die »Heiligung der Sünde« kennen."

Sie hörte leise lächelnd zu, biß sich aber auf die Lippen und sah Herrn Friedrich mit einem Blick an, den er sich gar nicht zu deuten wußte; etwas wie Spott lag darin und wie Wehmut. Herr Friedrich war entschieden noch nicht reif für den Blick.

Die Vorlesung sollte nun wirklich stattfinden, der Dichter drängte selbst darauf. Friedrich hatte sich die Zusammenstellung des Publikums angelegen sein lassen. Er war darauf verfallen, die Bewohner der Etage dazu aufzufordern, Leute von unverbildeter, naiver Urteilskraft. Madame Felicie, die wieder vollkommen genesen war, hatte nichts dagegen, obwohl ihr eine gesellschaftliche Berührung mit Fräulein Meyer und Mademoiselle Finette wenig erwünscht war. Aber man konnte sie nicht ausschließen, schon um der Ruhe der Etage willen. Alle versprachen zu kommen; der Dompteur und der Posaunenbläser erkundigten sich, ob auch etwas serviert würde, eine Anfrage, die in Madame Felicie schaudernde Erinnerungen an große „Likörs" wachrief.

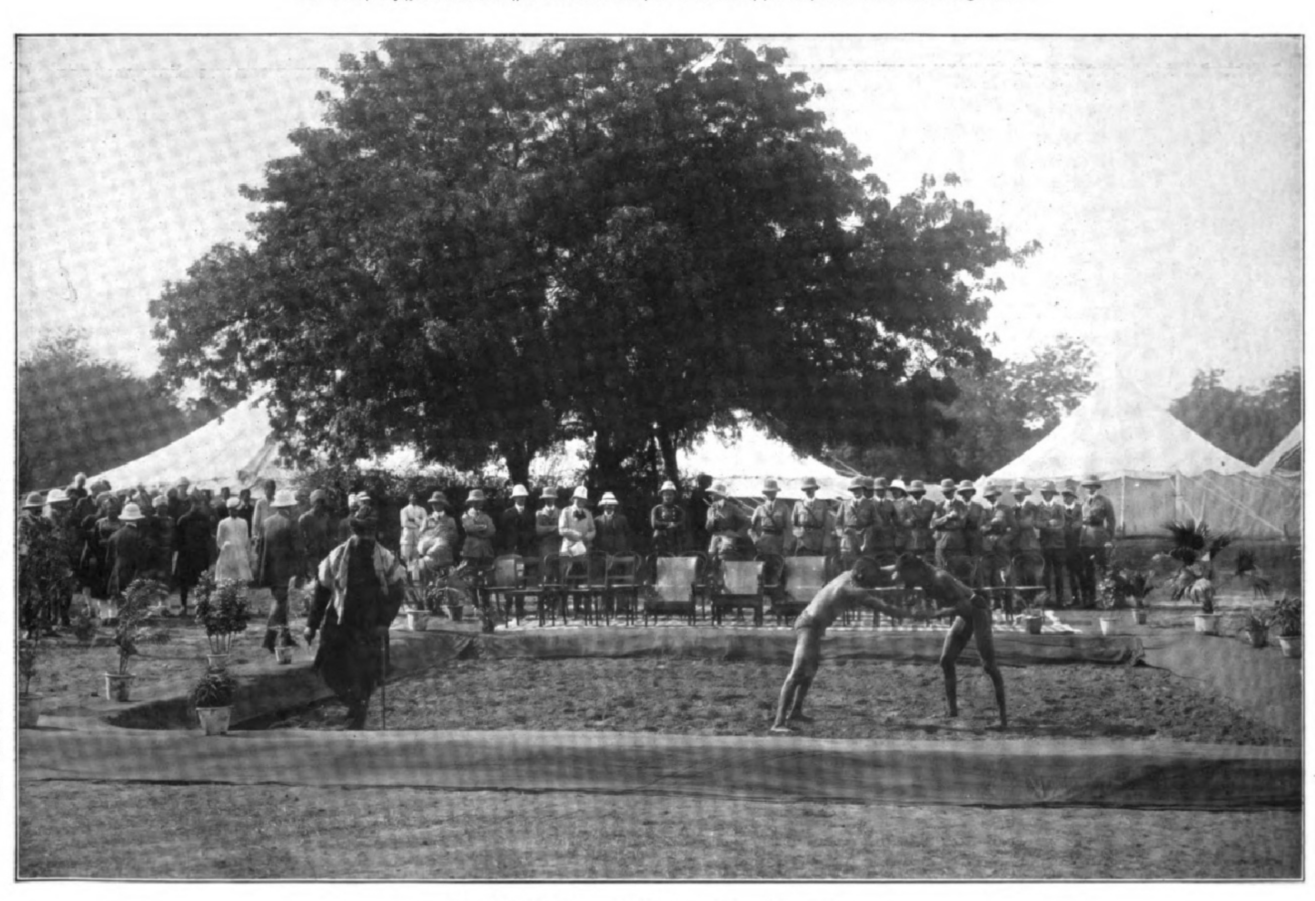
Das Budget Friedrichs war durch zahlreiche Mehrausgaben ein wenig in Unordnung geraten; da traf es sich gut, daß ihm der Bruder aus Amerika zehn Dollar schickte. Es war das erstemal, daß ein Mitglied der Familie an den Benjamin dachte. — (Schluß folgt in der nächsten Nummer.)





Von der Ägyptenreise der Deutschen Kronprinzessin.

Die Kronprinzessin beim Verlassen des Gottesdienstes in der deutschen Schule in Kairo am 22. Januar.



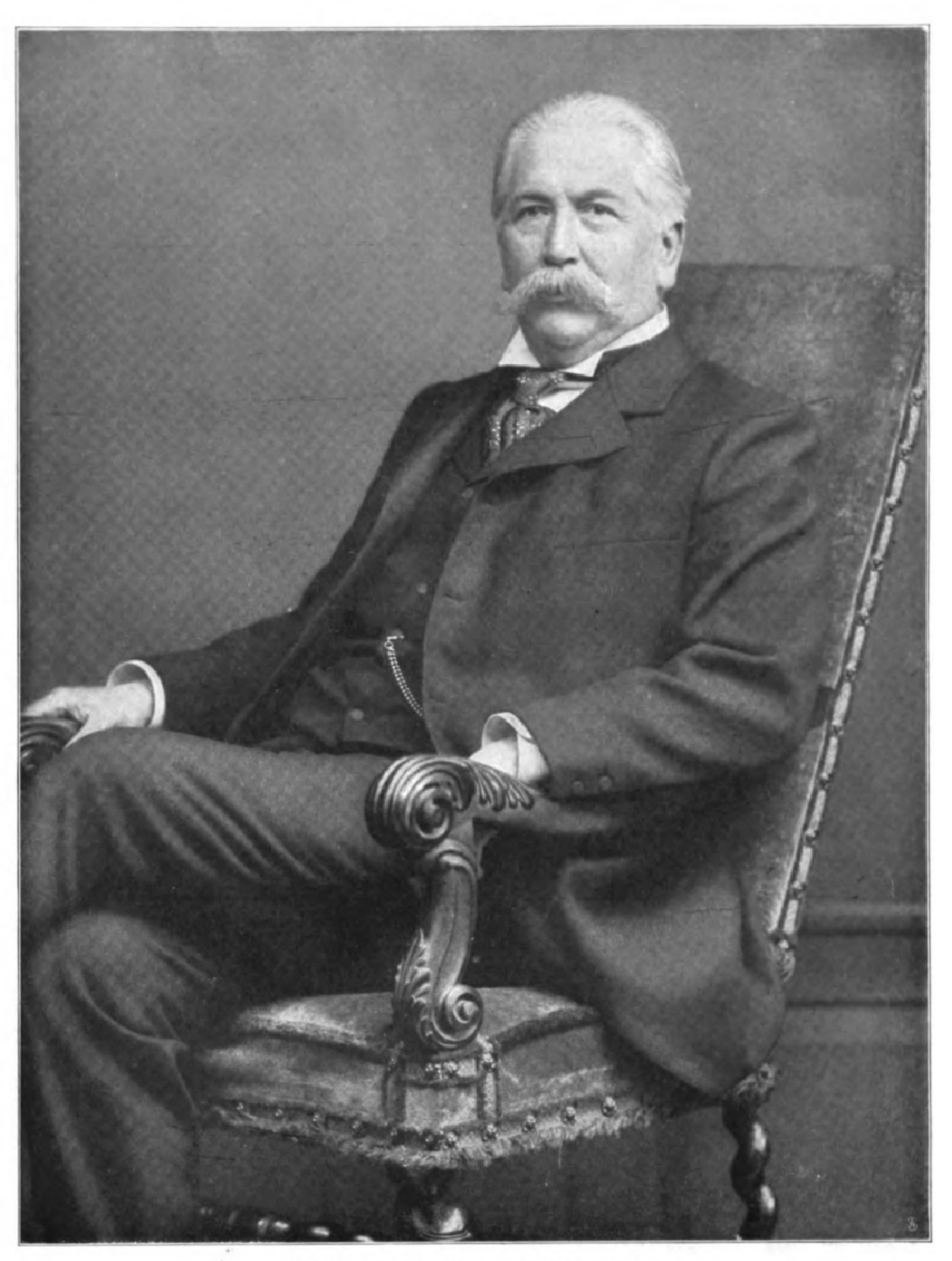
Von der Ostasienreise des Deutschen Kronprinzen.

Der Kronprinz sieht mit dem Stabe und den Offizieren des Regiments der Royal Dragoons in Muttra (Vorderindien) am 4. Januar den Wettkämpfen indischer Ringer zu. (Die Reise des Kronprinzen wird nach amtlicher Mitteilung auf Grund eines vom Reichskanzler v. Bethmann Hollweg dem Kaiser gehaltenen Vortrages mit Rücksicht auf die in Ostasien durch die Pest eingetretenen bedrohlichen gesundheitlichen Verhältnisse bereits in Kalkutta ihren vorzeitigen Abschluß finden.)

Geheimer Kommerzienrat Dr. Adolf v. Kröner.

Der deutsche Buchhandel hat einen schweren Verlust zu betrauern. Der Seniorchef der Cottaschen Verlagsbuchhandlung, Geheimer Kommerzienrat Dr. Adolf v. Kröner, ist am Abend des 29. Januar im fünfundsiebzigsten Lebensjahre in Stuttgart gestorben. Mit ihm ist ein Mann dahingeschieden, der sich um den deutschen Buchhandel unvergängliche Verdienste erworben hat, eine charaktervolle Persönlichkeit, die durch ihre Intelligenz und Tatkraft sich aus bescheidenen Anfängen zu einer führenden Rolle emporarbeitete und den von ihm geleiteten Unternehmungen Weltruf zu verschaffen wußte. Am 26. Mai 1836 in Stuttgart geboren, besuchte Adolf Kröner das Eberhard-Ludwig-Gymnasium seiner Vaterstadt, wo er den Grund zu einer gediegenen Bildung legte. Da er über gute Stimmittel verfügte, so hatte er nach Absolvierung des Gymnasiums zunächst die Absicht, sich als Opernsänger auszubilden. Er widmete sich eifrig musikalischen Studien und wandte sich auch nach Paris, um das dortige Konservatorium zu besuchen. Er kehrte jedoch nach einiger Zeit wieder nach Stuttgart zurück, sagte seinen Künstlerträumen Valet und ergriff jenen Beruf, in dem er später so Großes leisten sollte. Seine buchhändlerische Lehrzeit machte er in der Riegerschen Universitätsbuchhandlung durch. Im Jahre 1859 kaufte er die Hof- und Kanzleibuchdruckerei von Gebr. Mäntler in Stuttgart, der er 1862 einen eigenen Verlag angliederte. Seine Hauptverlagsartikel waren bessere Jugendschriften und künstlerisch ausgestattete Prachtwerke. Unermüdlich war Kröner bestrebt, sein Geschäft auszudehnen. Im Jahre 1867 erwarb er den größten Teil von Adolf Bechers Verlag in Stuttgart, 1868 nahm er seinen 1900 gestorbenen Bruder Paul als Teilhaber der Druckerei und des Verlages auf, 1870 kaufte er den angesehenen Verlag von Adolph Krabbe in Stuttgart an und bereicherte damit sein Verlagsgeschäft in erheblichem Maße, 1877 erfolgte die Vereinigung der Druckerei mit der Buchhandlung unter der Firma Gebr. Kröner. Das immer großzügiger geleitete Unternehmen wurde im Jahre 1884 durch den Erwerb des von Ernst Keil in Leipzig hinterlassenen Verlags auf eine ganz neue, breitere Basis gestellt. Der Hauptverlagsartikel des Ernst Keilschen Verlags, die über den ganzen Erdkreis verbreitete „Gartenlaube“, nahm unter der Leitung Adolf Kröners, der die Zeitschrift selbst redigierte, einen neuen Aufschwung. Das beliebte Familienblatt, das in seiner besten Zeit in einer Auflage von mehreren hunderttausend Exemplaren erschien, wurde 1903 von Kröner an die Firma August Scherl verkauft. Im Jahre 1888 nahm Kröner durch Ankauf des Verlages von Hermann Schönlein in Stuttgart, in dem „Das Buch für Alle“ und die „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ erschienen, wiederum eine bedeutsame Vergrößerung seines Geschäftes vor. Im Jahre 1886 war die Druckerei durch den Ankauf der J. G. Cottaschen Buchdruckerei erweitert worden, am 1. Januar 1889 folgte der Erwerb der altberühmten J. G. Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart einschließlich des Verlags und der Druckerei der Münchener „Allgemeinen Zeitung“. Die letzgenannte geschäftliche Transaktion war die bedeutsamste Tat des hochstrebenden Mannes. An der Spitze des J. G. Cottaschen Verlags, dessen alleiniger Inhaber er am 1. Januar 1904 wurde, und in den am 1. Januar 1907 sein Sohn Robert als Teilhaber eintrat, verstand er es, die großen klassischen Traditionen der Firma zu wahren und ihr Ansehen zu mehren. Die ersten lebenden Schriftsteller Deutschlands, wie Paul v. Heyse, Adolf Wilbrandt, Hermann Sudermann, rechneten es sich zur Ehre, zu den Autoren des Cottaschen Verlags zu gehören. Von bedeutenden Leistungen Kröners als Verlagschefs seien nur seine würdigen Klassikerausgaben, die musterhaften Jubiläumsausgaben der Werke Schillers und Goethes sowie Bismarcks von ihm angeregte „Gedanken und Erinnerungen“ erwähnt. Seiner genialen Initiative verdankt auch das 1889 gegründete groß angelegte Aktienunternehmen der Union, Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, in dem die Firmen Gebr. Kröner, Herm. Schönleins Nachf. und W. Spemann aufgingen, seine Entstehung. 1903 schied er aus der „Union“, in deren Aufsichtsrat er seit der Gründung der Gesellschaft den Vorsitz geführt hatte, aus, um seine ganze Arbeitskraft seinem eigenen Geschäft zu widmen. Die Cottasche Buchhandlung hatte er 1898 durch Ankauf des Verlages von Liebeskind in Leipzig und 1901 des Verlages Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung) in Berlin bedeutend vergrößert.

Neben der rastlosen Tätigkeit des Verstorbenen für seine eigenen Verlagsunternehmungen ging ein segensreiches, erfolggekröntes Wirken für den gesamten deutschen Buchhandel her. Die Anerkennung dafür kam in der wiederholten Wahl Kröners zum ersten Vorsteher des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler (von 1882 bis 1888 und dann noch einmal von 1889 bis 1892) zum Ausdruck. Im Jahre 1892 legte Kröner aus Gesundheitsrücksichten das Ehrenamt nieder. Am 9. Mai 1909 ernannte ihn der Börsenverein zum Ehrenmitglied. Als erster Vorsteher des Börsenvereins vollführte er am Sonntag Kantate des Jahres 1886 bei der Grundsteinlegung des Deutschen Buchhändlerhauses in Leipzig die ersten Hammerschläge. Bei der in Gegenwart des verstorbenen Königs Albert von Sachsen im Jahre 1888 erfolgten Einweihung des repräsentativen Gebäudes ehrte ihn die Stadt Leipzig für seine großen Verdienste durch Verleihung des Ehrenbürgerrechts. Im November 1909, als die Cottasche Buchhandlung auf ihr zweihundertfünfzigjähriges Bestehen zurückblickte und Adolf Kröner zugleich seine fünfzigjährige Verlegertätigkeit feiern konnte, war der Jubilar Gegenstand zahlreicher wohlverdienter Ehrungen. Der König von Württemberg verlieh ihm das mit dem persönlichen Adel verbundene Ehrenkreuz des Kronenordens, die philosophische Fakultät der Universität Tübingen und die staatswirtschaftliche Fakultät der Universität München ernannten ihn zum Ehrendoktor, außerdem wurde er auch sonst noch mannigfach ausgezeichnet. Mit diesem Jubiläumsfest erreichte Adolf v. Kröner den Höhepunkt seines ebenso arbeits- wie erfolg- und ehrenreichen Lebens. Die kurze Spanne Zeit, die danach noch folgte, war dem rückschauenden Genießen des Vollbrachten gewidmet. Nun gehört auch das Leben dieses genial veranlagten, energisch sein Ziel verfolgenden Mannes, den seine Kollegen nicht mit Unrecht den Bismarck des deutschen Buchhandels nannten, der Vergangenheit an, aber was er als Chef eines altberühmten Verlags für das geistige Leben des neuen Deutschlands geleistet hat, wird mit unauslöschlichen Lettern im goldenen Buch der deutschen Geistesgeschichte eingetragen bleiben. Der deutsche Buchhandel hat in ihm eine seiner markantesten Persönlichkeiten, das deutsche Volk einen Kulturträger im wahrsten Sinne des Wortes verloren.



Geheimer Kommerzienrat Dr. Adolf v. Kröner.

Hans Adolf v. Bülow,

der neue preußische Gesandte in Hamburg.

(Porträt s. S. 190.)

Auf den durch den Tod des Grafen v. Götzen freigewordenen Posten eines preußischen Gesandten in Hamburg ist der bisherige Gesandte in Oldenburg, Hans Adolf v. Bülow, berufen worden. Mit dem früheren Reichskanzler Fürsten Bülow ist Herr v. Bülow nur sehr entfernt verwandt. Am 31. Dezember 1857 in Braunschweig geboren, trat er 1881 in den Justizdienst ein, 1883 in die allgemeine Staatsverwaltung. Im Jahre 1891 ging er zum diplomatischen Dienst über und bekleidete zunächst das Amt eines Legationssekretärs in Hamburg bis 1895, in welchem Jahre er der deutschen Gesandtschaft in Bern zugeteilt wurde, 1897 erfolgte seine Beförderung zum Legationsrat, 1899 kam er als zweiter Botschaftssekretär nach Madrid. Danach wirkte er in Brüssel, wo er 1901 erster Gesandtschaftssekretär wurde, 1902 erhielt er die Würde eines Kammerherrn, 1905 arbeitete er im Berliner Auswärtigen Amt, 1906 erfolgte seine Ernennung zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister in Oldenburg. Verheiratet ist Herr v. Bülow mit einer Tochter des Berliner Großindustriellen Karl v. Martius. Seine Berufung auf den preußischen Gesandtenposten in Hamburg führt ihn in einen Wirkungskreis zurück, der ihm von seiner früheren amtlichen Tätigkeit in der Hansestadt vertraut ist. In Oldenburg verstand es Herr v. Bülow durch seine Liebenswürdigkeit und sein gewinnendes Wesen, sich nicht nur bei dem Hofe und der Regierung, sondern auch in weiten Schichten der Bevölkerung Sympathien zu erwerben, so daß man ihn ungern von dort scheiden sieht.

Die neuen Ritter des Ordens pour le mérite für Wissenschaften und Künste.

1. Prof. Dr. Gustaf Retzius, Stockholm, erfolgreicher schwedischer Anatom. 2. Prof. Gustav Schönleber, Karlsruhe, bekannter Landschaftsmaler. 3. Generalfeldmarschall Kolmar Freiherr v. d. Goltz, Berlin, ausgezeichneter Militärschriftsteller. 4. Prof. Otto Lessing, Berlin, hervorragender Bildhauer. 5. Prof. Dr. Wilhelm Thomsen, Kopenhagen, bedeutender Vertreter der vergleichenden Sprachwissenschaft. 6. Prof. Dr. Wilhelm Konrad Röntgen, München, der Entdecker der Röntgen-Strahlen. 7. Prof. Dr. Ewald Hering, Leipzig, verdienter Physiologe.

Richard Strauß: „Der Rosenkavalier.“

Schon alsbald nach dem Verhallen des „Elektra“-Trubels, also im Frühjahr 1909, tauchte die Nachricht auf, daß Richard Strauß des Tones des von ihm mit so großem künstlerischen und noch größerem wirtschaftlichen Erfolg kultivierten pathologischen Musikdramas satt und gewillt sei, der Welt zu zeigen, daß er auch eine komische Oper zu schreiben vermöchte. So ohne weiteres war das ja gar nicht erstaunlich; hatte doch der Sinfoniker Strauß mit seinem „Till Eulenspiegel“, seinem „Don Quichote“ und seiner „Domestika“ schon genugsam bewiesen, daß er eine stattliche Reihe heiterer, wirksam-kecker Farben auf der Palette habe, und daß ihm ein etwas faunisch angehauchter Humor ganz bequem zur Hand liegt; auch „Feuersnot“, auf der Bühne trotz Musik- und Straußfestkultur nicht heimisch geworden, ließ diesen Teil der Begabung des ungeachtet der mancherlei Schwächen doch genialen Kopfes erkennen. Also „wozu der Lärm?“ Aber er mußte sein, denn er diente der Reklame! Es ist ein Zeichen der Zeit, und kein erfreuliches, daß dies ohne Frage weitaus bedeutendste Talent der musikschöpferischen Gegenwart der Werbemacht der Tamtamtrommel nicht glaubt entraten zu können. Schon seit Monaten wurde die Welt über den Werdeprozeß des neuen Bühnenwerkes in mehr oder minder geschickt verabreichten Dosen unterrichtet. Man erfuhr, daß der „Elektra“-Dichter Hugo v. Hofmannsthal auch den Text für die musikalische Komödie geschrieben habe, die ursprünglich „Baron Ochs auf Lerchenau“ betitelt war, dann aber den duftigeren Namen „Der Rosenkavalier“ erhielt. Einzelheiten über langatmige Differenzen, in die der Komponist mit den Bühnenleitern, die sein neues Opus zu erwerben wünschten, geraten war, füllten die Spalten der Zeitungen, Details über den Gang der Handlung, über den unerhört kostspieligen Glanz der Ausstattung und die noch staunenswerteren Schwierigkeiten, die für die darstellenden Sänger in dem Wunderwerk angehäuft sein sollten, wurden der geduldig aufhorchenden Welt verkündet, und endlich stand es, noch ehe der letzte Federstrich an der Partitur getan war, fest, daß Strauß diesmal nicht *eine*, sondern vielmehr *die* komische Oper, das Gnadengeschenk, auf das man seit Wagners „Meistersingern“ wartet, bescheren werde. Die Erwartungen wurden bis zum äußersten angespannt, eine Taktik, die wohl die Caruso-Preise der Erstaufführung als zweckdienlich erscheinen ließen, dem Werk selbst aber nur recht mit Einschränkung zum Heile gereichten. Denn das erhoffte Neuland einer modernen deutschen komischen Oper hat Richard Strauß mit seinem „Rosenkavalier“ *nicht* erschlossen, und selbst „der fehlte wohl, der darauf riet“, daß in dieser „Komödie für Musik“ überhaupt auch nur ein bisher unbekannter Weg nach diesem Ziel angebahnt worden sei. Übereifrige Freunde haben Richard Strauß einen schlechten Dienst erwiesen, als sie diesen Ruhm für ihn in Anspruch nahmen, denn sie reizten damit den Teil der Kritik, der die Dinge mit nüchternen Augen besah, wie sie sind, zum rücksichtslosen Bloßlegen der zahlreichen Schlacken und der wuchernden Schlinggewächse, die den ganz unzweifelhaft vorhandenen Schatz an eminenter Orchester-Filigranarbeit, erotischer Gefühlsweichheit, melodischer Spannkraft, sprühendem Humor und derber, aber aus dem Milieu heraus geborener Schalksnatur in den Schatten zu stellen und all diese positiven Werte zu ersticken drohen. Seinen Gegnern hat es Strauß diesmal leichter gemacht als sonst, ihr Anathema zu begründen. Wie er bei der Wahl des Textes keine glückliche Hand hatte, so ward ihm auch die Unterschätzung des Fonds an geläuterten Geschmack, der bei einem großen Teil des modernen Opernpublikums vorhanden ist, verhängnisvoll. Nicht jeder Musikfreund läßt sich das Kuckucksei einer – wenn auch noch so geistvoll und glitzernd maskierten – Operette so ohne weiteres als eine Musikkomödie unterschieben, die mit Wolf-Ferrari oder gar Mozart in einem Atem genannt werden darf. Die Walzerwellen, bald schmachtend und schmeichelnd, bald banal und trivial, stets aber alte und neue wienerische Vorbilder erraten lassend, auf denen der „Rosenkavalier“ sich wiegt, sind das typische Merkmal der Mehrzahl der „Nummern“, in die sich dem symphonischen Tonstrom des Orchesters zum Trotz die Partitur zerlegen läßt, und damit hat sich Strauß auf ein Gebiet begeben, das dem frei schreitenden und nach der Höhe zustrebenden Humor Bleigewichte anhängt und ihn hinabzieht in die Gassen und Gäßchen, darinnen die Epigonen seines unsterblichen Namensvetters Johann ihr lustiges Possenwesen treiben. Es ist dies doppelt und dreifach zu bedauern, weil sich im „Rosenkavalier“ Stellen finden, die zu den liebeheischendsten Kleinodien gehören, die der scheinbar mit ewiger Jugendkraft begnadete Tondichter je der Welt beschert hat. Die Gestalt der Feldmarschallin, die leider nach dem weitaus am besten geratenen ersten Akt ausgeschaltet wird, um erst ganz zum Schluß aus der Versenkung wiederaufzutauchen, ist von einem solch wonnigen melancholischen Duft umsponnen, daß ein versöhnender Zauber von ihr ausgeht, der sogar die mancherlei höchst entbehrlichen Einschiebsel, so unter anderm die vom Textdichter nach berühmten Mustern (siehe William Hogarth) arrangierte Leverszene, zu vergolden vermag. Nicht minder verführerisch ist der Tonglanz gestaltet, der die Silberrose umstrahlt, die dem schmucken Octavian den Weg zum Herzen seiner Sophie eröffnet, und als versöhnende Krönung des Ganzen, wenn auch nicht stimmungsmächtig genug, um all den turbulenten Karikaturenkram und derben Schwankübermut vergessen zu lassen, der sich an die Person des brutalen Junkers Ochs v. Lerchenau heftet, erscheint zum Schluß ein Frauenstimmen-Terzett, das zu den schönsten mehrstimmigen Sätzen gehört, die die Bühne seit dem „Meistersinger“-Quintett erlebt hat.

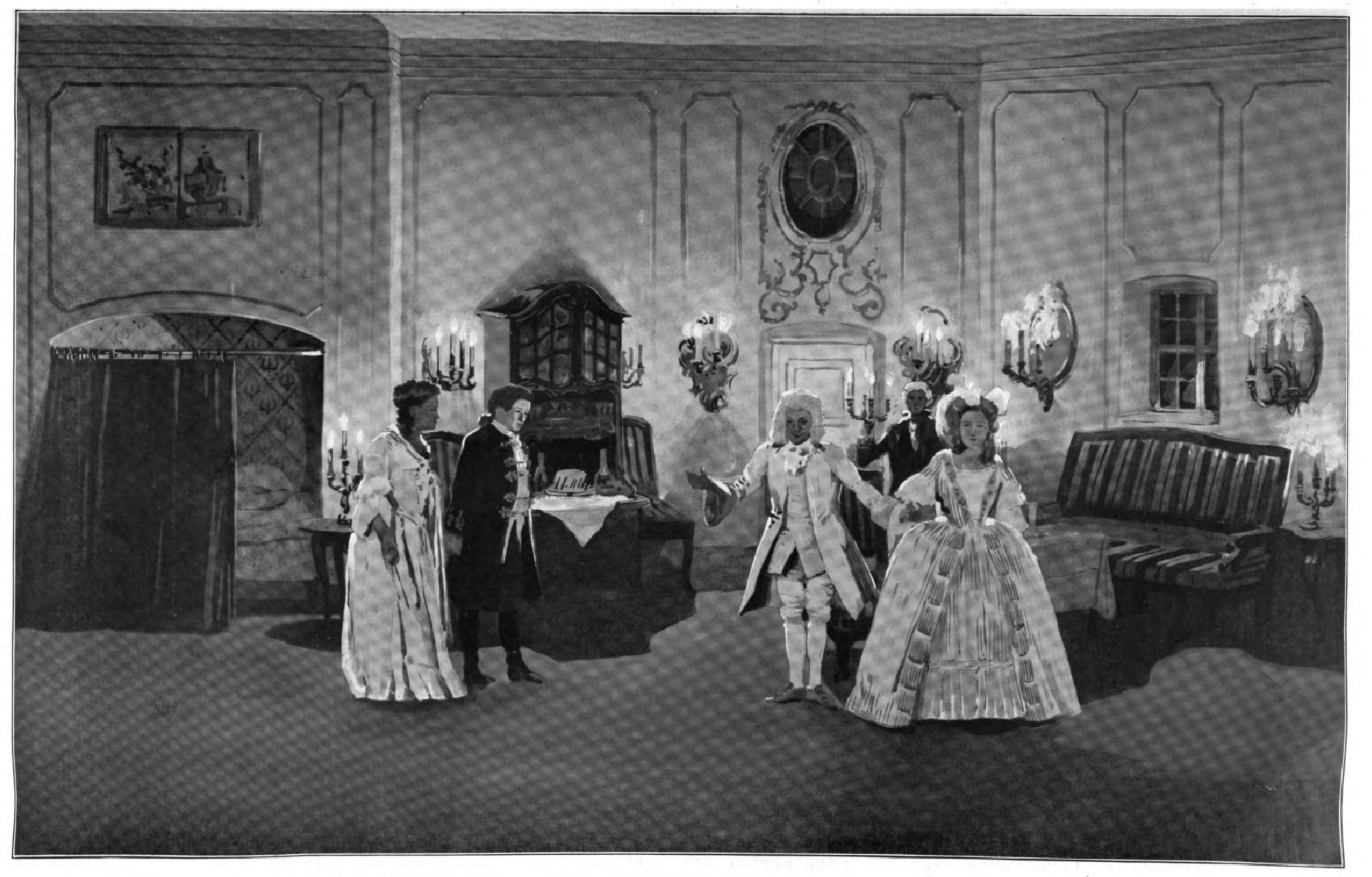
Die Handlung der Hofmannsthalschen Komödie ist durch Vorberichte und Referate in allen Landen genügend bekannt geworden. Als selbständige Dichtung angesprochen (das Buch erschien in schöner Ausstattung bei S. Fischer, Berlin, indessen die eigentliche Textausgabe ebenso wie der Klavierauszug und ein von Alfred Schattmann mit liebevoller Hand bearbeiteter Führer zum „Rosenkavalier“ bei dem bekannten Strauß-Verleger Adolph Fürstner, Berlin, herauskam), kann der Arbeit geschickte Mache und ein gewisser kulturgeschichtlicher Reiz nicht abgesprochen werden. Als Operntext aber bedeutet das Werk ein dornenreiches Gestrüpp, das stark genug ist, um den „Rosenkavalier“ auf seiner Bühnenlaufbahn rasch lahmzulegen. Denn Hofmannsthal übersah (auch in sprachlicher Beziehung) gänzlich, daß, was dem Lustspiel billig, der Oper noch lange nicht recht ist. Und ist schon der Kern der Dichtung, der der letzten Liebesrose gilt, die auf dem Pfad der alternden Marschallin blüht, angesichts der skizzenhaften Andeutung der Charaktere und Situationen nur für eine beschränkte (etwa einaktige) Ausnutzung geeignet, so gräbt der Dichter sich selbst und dem Komponisten das Grab, wenn er diesen Konflikt leichtfertig in den Hintergrund schiebt, um Possenunsinn das Feld zu räumen.

Die am 26. Januar vor einem ebenso internationalen wie erlesenen Publikum im Dresdner Opernhaus, dem Theater, das dank der zielbewußten Energie und dem weithorizontigen Wagemut seines Leiters, des Grafen v. Seebach, den Ruhm eines Strauß-Musik-Theaters für sich in Anspruch nehmen darf, in Szene gegangene Uraufführung gehörte zu den stil- und stimmungsvollsten Taten, die die deutsche reproduzierende musikalisch-dramatische Kunst der letzten Jahre zutage gefördert hat, ein Lob, das sich zu gleichen Teilen auf das unter des in seiner Art unerreichten Meisters Schuch Leitung scheinbar mühelos spielende Orchester, auf die nach Rollerschen Plänen geschaffenen Dekorationen und Kostüme, auf die in Georg Tollers Hand liegende Regie, namentlich aber auch auf die Vertretung der Hauptpartien bezieht. In letzter Hinsicht müssen Margarete Siems als Feldmarschallin, Eva von der Osten als Octavian und Minnie Nast als Sophie ebenso wie der Baron Ochs von Lerchenau des Herrn Carl Perron und der streberhafte Herr von Faninal des Herrn Scheidemantel mit besonderem Lob bedacht werden. — Als der Vorhang sich nach dutzendfachen Hervorrufen zum letzten Male gesenkt hatte, war die Dresdner Hofoper um einen glorreichen Abend, Richard Strauß um einen Triumph und die musikalische Welt — um eine Enttäuschung reicher.

Otto Sonne.

Aus „Der Rosenkavalier“. Von Richard Strauß. Nach einer Spezialzeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von Prof. Leonhard Fanto, Dresden.

Beginn des 1. Aktes. Octavian: „Wie Du warst! Wie Du bist! — Das weiß niemand, das ahnt Keiner.“
Marschallin: „Beklagt Er sich über das, Quin-quin? — Möcht Er, daß viele das wüßten?“



Aus „Der Rosenkavalier“. Von Richard Strauß. Nach einer Spezialzeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von Prof. Leonhard Fanto, Dresden.
Vorletzte Szene des 3. Aktes. Faninal: „Sind halt aso, die jungen Leut!“ Marschallin: „Ja, ja.“



Hauptansicht.

Das Pariser Ozeanographische Institut.

Frankreich zeigt sich entschlossen, in der zwar nicht mehr neuen, aber doch noch sehr der Entwicklung bedürfenden ozeanographischen Wissenschaft die Stellung einzunehmen, die ihm zukommt, und die es bislang nicht voll und ganz eingenommen hatte. Es hat einen Mäzen gefunden, der zugleich ein Gelehrter und begeisterter Seemann ist, und der mit großen Mitteln zwei Paläste errichten ließ, bestimmt, die bisher erbeuteten Schätze der submarinen Fauna und Flora als Museen aufzunehmen und den Forschern als Laboratorien zu dienen. Fürst Albert I. von Monaco hat Millionen aufgewandt, um an der Felsenküste des Landes der Grimaldi das großartigste aller Museen der Meereskunde und in Paris nahe der Sorbonne und dem Pantheon ein prachtvolles Institut Océanographique erstehen zu lassen. Das Institut de France hatte die hohe wissenschaftliche Bedeutung der fürstlichen Meeresexpeditionen dadurch anerkannt, daß es Albert I. zum Mitglied der Académie des Sciences erwählte; er antwortete mit der Schenkung einer ozeanographischen Zweiganstalt des Instituts. Kaum vor Jahresfrist erfolgte die Einweihung des Museums in Monaco, zu der aus allen Ländern die Gelehrten der Meereskunde herbeigeströmt waren. Am 23. Januar dieses Jahres waren auch der Bau und die Einrichtung des Pariser Instituts vollendet, und in Gegenwart des Präsidenten Fallières und des Fürsten sowie vieler Minister, französischer und ausländischer Gelehrten fand die feierliche Eröffnungssitzung statt.

An der Ecke der Rue Saint-Jacques und der Rue Gay-Lussac, wo das infolge des Kongregationsgesetzes beschlagnahmte Kloster der Dames de Saint-Michel stand, hatte Fürst Albert dem französischen Staat ein geräumiges Terrain abgekauft — der noch verbleibende Platz des Klosterbesitzes wird für den Bau der neuen Laboratorien der Sorbonne (auch für Mme. Curie) dienen. Architekt Nénot errichtete das Institut Océanographique im so genannten monegaskischen Stil, der viereckige Türme und schief vorstehende Bedachung liebt, etwas burgartig und auch etwas orientalisch anmutet. Das Gebäude hat, wie der Pariser gern sagt, „grande allure“; es bringt in das Hochschulviertel eine überraschende und nicht unwillkommene Abwechslung. Die Unregelmäßigkeit der Anordnung, sowohl der Seitenflügel wie der Stockwerke und Fenster, ist gewollt; alten Burgen und Schlössern geben die zu verschiedenen Epochen vorgenommenen stückweisen An- und Aufbauten den disparaten Charakter, der sie so seltsam und gefällig erscheinen läßt. Das von Nénot vollbrachte Kunststück ist, daß die Unregelmäßigkeit in den Einzelteilen nicht das Gleichgewicht der Gesamtheit stört — die moderne Architektur sucht wie die moderne Musik Dissonanzen zum Akkord zu vereinigen. Grauer Granit und rote Ziegeln bilden die Fassade. Das hohe Rundtor, gekrönt von dem in Stein gehauenen fürstlichen Wappen, weist zwei mächtige, schmiedeeiserne Laternen auf, die im Reiche Poseidons nicht mit der Flora kontrastieren würden, da sie ihr die Motive entlehnten; schmale Bogenfenster rechts und links. In großer Höhe, unter der einzigen regelmäßigen Fensterreihe, verzeichnet ein steinernes Längsschild in weit sichtbaren



Das Eingangstor.

Der Beratungssaal des Kuratoriums.

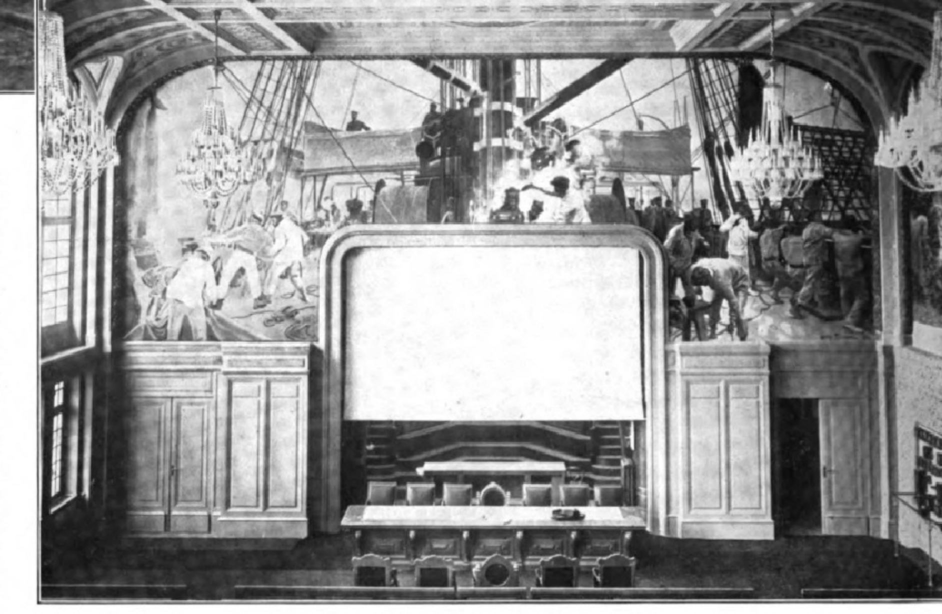
Das Ozeanographische Institut in Paris.



Logen und Bänke der Hörer.

Lettern die Worte „Institut Océanographique“, beschattet von der vorspringenden schiefen Dachkante. Der Eckturm steigt beinahe doppelt so hoch auf wie das Gebäude, etwa 35 m; auch seine Fensteranordnung ist kurios, und auf der ersten Plattform erhebt sich nochmals ein kleiner, viereckiger Turm, den das übliche, flach überragende Dach bedeckt.

Das Innere entspricht nicht dem großen Luxus des Museums in Monaco — der Pariser Bau soll hauptsächlich wissenschaftlichen Forschungszwecken, dann auch der „vulgarisation“, der populären Propaganda für die Meereskunde, dienen. Ein heller Vorraum weist eine vorläufig jungfräuliche Marmorplatte auf, bestimmt für eine an den Einweihungsakt erinnernde Inschrift. Hieran stoßen an das Sekretariat, ausgemalt mit einer phantastischen submarinen Landschaft von Laugier, und der große Beratungssaal des Kuratoriums, praktisch und würdig ausgestattet, mit hell gefirnißter Eichenholztäfelung, auf dem Monumentalkamin ein marmornes Reliefporträt des Fürsten Albert, an der Längswand ein großes Gemälde von Mayer, den Administrationsrat des Instituts darstellend (Fürst Albert, umgeben von dem Expräsidenten Emile Loubet, den Gelehrten Cailletet und Becquerel sowie dem Schatzmeister Kohn); das Mobiliar bilden bloß ein großer, grün überzogener Tisch und bequeme Eichensessel. Hier werden die Ozeanographen aller Länder in diesen Tagen über das Programm der neuen Anstalt debattieren. Eine Doppeltreppe und ein elektrischer Aufzug geleiten nach dem ersten Stockwerk ins große Amphitheater, dessen aufsteigende Bänke Plätze für 700 Personen aufweisen. Als Bühne dient nur der weiße Leinenvorhang, auf dem sich das Lichtschauspiel der Laterna magica und des Kinematographen abspielt. Rechts hohe Bogenfenster, links die dreifache Loge für die besonderen Gäste des Fürsten; die Decke hell verglast, aber, wie die Fenster, mit hermetisch schließenden Vorhängen versehen: auch am Tage kann in dem Saale schnell die schwärzeste Dunkelheit erzielt werden. Mitten aus den Bankreihen lugt der Projektionsapparat hervor, sorgsam von einer feuersicheren Panzerzelle umgeben. Für die farbigen Lichtbilder können elektrische Stromstärken bis zu 80 Ampere eingeschaltet werden, und die Pariser Polizei zeigt sich in ihren Vorschriften gegen Kurzschlüsse unnachsichtlich. Louis Tynaire hat die Wände mit sehr farbigen dekorativen Gemälden geschmückt, die den Fürsten und seinen Gelehrtenstab sehr porträtähnlich im Ruderboot auf der Walfischjagd, auf Deck des Expeditionsschiffs „Princesse Alice“ beim Emporziehen der Tiefseeschleppnetze und im Schiffslaboratorium bei der Arbeit zeigen. Sechs venezianische Lüster vervollständigen die Ausstattung dieses großen Raums, der nach den neuesten



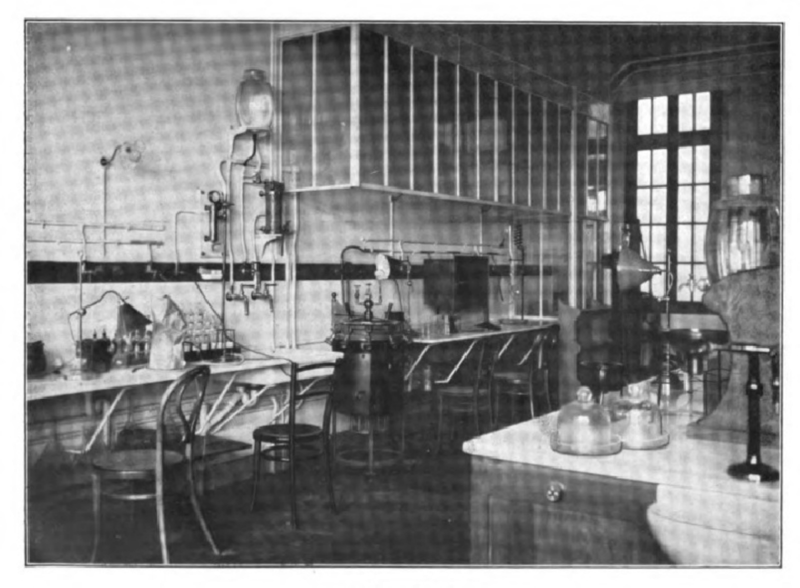
Das große Amphitheater, Projektionswand.

Systemen winters bei angenehm warmer, sommers bei kühler Temperatur gehalten werden kann. Um für die Lehrkurse nicht den Hauptsaal benutzen zu müssen, befindet sich hinter dem Leinwandvorhang ein zweites, für etwa fünfundzwanzig Hörer bestimmtes, kleines Amphitheater mit Experimentiertisch. Die Projektionen bilden einen wichtigen Teil des ozeanographischen Unterrichts — im Pariser Institut ist den Klischees für Lichtbilder ein eigener Raum reserviert; 900 etikettierte Schubladen enthalten bereits 10000 schwarze und farbige Photographien und sollen mit der Zeit 90000 aufnehmen.

Die peinlichste Aufmerksamkeit wurde der Einrichtung der Laboratorien gewidmet. Die Arbeitsstätte für Physiologie der Seelebewesen ist ein weiter, ganz weiß gehaltener Saal mit milchweißen elektrischen Plafondlampen; die Tische für Assistenten und Schüler sind mit allen Instrumenten und nötigen Spül-, Heizungs- und Beleuchtungsvorrichtungen versehen; hier kommandiert Prof. Portier. Dem Laboratorium für geographische Physik steht Prof. Berget und dem für ozeanographische Biologie Prof. Joubin vor; diese Gelehrten haben jeder noch ein anstoßendes Arbeitszimmer und ein privates Laboratorium sowie eine photographische Kabine zur Verfügung.

In der Eröffnungssitzung, in der Fürst Albert, Unterrichtsminister Faure, Prof. Armand Gautier namens der Akademie der Wissenschaften, Vizerektor Liard namens der Universität und Direktor Perrier namens des Naturwissenschaftlichen Museums Ansprachen hielten, führte Schiffsleutnant Bourée, Flügeladjutant des Fürsten, eine große Reihe submariner Landschaften kinematographisch und in Farbenphotographien vor; man gewann einen Einblick in die außerordentlichen Beschwerlichkeiten der Tiefseeforschungen, für die sehr komplizierte Apparate konstruiert werden mußten. Die erste Konferenz im großen Amphitheater hält am 4. Februar Prof. Edmond Perrier, der Direktor des Muséum d'Histoire naturelle. Hierzu wird auch das größere Publikum Zulaß haben. Der Fürst von Monaco wünscht bis zu seinem Tode Regent des Ozeanographischen Instituts zu bleiben und es dann der Académie des Sciences zu hinterlassen. Er will mit den regelmäßigen Projektionsvorträgen manchem skeptischen Boulevardier das zum Nachdenken stimmende Mysterium des Meeres erschließen — des Meeres, in dessen Tiefen er die geographische Karte aufnahm und weite Eroberungen machte, neben denen sein ererbtes Rivieraland, das Felsennest der Grimaldi, nur so winzig, gar so winzig ist.

C. L.



Laboratorium.

Das Ozeanographische Institut in Paris.



Von der am 27. Januar eröffneten Siebzehnten Deutschen Geweihausstellung in Berlin. Nach einer Originalzeichnung von W. Arnold.

1. Ungerader Sechzehnender, erlegt von Kaiser Wilhelm II. in Bellye, Ungarn. (Schild für Auslandshirsch.) 2. Achtzehnender, erlegt von Fürst Georg zu Schaumburg-Lippe im Hofjagdrevier Baum-Landwehr. (Erster Kaiserbecher.) 3. Sechzehnender, erlegt vom Grafen v. Hardenberg im Hofjagdrevier Leussow, Mecklenburg-Schwerin. (Zweiter Kaiserbecher.) 4. Ungerader Vierundzwanzigender, erlegt von Kaiser Wilhelm II. in Rominten. (Erster Schild.) 5. Afrikanischer Büffel, erlegt von Rudolf v. Goldschmidt-Rothschild. (Schild für Kollektion.) 6. Moschusochse, erlegt vom Grafen v. Merveldt in Grönland. (Bronzene Medaille.) 7. Kapitalelch, Vierundzwanzigender, erlegt von Eugen Paßmann in Norwegen. (Silberner Schild.) 8. Damhirsch, erlegt vom Prinzen Christian zu Schleswig-Holstein in Primkenau, Schlesien. (Erster Schild.) 9. Damhirsch, erlegt vom Grafen v. Alvensleben-Schönborn in Ostrometzko, Westpreußen. (Zweiter Schild.) 10. Kapitalbock, erlegt von Friedrich Grafen v. Kanitz in Podangen, Ostpreußen. (Erster Schild.) 11. Kapitalbock, erlegt vom Prinzen Hermann zu Stolberg-Wernigerode in Dembowitz, Posen. (Zweiter Schild.) 12. Monströser Bock, erlegt vom Landrat Wichelhaus in Großnädlitz, Schlesien. (Schild.)



Figurenlaufen vor den Preisrichtern.

Die 17. Deutsche Geweihausstellung in Berlin.

Wieder einmal hat die Jury in den Ausstellungshallen des Zoologischen Gartens ihre Riesenarbeit vollendet. Nicht weniger als 333 Rothirschgeweihe, 10 Elche, 78 Damschaufler, 620 Rehböcke, 35 Gemskrickel und 190 Stück „Verschiedenes“ mußten geordnet, verglichen und eingehend geprüft werden. In die letztere Kategorie von Trophäen schlagen in erster Linie die ausländischen Beutestücke einiger Globejäger, deren Rekorde merkwürdigerweise noch permanent im Steigen begriffen sind. Wenigstens was die Anzahl betrifft, während qualitativ Paul Niedick sich immer noch in einzelnen Stücken für unbesiegt halten darf. Zu bewundern ist es, mit welchem Geschick das gesamte Material zu einem so übersichtlichen Ganzen gestaltet wurde. Es ist in dieser Beziehung um vieles besser geworden gegen die Vorjahre. Auch die Trennung der Prämiierung nach Trophäen aus freier Wildbahn und aus eingefriedigtem Revier, die ich im „Deutschen Jäger“ schon vor einigen Jahren vorschlug, ist eine mit Weidmannsdank zu begrüßende Neuerung.

Im allgemeinen kann man von dem verflossenen Jagdjahr sagen, daß es uns ganz außerordentlich gute Hirsche gebracht hat. Wenn auch die „Riesenknaben“ aus den Plesser Revieren nicht so eminent sind wie einst, so zeigen doch andere, auch weniger von der Natur bevorzugte Reviere ganz Hervorragendes. So ist es, wenn ich nicht irre, zum erstenmal einem mecklenburgischen Hirsch beschieden gewesen, einen Kaiserbecher davonzutragen. **Ganz hervorragend kamen mir diesmal die Rominter vor. Unter ihnen übertraf der „Pascha“ tatsächlich noch bei weitem die Erwartungen, die man nach den Berichten der Jagdblätter an seine Stärke stellen mochte.**

Neun ganz kapitale Hirsche zeigt uns die auf einem besonderen Tisch vereinigte Kollektion. Zurückgegangen scheinen die Hirsche aus der Schorfheide zu sein. Dies sind aber auch die einzigen, von denen man mehr erwartet hatte. Sehr gut waren auch die Damschaufler, ebenso war uns ein gutes Rehbockjahr beschieden.

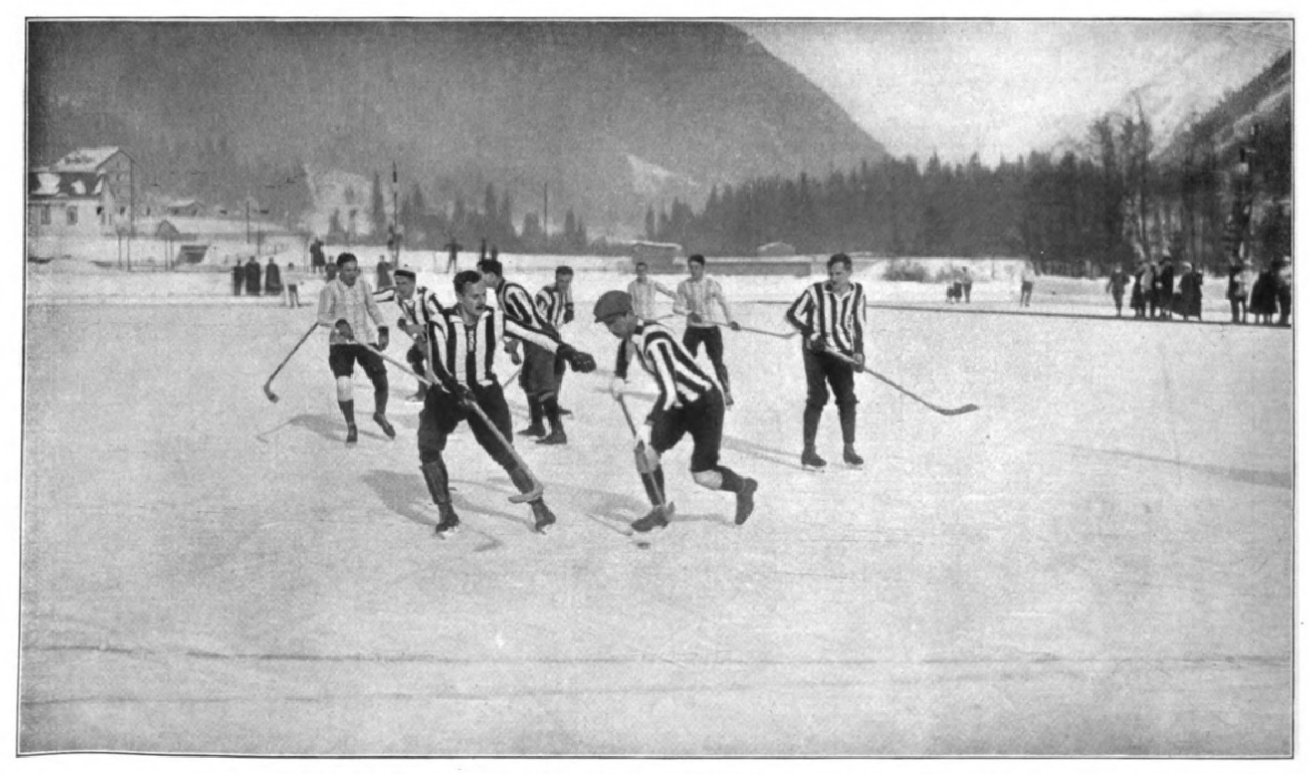
Unsere Abbildungen auf Seite 201 zeigen uns die hervorragendsten Stücke der Ausstellung nach Studien unseres Spezialzeichners. Bemerkt sei dabei, daß nur die einzelnen Gruppen im gegenseitigen Größenverhältnis richtig dargestellt werden konnten, um auch die Rehgehörne deutlich zur Anschauung zu bringen. Es sind also die vier Rothirschgeweihe im annähernd richtigen Größenverhältnis gegeben. Ebenso die beiden Schaufler, und endlich die drei Rehkronen unter sich.

Zum Schluß wollen wir noch sehen, wo in unserem Vaterlande nach dem Ergebnis der diesjährigen Ausstellung die besten Geweihe, bzw. Gehörne gewachsen sind, und zwar: A. Hirsche: An der Spitze steht demnach diesmal Schaumburg-Lippe mit dem ersten Kaiserbecher (bester Rothirsch) und zwei silbernen Schilden. Dann folgt Mecklenburg-Schwerin mit dem zweiten Kaiserbecher und ebenfalls zwei Schilden. Auf Ostpreußen entfielen drei Schilde, Schlesien, Pommern und Westpreußen bekamen je zwei Schilde. Von ihnen steht Pommern qualitativ an erster Stelle; sodann folgt Schlesien und als dritte die Provinz Westpreußen. Endlich entfiel der Güte nach auf die Provinz Brandenburg, die Lüneburger Heide und das Großherzogtum Sachsen je ein Schild. B. Die besten Rehböcke hatte die Provinz Posen (drei Schilde). Es folgen Ostpreußen, Schlesien und Westpreußen mit je zwei Schilden, die Rheinprovinz und Pommern mit je einem Schild. W. Arnold.



Start zum Entscheidungslauf im Internationalen Schnellaufen über 1500 m. Rechts Thomas Bohrer aus Klagenfurt, der Sieger, der die Strecke in 2 Min. 49,4 Sek. zurücklegte.

Das Meeting des Wiener Eislauf-Vereins am 15. Januar.



Von dem Internationalen Eishockey-Turnier in Chamonix um den Pokal von Chamonix.

Moment aus dem Zusammentreffen des Berliner Schlittschuh-Clubs, der die deutschen Farben vertrat, mit dem Pariser Club des Patineurs am 19. Januar. Das Endergebnis der Konkurrenzen war folgendes: Kanada 8, Deutschland 6, Frankreich [illegible], Belgien 2, England 0 Punkte.

Frau Marie Curie.

Der Feminismus hätte in der französischen Akademie beinahe eine Schlacht gewonnen: Frau M. Curie, die Witwe von Pierre Curie und Mitentdeckerin des Radiums, ist am 23. Januar bei den Wahlen zur Académie des Sciences knapp unterlegen. In einer gemeinsamen Sitzung sämtlicher fünf Akademien, aus denen sich das Institut de France zusammensetzt, hatte sich die Mehrheit gegen die Zulassung der Frauen ausgesprochen, weil den Traditionen zuwiderlaufend, ohne jedoch den Entschlüssen der einzelnen Akademien vorgreifen zu wollen. In der rein wissenschaftlichen Abteilung des Instituts zeigte man sich fortschrittlich gesinnt; man fragte nicht viel danach, wie es um die Traditionen bestellt sei, und ob bereits die Akademie der Schönen Künste in früherer Zeit mit der Wahl der Malerinnen Vigée-Lebrun, Labille-Guiard, Vallayer-Coster, Vien usw. eine Ausnahme von der Regel gewagt hatte (ohne freilich später an Rosa Bonheur zu denken), ob die Académie des Belles-Lettres sowohl Mme. de Sévigné wie Mme. de Staël und George Sand wie Judith Gautier fernzuhalten wußte — man fragte sich nur, ob die Arbeiten und Forschungen der gelehrten Frau ausnahmsweise von solcher Bedeutung seien, daß die Ehrung gerechtfertigt erscheine. Und darüber ließen die hervorragendsten Mitglieder der Académie des Sciences, voran Lippmann und Henri Poincaré, keinen Zweifel: wenn Berthelot noch am Leben wäre, würde er für Frau Curie gestimmt haben!

Man muß die „Notizen" lesen, die der weibliche Kandidat wie jeder andere zur Begründung seines Antrages über die Laufbahn, Titel und Werke einzureichen hatte; diese trockenen Angaben sind beredter als eine ausführliche Biographie. Frau M. Curie, geboren am 7. November 1867 als Tochter des Gelehrten Slodowski, wurde 1893 Lizentiatin der Physik an der Pariser Fakultät, 1894 Lizentiatin der Mathematik, 1896 für den sekundären Unterricht junger Mädchen aggregiert, 1900 mit Vorträgen über Physik in der Ecole normale supérieure für junge Mädchen in Sèvres beauftragt, 1903 Doktor der physischen Wissenschaften, 1906 mit den Vorlesungen über allgemeine Physik an der Fakultät der Wissenschaften in Paris betraut, 1909 Professor der allgemeinen Physik in Paris, Ehrenmitglied der Royal institution of Great Britain, ausländisches Mitglied der Londoner Gesellschaft für Chemie, der Holländischen Gesellschaft der Wissenschaften, der American philosophical Society usw., Ehrenmitglied der American chemical Society, der Braunschweiger Physikalischen Gesellschaft, korrespondierendes Mitglied der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, ausländisches Mitglied der Königlich Schwedischen Akademie usw., Ehrendoktor der Universität Genf, Doktor der Universität Edinburg. Im Jahre 1898 erhielt Frau Curie, 31 Jahre alt, von der Pariser Akademie der Wissenschaften den Preis Gegner, nach dem Rapport einer Kommission, die sich aus Joseph Bertrand, Berthelot, Hermite, Darboux und Mascart zusammensetzte, und in dem es unter anderm hieß: „Frau Curie hat eine lange Arbeit über die magnetischen Eigenschaften der verschiedenen industriellen Variationen des Eisens und Stahls veröffentlicht. Sie studierte mit großer Genauigkeit und nach den besten experimentalen Methoden den Einfluß der Temperatur, des Abkühlens, der Neuglut, der Natur und des Verhältnisses der fremden Metalle wie des Tungsteins (Wolfram) und des Molybdäns auf die vorübergehende Magnetisierung und die restierende Magnetisierung. Die Abhandlung ist von großem Interesse für die Herstellung von Dauermagneten und elektrischen Dynamos. Frau Curie studierte auch eine große Anzahl Körper mit Ausstrahlung sogenannter uranischer Strahlen und stellte fest, daß die Thoriumverbindungen in dieser Hinsicht eine den Uraniumverbindungen vergleichbare Aktivität entwickeln. In einer der letzten Sitzungen der Akademie überbrachte Herr Becquerel namens des Herrn und der Frau Curie eine bedeutsame Notiz über dieselben Ausstrahlungen. Aus dieser merkwürdigen Arbeit scheint hervorzugehen, daß die Eigenschaften der Pechblende einem neuen einfachen Körper zuzuschreiben sein sollen, dem die Autoren den Namen Polonium geben würden. Was auch die Zukunft dieser wissenschaftlichen Ansicht sein mag, die Forschungen der Frau Curie verdienen die Ermutigung der Akademie." Zweimal noch erkannte die Akademie ihr den Preis Gegner zu, 1900 und 1902, zugleich mit der Berthelot-Medaille; 1903 erhielten Herr und Frau Curie gemeinsam mit H. Becquerel den Nobelpreis für Chemie. Die Liste der fremden Medaillen und Preise, die ihr weiter zuerkannt wurden, ist zu lang, um hier wiedergegeben zu werden. Außer den vielen Arbeiten, die sie im Verein mit Pierre Curie über Radioaktivität bis zur Entdeckung des Radiums schrieb, veröffentlichte sie unter anderm folgende eigenen Abhandlungen: 1898 „Anwendung einer Methode genauer Maße zum Studium der neuen Eigenschaft der vom Uranium und seinen Verbindungen selbständig ausgeschiedenen Strahlen; Aktivität des Thoriums", 1899 bis 1907: „Herstellung reiner Radiumsalze, Feststellung des atomistischen Gewichts des Radiums", „Polonium", „Entdeckung der induzierten Radioaktivität", „Experimente über induzierte Radioaktivität und über die Ausstrahlung des Radiums", „Studien über radioaktive Beständigkeit", „Wirkung der Radiumausstrahlung auf Kupfersalzlösungen" usw.

Eine Frau, die sich diesen Themen der sprödesten Wissenschaft widmete, buhlte nicht um eine eitle Ehrung; die noch nicht ersonnene, grünbestickte Frackrobe für Akademikerinnen kümmerte sie wenig. Aber als von ihrer möglichen Kandidatur gesprochen wurde, und als die Antifeministen ihren prinzipiellen Widerstand ankündigten, stellte sie formell ihren Antrag auf das Fauteuil des verstorbenen Gernez, der selbst das Erbe Pierre Curies angetreten hatte, als der erst siebenundfünfzigjährige Physiker und Chemiker auf einer Seine-Brücke den traurigen Tod unter einem Lastfuhrwerk fand. Welch idealer Ehebund war der der Curies gewesen! Zwei Kinder sind ihm entsprossen, die schon zu ernsten, vielversprechenden Menschen heranreifen. Die gemeinsame Tätigkeit der Gatten im Laboratorium der Sorbonne führte zu einem Weltereignis, der Entdeckung des Radiums, der Henri Poincaré, der große Mathematiker und Philosoph, „in diesen Tagen eine bewunderungsvolle und wunderbare Beschreibung gewidmet hat. Die Curies fanden in der an seltenen Körpern so „reichen" böhmischen Pechblende einen bis dahin noch unentdeckten Körper, der in einer Tonne nur im Bruchteil eines Milligramms enthalten war. „Die vom Radium ausgestrahlten Körperchen", schreibt Poincaré „sind, wie man glaubt, so leicht, daß es sie während Milliarden Jahre aussenden könnte, ohne merklich an Gewicht zu verlieren. Wenn sie ein Elektroskop treffen, entladen sie es, treffen sie gewisse Körper, dann verleihen sie ihnen Leuchtkraft, wie man annehmen möchte, für ewige Zeit, da die Quelle unversiegbar scheint. Diese Körperchen erreichen uns unbekannte Schnelligkeiten, und das Studium ihrer Bewegungen enthüllt uns eine neue Mechanik, die in den Augen mancher Enthusiasten bald unsere alte, arme Mechanik ersetzen muß, weil sie höchstens noch für unsere kläglichen Maschinen mit ihren 120 km in der Stunde oder für unsere faulen Planeten mit ihrer kaum tausendmal größeren Geschwindigkeit gut ist. Und diese neue Mechanik läßt nichts übrig; schon wird uns angekündigt, daß es keine Materie mehr gibt, und daß das, was wir so benennen, nur eine Illusion elektrischen Ursprungs ist. Das Radium, das Licht entwickelt, muß auch Hitze entwickeln; aber Curie wies nach, daß es viel Hitze entwickelt, und das war eine neue Überraschung. Handelte es sich um das perpetuum mobile? Vielleicht beeilte man sich zu sehr mit dieser Versicherung, da man uns jetzt sagt, das Radium erschöpfe sich in zwölfhundert Jahren. Doch selbst nach dieser Berechnung würde es noch hunderttausendmal mehr Hitze enthalten als das gleiche Gewicht Kohle. Darum wollte man die Quelle der inneren Hitze der Erde oder gar der Sonnenhitze in verborgenen Radiummengen sehen. Je mehr man den neuen Körper untersuchte, desto mehr fand man unerwartete Dinge, die alles zu widerrufen schienen, was man bis dahin über die Materie zu wissen glaubte. Man beobachtete geheimnisvolle Ausstrahlungen, deren einander folgende Transformationen die Ursache der erzeugten Hitze zu sein schienen, und die schließlich zum Helium hinüberführten, einem sehr leichten Gas, das man in der Sonne gefunden hatte, lange bevor man ihm auf der Erde begegnete. War der Traum der alten Alchimisten verwirklicht? War man zur Transmutation der Elemente gelangt?" Der liebenswürdige Humor, mit dem Poincaré die großen Überraschungen der Entdeckung des Radiums beschreibt, unterstreicht nur um so mehr die gewaltige Bedeutung der Arbeiten beider Curies für die chemische und physikalische Wissenschaft. „Wie viel Geduld, Sorgfalt und Aufmerksamkeit erforderte es nicht," sagt Poincaré, „die unendlich kleinen Mengen der in ungeheueren Massen verstreuten und wie verlorenen Materie zu entdecken und, ohne etwas von den kaum sichtbaren Spuren aus dem Blick zu verlieren, sie zu sammeln, ohne den geringsten Verlust, und schließlich zu einigen Körnchen kostbaren Staubs zusammenzufügen! Auch war die gemeinsame Arbeit, bei der die natürlichen Eigenschaften des Mannes und der Frau sich so glücklich zueinander gesellten, nicht bloß ein Gedankenaustausch; sie war vor allem ein Energieaustausch, ein sicheres Mittel gegen vorübergehende Entmutigung, der alle Forscher ausgesetzt sind. Eine solche moralische Aktion ist unschätzbar, und wir haben keine Wage, um sie abzuwägen." Jedermann billigte nach dem Tode Pierre Curies den Entschluß der Regierung, der Witwe den Lehrstuhl und das Laboratorium des Verstorbenen offiziell zu übertragen; es wäre nicht weniger gerechtfertigt gewesen, daß sie auch sein akademisches Erbe angetreten hätte. Sie unterlag mit zwei Stimmen Minorität ihrem Gegenkandidaten Edouard Branly, der als Entdecker des Prinzips der drahtlosen Telegraphie berühmt geworden ist.

Paris. E. Lahm.



Frau Marie Curie in ihrem Laboratorium.

Theater und Musik.

— Das fünfaktige Drama „Lanzelot" von Eduard Stucken hinterließ bei der Uraufführung in den Kammerspielen des Deutschen Theaters in Berlin am 3. Januar wegen der ihm innewohnenden Poesie einen tiefen Eindruck, erzielte aber nicht den starken äußeren Erfolg wie des gleichen Dichters im Vorjahre an derselben Stätte aufgeführtes Gralsmysterium „Gawân".

— Der dreiaktige Schwank „Das glückliche Gesicht" von Ernst Gettke fand bei der Erstaufführung im Modernen Theater zu Berlin am 14. Januar ein leicht erheitertes, dankbares Publikum.

— Die vieraktige Oper „Teß" von Friedrich Freiherrn v. Erlanger, Text von Luigi Illica, feierte bei der deutschen Uraufführung im Neuen Stadttheater zu Chemnitz am 15. Januar einen leichten Sieg.

— Das Oratorium „Jephta" von Händel hinterließ bei der Uraufführung durch den städtischen Singverein in Eisleben am 12. Januar einen starken Eindruck. Die Chöre waren von dem Leiter des Singvereins, Dr. Stephanie, nach modernen Grundsätzen bearbeitet.

— Das dreiaktige Schauspiel „Was Liebe kann" von Selma Erdmann-Jesnitzer kam am 14. Januar im Hoftheater zu Hannover zur erfolgreichen Uraufführung.

— Das fünfaktige Drama „Don Juan" von Martin Langen trug bei der Uraufführung im Kölner Schauspielhaus am 14. Januar einen lokalen Erfolg davon.

— Das dreiaktige Musikmärchen „Die Königskinder" von Engelbert Humperdinck, Text von Ernst Rosmer (Frau Elsa Bernstein), erzielte bei der deutschen Erstaufführung im Berliner Königlichen Opernhause am 14. Januar einen warmen Erfolg. Auch bei der Erstaufführung der „Königskinder" im Deutschen Theater zu Prag am 15. Januar war der äußere Erfolg sehr stark.

— Das dreiaktige Dramolet „Le Mans", mit dem Untertitel „Ein dramatisches Stimmungsbild aus großer Zeit", von Prof. Dr. Hermann Schlag als Festgabe zur dreihundertjährigen Stiftungsfeier des 5. Thüringischen Infanterieregiments Nr. 94 gestiftet, fand bei der Uraufführung im Hoftheater zu Weimar am 12. Januar ein dankbares Publikum.

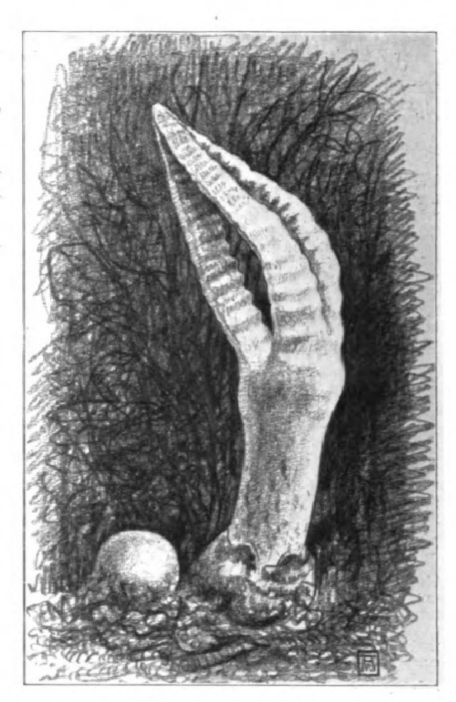
— Die dreiaktige Tragikomödie „Simson und Delila" des dänischen Dichters Sven Lange, übersetzt von Julia Koppel, erlebte am 14. Januar an der Neuen Wiener Bühne ihre erfolgreiche Erstaufführung.

Interessante Pilze.

Von Dr. **Roland Anheißer**, Jena. Mit Originalbildern vom Verfasser.

Wenn im Spätsommer unsere grüne Waldlandschaft sachte in die bunteren Farben des Herbstes übergeht, wenn im Walde der laute Jubel der gefiederten Sänger längst verstummt ist und des Sommers Blütenmeer sich merklich zu lichten beginnt, dann ist die Zeit da, wo die abenteuerlichen Sonderlinge der Pflanzenwelt, die Pilze, ihre Herrschaft antreten und die Rolle der Waldblumen übernehmen müssen. Wer kennt sie nicht, die geheimnisvollen Gebilde mit ihren wunderbaren Gestalten, die Zwergmännlein oder Korallenbäumchen oder auch runden Bälle, meist in bleiche Farben gekleidet, manchmal aber auch von lebhaftestem Kolorit, immer aber merkwürdig und fast fremdartig anmutend? Eine wahre Pracht ist es, in manchen Gegenden unseres Vaterlandes den Boden der Wälder im strahlenden Rot des Fliegenpilzes leuchten zu sehen; anderswo sind es die korallenförmigen Gebilde der Ziegenbärte, die in leuchtendem Orange oft in Massen dem humusreichen Waldboden entsprießen. Alle diese verschiedenartigen Gebilde, die da aus dem modernden Boden oft in überraschend kurzer Zeit emporschießen und kurzweg Pilze genannt werden, sind nur kleine Teile der eigentlichen Pilzpflanze; es sind die Fruchtkörper, die Träger der Nachkommenschaft, also auch gewissermaßen die Blüten der Pilze. Der weitaus größte Teil der Pilzpflanze besteht aus äußerst zarten, meist weißen Fäden, die als weit im moderigen Boden umherspinnendes Netz (Mycelium) ihre Nahrung aus den verwesenden Pflanzenresten des Waldbodens saugen. An der Stelle des Pilzgewebes, wo ein Fruchtkörper gebildet werden soll, verwachsen Tausende dieser unendlich feinen Fäden zu festeren Gebilden und erheben sich dann meist über den Erdboden — bei den Trüffeln bleiben auch die Fruchtkörper in der Erde — als jene kurzweg Pilze oder auch Schwämme genannten Träger der Nachkommenschaft. Die Samen der Pilze, Sporen genannt, sind unendlich kleine Körnchen, welche auf entsprechend winzigen Stielchen oder in Schläuchen erzeugt werden, die sich zu Myriaden an jedem Fruchtkörper entwickeln; bei den Hutpilzen auf der Unterseite des Hutes an dünnen Lamellen oder in feinen Röhrchen, bei den keulenförmig gestalteten Pilzen auf der ganzen Oberfläche des Fruchtkörpers, bei manchen Arten, beispielsweise den Trüffeln und Bovisten im Innern des meist kugelförmigen Pilzes. So ist es auch bei dem Erdstern (Geaster), einem den Bovisten nahe verwandten Pilze, der bei uns in etwa drei bis vier Arten in Nadelwäldern hin und wieder zu treffen ist. Der Fruchtkörper dieses Pilzes erhebt sich aus den modernden Tannennadeln des Waldbodens als geschlossene Kugel, die nach erfolgter Reife in mehrere Lappen zerreißt, so daß eine sternförmige Figur entsteht, in deren Mittelpunkt eine runde, die Sporen enthaltende Kapsel sitzt. Die Lappen der äußeren Hülle, Peridie genannt, sind hygroskopisch, d. h. sie rollen sich bei trockenem Wetter zusammen und stellen sich dabei nach unten, während sie sich in feuchter Luft flach ausbreiten. An der Spitze der Kapsel bemerkt man eine kleine Öffnung, aus der nach erfolgter Reife die Sporen schon bei der allerleisesten Erschütterung als feiner Staub emporfliegen und sich in alle Winde verbreiten. Die hygroskopischen Bewegungen der Peridie bewirken somit durch die ruckweise Erschütterung der Kapsel die Ausstreuung der Sporen.

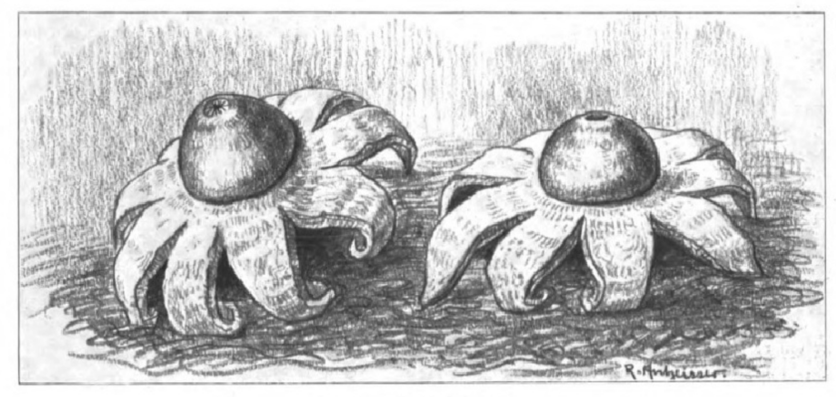
Cordyceps Taylori. Ein Raupen tötender Pilz in Australien. Der Pilz lebt in der Raupe und tötet sie. Aus der in die Erde zur Verpuppung gekrochenen Raupe bricht der geweihförmige Fruchtkörper des Pilzes hervor.



Colus Garciae. Brasilien.

Bei Betrachtung unserer einheimischen, so vielgestaltigen Pilzformen wird in manchem Beobachter wohl die Frage laut werden: gibt es in den heißen Ländern vielleicht noch abenteuerlichere Formen oder prächtigere Farben, als sie unsere Pilze doch jedenfalls schon bieten? Es ist dies eine naheliegende, sehr berechtigte Frage; haben doch die Tropen fast in jeder Klasse der Lebewesen immer wenigstens eine Überraschung für uns Nordländer bereit. Bei den Pilzen ist es nun sonderbarerweise in dieser Hinsicht etwas anders bestellt. Nur eine Familie des großen Pilzreiches, die Bauchpilze (Gasteromycetes), haben in den Tropen, besonders in Brasilien, einige Formen hervorgebracht, die auch ein verwöhntes Auge durch ihre Gestalt und Farbenschönheit entzücken müssen. Schon in den südlichen Alpenländern, mehr noch in Italien, Spanien und noch weiter südlich kann man einem höchst sonderbaren, herrlich gefärbten Pilz begegnen, dem Clathrus cancellatus, zu deutsch Gitterpilz. Dieser hochinteressante Pilz gehört zu der den obenerwähnten Bauchpilzen zuzuzählenden Gruppe der Phalloideen. Diese kleine Pilzgruppe ist es, der die auffallenden tropischen Pilzgebilde angehören, welche Alfred Möller, der diese Sonderlinge der Pflanzenwelt mehrere Jahre in Brasilien studierte, brasilische Pilzblumen nannte. Bei uns findet sich nur e i n Vertreter dieser sonderbaren Pilzgruppe, die Stink- oder Gichtmorchel, Phallus impudicus. Wie alle Phalloideen einen infamen Geruch nach verwesenden organischen Stoffen verbreiten, so riecht auch unser Phallus stark nach Aas. Im Bau erinnert er an eine in die Länge gezogene Morchel mit kleinem, schmutziggrünem Hütchen. Gemeinsam ist allen Phalloideen die Entwicklung des Fruchtkörpers aus sogenannten Eiern. Dieses sind weiße oder graue, rundliche, an unsere Boviste erinnernde Gebilde, die sich mehr oder weniger aus dem humusreichen Boden — denn nur in solchem wachsen die Phalloideen — erheben. Findet man solche Eier, so kann man an denselben noch lange nicht erkennen, welche Pilzgestalt sich aus ihnen entwickeln wird. Bei uns in Deutschland wird es natürlich immer Phallus impudicus sein; allerdings kommt im Südwesten unseres Vaterlandes hier und da noch eine kleinere Art, Phallus caninus, vor. Ist bei dem erwähnten Gitterpilz (Clathrus cancellatus) das Ei reif, so platzt es, was gewöhnlich gegen Abend geschieht, in mehreren Lappen auf, und eine prächtige, orange- bis feuerrot gefärbte Gitterkugel hebt sich empor. An der Innenseite des Gitterwerks, das natürlich äußerst zart und vergänglich ist, sitzen die Sporen als feuchte, schmierige Masse, Gleba genannt, die in Tropfen herabfließt und von Insekten weit verbreitet wird. Wie oben schon erwähnt, riechen alle Phalloideen äußerst stark nach verwesenden Substanzen; durch diesen widerlich fauligen Geruch werden Aasfliegen angelockt, die von der feuchten Sporenmasse naschen und so den Pilz weit verbreiten, indem sie die Sporen verschleppen. Auch Clathrus lockt die Aasfliegen an, und zwar durch einen abscheulichen, etwa an verdorbenen Leim erinnernden Geruch.

In den eigentlichen Tropen, besonders in Südamerika, gibt es noch eine Anzahl dem Gitterpilz nahe verwandter Pilzformen. Da wäre zunächst die Erdlaterne (Laternea columnata) zu nennen. Dieser Pilz stellt ein laternenförmiges Gebilde dar, das aus zwei bis fünf aufstrebenden, am Scheitel verbundenen Ästen besteht. Die Farbe dieser Äste ist prächtig purpurrot, an der Basis langsam in zartes Rosa übergehend. Unsere Abbildung zeigt einen ganz entwickelten Fruchtkörper und ein fast reifes Ei, aus dem sich in nicht allzu langer Zeit die rote Laterne erheben wird. Wie bei dem südeuropäischen Gitterpilz befinden sich auch hier die Sporen als schmierige Masse an der Innenseite der Äste. Sehr sonderbar ist der Geruch dieses schönen Pilzes. Nähert man sich dem Fruchtkörper, so glaubt man einen anfangs gar nicht so unangenehmen, säuerlichen Geruch nach Fruchtsaft wahrzunehmen, bald aber mischt sich eine ekelhafte Empfindung bei, die sich immer mehr steigert, bis der Geruch schließlich betäubend wirkt. Ganz ähnlich ist es ja auch bei vielen Aroideen, jenen Kallagewächsen, von denen eine Art, das Sauromatum oder schwarze Kalla, viel in Zimmern als Kuriosität gezogen wird, da sich aus der trocken daliegenden Knolle im Februar eine große, dunkelpurpurne Blüte erhebt, die ebenfalls durch ihren intensiven Geruch und durch die Farbe Aasfliegen anlockt. Auch bei dieser Pflanze kann



Geaster multifidus (Erdstern).



Laternea columnata. Tropisches Amerika.

man die Beobachtung machen, daß der Geruch anfangs gar nicht so unangenehm ist, bald aber in einen betäubend starken Aasgestank übergeht. Während bei der Laternea der Fruchtkörper ungestielt in der Hülle des aufgeplatzten Eies sitzt, findet sich bei einem anderen, ebenfalls in Brasilien heimischen Bauchpilz, dem Colus Garciae, eine ähnliche Laternenform, die sich aber auf einem kräftigen Stiel erhebt und in ihrer blendend weißen Färbung im Dunkeln weithin sichtbar ist, falls sie nicht in dem Gewirr tropischer Vegetation, wie dies allerdings meist der Fall ist, zu sehr versteckt ist. Diese blendend weiße Färbung dient zweifellos auch zur Anlockung von Insekten; man findet diese Färbung ja besonders häufig in den Tropen bei Blüten, die zur Bestäubung durch Nachtschmetterlinge eingerichtet sind. Unser Bild des Colus Garciae zeigt ein noch nicht ganz reifes Ei sowie einen völlig entwickelten Fruchtkörper. Um aber eine richtige Vorstellung von dem schön gestalteten Pilze zu erhalten, muß man sich zu der prächtigen, rein weißen Färbung einen abscheulichen Geruch nach faulenden Seetieren denken. Die Sporenmasse, die den Gasgeruch ausströmt, sitzt auch hier wieder auf der Innenseite der drei bis vier nur an der äußersten Spitze miteinander verbundenen Äste.

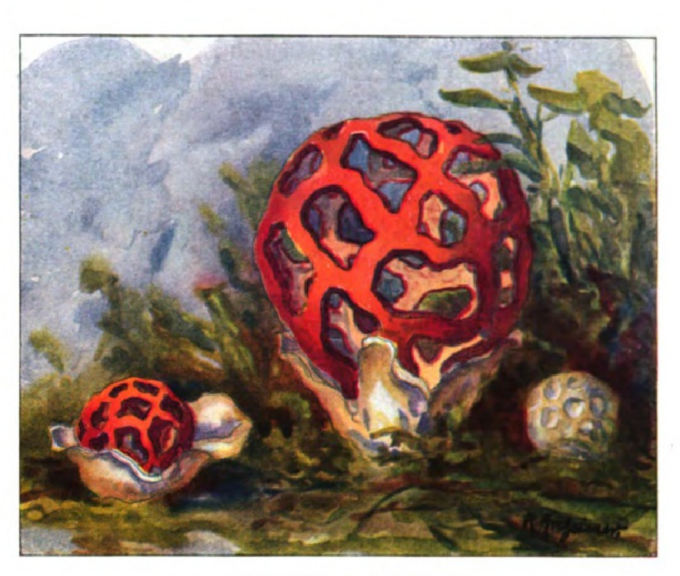
Alle diese besprochenen Pilze entwickeln ihre Fruchtkörper gegen Abend, wo sie sich dem verspäteten Wanderer durch ihren übeln Geruch bemerkbar machen, ohne daß man in dem dichten Gewirr der tropischen Pflanzenwelt des Erregers ansichtig wird. Sehr oft kommt es vor, daß man lange suchen muß, ehe man den Pilz findet; manchmal entdeckt man ihn überhaupt gar nicht, indem der Geruch bald aus dieser, bald aus jener Richtung zu kommen scheint. So ist es auch bei der prächtigsten und sonderbarsten aller Pilzformen, der bei der brasilianischen Jugend so beliebten Schleierdame (Dictyophora phalloidea). Sie ist so recht die „Königin der Nacht" im Pilzreiche, nur daß sie leider abscheulich stinkt und nicht wie jene Kaktee einen süßen Duft ausströmt. Die Gestalt dieses Pilzes, den wir in unserer Abbildung in voller Entwicklung darstellen, ist außerordentlich sonderbar und verdient nicht mit Unrecht den Namen Schleierdame. Auf einem mäßig dicken, etwa 15 cm hohen Stiele sitzt ein glockenförmiges, netzig geadertes Hütchen von schmutzig-grüner Färbung. Unterhalb dieses Hutes wächst in feinen Rippen ein schneeweißes, zartes Netzgewebe an, das sich weit um den Stiel gleich einem Reifrock glockenförmig ausbreitet. Von äußerst zartem Bau, erinnert es ganz und gar an duftiges Schleiergewebe und verleiht dem sonst unserm Phallus gar nicht unähnlichen Pilz ein geradezu abenteuerliches Aussehen. Diese Form steht im Pilzreich einzig da, es gibt keinen Pilz, der ein ähnliches Netzwerk besäße, und die biologische Bedeutung dieses sonderbaren Gebildes dürfte wohl nicht so leicht zu ergründen sein. Gewiß dient es auch dazu, den Pilz für die Insekten auffälliger zu machen; aber ob das die ganze Bedeutung dieses komplizierten Apparates ist, dürfte doch zum mindesten stark bezweifelt werden.

Sehr interessant ist das rasche Wachstum des Pilzes. Alfred Möller, der, wie schon erwähnt, in Brasilien die Phalloideen genau studierte, hat die bemerkenswerte Beobachtung gemacht, daß sich der ganze komplizierte Fruchtkörper innerhalb weniger Stunden aus dem Ei entwickelt, ja, daß man während des Höhepunktes der Wachstumsgeschwindigkeit mit bloßem Auge das langsame Vorwärtsrücken der Spitze beobachten kann. Diesen Pilz „hört" man sogar wachsen. So berichtet Möller, daß er in dem vollkommen ruhigen Laboratorium, in dem er einige Eier der Dictyophora während ihrer Entwicklung zum fertigen Fruchtkörper beobachtete, ein feines Knistern vernahm, etwa so, wie wenn Seifenschaum zusammensinkt. Auch der Geruch des Pilzes entsteht ganz plötzlich. Die Sporenmasse (Gleba), von der ja der Geruch ausgeht, befindet sich hier geradeso wie bei unserem einheimischen Phallus auf der Oberfläche des Hutes. Dieser ist anfangs ganz trocken und vollständig geruchlos. In dem Augenblick aber, wo der Pilz ausgewachsen ist, nimmt plötzlich die Gleba ein feuchtschleimiges Aussehen an, und der unerträglichste Aasgestank ist da. Der Geruch ist so furchtbar, daß man in einem Zimmer, in dem sich eine Dictyophora befindet, ohnmächtig wird. Im Freien glaubt man, das Aas eines großen Tieres zu riechen, so stark und weit verbreitet sich der Geruch eines einzigen Exemplars.

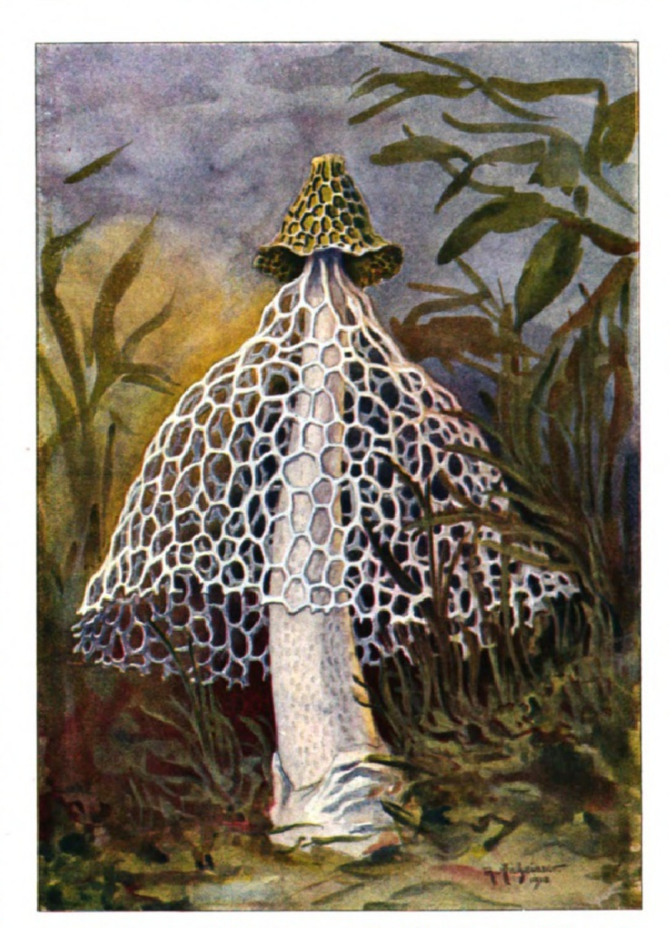
Nur in den Nachmittagstunden entfaltet sich die Dictyophora; mit dem plötzlichen Einbruch der Tropennacht gegen sechs Uhr ist der Fruchtkörper fertig ausgewachsen. Rasch beginnt die Reifung der Sporenmasse; Insekten kommen in großer Menge und verbreiten sie. Aber schon in den späteren Nachtstunden welkt das anfangs ganz straffe Netz, und die ersten Sonnenstrahlen treffen ein in sich zusammengesunkenes, schleimiges Häufchen Pilzmasse, das allein von der herrlichen Form übriggeblieben ist.

Während die bisher besprochenen Pilze durch Form oder Farbenpracht bemerkenswert sind, wollen wir zum Schluß noch einen Vertreter der höheren Pilze betrachten, dessen Lebensweise das größte Interesse wachrufen dürfte. Es ist ein typischer Parasit, der wie die Bakterien und andere Mikroorganismen lebende Wesen befällt und tötet. Die meisten größeren Pilze sind nämlich Saprophyten, d. h. solche Pflanzen, die von toten, nicht von noch lebenden Organismen leben, und zwar meist von verwesenden Pflanzenteilen, viel seltener von tierischen Resten. Der Pilz, von dem wir sprechen wollen, ist ein Vertreter der Gattung Cordyceps, deren Angehörige fast ausnahmslos in lebenden Tieren, besonders Insekten, schmarotzen und diese langsam töten. Einige Arten wachsen auch in anderen Pilzen, so Cordyceps ophioglossioides und Cordyceps capitata auf den Fruchtkörpern der Hirschtrüffeln (Elaphomyces). Betrachten wir unseren Cordyceps Taylori, der in Australien auf Raupen lebt, etwas genauer. Die ganze Oberseite des geweihförmigen Fruchtkörpers erzeugt in Unmasse die Sporen. Gelangt eine solche unendlich kleine Spore auf eine ihr zusagende Raupe, so bohrt sie in den Körper des Tieres einen feinen Schlauch. Dort verzweigt sich dieser rasch und durchwächst das ganze Leibesinnere, dieses schließlich in ein einziges Pilzmyzelium verwandelnd, indem alle Organe ausgesaugt und zerstört werden. Kriecht nun das todmüde Tier zur Verpuppung in die Erde, so stirbt es bald, und am Kopfende bricht statt des bunten Schmetterlings der Fruchtkörper des Pilzes hervor, der mit seinen geweihförmigen Ästen über den Erdboden hervorwächst.

Manche Cordycepsarten werden als Heilmittel benutzt, so besonders Cordyceps sinensis, der in China auf Raupen lebt. Die Chinesen schätzen ihn unter dem Namen Hia Tsao Tong Tschong sehr hoch. Da der Pilz aber wegen seiner Seltenheit kostbar ist, wird er nur bei der kaiserlichen Familie in Anwendung gebracht. Die Raupen, aus deren Kopfende der keulenförmige Pilz hervorwächst, werden in Bündeln zusammengeschnürt und getrocknet.



Clathrus cancellatus. Südeuropa.



Dictyophora phalloidea (Schleierdame). Ein tropischer Pilz, dessen Fruchtbarkeit nur eine Nacht dauert.

Interessante Pilze.



Bärenlager in einer Waldschlucht. Nach einem Gemälde von Anton Schrödl.

Meine Reise nach Abessinisch-Haussa, der sagenhaften Urheimat des Mokkakaffees.

Von **G. K. Rein.**

In der arabischen Kaffeestadt Mokka erhält sich noch jetzt eine Sage, nach der das Heimatland des sogenannten Mokkakaffees in Haussa sei. Die Araber wissen nichts Näheres darüber anzugeben, erzählen aber, daß die Provinz Haussa nach alten Sagen früher der Garten gewesen sei, von wo aus die ganze Welt mit Kaffee, Bananen, Datteln, Wohlgerüchen usw. versehen wurde.

In dieses sagenhafte Land führte mich eine Reise, die ich zu Anfang dieses Jahres im Auftrage eines französischen Konsortiums unternahm. Es handelte sich darum, das in der Haussaprovinz gelegene Hauasch-Delta auf seine Fruchtbarkeit und auf seine Eignung für die Anlage von Pflanzungen, besonders von Kaffee und Baumwolle, zu untersuchen.

Ich verließ Berlin Anfang Dezember 1909 und traf Ende dieses Monats mit meinen Begleitern in Aden ein. An einem schwülen Spätnachmittag verließen wir auf einem kleinen indischen Dampfer diesen Hafen, um nach der Hauptstadt des französischen Somalilandes, Djibuti, überzusetzen. Am nächsten Tage wurde ich dort von dem Gouverneur, Herrn Pascal, auf das freundlichste empfangen und mit weiteren Ratschlägen für meine Reise versehen. Nachdem ich meine Expedition hier zusammengestellt hatte, brachte uns der kleine Dampfer „Binger" der französischen Gesellschaft Société de l'Afrique Orientale nach Tadjura, der Hauptstadt der Dankali-Somalis und Regierungssitz ihres Sultans.

Der Empfang in Tadjura durch den Sultan selbst war äußerst liebenswürdig, wenn auch seine Untertanen sich scheu zurückhielten und uns bei jedem Schritt zeigten, daß wir nicht gerade willkommen waren. Die erste Feindschaft bezeigten uns unzählige Kinder, die speziell uns Europäer auf Schritt und Tritt aus dem Hinterhalt mit Steinen bewarfen. Der Sultan selbst ist ein würdiger alter Herr, aus dessen Augen echt orientalische Verschlagenheit hervorblitzt, während seine Würdenträger auf mich nicht gerade einen bezaubernd intelligenten Eindruck machten. Er präsentierte sich ebenso wie seine Leute in einem langen Kaftan mit dem Turban und mit Schuhen bekleidet, einen hohen Stock mit einem Messingknopf als Würdeabzeichen in der Hand. Er hatte sich mit zwei Orden geschmückt, die ihm von der französischen Regierung verliehen worden waren; merkwürdigerweise war der eine die Medaille für landwirtschaftliche Leistungen und der andere das für ihn extra geschaffene Großkreuz des Ordens von Tadjura. Er lud uns alle in seinen Palast — auf deutsch gesagt, Stroh- und Holzhütten — zu einer Unterredung ein und traktierte uns mit Kaffee, wogegen wir ihm Tabak und Zigaretten anboten. Leider war nur eine alte Tasse vorhanden, die für uns alle reichen mußte.



Djibutiträger.



Der Sultan von Tadjura.

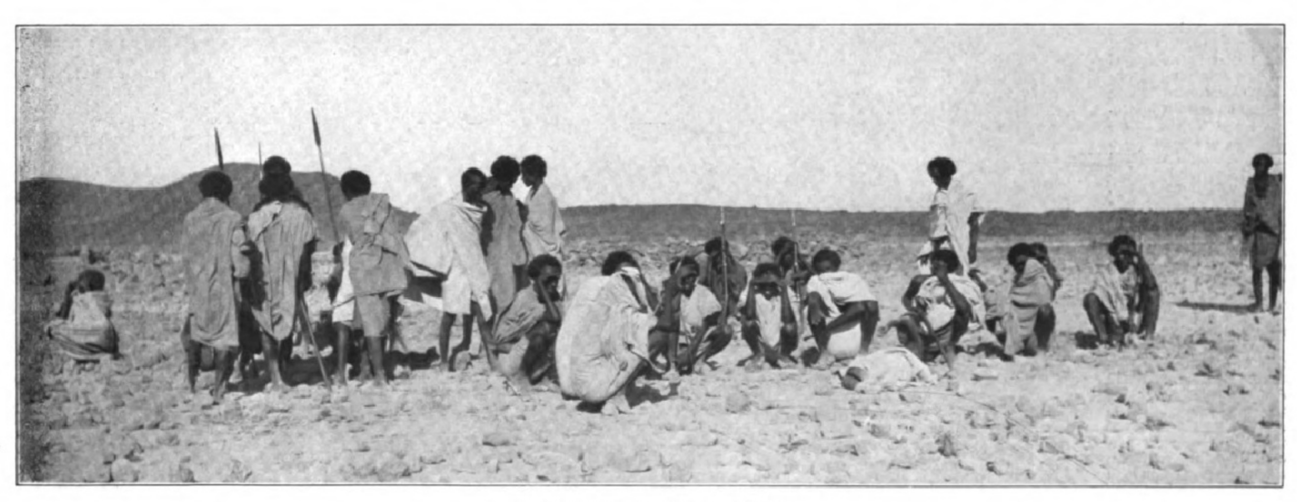
Tadjura selbst ist ein Ort von etwa dreitausend Einwohnern, mit zwei oder drei weißen Stein- und Kalkbauten und zwei Moscheen, während sämtliche anderen Gebäude Hütten sind, deren Gerippe aus einem Holzgeflecht besteht, deren Wände von innen mit Stroh verdichtet sind. Die Häuser sind meistenteils rechteckig gebaut, mit einer verhältnismäßig hohen Tür und oben der Länge nach halbkreisförmig abgedeckt.

An jede Hütte ist ein Hof mit ziemlich hohem, dichtem Zaun angebaut, in dem das Vieh gehalten wird und die häuslichen Arbeiten verrichtet werden. Die Hauptindustrie von Tadjura ist die Strohflechterei, die allerdings hier, im Vergleich mit anderen afrikanischen Verhältnissen, sowohl was Farben wie Kunstfertigkeit anlangt, außerordentlich hoch entwickelt ist. Man findet die reizendsten Artikel, wie Flaschenbezüge, Teller, Körbe, Untersätze usw., ausgeführt, die sehr oft noch mit bunten Perlmustern und anhängenden kleinen Muscheln verziert sind. Eine weitere Industrie ist die Waffenschmiederei, die allerdings nur in der Herstellung von Speeren und einer Art gekrümmtem Dolchmesser, das am Ring um die Hüften getragen wird, besteht. Das Dolchmesser wird als Stich- und Schlagwaffe benutzt.

Nachdem sich der Sultan eingehend über meine Absicht und mein Reiseziel orientiert hatte, verließ ich am 2. Januar mit der Karawane, die aus fünfundzwanzig Lastkamelen, fünf Reitkamelen und neun Maultieren bestand, von dem Sultan und seinen Großen geleitet, Tadjura. Meine Begleiter waren zwei Europäer — Dr. Lessel, jetzt Dozent an der Kolonialschule Witzenhausen, und Herr Hintz, ein deutscher Pflanzer aus Ägypten, der Baumwollkulturversuche im Hauasch-Delta ausführen sollte — zwölf sudanesische Soldaten, fünfundzwanzig Araber als Diener, Köche und Hilfsarbeiter sowie ungefähr zwanzig Tadjura-Somalis, die mir der Sultan als Führer und Kameltreiber zugeteilt hatte.

Am ersten Tage gelangten wir, immer die Küste entlang marschierend, nach Sagallo, einem am Meere gelegenen Lagerplatze. Hier und ebenso in Tadjura fanden wir noch verhältnismäßig viele Dattelpalmen, etwas Eingeborenen-Ackerbau mit Durra, Mais, Hirse und süßen Kartoffeln. In Sagallo befindet sich ein verfallenes Fort, das von einem unternehmenden Russen angelegt ist, der den aus dem Innern kommenden Sklavenkarawanen bis vor kurzer Zeit ihre Sklaven abnahm, um sie selbst zu verkaufen oder sich Lösegeld zahlen zu lassen. Die Franzosen hoben dieses Fort auf, nachdem sie zwei Kriegsschiffe zur Beschießung gesandt hatten.

Von Sagallo aus wandten wir uns westwärts, und jetzt begann eine mehrtägige, äußerst strapaziöse Reise durch die Steinwüsten des französischen Somalilandes. Wir zogen durch Mimosengestrüpp zunächst noch das Meer entlang, bis wir endlich am zweiten Tage nach Überschreiten verschiedener Hügelketten, die sich bis zu 800 m erheben, nach der Wasserstelle Derchelle gelangten. Von jetzt an stieg der Weg fast andauernd und führte über steiniges Geröll durch eine beinahe baumlose Lavagegend und durch verschiedene Kraterlöcher über Uadelissan nach Dafari, wo wir in der glühenden Mittagshitze des vierten Tages ankamen. Nach Aussage der Eingeborenen sollte hier ein Wasserloch vorhanden sein, indes konnten wir erst nach zweistündigem Aufgraben des alten Wasserloches



Beratung der Haussas bei unserer Ankunft.

Eine Reise nach Abessinisch-Haussa.



den Durst der Menschen und Tiere löschen. Vor uns sahen wir schon jetzt den mächtigen, in der Sonne weiß erglänzenden Assal-Salzsee, den wir in einigen Stunden zu erreichen hofften. Die Temperatur war unterdessen von der ziemlich erträglichen Meerestemperatur an der Küste auf 121 Grad Fahrenheit gestiegen. Diese Gegend, die die Ufer des Assal-Salzsees bildet, war vollständig dazu angetan, mir und meinen Begleitern das Bild der Hölle hervorzurufen. Sengende Sonnenstrahlen, ungemein schwieriger Marsch, trostlose Gegenden, in denen vielfach schwarze Lava erstarrt und in großen Blöcken und spitzen Nadeln zu sehen war, ohne Tierwelt und ohne irgendwelchen Pflanzenwuchs, machten den trostlosesten Eindruck. Die ganze Gegend sah aus, als wäre hier vor kurzem ein großer Vulkan ausgebrochen, der das ganze Erdreich umgedreht hätte, und als ob die Lavamassen im Moment des Herausquellens aus der Erde plötzlich erstarrt wären. Ich habe noch nie in meinem Leben eine derartige Gegend gesehen, obgleich auch in den früher von mir bereisten Ländern vieles Öde und Trostlose vorhanden war.

Um zu dem Assal-Salzsee, nach dem die Lavawände steil abfallen, hinunterzugelangen, brauchten wir jetzt nicht weniger als zwei Tage, zur Zurücklegung einer Luftlinie von ungefähr 7 bis 8 km in angestrengten Märschen. Es ging bergauf, bergab, immer wieder über Lava, durch Krater und unwegsames Terrain. In diesen zwei Tagen fanden wir nur ein einziges Wasserloch, Halecsilan genannt, aus dem wir etwas trübes Wasser schöpfen konnten. Meine Tiere und Leute waren dem Verschmachten nahe. Entgegenkommende Karawanen berichteten uns, daß wir auf der anderen Seite des Sees gutes Wasser finden würden. Wir beeilten uns daher, nach diesem Platze zu kommen. Aber der Abstieg nach dem See war derart schwierig, daß der größte Teil der Karawane einfach liegen blieb und die Nacht unterwegs zubringen mußte, während ich mit einigen meiner Begleiter nach dem Wasserloch Gungunta vorauseilte. Ich bemerke hierzu, daß man sich unter den Namen keine Ortschaften, sondern lediglich öfters benutzte Lagerplätze vorstellen darf, wo immer mehr oder weniger Wasser zu finden ist.


Der Assal-Salzsee (französisch Somaliland).


Sandhose über Dioita.

Den Salzsee mit seinem weißen, feuchten, kristallisierten Salz hatten wir ständig vor uns und glaubten des öfteren, in wenigen Minuten dort zu sein. Immer wieder aber schoben sich Felswände vor, die wir umgehen mußten. Als wir dann endlich ankamen, empfing uns eine derartig drückend heiße Luft — der See liegt nach unseren Messungen 174 m unter dem Meeresspiegel — daß wir im Gewaltmarsch über den See hinwegzukommen versuchten. Bei jedem Schritt sanken wir aber in feuchtes Salz ein, und als wir den 5 km langen Marsch über den See zurückgelegt hatten, waren wir vollständig erschöpft und konnten uns nur noch durch die Hoffnung, bald Süßwasser zu finden, aufrechterhalten. Leider mußten wir aber vom Ende des Sees noch anderthalb Stunden marschieren, ehe wir an den Süßwasser führenden Zufluß des Sees gelangten. In der Regel marschierten wir Europäer der Jagd wegen voraus und ließen die Karawane nachkommen. So blieben wir auch hier in Gulahaffa einen Tag, um uns zu erholen und die Karawane zu erwarten. Lebensmittel sind in diesen Gegenden kaum aufzutreiben; etwas Ziegenmilch, die wir bei den eingeborenen Dankalis, die uns nicht besonders freundlich ansahen, erhalten konnten, mußten wir mit viel Geld bezahlen. Unsere Eingeborenen löschten ihren Durst durch Nagen an den Früchten der Dum- und Dolippalmen.

Der Assal-Salzsee steht unterirdisch in sehr eigentümlicher Verbindung mit der Bucht von Tadjura, er ändert sein Wasserniveau mit der Ebbe und Flut genau wie das Meer. Seine Wasseroberfläche hat eine Ausdehnung von rund 40 qkm. Das Wasser ist in sehr hohem Grade salzhaltig, es verdunstet während der Ebbe, jedesmal eine starke Salzschicht zurücklassend. Infolgedessen haben sich mit der Zeit auf einer Seite des Sees Salzablagerungen in einer Ausdehnung von etwa 55 qkm mit einer Mächtigkeit bis zu 9 m Tiefe gebildet. Das Salz ist in schöner, weißer Kristallform, es braucht nur herausgeschaufelt zu werden und wird schon heute von den Eingeborenen in großen Mengen nach den Häfen des Roten Meeres exportiert und nach Abessinien importiert. Der Import nach Abessinien ist sehr bedeutend und rentiert sich vorzüglich, weil Salz in Abessinien sehr teuer ist. In den Hafenorten wird das Salz mit weniger Gewinn verkauft, dafür werden aber sehr große Quantitäten abgesetzt.

Auf dem See selbst waren Abessinier und Dankalis eifrig beschäftigt, das Salz abzukratzen und es, in langen, zuckerhutförmigen Strohgeflechten verpackt, auf Kamele zu laden. Auf unserm späteren Wege und auf der Straße nach Dessie, der Hauptstadt des Ras Mikael, begegneten wir andauernd großen Salzkarawanen.

Erst am späten Nachmittag des sechsten Tages stieß meine Karawane wieder zu uns. Ich konnte sie deshalb nicht bewegen weiterzugehen, da Mensch und Tier sich erst erholen und an dem hier fließenden Wasser den Durst stillen mußten. Am nächsten Tage brachen wir früh auf und zogen durch eine wilde Talschlucht, in der andauernd ein wasserreicher Bach floß, auch Dum- und Dolippalmen und kleine Grasinseln über einem außerordentlich felsigen Bachgrund wuchsen, weiter nach Aluli, einem kleinen Wassertümpel, an dem wir sehr viele von der Weide kommende Kamele, Schafe und Ziegen vorfanden. Auch an diesem Tage war ich wieder vorausgegangen und wartete vergeblich auf meine Karawane, die unterwegs übernachtet hatte, da auf dem unwegsamen Bachgrund die Tiere teilweise gestrauchelt waren und ein Teil des Gepäckes in den Bach gefallen war.

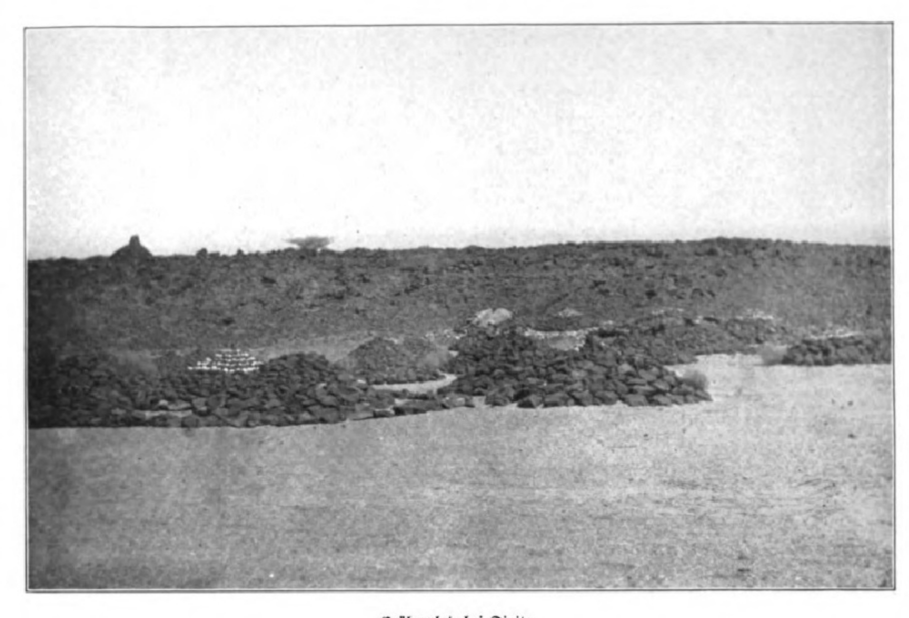
Schon vorher hatten wir nach Aluli zuströmende, sehr große Horden Eingeborener, Männer, Weiber und Kinder, bemerkt, doch war uns dies zunächst nicht aufgefallen. Mein Dankalidiener schien allerdings etwas unruhig, er hielt sich in der Nacht merkwürdig nahe und wachsam in der Nähe meiner Schlafstelle auf, während er gewöhnlich nachts sehr fest schlief. Er erzählte mir auch in schlechtem Französisch irgend etwas, was ich nicht verstand. Als am nächsten Tage unsere Karawane angekommen war und sich etwas ausgeruht hatte, stürzte plötzlich ein altes Weib mit dem Rufe „Isa, Isa!“ in voller Flucht an uns heran. Jetzt wurde uns klar, daß sich sämtliche Hirten und ihre Familien mit den nach Tausenden zählenden Herden auf der Flucht vor ihren Erbfeinden, den Isas, befanden.

Daher beschlossen wir, nicht länger zu rasten, denn es würde uns kein Vergnügen gemacht haben, mit diesen Wilden jener Gegend zusammengestoßen zu sein. Wir

Landschaft am Hauasch bei Dioita.

Eine Reise nach Abessinisch-Haussa.

brachen daher schleunigst wieder auf und fanden unmittelbar nach unserm Abmarsch die letzten der Fliehenden; auch sah man die Straße mit Tieren und hauptsächlich jungen Lämmern und Ziegen, die in der Eile getötet worden waren, besät. Bald nachher trafen wir auch einige Verwundete, die uns erzählten, daß in der letzten Nacht ein Überfall durch die Isas stattgefunden hätte, bei dem die Dankalis sieben Tote und einige Verwundete verloren hätten. Auf die Hauptmasse der Isas stießen wir glücklicherweise nicht, dagegen sahen wir einige Parlamentäre, die anscheinend mit den Dankalis verhandelten.



Gräberplatz bei Dioita.

Durch eine wasserarme, mit wenigen Sträuchern bewachsene Gegend kamen wir am späten Nachmittag nach verschiedenen Wasserlöchern, Gargadé genannt. Hier trafen wir einen alten Mann an, der sich bei dem Überfall verkrochen hatte, und ein junges, geisteskrankes Weib, die uns von der Bluttat der Isas erzählten. Alte Leute und Geisteskranke werden als heilig von den Isas verschont.

Da wir diesen Lagerplatz nicht für sicher genug hielten, zogen wir noch in der Nacht weiter, bis wir aus der Ebene wieder in einen runden, engen Bergkessel gelangten, wo wir unsere Lager aufschlugen. Die Nacht verlief ruhig, obgleich die ausgestellten Posten verschiedentlich anriefen. Auf unserm Weitermarsch am nächsten Tage durchzogen wir wieder Plätze, in denen sich Dankalis mit ihren großen Herden verborgen hatten.

Nach Überschreiten eines Hochplateaus kamen wir dann in ein breites, sandiges Tal, wo wir zum erstenmal einige Antilopen und größere Vögel, besonders Trappen, bemerkten. Der Baumwuchs war hier etwas stärker, er verdichtete sich am äußersten Ende gegen eine Felswand immer mehr. Als wir die Felswand erreichten, fanden wir einen größeren Teich und bemerkten, daß er durch ganz heiße Quellen gespeist wurde. Der Weg in der sandigen Ebene — wahrscheinlich ein in der Regenzeit gefülltes, sehr breites Flußbett — war uns zur Qual geworden. Wir schätzten den in der glühenden Sonnenhitze zurückzulegenden Weg auf höchstens anderthalb bis zwei Stunden, während die Karawane, als sie endlich ans Ziel gelangte, acht Stunden ohne einen Tropfen Wasser marschiert war. Erst kurz vor unserm Lagerplatz bemerkten wir, daß wir durch viele Luftspiegelungen (Fata Morgana) getäuscht worden waren. Am nächsten Tage mußten wir wieder steigen und übernachteten noch einmal auf einem Gebirgskamm. Den folgenden Morgen sahen wir endlich große Flächen grünen Waldes und grüner Wiesen mit großen Seen vor uns liegen und gelangten nach einigen Stunden Marsches auf die höchste Spitze unseres ersten Reisezieles, des Hauasch-Deltas in der abessinischen Haussaprovinz, auf den Gipfel des Ghifoberges, der sich über 553 m über dem Meeresspiegel erhebt.



Dioita, die Hauptstadt der Haussa-Somalis.



Dankaliweib.

Vom Ghifoberg sahen wir zum erstenmal das ganze Hauasch-Delta vor uns liegen. Wir waren erstaunt, nach der Öde und Trostlosigkeit der bisher durchzogenen Gegenden eine sehr fruchtbare grüne Fläche vor uns zu sehen, von vielen Flüssen und Bächen durchzogen und mit Süßwasserseen geradezu übersät, auf der wir durch das Fernglas große Rinder-, Ziegen- und Schafherden weiden sahen, auch viele Ansiedlungen der Eingeborenen bemerkten. Das ganze Hauasch-Delta liegt in einem Kessel, der bis auf einige höhere Punkte vollständig eben, aber von verhältnismäßig hohen Gebirgszügen umgeben ist. Seine Fruchtbarkeit verdankt dieses Land dem Hauaschstrom, dem zweitgrößten Flusse Abessiniens, der im innersten Herzen Äthiopiens, 2500 m über dem Meeresspiegel, entspringt, aber nie bis zur Meeresküste gelangt, sondern sich in den Sümpfen des Hauasch-Deltas plötzlich verliert. Das Wasser des Stromes ist, da es außerordentlich schlammhaltig ist, meistenteils von rötlich-brauner Farbe und könnte ebenso wie das Wasser des Nils zur Bewässerung der umliegenden Felder benutzt werden. Das am Hauasch-Delta liegende Land ist meist bewaldet, der Boden ist mit hoch aufgeschossenem Grase bedeckt, das von Groß- und Kleinvieh beweidet wird. Die Viehzucht scheint sehr lebhaft betrieben zu werden. Dschungel und Unterholz wimmeln von Wild, besonders Perlhühnern, die bei jedem Schritt mit lautem Geschrei auffliegen. Es gibt ganze Wäldchen von Tamarisken, ferner Gummi liefernde Akazien, viele Kautschukarten und andere Hochwaldbäume, die nach dem Innern des Waldes zu an Größe und Zahl zunehmen. Besonders interessant war für uns das Vorkommen von zwei wild wachsenden Baumwollarten, nämlich Gossypium anomalum und Gossypium hirsutum. Von Großwild sind alle möglichen Arten vertreten: Antilopen, Gazellen, von Zeit zu Zeit sogar Elefanten, von Raubwild besonders Leoparden und ab und zu Löwen. Krokodile, Flußpferde, Warzen- und Wildschweine sind in Unzahl vorhanden, ebenso viele Vogelarten. Der Pflanzenwuchs nimmt hier eine Üppigkeit an, wie wir sie nach den bisher durchzogenen unfruchtbaren Gegenden nicht für möglich gehalten hätten, es war schwer, sich durch das dichte Gebüsch hindurch Bahn zu brechen.

Vom Fuße des Ghifoberges war noch eine Tagereise bis Dioita, wo wir vom Stellvertreter des Sultans begrüßt wurden. Einige Tage später kamen auch Abgesandte von dem Ras Mikael, dem Vater Lidj Jeassus, des Nachfolgers des Kaisers Menelik II. von Abessinien, zu unserer Begrüßung. Von Dioita aus unternahmen wir die für unseren Auftrag notwendigen Touren, wozu wir zehn Tage brauchten. Ich stellte fest, daß von den Eingeborenen Sesam, etwas Baumwolle, etwas Weizen, sehr viel Hirse, Durra und Mais gebaut wird. An einigen Stellen waren auch Reiskulturen angelegt.

Am 22. Januar verließen wir Dioita und gelangten über außerordentlich vulkanisches Terrain und über verschiedene Vulkane in das Gebiet der italienischen Kolonie Eritrea. Auch das auf dem Rückmarsch durchzogene Land machte mehr oder weniger denselben trostlosen Eindruck wie das auf der Hinreise passierte. Die Gebirge waren indes bedeutend höher, der höchste Berg, der Musa Alli, war 2064 m über dem Meere. Wir waren erstaunt, zwei Tagereisen vor unserer Ankunft in Assab auf eine tadellos ausgeführte, 4 bis 6 m breite chaussierte Fahrstraße zu gelangen, die die italienische Regierung nach Dessie weiterzubauen beabsichtigt. Assab ist Sitz eines italienischen Residenten und Ausgangspunkt der großen Karawanenstraße nach Dessie, dem Sitze des Ras Mikael, Königs von Wollo, Haussa und Lasta. Der Hafen von Assab ist gut, auch größere Schiffe können hier löschen. Dieses Gebiet ist von Abessinien noch auf einige Jahre für eine geringe Summe an Italien verpachtet und hat sicher eine große Zukunft vor sich. Hier in Assab und in Sagallo sollten deutsche Interessen einsetzen, um in Abessinien festen Fuß zu fassen.

In Assab wurden wir von dem italienischen Residenten außerordentlich freundlich empfangen, hielten uns aber nicht lange dort auf, sondern bestiegen den regelmäßig nach Aden gehenden Dampfer und kamen am 3. Februar 1810 in Aden an, von wo wir am 28. Dezember 1909 nach Djibuti abgefahren waren.



Konteradmiral Günther v. Krosigk.



Konteradmiral Erich Gühler, † am 21. Januar.

Der Wechsel im Kommando des ostasiatischen Kreuzergeschwaders.

Fern von der Heimat, im Krankenhause zu Hongkong, ist am 21. Januar der mit der Führung des Kreuzergeschwaders beauftragte Konteradmiral Erich Gühler einer tückischen Krankheit erlegen. Frisch und gesund war er im vergangenen Frühjahr nach Ostasien gegangen, um das verantwortungsvolle Kommando des Kreuzergeschwaders zu übernehmen. Land und Leute waren ihm während seiner früheren Tätigkeit in Japan wohlbekannt geworden. Es warteten seiner bei Übernahme des Geschwaderkommandos manche schwierigen Aufgaben, die er zur vollsten Zufriedenheit löste. Sein Hauptaugenmerk richtete sich neben der Pflege guter Beziehungen zu Japan und China auf den Schutz der Deutschen in unseren Kolonien in der Südsee. Während der ersten Zeit der Führung des Geschwaders, das unter ihm eine wesentliche Verstärkung erhielt, empfing er den Besuch des Regenten von Braunschweig, Herzogs Johann Albrecht, und von dessen Gemahlin, die beide seine liebenswürdige Gastfreundschaft zu rühmen wußten. Später beschäftigten Gühler die Vorbereitungen für die ostasiatische Reise des Kronprinzen. Als um die Jahreswende der in China niemals erlöschende Typhus weiter um sich griff, wurde auch Gühler auf das Krankenlager geworfen, das er lebend nicht mehr verlassen sollte. Sein Heimgang bedeutet einen ungemein schweren Verlust für die kaiserliche Marine. Galt er doch als ein hervorragend befähigter Führer und als einer der besten Kenner der fremden Marinen.

Erich Gühler war als Sohn eines Rechtsanwaltes in Bunzlau im Februar 1859 geboren und trat im April 1876 als Kadett in die Marine ein. Nach dreijähriger Dienstzeit erfolgte seine Beförderung zum Leutnant zur See. Nach Verlauf von weiteren vier Jahren wurde er Oberleutnant zur See, 1890 Kapitänleutnant, 1897 Korvettenkapitän, 1902 Fregattenkapitän, 1903 Kapitän zur See und 1908 Konteradmiral. Seine erste Ausbildung verdankte er den Schiffen „Niobe", „Renown", „Kaiser", „Leipzig", „Kronprinz" und „Carola". Schon in jungen Jahren fand der begabte Offizier in der Adjutantur Verwendung. Als Flaggleutnant des (alten) Kreuzergeschwaders nahm er 1889/90 an Bord der Kreuzerfregatte „Leipzig" an der Blockade der ostafrikanischen Küste teil. Nach erfolgter Heimkehr besuchte er die Marineakademie, wurde wiederum zur Adjutantur kommandiert und befehligte im Anschluß hieran das im Mittelmeer liegende Stationsschiff „Loreley". Nachdem er dann als Admiralstabsoffizier beim ersten Geschwader Dienst getan und dem Reichsmarineamt angehört hatte, ging er im Herbst 1899 als Marineattaché nach Japan. Nach dreieinhalbjähriger, erfolgreicher Tätigkeit kehrte er in die Heimat zurück, um das Kommando des großen Kreuzers „Prinz Heinrich" und nachher das des Linienschiffes „Kaiser Karl der Große" zu übernehmen. Später finden wir ihn als Lehrer an der Marineakademie, als Stabschef beim Kommando der Nordseestation und von Oktober 1908 bis Frühjahr 1910 als zweiten Admiral des zweiten Geschwaders. Hieran schloß sich sein letztes Kommando in Ostasien.

Zum neuen Chef des ostasiatischen Kreuzergeschwaders ist Konteradmiral Günther v. Krosigk ernannt worden, der jetzt als zweiter Admiral dem ersten Geschwader (Wilhelmshaven) angehört. Konteradmiral v. Krosigk ist wiederholt in bevorzugten Stellungen tätig gewesen. Im Jahre 1877 als Kadett in die Kaiserliche Marine eingetreten, wurde er 1880 Leutnant zur See, 1885 Oberleutnant zur See, 1892 Kapitänleutnant, 1898 Korvettenkapitän, 1903 Fregattenkapitän, 1904 Kapitän zur See und im April 1909 Konteradmiral. Nachdem er in jungen Jahren die Ausbildungsreisen zurückgelegt hatte, wurde v. Krosigk 1897 als erster Offizier des vorübergehend im Mittelmeer liegenden Panzerschiffes „Oldenburg" und im Anschluß hieran auf kurze Zeit zur Botschaft in Madrid kommandiert. Nach der Heimkehr trat er im Herbst 1898 als erster Adjutant zum Kommando der Ostseestation. Nach mehrjähriger Tätigkeit daselbst übernahm er das Kommando des kleinen Kreuzers „Nymphe". Etwas später erfolgte seine Berufung in das Marinekabinett, in dem er sechs Jahre lang als Abteilungsvorstand tätig war. Er verließ diesen verantwortungsreichen Posten, mit dem die Bearbeitung der Offizierpersonalien verbunden war, um das Kommando des dem Prinzen Heinrich als Flottenflaggschiff dienenden Linienschiffes „Deutschland" zu übernehmen. Nachdem Prinz Heinrich das Flottenkommando abgegeben hatte, trat v. Krosigk zunächst zur Verfügung des Chefs der Marinestation der Ostsee und kehrte dann wiederum in das Marinekabinett zurück, um vor kurzem sein jetziges Kommando als zweiter Admiral des ersten Geschwaders anzutreten.

F. H. M.



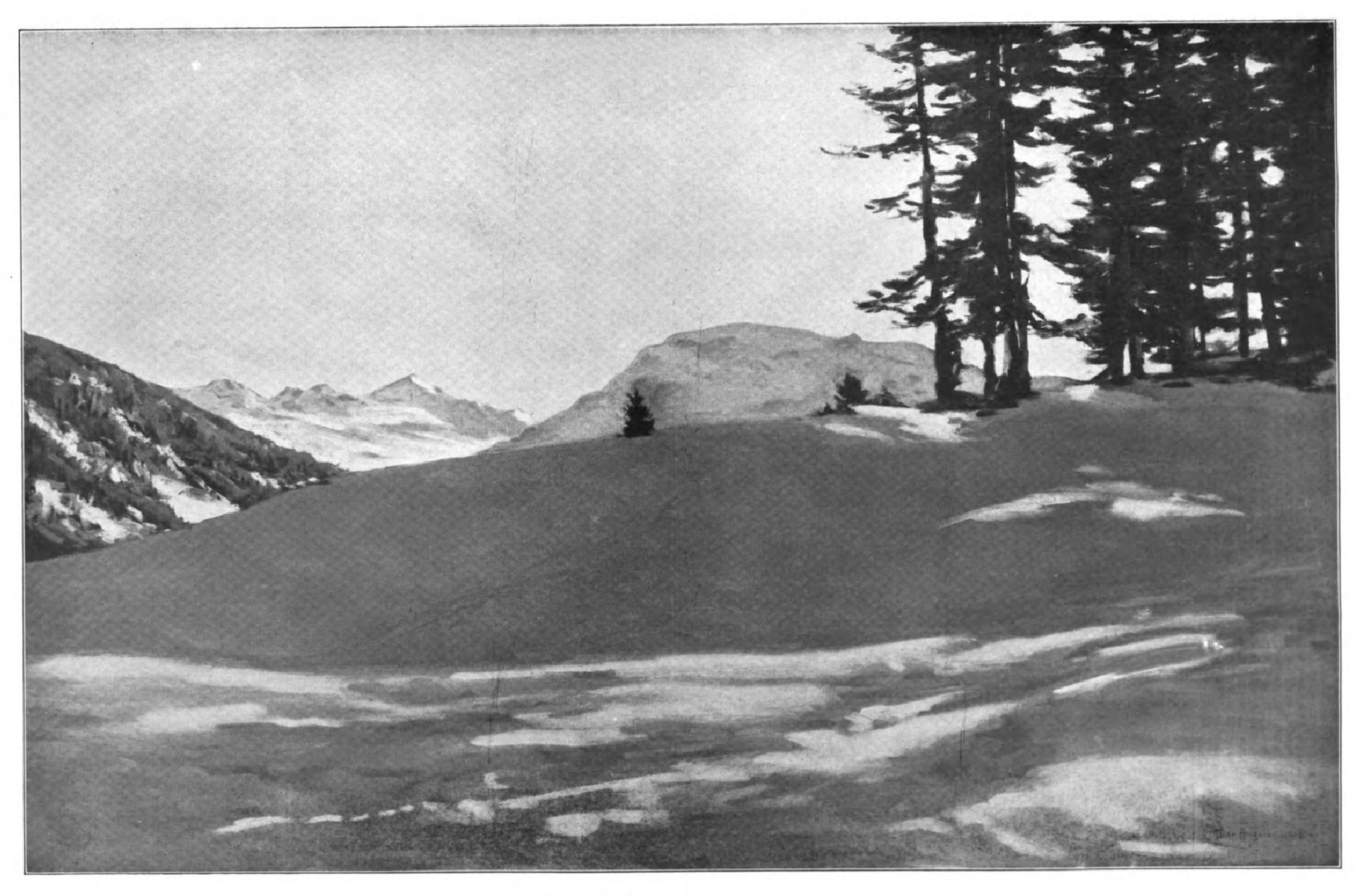
Totenschau.

Dr. Julius Lanczy, Professor an der Universität Budapest, ist in einem Budapester Sanatorium am 17. Januar an seinem 61. Geburtstage nach wochenlangem Krankenlager verschieden. Der Verstorbene wirkte in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an der Seite des Grafen Melchior Lónyay bei der damaligen Eisenbahnbank. Im Jahre 1881 wurde er zum Abgeordneten gewählt, 1887 zum Professor an der Universität Klausenburg ernannt und 1891 zum Professor der Geschichte an die Universität Budapest berufen, deren Lehrkörper er bis zu seinem Tode angehörte. Er war einer der hervorragendsten Gelehrten Ungarns und Verfasser wertvoller historischer Werke. Auch als Dante-Forscher genoß er einen bedeutenden Ruf. In ihm verlieren die Universität Budapest und die Budapester Gesellschaft einen ihrer markantesten Vertreter.

Siegfried Samosch, der Berliner Publizist, ist am 18. Januar im Alter von 65 Jahren in Wilmersdorf bei Berlin gestorben. Am 1. März 1846 in Breslau als Kaufmannssohn geboren, studierte er an den Universitäten Breslau und Berlin Jurisprudenz und widmete sich nach Ablegung der Staatsprüfung dem Justizdienst. Danach ging er zur Publizistik über und war zuerst in Paris tätig. Den Deutsch-Französischen Krieg machte er als Auditor mit und trat dann in die Redaktion der „National-Zeitung" ein, der er mehr als 30 Jahre angehörte. Als Literat behandelte er mit Vorliebe die Literatur und Kultur der romanischen Völker.



Phot. Alfred Erdmann, München. Aus Rothenburg: Blick durch das Spitalhoftor.



Winter. Nach einem Gemälde von Max Angerer.

Der Ruf.

Nach dem Tagebuch einer Dame erzählt von **Fritz Reutter.**

Mizzi ist ein furchtbar leichtsinniges Ding. Diesen Eindruck, den ich gewonnen hatte, ehe sie und ich unter einem Dach lebten, habe ich seither noch bestätigt gefunden. Nach Papas Tod nämlich, vor etwa einem Jahr — meine Mutter war bei meiner Geburt gestorben — wurde ich von meiner Tante Emma, Mizzis Mutter, in ihr Haus aufgenommen. Und wenn ich nicht so leichtsinnig und frivol bin, so verdanke ich es der Erziehung, die ich zu Hause bei meinem Papa genossen, der ein ernster Seelsorger und überzeugter Protestant draußen in der schwäbischen Diaspora gewesen. Nur schade, daß meiner Cousine dieser Vorteil nicht auch zugute kam.

Maria — denn der Name Mizzi ist mir als zu flatterhaft und kokett verhaßt — lebte einzig und allein für das Vergnügen. Keine vierundzwanzig Stunden kann sie es entbehren. Im Sommer ist es der Starnberger See oder die Zugspitze oder die Königsschlösser oder Lawn-Tennis, und dazu noch zahllose Gesellschaften und Ausflüge und Automobilfahrten; im Herbst ist es das Oktoberfest und im Winter Schlittschuhlaufen, Rodeln, Skilaufen, und schließlich der Fasching mit den Redouten und Bällen, zu welcher Zeit sie nie vor drei oder vier Uhr morgens zu Bette kommt. Welch schreckliche Zeitvergeudung! Und sie gibt sich nicht einmal mit diesem so ganz zwecklosen Dasein zufrieden. Mit Gewalt will sie auch mich in den Strudel ihrer Lustbarkeiten hineinreißen. Ja, sie gibt sich jede erdenkliche Mühe, um mich zu verleiten, sie bei ihrem nichtigen Tun und Treiben zu begleiten. Von einer solchen Gelegenheit möchte ich erzählen, und das um so lieber, als es für mich immer eine erhebende Erfahrung ist, wenn man sieht, wie die Vorsehung dann und wann anscheinend ganz weltliche Umstände zu unserer geistigen Belehrung und Erziehung benutzt.

Es war bald nach dem Neujahr. Das Datum ist darum so tief meinem Gedächtnis eingeprägt, weil man einige Tage zuvor für eine neue Kirche in Schwaben eingesammelt hatte. Maria sagte mir eines Tages: „Horch, Kathrine, Onkel Martin ist jetzt beinahe anderthalb Jahre tot. Die Trauerzeit ist für dich vorüber, und niemand wird dir einen Vorwurf daraus machen können, wenn du der Einsamkeit entsagst und wieder in die Gesellschaft gehst. Versprich mir, daß du mit Mama und mir nach Kohlgrub zu den Winterfesten kommst."

„Kohlgrub!" rief ich, entsetzt über einen derartigen Vorschlag. „Nie und nimmer! Nichts soll mich je verleiten, einen solchen Ort aufzusuchen."

„Ha, ha, ha!" brach meine Cousine laut lachend aus, als ob da überhaupt irgend etwas zu lachen gewesen wäre. „Warum denn das arme Bad so verdammen, Kathrine? Wenn Kohlgrub mit seinem Winterfest nicht das lustigste aller Ereignisse dieser Saison ist, so ist es sicherlich eins der harmlosesten."

„Was nicht viel heißen will", erwiderte ich trocken.

„Im Gegenteil, das will viel sagen. Schließlich wirst du noch Schlittschuhlaufen oder Fußballspielen als sündhafte Zerstreuung ansehen."

„Jede Zusammenkunft leichtfertiger Personen zu unnötigen Vergnügungen ist sündhaft. Denke doch immer daran, weshalb du auf der Welt bist, Maria!"

„Habe noch nie daran gedacht, Gott sei Lob und Dank!" rief das oberflächliche Mädchen. „Wenn du dich an einem strahlendschönen Wintertag in den bayrischen Vorbergen befindest, denkst du doch nicht daran, warum du auf der Welt bist. Es genügt vollauf für dich, daß du einmal da bist und dich göttlich amüsierst."

„Und wenn das die Wirkung sein sollte, die Kohlgrub auf mich ausüben könnte, Maria, so ist das nur ein Grund mehr, weshalb ich nicht dahingehen soll. Das ganze Vergnügen läuft schließlich doch auf nichts als auf gedankenlosen Leichtsinn hinaus."

„Oh, wenn du so ernst gestimmt bist," antwortete sie etwas schnippisch, „brauchst du bloß dem Wettrennen zuzusehen. Und ich verspreche dir, das ist gewiß höchst seriös. Sieh nur die energischen, finster verbissenen Gesichter der Wettläufer einmal an! Und dann ihre Sprünge!"

„Das möchte ich eben gerade nicht. Mein Lebtag werde ich nicht vergessen, was mir Papa selig einmal gesagt, als mich Tante Emma einlud, mit ihr einem Fußballspiel zuzusehen."

„Und was sagte denn Onkel Martin?"

„Daß Männer in solchen Anzügen kein für züchtige Mädchen passendes Schauspiel sei."

Mizzi lachte laut auf, kam aber auf ihre erste Frage zurück: ob ich nach Kohlgrub mitgehen wolle.

„Nein", erwiderte ich.

„Aber sei doch nicht so dumm."

„Wenn du diese Dinge in ihrem wahren Lichte erkennen würdest, wäre es dir doch klar, daß nicht ich, weil ich mich weigere, dorthin zu gehen, die Rolle des Dummen spiele, sondern du allein", seufzte ich. „Denn sage mir einmal offen, Maria, aus welchem Grunde du eigentlich nach Kohlgrub gehen willst."

Heimkehr. Nach einem Gemälde von R. Poetzelberger.



„Ich habe der Gründe mehrere“, antwortete sie rasch. „Erstens muß man bei solchen Sachen dabei gewesen sein. Zweitens findet man dort Freude und Erregung, Tanz und Belustigung. Drittens — für mich der Hauptpunkt — Hans.“

„Hans? Meinst du damit Herrn Johannes Brandenstein?“ fragte ich mit ernstem, zurechtweisendem Blick, um ihr zu zeigen, wie sehr ich ihre Gewohnheit, von jungen, nicht verwandten Herren in diesen familiären Abkürzungen zu reden, verurteilte. Aber anstatt meine Zurechtweisung gutmütig hinzunehmen, antwortete sie mit spöttischem Lachen:

„Meinetwegen, sprich du immer von Herrn Johannes Brandenstein; für mich ist er einfach Hans.“

„Was hat dies damit zu tun, ob du nach Kohlgrub gehst?“ fragte ich.

„Er wird auch dort sein. Und außerdem ist es mein innigster Wunsch, daß er sich einmal erklärt; und ich zweifle nicht, wenn er mich im Sportgewand, das mich sehr gut kleidet, erblickt, wird die Krisis eintreten.“

„Eine Krisis, Maria? Welche Krisis?“

„Wie schwer von Begriff du doch bist! Die Krisis einer Erklärung.“

„Ach!“ rief ich, tief empört und bekümmert über die Leichtfertigkeit, mit der sie so ernste Sachen behandelte. „Wie kannst du nur so reden, Maria? Wenn ich dich recht verstanden, handelt es sich bei euch um die ernste Sache der Ehe —“

„Was, ernst?“ unterbrach sie mich ungeduldig.

Ich tat, als ob ich diese Bemerkung gar nicht gehört hätte und fuhr ermahnend fort:

„Ziemt es sich für ein junges Mädchen, von der Ehe mit einem Mann zu sprechen, der sich noch nicht einmal um ihre Hand beworben? Und wenn du überhaupt davon reden mußt, so sprich von dieser göttlichen Einrichtung doch nicht wie von einem nichtigen Alltagsvergnügen, darin ein neues Kleid, ein hübscher Hut vielleicht eine Rolle spielen würden, und —“

„Genug! Das genügt für heute!“ lachte sie und hielt sich die Ohren zu. „Wenn du Hans nur ein wenig kennen würdest — natürlich — ich habe ihn furchtbar gern. Wenn du aber behauptest, das Heiraten sei etwas wie ein Sakrament, so ist das einfach falsch.“

„Wenn du solche Gefühle hast, solltest du ihn nicht heiraten“, erwiderte ich nachdrücklich.

„Willst du vielleicht nicht heiraten? Oder nur, wenn du einen Mann findest, der diese deine Ansicht übers Heiraten mit dir teilt?“

„Ich glaube kaum, daß ich heiraten werde. Auf jeden Fall würde ich mich sehr hüten, davon zu reden, ehe mich jemand gefragt hätte“, versetzte ich mit bedeutungsvoller Entschiedenheit.

„Oh, sie werden dir sicher den Hof machen“, sagte meine Cousine lachend. „Du bist ein ganz hübsches Mädchen, Kathrine, und dieses strenge Aussehen, das du dir zu geben weißt, gefällt wohl manchem. Denn über den Geschmack läßt sich nichts Bestimmtes voraussagen. Aber sieh nur, es ist Zeit, daß ich meine Bluse wechsle und mich umkleide. Du weißt doch, Hans kommt mit seinem Freund, Herrn Bosseler, zum Abendbrot. Ich bin begierig, zu sehen, wie du dich mit ihm unterhalten wirst. Er ist auch Sportsmann — Schneeschuhe, Rodeln, Bobsleigh, alles, was du willst. Wenn ich dir einen Rat geben darf, so schweigst du lieber von solchen Gesprächsstoffen — und besonders vom Kostüm.“

„Aber, Maria!“ rief ich errötend. „Als ob ich mit einem Fremden je derartige Dinge besprechen würde.“

„Oh warum nicht? Das Recht haben wir Mädchen auch“, rief sie unter der Tür zurück.

Beim Abendbrot waren wir sechs Personen. Ich saß neben Herrn Bosseler, einem stattlichen, jungen Mann mit sehr breiten Schultern, blauen Augen und gutmütigem Aussehen. Tatsächlich kam er mir fast zu gut gelaunt vor, wenn man bedenkt, wie ernst unser Leben hienieden doch sein muß. Im Geiste verglich ich ihn mit dem König Saul — einem Mann von stattlicher Erscheinung und angenehmen Umgangsformen, aber doch von verhängnisvoll leichtsinnigem und oberflächlichem Charakter. Schade nur, daß so viel persönliche Kraft und freundliches Wesen mit hoffnungsloser, sittlicher Lässigkeit verbunden sein mußte. Daß meine Ansicht ganz richtig war, zeigte sich bei der ersten Bemerkung, die er an mich richtete:

„Sie gehen wohl nächste Woche auch nach Kohlgrub, Fräulein Bronner?“

„Nein“, erwiderte ich.

„Ach, wie schade“, sagte er und schien sehr überrascht, was mich keineswegs wunderte. „Das Winterfest unseres Klubs wird das glänzendste Ereignis dieser Saison werden.“

„Derartige glänzende Saisonereignisse interessieren mich nicht“, antwortete ich zurückweisend.

„Der Wintersport überhaupt nicht?“ fragte er. „Es wird zu heißem Kampfe kommen.“

„Nein, diese Dinge interessieren mich nicht“, antwortete ich und errötete vor Ärger, da ich bemerken mußte, wie Maria, die gegenüber saß, mir höchst ungebührlich und unzeitgemäß zuwinkte. Wenn Herr Bosseler das bemerkt hätte! Bei diesem Gedanken schoß mir alles Blut zu Kopf.

Glücklicherweise sah er nichts. Denn er blickte nie nach Maria hinüber, sondern richtete seine Augen immer voll fragender Neugier seitwärts — auf mich. Ein Mädchen, das vom Wintersport nichts wissen wollte — das also kein leichtsinniges Weltkind — war ihm augenscheinlich noch nicht vorgekommen. Und obgleich er mich anstarrte, tat er das durchaus nicht auffallend und aufdringlich. Im Gegenteil, er kam mir allmählich als ein ganz wohlerzogener junger Mann vor. Ehre, dem Ehre gebührt!

„Verzeihen Sie, Fräulein Bronner“, begann er nach einer Weile wieder. „Wenn ich Sie recht verstanden, so mißbilligen Sie solche Feste überhaupt?“

„Aufrichtig gesagt, ja“, war meine entschiedene Antwort.

„Dürfte ich mir da die Frage gestatten, weshalb?“ fragte er bescheidentlich.

„O ja“, antwortete ich. „Ich habe meine Grundsätze. Und mit diesen halte ich nicht hinter dem Berge. Grundsätzlich mißbillige ich derartige Festlichkeiten. Ich betrachte jede Zusammenkunft leichtfertiger Personen zu unnötigen Vergnügungen als das Gegenteil von erbaulich“, fügte ich hinzu, mich meiner alten Formel wieder bedienend, da sie meine Meinung einfach und kurz ausdrückte.

„Was vielleicht die Mehrzahl der Zuschauer betrifft, bin ich mit Ihnen einverstanden“, erwiderte er zu meiner großen Überraschung. „Ja, die Gäste! Aber die Wettläufer, die sich für den Sport interessieren — es wäre doch nicht gerecht, sie einfach als leichtfertig oder frivol abzutun. Was meinen Sie?“

„Sie werden vielleicht selbst konkurrieren?“ warf ich etwas trocken ein.

„Allerdings“, gab er zu, und seine blaue Augen blitzten glänzend in die Ferne. Wie schade um diese Begeisterung, die sich mit körperlichen Übungen zufrieden gab und der Seele so wenig nutzte! „Ich werde am Kunstlauf teilnehmen, und ich kann Ihnen versichern, wir alle sind so ernst gestimmt wie irgendein Pfarrer auf seiner Kanzel. Wenn Sie uns einmal bei unseren Übungen sehen könnten, würden Sie uns sicher den Vorwurf der Frivolität nicht mehr machen. Tatsächlich geht es bei uns oft nur allzu ernst zu.“

„Vielleicht ernst, ja — aber ernst eines unwürdigen Zweckes wegen“, gab ich zurück.

„Unwürdig? Aber warum unwürdig?“ fragte er verwundert. „Skilaufen und Rodeln sind doch gewiß höchst vornehme und männliche Leibesübungen. Ein Sport, der —“

„Ja gewiß, nichts als Sport. Aber wir sind doch nicht auf dieser Welt, um unser Leben mit allem möglichen Sport zu vergeuden, Herr Bosseler.“

„Ich kann es nicht zugeben, daß Rodeln oder Skilaufen Zeitverschwendung ist“, versetzte er — der irrende Mann! Wie leid tat er mir! „Die Freude an tüchtiger Bewegung in reiner Luft, im goldenen Sonnenschein des weißen Bergwinters wiegt den ganzen bunten Kram unserer Großstädte auf; eine einzige Skitour macht den Mann kühn und keck, energisch und selbstvertrauend. Dieser Sport lehrt ihn Selbstbewußtsein und Uneigennützigkeit zugleich. Draußen in freier Bergeinsamkeit lockt er die besten Charaktereigenschaften des Menschen an den Tag, und er ist, kurz gesagt, eine wundervolle Erziehung für das geschäftige Leben unserer Zeit.“

„Ach so!“ sagte ich nachdenklich. „Leider stimmt dann eben Ihre Idee von den Ansprüchen, welche die gegenwärtige Zeit an uns stellt, nicht mit der meinen überein.“

„Wieso? Welches ist denn Ihre Idee vom Zwecke des Lebens, Fräulein Bronner?“

„Meine Pflicht zu erfüllen“, antwortete ich ohne Zögern.

„Ihre Pflicht Ihren Mitmenschen gegenüber, nicht wahr?“

„Natürlich meinen Mitmenschen gegenüber.“

„In diesem Fall kann ich Ihnen dann nur sagen, daß es Ihre Pflicht und Schuldigkeit ist, dieser Nebenmenschen wegen nach Kohlgrub zu gehen“, erklärte er mit ernster Feierlichkeit, deren ich ihn bis jetzt gar nicht für fähig gehalten hatte.

„Was wollen Sie damit sagen?“ rief ich, durch den ernsten Ton seiner Stimme betroffen.

„Was ich meine? Nun, einfach das: wenn Sie, die Ernstgesinnten, sich von solchen Festen fernhalten, welches Recht haben Sie dann, zu verlangen, daß die anderen nicht ausgelassen seien? Tatsächlich sind Sie verpflichtet — und das ist meine unmaßgebliche Meinung — nach Kohlgrub zu kommen und den leichtsinnigen Gästen ein gutes Beispiel zu geben.“

Für mich war das etwas ganz Neues. Ich schwieg. War das ein mir von oben zukommender Ruf aus dem



Munde der Kinder und Säuglinge oder nur die lockende Stimme des Versuchers?

„Ich muß mir das zuvor überlegen", erwiderte ich schließlich.

Drei Tage lang sann ich darüber nach. Dann entschloß ich mich, da ich einem göttlichen Rufe nicht gern ausweichen mochte, nach Kohlgrub zu gehen, und teilte meiner Cousine Mizzi diesen Entschluß auch mit, gab ihr aber dabei deutlich zu verstehen, daß ich sie begleiten würde, nicht weil ich solche Festivitäten billigte, sondern weil ich dagegen protestieren wollte.

„Bravo!" rief das unverbesserliche Mädchen. „Was kümmert's mich, warum du gehst, solange du überhaupt nur mitkommst. Und jetzt brauchst du vor allem eine neue Sportausrüstung und hast keinen Augenblick zu verlieren. Vielleicht ist's das beste, wenn ich dir das Nötige besorge."

„Tu das, denn solche Sachen verstehst du besser als ich", erwiderte ich kleinlaut. „Derartige Dinge interessieren mich kaum. Tue also, was du willst, Mizzi."

„All right!" rief sie ausgelassen. „Ich weiß schon, was dir paßt: ein neuer Rock — vielleicht perlgrau?"

„Wie du willst — mit einigen rosa Bändern", versetzte ich gedankenlos. „Ich überlasse dir alles, Mizzi."

Das Sportkostüm mit dem kleidsamen weißen Sweater und der weißen Tellermütze traf nach einigen Tagen ein. Ich schaute es kaum an. Was kümmerten mich solche Dinge? Aber Mizzi bestand darauf, daß ich es anprobieren müßte. Sie fand es sehr schick. Entschieden weigerte ich mich aber, die Wickelgamaschen oder, wie die Sportsdamen, Mizzi zufolge, sagen, die Puttees anzuziehen, und schließlich gab sie sich zufrieden und nannte mich auf ihre töricht übertriebene Art ein reizendes Mädel, ein fesche Rodlerin.

„Es ist mir ganz gleich, wie ich aussehe", belehrte ich sie gelangweilt. „Das alles ist mir neu und im Innersten zuwider. Am liebsten wäre mir, ich hätte den Ruf, nach Kohlgrub zu gehen, gar nicht vernommen."

„Den Ruf? Was heißt das?" fragte sie.

„Ich habe eine — Art Ruf — einen Ruf von oben vernommen," erklärte ich ihr, „in die Alpen zu gehen. Und ich bin in Verlegenheit — ich fürchte mich fast, Mizzi, weil ich nicht einsehen kann, welches der Zweck desselben sein mag. Zweifellos wird mir das klargemacht, sobald ich einmal dort bin. Aber es ist doch eine Prüfung für mich, und ich hätte nur gewünscht, daß dieser Kelch an mir vorüberginge."

Mizzi starrte mich verständnislos an, und plötzlich brach sie in lautes Lachen aus.

„Warum lachst du denn?" fragte ich mißbilligend. „Ist dir denn gar nichts heilig?"

„Ach, du bist ein zu famoser Kerl, Kathrine!" war alles, was sie sagte. Damit stürmte sie aus dem Zimmer, und ich war es zufrieden. Ich sehnte mich nach Einsamkeit, um meinen Entschluß noch einmal zu überlegen. Aber ich konnte keine Gewißheit erlangen, nirgends winkte mir ein Licht in der Dunkelheit. Nur mein Gewissen versicherte mir, daß ich den rechten Weg ginge.

So begab ich mich also nach Kohlgrub — im Innersten immer noch im unklaren und ungewissen. Dort war ein sehr internationales Publikum versammelt, das der eigenartigen Sensationen der zwei Festtage harrte. Freitag verging, und es geschah nichts, um mich aufzuklären. Ich sah die Gäste. Aus bescheidener Entfernung sah ich auch den Wettlauf. Das war alles. Mein geistiges Auge blieb blind — es sah nichts. Am Samstag hoffte ich sehnsüchtig auf die Offenbarung, die mir sicher werden mußte. Ich sah dem Kunstlauf zu, und der Nachmittag ging fast vorüber, so daß die Leute sich bereits anschickten, heimzukehren. Und immer noch kein Licht! Mehr denn je war ich im dunkeln darüber, was dieser Ruf eigentlich für mich bedeutete. Im Innersten meines Herzens war ich bekümmert; denn ich wußte nicht, was ich davon halten sollte.

Während ich so zweifelnd den widersprechendsten Gedanken nachhing, kam Herr Vosseler, dessen Kunstlauf vorüber war, auf mich zu. Er fing an zu reden, von ernsten Sachen, hauptsächlich von meinen Pflichten meinen Nebenmenschen gegenüber. Jetzt sprach er aber nicht mehr im allgemeinen wie bei jener früheren Gelegenheit. Er nahm ein Beispiel aus dem Leben: einer, behauptete er immer wieder, sei mein Nebenmensch, und ihm schulde ich besondere Pflichten. Darauf bestand er mit ganz besonderem Nachdruck, um so mehr, als ich diesen Punkt bestritt. Lange tauschten wir unsere Gedanken aus. Und während wir nicht eins werden konnten, kam meine Cousine Mizzi strahlend und übers ganze Gesicht lachend auf uns zu.

„Entschuldigen Sie mich, wenn ich Sie unterbreche! Aber dir, Kathrine, muß ich doch das Allerneuste sagen. Hans hat sich erklärt! Alles ist in Ordnung!"

Ich beglückwünschte sie ohne große Herzlichkeit. Herr Vosseler gratulierte ihr mit mehr Wärme. Sie eilte wieder davon und ließ uns allein, und wir nahmen unser ernstes Gespräch wieder auf. Herr Vosseler sagte:

„Hier kommt Ihre Cousine extra zu uns und meldet uns in diesem wichtigen Wendepunkt ihre Verlobung. Ist das wohl bloßer Zufall? Ich sehe eher den Finger der Vorsehung darin."

„Und ich verstehe nicht, was Sie meinen", bemerkte ich kleinlaut.

„Wir redeten zuvor von Ihrer Pflicht Ihren Mitmenschen gegenüber", faßte er unser Gespräch zusammen. „Und Sie bestritten, daß irgend jemand Ihr Mitmensch sei, oder daß Sie diesem zu irgend etwas verpflichtet wären. Nicht wahr?"

„Und dann?" fragte ich.

„Und in diesem Augenblick erscheint Ihre Cousine und erzählt uns, daß sie ihren Nebenmenschen gefunden und ihm wie der barmherzige Samariter beigesprungen sei. . ."

Er brauchte nicht weiter zu reden. Als er vom barmherzigen Samariter sprach, ging mir plötzlich ein Licht auf. Ich erkannte alles auf einmal. Der Zweck meines Rufes in die bayerischen Voralpen war mir jetzt klar und deutlich. Ja, dieses geistige Kind und Säugling war im Recht gewesen und ich im Unrecht. Ich hatte also einen Nebenmenschen — ich war diesem besonders verpflichtet. Und meine weltlich gesinnte Cousine war in den Händen der Vorsehung das Werkzeug gewesen, um mir diese Wahrheit zu offenbaren. Vor mir lag jetzt bloß noch ein Weg. Ich folgte ihm.

Der Teller mit dem Reiter.

Eine Träumerei von **Niels Hoyer**, Kopenhagen.

In den Armen der Nacht starb die Dämmerung.

Vom Berghang und aus dem Tal glänzten goldene Abendstubenfenster durch den Nebel.

Wie ein uferloses Meer lag der Fjord unter der Regenluft.

Müde Segel ächzten im feuchten Winde gleich geisternden Schatten der Flut entgegen.

Durch trübe Einsamkeit drängender Wolken schlich nach einem Pfad, wie ein unsicherer Wanderer im Moor, der volle Mond.

Schwefelgelb glomm sein Feuer durch die Nebelberge und troff auf das träge Gewelle des Fjords nieder in leuchtenden Lachen, die zu breiter Brücke aus blinkenden Planken ineinanderflossen.

Ein goldener Steg quer über den Wassern.

Ein Träumer lugte aus dem Dachfenster seiner Dichterkammer hinaus über die feucht glänzenden Dächer des Dorfes, vom Berghang hinab über das Tal zum gischtigen Strand, und verlor das Suchen seiner Augen im surrenden Nebelgewalle der Wasser.

Einer seiner fernen Träume war hier zu Hause, war hier geboren und wachte wieder auf, hell und ohne Halten.

Und der Traum floh mit dem Träumer davon, über den schwankenden, goldenen Steg, an schwarzen, unheimlichen Seglern mit ihren grünen und roten Augen vorbei und durch den Flug von kreischenden Möwen nach dem schlickigen Sand vor dem Deich da drüben.

Den kannte er, kannte ihn wieder.

Auch den Saumpfad mit seinen struppigen Weiden, die am Grabenrand hockten wie wegmüdes, eingeschlafenes, obdachloses Bettelvolk.

Das Krächzen der Dohlen hatte er auch nicht vergessen, die, durch sein spätes Wegtasten aufgeschreckt, aus ihrem Geneste herausstarrten und furchtsam in den Zweigen fröstelnder Nachtbäume durcheinanderflüchteten, daß das mondglitzige Taugehänge des Astwerkes mit manchem sommermatten Blatt hinabglitt.

Doch er fühlte sie nicht, die frostigen Nebeltropfen, so jung war er wieder, war wieder der Spielmann mit den Sommerrosen am Hut und mit der lachenden Geige unterm Arm.

So kannten sie ihn damals, alle, die jetzt hinter den blinden Fenstern ihrer niedrigen, strohgedeckten Häuser ihre kleinen Träume ausschliefen und sein gewiß gar nicht mehr gedachten.

Auch nicht die eine, die ihn also genannt: „O du mein Spielmann!" — ?

Da hielt er an und legte die Stirn müde an einen Telegraphenbaum und hörte in das Gesumm der Drähte hinein und glaubte das heimliche Gewisper des braunen Kachelofens zu hören beim alten Mütterchen — von ihr.

Die Dorfstraße ist lang und schwarz wie die Ewigkeit.

Doch hinter dem dunklen Kirchentum, der als ein seliges Tor vor dem Himmel steht, dort glomm, wie ein sicherer, heimatlicher Stern, aus dem verschnörkelten Fenster der Diele noch eine gelbe Lampe heraus, dem

Wanderer entgegen. Hier hatte die Wiege seines Traumes gestanden, im alten, fachwerkgefügten, giebligen Bauernhaus.

Schwer und verschlafen klang die Haustürglocke durch die hohle Diele.

Als aber die breite Eichentür sich auftat, da hob ein altes, wehmütiges Mütterlein den Arm über die Augen, wischte sie wach und schaute hinaus und noch einmal und holte tief Atem und rief den Wanderer beim Namen: „Ihr seid es, Spielmann?“

Und er trat ein, trat in die heimliche Sonntagstube und legte seinen Kopf in beide Hände, lange, lange, und starrte in den Schein der blanken Lampe, die noch wie damals über dem runden Sofatisch von der Balkendecke herniederhing, und starrte auf die engen, schiefen Wände — Traum und Jugend hatten drinnen einst gewohnt — und kannte noch das Muster der Tapeten.

„Sagt, Mütterchen, wo ist sie?“

„Hab' sie schon gerufen,“ lächelte zittrig das Mütterchen, „wird schon gleich kommen.“

Dann ging sie hinaus.

Und gar seltsam und lockend dufteten die Geranien von den Fensterbänken her durch die Stube. Und Fuchsien blühten auch dort. Und dazwischen das sehnsüchtige Grün einer knospenbetrogenen, hoffnungslosen Myrte.

Und die Messingkrüge auf dem geschnitzten Schrank hatten glänzende Punkte, wohl vom Lampenlicht. Die sahen wie Tränen aus. Und bei den blauen und gelben und zinnernen Tellern war 's gerade so. Und die alte, hohe Uhr zog tröstend und lächelnd ihren Kreis.

Als die Tür sich wieder öffnete, erlosch wohl vom Wind die hängende Lampe.

War 's nicht, als lebte es jetzt an der Wand aus einem der kleinen, ovalen, schwarzen Bilderrahmen heraus?

Mädchenaugen, wie Sonnenfunken, blühten aus der Dunkelheit.

Weiche Hände legten sich auf des Harrenden Schultern.

Und wundersam klang es von leisen Lippen: „Da bin ich wieder, o du mein Spielmann!“

„Lisa“, sagte er, und er glaubte, er habe sein schönstes Lied gesungen. „Lisa.“

Und ein heller, duftiger Körper umschmiegte ihn, und weiße, zögernde Finger kosten ihm über Stirn und Scheitel.

„Wirst lange heut bleiben, wie damals. Lange, bis hinterm Deich der Mond schwindet.

Wirst mir auch wieder Märchen erzählen und deine Lieder.

Ich weiß noch ein Lied, ein Lied von dir.“

„Willst es singen?“

Und sie sang:

„Wußte einer auf der Halde
Einen Weg, der war nicht fern.
Blumen blühn im Moos um Birken.
Mädchen hat die Blumen gern.

Und er sah in Mädchens Augen
Und das Herz hat so gepocht.
Und sie gab die kleinen Hände,
Und sie hat nichts mehr vermocht.

Als sie wieder sind gekommen,
Waren Mädchens Augen groß.
Doch die kleinen Blumen blühten
Alle noch im stillen Moos.“

So sang die Lisa, leise wie ein Duftwind in der Nacht.

„Weißt heute eine neues wieder?“ fragte sie bang. „Wußtest damals so viele. Auch Märchen —“

„Hab' alle vergessen.“ —

„Alle? — Auch das eine von dem gelben Teller, dem großen Teller mit dem gelben Rand, so, wie im Mai am Deich die Dotterblumen flackern? —

Weißt du, es war ein alter irdener Teller, war so bunt. Du liebtest ihn damals sehr, mehr als alle die anderen dort auf dem hohen Brett am braunen Kachelofen. Und er war schon alt. Urgroßmutter nahm ihn geschenkt. Hatte schon Runzeln und heimliche Risse.

Doch du liebtest ihn. Drum war er viel schöner als all die anderen.

Weißt du, ein Bild war auf den Teller gemalt: Ein Reitersmann mit lachenden Augen, waren wie deine, und trug eine Lanze mit Blumen, waren wie deine, die du mir gabst, und eine braune Geige hing ihm für ein Schwert am Bandelier, war wie deine Geige, die du damals zu mir gebracht.

Weißt du, so ging das Märchen. — War 's denn ein Märchen? —

Sang eine Geige einstmals hinter dem Deich. Und ich hörte ihr Lied: ›Wußte einer auf der Halde ...‹

Leise ging ich dem Liede nach und fand dich.

Blumen trugst du bei dir. Sommerrosen.

Du sahst mich kommen, und heller und schöner sang deine Geige, sang unter Küssen, die du mir gabst, gar so tief in mich hinein.

›Spielmann,‹ sagte ich damals zu dir, ›komm wieder.‹

Und du kamst, alle Abend, wenn deine Lampe über die Wasser von drüben her zu mir leuchtete.

Und jeden Abend hat sie geleuchtet.

Und immer trugst du die Geige und deine Rosen zu mir. Und immer roter wurden deine Rosen. Und du ließest sie bei mir zurück. Und deine Lieder auch. Und auch deine Küsse, und gingst, wenn hinter dem Deich der Mond verglomm.

Schaust du, und einmal bliebst du gar lange; wohl zu lange. Bliebst durch die Nacht. Ihr Mond war längst erloschen. Du gabst mir die glühendsten Rosen dafür, viele, viele Rosen. Duftendes Herzblut ist wohl so rot und so heiß? Du, das weiß ich.

Und ich, Spielmann, gab dir doch auch für deine Rosen? War wohl nicht viel?

Denn wie du im nebelnden Morgen gegangen, um neue Rosen mir zu bringen, da kamen wohl tausend Abende. Doch die blieben dunkel, weil das Licht in deinem Fenster erloschen.

Und nur eine Kunde gabst du: All deine Rosen seien verblüht. Drum seist du fortgewandert, um nach Rosen für mich zu suchen.

Siehst du, das war deine Kunde.

Doch die Lisa hat alle Nächte oben am Deich gesessen und gewartet, ob das Licht deiner Kammer wieder erstrahlt.

Hat auch die Rosen, die letzten, die du ihr gabst, treulich gepflegt. Lagen alle auf dem gelben Teller mit dem Reiter. Und immer hat die Lisa davorgesessen mit heißen Augen, so heiß wie deine letzten Rosen. Weiß nicht, wie viele Monde es gewesen ...“

„Und nun, Lisa, schließt dein Märchen froh, denn dein Spielmann —“

„Nein, Spielmann, das Märchen endet schon früher als heute, wo du gekommen.“

„Früher schon?“

„Schau, die Lisa hat wohl zu lange einmal geweint und am Deich auf den Spielmann gewartet. Fanden sie morgens die Fischer am Strande. War unter Tränen wohl eingeschlafen.

Da lag die Lisa bald in einem bleichen, bangen Bett, ward so müde, und konnte die Nächte gar nimmer auf den Spielmann harren am Deich.

Aber die Sehnsucht nach ihm war so groß und ward immer größer.

Und dann kam eine Stunde, da hat die Sehnsucht sie bei der Hand genommen, wie eine gute Schwester, und hat sie gestützt und hat sie getragen heimlich und lieb in den hohen Garten um unsern schwarzen Kirchenturm.

Du kennst den Garten. Der liegt so hoch wie der Deich, so hoch, daß er weit über den Fjord und auch zu dir hinblicken kann.

Drum hat dort die Sehnsucht für die Lisa ein Kämmerlein bereitet, ist nur schmal, faßt nur ein Bett. Und hier ruht nun die Lisa immer und schaut immer zu dir hinüber, über den Deich, über den Fjord, bis hin, wo einst dein goldenes Fenster deine singende Nähe gerufen.

Schaust du, und heut hat es geleuchtet. Und du bist gekommen. Und wirst sie wieder singen lassen, deine braune Geige.“

„Bin ohne Geige.“

„Hast sie verloren?“

„Die ist zerbrochen.“

„Aber hast Rosen?“

„Hab' keine Rosen.“

„Hast sie vergessen?“

„Fand keine mehr.“

„Aber weißt Lieder?“

„Du kennst sie alle.“

Und leise schaut die Lisa ihn an und lächelt:

„Ich will dir eins singen. Hab 's gut behalten:

›Wußte einer auf der Halde ...‹“

— — — — — — — — — — — — — — — —

In der einsamen Stube saß er noch lange. Saß vor dem gelben Teller mit dem Reiter.

Der Teller war zerbrochen.

Mütterchen sagte: „Als es zu Ende mit ihr ging, mocht' sie noch einmal den Teller sehen, den Ihr so sehr geliebt. Welke, rote Rosen lagen drauf, zu einem Kranz geflochten. Den nahm sie noch und küßte ihn.

Der Teller entglitt ihren toten Händen ...“

Mütterchen hat ihn wieder zusammengefügt.

Alle Scherben fand sie noch.

Nur dort, wo an der Lanze die Blumen blühten und am bunten Band die Geige hing, dies Scherbenstücklein ist wohl verloren gegangen ...

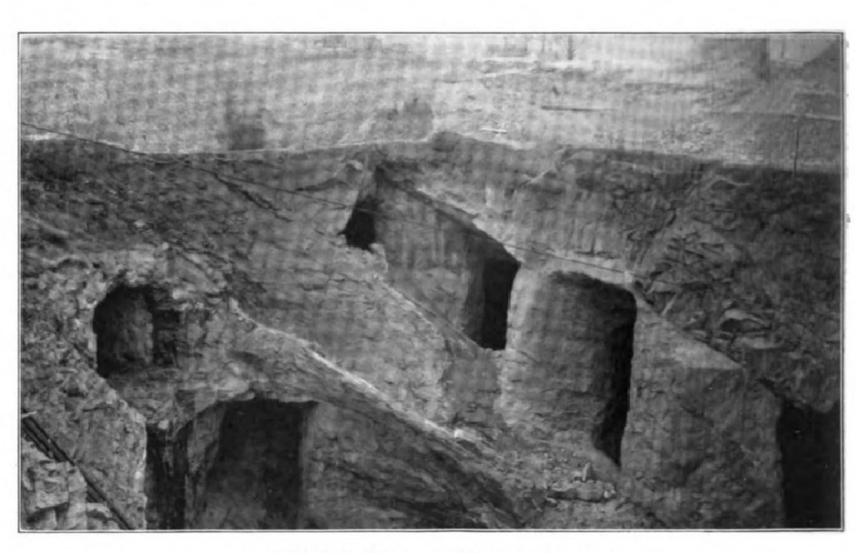
Aus Jndustrie und Technik.

Aus dem größten Erzbergwerksbetrieb der Welt.

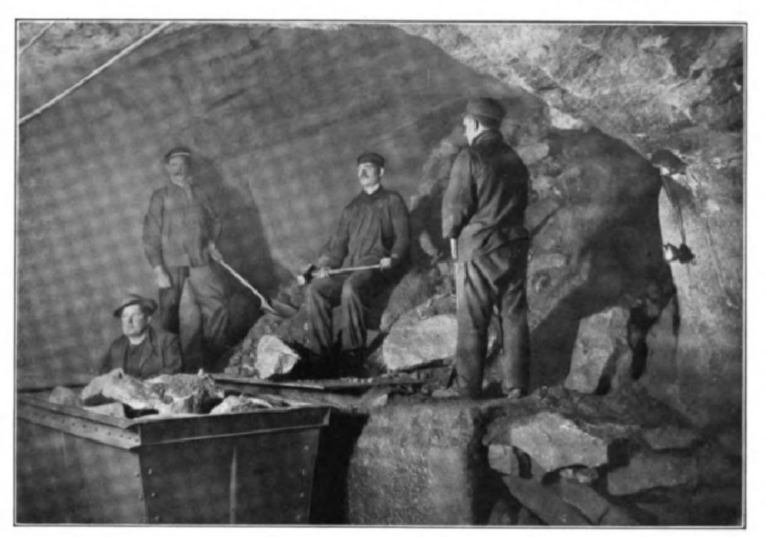
Während die Erze des Staates Neuyork viele Jahre hindurch abgebaut worden sind und einige Unternehmungen der Eisenindustrie daselbst entstanden, hat die Entdeckung mächtiger Erzlager im Gebiete des Oberen Sees die Aufmerksamkeit industrieller Kreise Nordamerikas von den Eisenerzlagern des Ostens zu denen des Westens abgelenkt. Verbunden mit den Erzen im Seegebiet hat das Vorkommen großer Mengen von zur Verhüttung vorzüglich geeignetem Brennstoff in der Nähe von Pittsburg eine Eisen- und Stahlindustrie ins Leben gerufen, die die Bewunderung der ganzen Welt erregt. Gegenwärtig jedoch liest man in der amerikanischen Tages- und Fachpresse vieles über die Erhaltung der Naturschätze des Staates Neuyork. Daher wird auch unsere Aufmerksamkeit wieder auf die Schätze dieses alten und wohlbegründeten Ostgebietes hingelenkt, besonders mit Rücksicht auf seine Fähigkeit, in Zukunft die Leute in den Absatzgebieten mit Eisen und Stahl in seinen verschiedenen Formen genügend zu versorgen, wie es der Bedarf der modernen Zivilisation mit sich bringt.

Die Eisenerze des Staates Neuyork verteilen sich vom Süden des Staates über den Osten bis beinahe hinauf zur Grenze gegen Kanada. Außerdem gibt es ein allgemeines Erzvorkommen im mittleren Teile des Staates im Gebiete des Geneseeflusses. Die Gesamtmasse der Eisenerze dieses Staates von Amerika ist derart groß, daß selbst bei intensivster Ausnutzung Jahrtausende bis zu ihrer Erschöpfung vergehen werden.

Der bekannteste Erzgrubendistrikt im Staate Neuyork ist der an den Champlainsee angrenzende. Hier wurden aus einer Reihe von Gruben in kleinem Bezirke jahrelang ungeheure Erzmassen zutage gefördert. Das von der größten Bergbaugesellschaft der Firma Witherbee, Sherman & Co. beherrschte Gebiet ist etwa 60 qkm groß. Nach jahrelanger Ausbeutung und einer jährlichen Förderung von 15 bis 16 Mill. t hat man aber immer noch nicht angefangen, den größten Teil dieses Distriktes abzubauen. Die ungeheuren Schwierigkeiten, die sich den Besitzern dieses Grubengebietes vor einigen Jahren in den Weg stellten, hätten jeden andern entmutigt, nur nicht den Mann, der an der Spitze dieses Unternehmens stand, und dem nicht genug Anerkennung für seine zielbewußte Energie gezollt werden kann, mit der er eine Schwierigkeit nach der andern überwand, so daß sich heute am Ufer des Champlainsees das größte Eisenerzunternehmen Amerikas und damit der ganzen Welt befindet, das gleichzeitig die am besten und modernsten eingerichteten Gruben der Welt besitzt, so daß diese heute von den berühmtesten Ingenieuren Deutschlands, Englands und Schwedens zu Studienzwecken aufgesucht werden. Diese Erze werden in Mineville, der von der Bergwerksgesellschaft Witherbee, Sherman & Co. gegründeten Ortschaft, gegenwärtig in Mengen gefördert, die viel bedeutender sind als ehemals, und zwar viermal so viel.



1. Offener Einschnitt am Austritt eines Erzganges.



2. Beladen eines Wagens der elektrischen Grubenbahn.

Hinsichtlich der großen Magnetitformation im Adirondack-Gebiete, zu dem auch Mineville gehört, muß noch auf einen Punkt hingewiesen werden, der von besonderer Wichtigkeit ist. Im Gebiete der großen Seen gibt es ungeheure Mengen magerer Hämatiterze, die mehr oder weniger nichts weiter sind als Eisensilikate und Aluminate oder mit anderen Worten chemische Verbindungen dieser Minerale. Mag das Erz in den Adirondacks auch mager sein, soweit die Analyse beweist, ist das Eisen in Kristallen von reinem Magnetit durch die Gangmasse verstreut, die, wenn aufbereitet, ein reines Eisenoxyd ergeben. Aus dem Adirondack-Distrikt allein können 60 Prozent mehr Erz gefördert werden als aus allen bekannten Erzgruben der Vereinigten Staaten zusammen.

Unsere Abbildungen stammen sämtlich aus den Bergwerksbetrieben der Firma Witherbee, Sherman & Co. in Mineville, die in neuerer Zeit viele Verbesserungen hinsichtlich ihrer Arbeitsverfahren und maschinellen Einrichtungen durchgeführt hat. Ein ausgedehnter Gebrauch wird namentlich von elektrisch betriebenen Apparaten gemacht. So wird elektrischer Betrieb verwendet beim Fördern, für die Grubenbahnen, bei den Pumpen und Luftkompressoren sowie für die Beleuchtung unter Tage. Eine große Kraftzentrale mit Curtis-Turbinen in Port Henry sorgt für die Stromerzeugung. Gegenwärtig wird die Erzaufbereitungsanlage durch den Bau einer dritten Aufbereitung in Mineville vergrößert. Abbildung 1 zeigt den Austritt der „Old Bed"-Ader auf Mine Nr. 21 der Port-Henry Erz-Companie. Dieser Erzgang ist 15 bis 120 m stark und wird außer durch Mine 21 durch drei andere Minen ausgebeutet: die Old Bed, Joker- und Bonanza-Mine von Witherbee, Sherman & Co. Diese Firma verarbeitet auch die Förderung der Port-Henry Erz-Company, da beide Gesellschaften sehr enge Beziehungen zueinander haben. Das Bild zeigt in anschaulicher Weise die Mächtigkeit der Erzader und der Pfeiler, deren einige 18 m Höhe und 9 m Durchmesser besitzen. Seit dem Jahre 1876, in dem die Oberfläche abgetragen wurde, ist im Tagebau gearbeitet worden. Die Pfeiler dieser Minengruppe werden auf einen Inhalt von 800 000 t Erz geschätzt. Man hat bereits erwogen, ob man nicht Betonpfeiler wählen soll, wenn man die Erzpfeiler entfernt. Die Abbildungen 2 und 3 zeigen die Arbeiten unter Tage. Auf der Sohle der „Old Bed"-Ablagerung wird eine elektrische Grubenbahn verwendet. An der Sohle des Koker-Schachts ist ein Behälter in das Gestein hineingeschnitten, der einen Fassungsraum von 1000 t Erz hat. Ein rotierender Kipper mit elektrischem Betriebe ist oberhalb dieses Behälters angeordnet und entlädt in ihn auf einmal den Inhalt dreier Förderkarren von je 3 t Tragfähigkeit (Abbild. 4).

Die Förderkörbe (Abbild. 7) fassen 3 t Erz und werden mit einer Geschwindigkeit von 180 m pro Minute gefördert. Im Maschinenhause stehen noch fünf elektrisch angetriebene Kompressoren mit einer Leistung von 285 cbm Luft pro Minute. Zwei stehende Curtis-Turbo-Generatoren (Abbild. 8) bilden die Kraftanlage zu Port Henry und liefern einen großen Teil der in Mineville und in der Chelver-Mine, zwei Meilen nördlich von Port Henry, benötigten elektrischen Energie. Die eine Turbine liefert 800 Kilowatt bei 5600 Volt Spannung, die andere 1500 Kilowatt bei 6600 Volt. Beide Dampfturbinen arbeiten mit einem Überdruck von $11{,}_5$ Atmosphären. Man beabsichtigt, der Kraftzentrale in Mineville



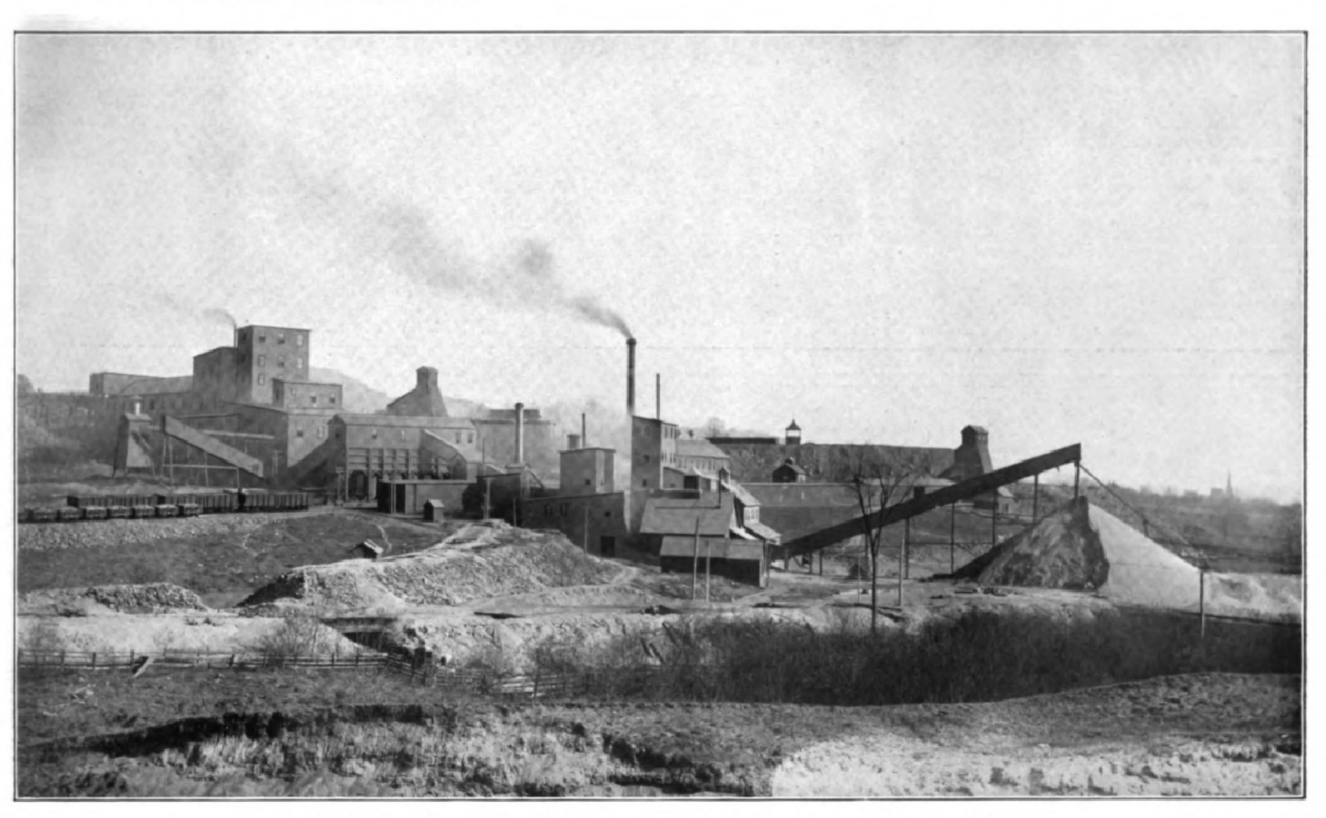
3. Preßluftbohrmaschine.



4. Kipper mit Elektromotorbetrieb, der drei Wagen oder 9 t auf einmal in einen Behälter an der Sohle des Schachtes entlädt.



5. Aufbereitungsapparat für Apatit.



6. Aufbereitungsanlagen (Leistungsfähigkeit 3000 t Magneteisenerz pro zwanzigstündigen Arbeitstag).



7. 3-t-Förderkorb.



8. Zwei Curtis-Turbo-Generatoren von zusammen 2300 Kilowatt in der Kraftzentrale zu Port Henry von Witherbee, Sherman & Co. in Mineville N.-Y.





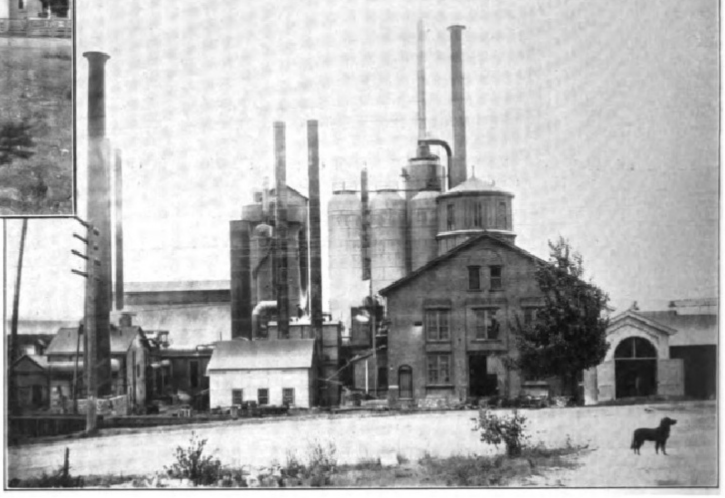
9. Gruppe von Bergmannshäusern; erbaut aus Betonblöcken, die von den Rückständen der Aufbereitung hergestellt sind.

eine Niederdruck-Curtis-Turbine hinzufügen, womit die dort erzeugte elektrische Kraft von 750 auf 1500 Kilowatt steigen würde.

Ein Bild der Erzaufbereitungsanlagen Nr. 1 und 2 in Mineville gibt Abbildung 6, während Abbildung 5 einen der dort verwendeten Aufbereitungsapparate zeigt.

Der Bergbau besitzt Tausende von Quadratmetern Waldungen; Holz war bis vor kurzem das billigste Baumaterial. Jetzt aber sind fast alle wichtigen Gebäude auf dem Gelände der Gesellschaft einschließlich des Verwaltungsgebäudes und der mehr als fünfzig Arbeiterhäuser aus Beton erbaut. Die Rückstände der Erzaufbereitung werden mit Zement im Verhältnis 1 : 5 ohne Sand oder Kies gemischt und ergeben ungewöhnlich feste Betonblöcke. Wahrscheinlich werden keine festen Gebäude aus Holz mehr in Mineville **gebaut werden. Während die Baukosten der Arbeiterhäuser aus Beton ungefähr denen der Holzhäuser gleichkommen, ergeben ihre viel geringeren** Unterhaltungskosten und die große Feuersicherheit eine große Ersparnis. Auch zur Pflasterung von Straßen sind Betonsteine mit Vorteil verwendet worden, und mehrere Meilen Straßen und Fahrwege in Port Henry und Mineville sind bereits damit gepflastert worden. Die Kosten sind dabei geringer als die für Makadam. Nach anderen Orten sind ebenfalls bereits diese Rückstände zur Herstellung von Beton versandt worden mit Rücksicht auf die damit erzielten ausgezeichneten Ergebnisse.

Das Russische Reich in Europa und Asien. Ein Handbuch über seine wirtschaftlichen Verhältnisse. Herausgegeben von Hofrat Dr. Axel v. Boustedt und Davis Trietsch. Berlin, Verlag für Börsen- und Finanzliteratur A.-G.; geb. 8 Mk. — Auf Grund des neusten privaten und amtlichen Materials bearbeitet, gibt das Buch eine übersichtliche Darstellung aller Zweige der russischen Volkswirtschaft. Die ausgedehnten wirtschaftlichen und finanziellen Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland, die ungeheuren Möglichkeiten, die sich namentlich in Sibirien und Russisch-Zentralasien dem ausländischen Kapital und Unternehmungsgeist noch bieten, machen ein Nachschlagewerk wie das vorliegende, dessen Wert durch ein ausführliches Städteverzeichnis, Umrechnungstabellen u. a. m. erhöht wird, zu einem Bedürfnis.



10. Hochofen zu Port Henry N.-Y.

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

$18\frac{1}{2}$ Milliarden Mark Postscheckverkehr. Der Postüberweisungs- und Scheckverkehr der Deutschen Reichspost hat im Jahre **1910**, dem zweiten seines Bestehens, einen Umsatz von nahezu **$18\frac{1}{2}$** Milliarden Mark erreicht. Es ist dies fast das Doppelte des ersten Jahres **1909**. Damals hatte der Umsatz **9821** Millionen, im letzten Jahre dagegen fast **18460** Millionen betragen. Von dem Umsatz entfällt immer noch mehr als die Hälfte auf Barzahlungen. Bar ein- und ausgezahlt wurden **1910** etwas über **$9998\frac{1}{2}$** Millionen. Gegenüber der Postanweisung hat der Scheckverkehr hier wenigstens im allgemeinen erreicht, daß nur eine Zahlung statt deren zwei stattfanden. Eingezahlt mit Hilfe von Zahlkarten wurden über **$4704\frac{1}{2}$** Millionen. Die Scheckämter zahlten über **2566** Millionen, die Postämter **2728** Millionen Mark bar aus. Durch bloße Buchung wurden bei den Scheckämtern **9213** Millionen zur Last geschrieben, während **3974** Millionen gutgeschrieben wurden. Die Summe aller Gutschriften beträgt **$9246\frac{1}{2}$** Millionen, die der Lastschriften **9213** Millionen. Am Schlusse des Jahres hatten die Kontoinhaber ein Guthaben von etwas über **94** Millionen. Das durchschnittliche Gesamtguthaben der Kontoinhaber stieg dagegen im Dezember auf mehr als **103** Millionen. Während zu Anfang des Jahres das größte Scheckamt Berlin mit **6995** Konten war, ist es jetzt Köln mit **10151** Konten. Dann folgen Berlin mit **9443**, Leipzig mit **8971**, Frankfurt a. M. **4712**, Hamburg **4120**, Breslau **4063**, Karlsruhe **3435**, Hannover **3393** und Danzig **1565**. Die Gesamtzahl der Konten stieg im Laufe des Jahres von **36427** auf **49853**.

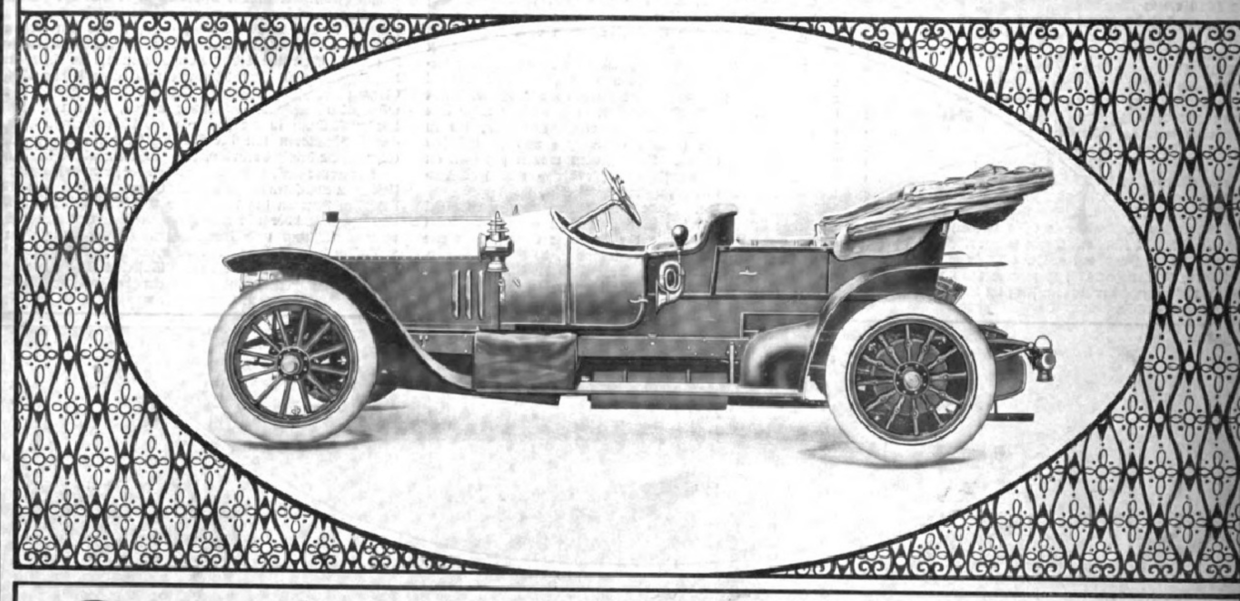
Die Deutsche Fluggesellschaft in Frankfurt a. M. hat die Motorenbaufirma G. Hoffmann in Frankfurt a. M. in sich aufgenommen. Dadurch hat die Deutsche Fluggesellschaft eine erhebliche Änderung erfahren, durch Aufnahme des Flugmaschinenbaues in größerem Umfange und durch Errichtung einer Pilotenschule, die jetzt acht Schüler aufzuweisen hat. Die Leitung der Flugmaschinenabteilung einschließlich der Pilotenschule befindet sich in den Händen des Aviatikers v. Gorrissen; die Leitung der Motorenabteilung untersteht dem Ingenieur G. Hoffmann.

Die Internationale Reise- und Verkehrs-Ausstellung wird, wie wir schon früher berichteten, in den Ausstellungshallen am Zoologischen Garten in Berlin vom **1.** April bis zum **20.** Juni **1911** stattfinden. Ausstellungspräsident ist Seine Hoheit Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg; Bevollmächtigter des Präsidenten und Vizepräsident Herr Carl von Kuhlmann; Vizepräsident Herr Geh. Kommerzienrat Emil Jacob. Die Ausstellungsleitung hat dieser Tage eine eigenartige Einführungsbroschüre erscheinen lassen, die in **200000** Exemplaren (auch ins Englische und Französische übersetzt) versandt wird. Interessenten wollen sich gefl. an die Internationale Ausstellung für Reise- und Fremden-Verkehr in Berlin W. **50**, Hardenbergstraße, wenden.

Brüsseler Salon. Hatte die Weltausstellung in Brüssel zahlreiche Industrien des Weltmarktes zu einer glänzenden Schau vereinigt, so diente der Brüsseler Salon, oder wie er offiziell hieß „Salon de l'Automobile, de l'Aeronautique, du Cycle et de Sports“, der im Palais du Cinquantenaire in Brüssel bis zum **25.** Januar dauerte, ausschließlich dem Automobil- und dem damit verwandten Sport. Hier pflegt die einschlägige Spezial-Industrie die Neuerungen, die für die kommende Saison geplant sind, der Öffentlichkeit kundzugeben. Auch die Adlerwerke vorm. Heinrich Kleyer A. G. in Frankfurt a. M. waren durch ihre belgischen Vertreter für Automobile auf dem Plane erschienen. Die Firma Adler-Palace, **44**, Rue de Brabant, Brüssel, hatte eine Kollektion der neuesten **1911**er Adler-Automobil-Modelle zur Schau gestellt. Ein Chassis der bekannten Type **KL 7/17 PS**, das einen vollen Einblick in die äußerst einfache, übersichtliche und bequeme Anordnung der Adler-Automobil-Konstruktionen gestattete; ein hübsch karossierter grauer Sport-Viersitzer und ein Zweisitzer (Renntype) derselben Wagenkonstruktion in gebrauchsfertigem Zustande. Ein **10/20 PS** Adler-Chassis und ein elegantes **13/30 PS**-Limousine-Landaulet mit schicker Sport-Luxuskarosserie. Die Einfachheit der Adler-Konstruktionen, die sehr große Leistungsfähigkeit ihrer Motoren und die mit ausgesuchter Eleganz ausgestatteten Karosserien, die jedem, selbst dem verwöhntesten Geschmack Rechnung tragen, übten wie auf der Weltausstellung in Brüssel, wo die Adler-Automobile und -Luftschiffmotoren mit der höchsten Auszeichnung, je einem Grand Prix belohnt wurden, eine große Anziehungskraft aus.

Ein neuer Stil. Die Kombination der strengen Formen des klassischen englischen Sheraton- und Chippendale-Stiles, mit den lieblichen Formen des Alt-Wiener Biedermeier-Stiles, bildet eine Spezialität der führenden Firma auf dem Gebiete der Wohnungseinrichtung und Innendekoration: des Teppich- und Möbelhauses S. Schein, k. u. k. Hof- und Kammerlieferant in Wien I, Bauernmarkt 12. Das reich illustrierte Album des Herrn Hof- und Kammerlieferanten S. Schein ist auf postkartliches Verlangen erhältlich, gegen Voreinsendung von 1 Mark (in Brfm.).





Daimler-Motoren-Gesellschaft
· Stuttgart-Untertürkheim ·

Die **Leipziger Vormesse**

für **Musterlager** und **Musterkollektionen**

von **Porzellan** und anderen **keramischen Waren, Glas-, Metall-, Leder-, Holz-, Korb-, Papier-, Japan-** und **China-Waren, Puppen-** und **Spielsachen, Musikinstrumenten, Schmucksachen, Seifen, Parfümerien, Luxusartikeln, Haus-** und **Wirtschaftsgeräten** aller Art, sowie verwandten Waren aller Gattungen beginnt

Montag, den 6. März 1911

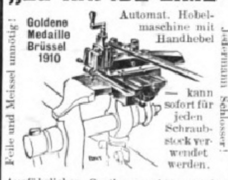
und endet Sonnabend, den 18. März.

Der **Hauptverkehr** erstreckt sich indes nur auf die **erste Woche. Meßwohnungen** vermittelt die Geschäftsstelle des Verkehrs-Vereins, Handelshof, Naschmarkt, Laden 27/28.

Leipzig, den 14. Januar 1911.

Der Rat der Stadt Leipzig.

„La RAPIDE-LIME"



Automat. Hobelmaschine mit Handhebel — kann sofort für jeden Schraubstock verwendet werden.

Ausführlichen Gratisprospekt versenden
Jacquot & Taverdon, 58, r. Regnault, **Paris.**

Fuss- u. Knie-Wärmer
Geschenk gegen kalte Füsse a. Schreibtisch.



fix u. fertig franko inkl. Packung **Mk. 22**
A. I. CHRIST GOTHA.

Stuttgarter
Lebensversicherungsbank a.G.
(Alte Stuttgarter)
Gegründet 1854.

Versicherungsstand . . . . M. 955 Million.
Seither f.d. Versichert. erzielte Überschüsse M. 190 Million.

(23a)

J. E. Naeher · Chemnitz

Depesche: Naeher, Pumpenfabrik, Chemnitz. **Pumpenfabrik**

NAEHER'S ROTIRENDE PUMPE
als Riemenpumpen, Dampfpumpen, Handpumpen
Saughöhe bis 8 Meter. Druckhöhe bis 60 Meter.
Zeugnisse über 7 bis 10 jährigen Betrieb ohne Reparatur.

Naeher's rotierende Pumpen
Naeher's Dreiplungerpumpen
Naeher's Kesselspeisepumpen: Dreiplunger
Naeher's Centrifugalpumpen
Naeher's Brunnen- und Bohrlochpumpen

(25)

Pumpen jeder Art für elektrischen Antrieb.

Protector 3 D. R.-Patente

Nach peinlichsten Proben adoptiert bei der **Reichs-Hauptbank, Berlin.**



Über 195,000 an Geldschränken aller Länder. — Näheres unter „Schlösser" in Meyers Konversations-Lexikon.

Beim Riesendiebstahl in Gladbeck bewährt.

Vom berühmten Techniker Geh. Reg.-R. Prof. Dr. **Reuleaux** als „**Perle** technischer Arbeit" bezeichnet.

Nur die Schutzmarke „Protector" auf den Schlüsseln schützt den Laien gegen Unterschiebung billiger Nachahmungen.

Adr.: an Geldschrankfabriken oder direkt an Theodor Kromer, Freiburg i. B. (2b)

Herr m. höh. Schulbildung, d. Interesse f. Photogr. u. Auslandreisen hat, von Kunstverlag als **Teilhaber** gesucht. Gefl. ausführl. Off. u. Adresse Postlagerkarte 266 Leipzig I.

Wir bitten

von den Offerten unserer Inserenten unter Bezugnahme auf die Leipziger „Illustrirte Zeitung" gefl. recht ausgiebigen Gebrauch machen zu wollen.

Wunderbar

wirkt bei grauen Haaren **Apotheker Laeuens Hair-Restorer.** Kopf- u. Barthaare erhalten nach kurzer Zeit ihre ursprüngliche Farbe wieder. Der Hair-Restorer ist garantiert fett- u. giftfrei und völlig unschädlich, **à Flasche 2.— Mark,** gegen Nachnahme od. Voreinsendung des Betrages. **A. Lemme & Co., Stolp i. P.,** Fabrik kosmetischer Präparate.

Magenleiden! Stuhlverstopfung! Hämorrhoiden!

Ich teile jed. gern kostenlos **mit,** wie zahlreiche Patienten, die oft jahrelang mit solchen Leiden behaftet waren, davon befreit wurden.

Krankenschwester Marie,
Nicolastrasse Nr 6, **Wiesbaden K. 10.**



POPOFF
der beste THEE der Welt.

Man achte auf die Buchstaben **К и С**

Für die Redaktion verantwortlich Otto [illegible], für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.

Jllustrirte Zeitung

Leipzig • Berlin   Erscheint seit 1843   Wien • Budapest

Nummer 3528.   Hundertsechsunddreißigster Band.   9. Februar 1911.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7.

Literarische Rundschau.

Zur Geschichte des Impressionismus*).

Die Geschichte der Malerei beweist im kleinen, was die Menschheitsgeschichte im großen längst offenbart hat: ein im Grunde ewig wiederkehrendes gleiches Wollen, für das nur die Ausdrucksformen im Verlauf der Zeiten sich wandeln. So wird es von selbst verständlich, daß auch der Impressionismus, für den erst die moderne Kunstentwicklung die charakteristische Bezeichnung erfunden hat, nicht erst eine Errungenschaft unserer Tage darstellt, sondern daß er seine Geschichte besitzt wie etwa der Sozialismus, dessen Anfänge weit in die Geburtsstunde der Kultur zurückreichen. Freilich darf man weder hier noch dort den Begriff allein unter dem engen Gesichtswinkel unserer neuzeitlichen Anschauungen fassen; man muß vielmehr bis zu den Quellen hinabsteigen, die zum erstenmal klar und deutlich die Tendenz, sei sie sozial oder künstlerisch, offensichtlich zutage treten lassen. Wie sehr man aber gerade in der Malerei bei der Formulierung des Begriffs von der speziell modernen Ausdrucksform des Impressionismus abstrahieren muß, das zeigt eine historische Betrachtung dieses Problems, so wie sie etwa das hier angezeigte Buch des Berliner Privatdozenten aufzeichnen will. Was wir Heutigen unter dem Impressionismus verstehen, so wie er durch Manet und seine Nachfolger umschrieben ist, trifft das Eigentliche des künstlerischen Wollens nur mittelbar. Der Impressionismus ist von jeher die Begleiterscheinung jeder nach aufwärts strebenden Kultur gewesen. Sozial gesehen, geht er Hand in Hand mit einem sich auf breiter bürgerlicher Grundlage entwickelnden realen Verlangen nach positiver Lebenssteigerung. Er tritt immer dort am stärksten auf, wo sich die Kunst im unmittelbaren Zusammenhang mit dem Geist der Zeit formuliert, wo sie das Ergebnis dessen ist, was ein Jahrhundert etwa dem Kulturhistoriker an harmonisch gefaßter Energie einheitlichen Wollens aufzuweisen hat. Die großen Epochen des Impressionismus sind zugleich die vielbedeutenden Momente kraftvollen bürgerlichen Lebens. Die klassische Zeit des Hellenentums, die bürgerliche Kultur Italiens im Zeitalter der Renaissance (hier besonders die freie Dogenrepublik Venedig), das Holland des siebzehnten Jahrhunderts mit seiner fast republikanisch anmutenden prachtvollen Geste, die Spätzeit des Rokokos, die schon von den Stürmen der Revolution berührt wird, das Spanien Goyas und endlich auch die bürgerliche Kultur der romantischen Zeit, das sind die Blüteperioden für eine Kunstübung, die man in der Tat ohne Phrasen zum größten Teil impressionistisch nennen darf. Denn für den Impressionismus ist weniger der ideale Flug der Gedanken als vielmehr sein unmittelbarer Konnex mit der Natur und auch dem Alltag charakteristisch. Es ist die gesündeste und zugleich verfeinertste Kunstform, die der Malerei eigen ist. Er öffnet die Augen für die geheimsten Reize, wie sie der Natur innewohnen. Indem er nach äußerster Vereinfachung strebt, gießt er doch alle Zauber lebendiger Form und malerischer Vertiefung über seine Werke aus. Faßt man unter solchem Gesichtspunkt etwa das Problem des Impressionismus zusammen, dann leuchtet auch seine Geschichte ohne weiteres ein. Diese Geschichte läßt sich rein ästhetisch abwickeln, rein nach den Formgesetzen und malerischen Problemen; sie ließe sich vielleicht noch viel instruktiver und fesselnder schildern im Zusammenhang mit der allgemeinen Kultur einer Zeit. Denn kein Künstler, auch der größte nicht, ist unabhängig von seiner Umgebung zu begreifen. So ist Lionardo schlechthin ein Stück Renaissanceseele, Rembrandt ein Teil holländischer Kultur des siebzehnten Jahrhunderts, Goya das Spanien am Vorabend des Revolutionszeitalters. Begreift man erst das, dann ist die Fragestellung nach Problemen fast von selbst hinfällig, dann wird auch der Impressionismus dieser Meister nur der Akkord zu den Tendenzen der Menschheitsgeschichte im großen, so wie sie in bestimmten Zeitläuften zutage getreten sind.

Werner Weisbachs Buch hat das historische Problem von dieser Seite nicht angefaßt. Dazu ist der Verfasser wohl mehr Philosoph im eigentlichen Sinne als Kulturhistoriker. Er beschränkte sich fast ausschließlich auf die Ästhetik und ist infolgedessen zu einer durchdringenden Lösung der Aufgabe nicht gekommen. Wohlgemerkt, die Lösung, wie sie hier vielleicht als wünschenswert angedeutet wurde, hat überhaupt nicht in seiner Absicht gelegen. Dem Fachmann hat er von vornherein nichts Neues sagen wollen. Diesem wird auch in der Tat in dem Buche kaum irgend etwas mitgeteilt, das er nicht schon gewußt hätte; aber für die allgemeine Aufklärung, zur Klarstellung eines mehr als aktuellen Begriffs der Kunst hat er ein überreiches Material ausgebreitet und aneinandergefügt, für das ihm jeder Kunstfreund dankbar sein darf. Obwohl sich im einzelnen auch manche Bedenken ergeben können. So scheint es in der Tat ein wenig zu weit gegangen, wenn die Kunst Tizians und La Tours beispielsweise in dieser Form auch für den Impressionismus ausgeschlachtet wird. Dann ist schließlich jeder Künstler von Bedeutung, Raffael so gut wie Sebastiano, mehr oder weniger Impressionist gewesen. Hätte Weisbach sich nur auf die wirklich markanten Erscheinungen beschränkt, er würde das Problem noch feiner und sinnfälliger herausgearbeitet haben.

So philosophisch schwer aber auch dem Leser der Titel des Werkes und seine Fragestellung im besonderen erscheinen mag, das Buch ist populär und verdient die weiteste Verbreitung. Es repräsentiert nicht nur eine fleißige Arbeit, die dem Gelehrten alle Ehre macht, sondern ebenso eine anregende Lektüre für jeden denkenden Menschen. Der reiche und kostbare Bilderschmuck, die vornehme Ausstattung, an denen weder Autor noch Verleger gespart, werden ihr Teil zur wohlverdienten Verbreitung wirken. Ein zweiter Band soll demnächst erscheinen und der ostasiatischen Malerei sowie der Kunst des neunzehnten Jahrhunderts gewidmet sein. Dr. Georg Biermann.

*) Impressionismus. Ein Problem der Malerei in der Antike und Neuzeit. Von Werner Weisbach. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung; geh. 12 ℳ.

Neue Bücher über Kaiser Franz Joseph.

Die Kindheit unseres Kaisers. Briefe der Baronin Luise v. Sturmfeder, Aja Seiner Majestät. Aus den Jahren 1830 bis 1840, bearbeitet von Anton Weimar. Wien, Gerlach u. Wiedling. 175 S. und 9 Kunsttafeln. 12 ℳ 50 ₰.

Unser Kaiser als Weidmann. Mit einem Beitrag von Th. Micklitz. Bildliche Beigaben gesammelt von W. Beetz. Herausgegeben von Dr. Fr. Schnürer. Wien, Gerlach u. Wiedling. 141 S. Geb. 3 ℳ.

Der Kaiser und Wien. Ansprachen und Handschreiben Seiner Majestät Kaiser Franz Josephs I. Zur Feier des achtzigsten Geburtsfestes Seiner Majestät herausgegeben von der Gemeinde Wien. Gerlach u. Wiedling, Kommissionsverlag der Gemeinde Wien. 204 S. 5 ℳ.

Wiener Bilder aus der Jugendzeit unseres Kaisers. Zur Feier des achtzigsten Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers Franz Joseph I. Herausgegeben vom Gemeinderate der Stadt Wien. Gerlach u. Wiedling, Kommissionsverlag der Gemeinde Wien. 145 S. 8 ℳ 50 ₰.

Der achtzigste Geburtstag des Kaisers Franz Joseph bot Anlaß zur Veröffentlichung verschiedener Bücher über den greisen Monarchen. Vier darunter verdienen hier besondere Erwähnung. Das erste behandelt die Kindheit des Kaisers, das zweite schildert ihn als Jäger, die andern sind offizielle Publikationen der Gemeinde Wien.

Baronin Luise v. Sturmfeder, aus einem alten württembergischen Geschlecht, geboren 1789 in Eßlingen, wurde der Erzherzogin Sophie, der Tochter des Königs von Bayern, wärmstens empfohlen, als für das zu erwartende Kind der Erzherzogin eine Aja gesucht wurde, und wenige Tage vor der Geburt des Erzherzogs Franz Joseph, des heutigen Kaisers von Österreich, trat sie in den Dienst der Erzherzogin. Sie war eine überaus gewissenhafte Frau, die sich der Wichtigkeit ihres verantwortungsvollen Amtes voll bewußt war. Vom Tage ihrer Ankunft in Schönbrunn (13. August 1830) an schrieb sie ein Tagebuch, das sie als Briefe an ihre Schwester Karoline Baronin Dalberg in Datschitz (Mähren) sandte. Dann zirkulierten die Briefe in der Familie und kamen schließlich ins Datschitzer Archiv. Jetzt hat sie Anton Weimar zum großen Teil herausgegeben. Sie sind nicht nur ein rührendes Denkmal der Sorge der treuen Aja für die ihr anvertrauten Kinder — denn sie pflegte außer Franz Joseph auch noch seine jüngeren Brüder — sondern bieten auch pädagogisch und kulturhistorisch viel Interessantes. Keine Mutter, kein Kinderfreund, auch kein Liebhaber gemütvoller Schilderungen wird dieses Buch ohne Genuß und Freude lesen. Manches darin wirft aber auch ein deutliches Licht auf die Vorgänge bei Hof, auf das Leben der kaiserlichen Familie und erklärt den edlen Charakter Franz Josephs, der hier in den Händen einer feinsinnigen, vernünftigen Frau zuerst gebildet wurde. Ein inniges Verhältnis entspann sich zwischen Baronin v. Sturmfeder und ihren Pflegebefohlenen, und Kaiser Franz Joseph sowie seine Brüder bewahrten ihr Dankbarkeit und Verehrung bis zu ihrem Tode. Sie starb 1866 in Wien im siebenundsiebzigsten Lebensjahre.

Das zweite Buch huldigt dem Kaiser als Jäger. Man weiß, daß Kaiser Franz Joseph keine andere Passion kennt als die Jagd, der er sich seit seiner Jugend in hohem Maße widmet. Er ist wirklich nicht nur der erste, oberste, sondern wohl auch der älteste und erfahrenste Weidmann Österreichs. Anziehend geschrieben und reich und prächtig illustriert, schildert die hübsche Schrift die kaiserlichen Jagdschlösser, den typischen Verlauf der Kaiserjagden, die Jagdgewohnheiten des Kaisers und enthält die Beschreibung der ersten Gemsjagd Franz Josephs im Spätsommer 1843 am Hohen Schroth bei Ischl, die von dem jugendlichen Weidmann als Schulaufsatz selbst verfaßt wurde. Sie ist uns in den „Deutschen Aufsatzheften" aus der Schulzeit des Monarchen erhalten geblieben, die in der K. u. K. Familienfideikommißbibliothek in Wien aufbewahrt werden. Schließlich werden einige besonders wichtige Jagden des Kaisers — darunter solche mit Kaiser Wilhelm II. in Bellye (Ungarn), mit Zar Nikolaus in Mürzsteg und mit König Eduard VII. in der Lobau — in Wort und Bild festgehalten. Die Lektüre dieses reizenden kleinen Buches wird jedem Jagdfreund ein wirkliches Vergnügen bereiten, denn Kaiser Franz Josephs Art, zu jagen, ist richtunggebend geworden in bezug auf das Streben, das Weidwerk nicht allein um seiner selbst willen, sondern in seiner Verbindung mit dem Naturgenuß, zur Erfrischung von Geist und Körper, zu üben.

Die beiden offiziellen Publikationen der Gemeinde Wien haben in erster Linie lokalhistorische Bedeutung. In der einen findet man mit großem Fleiß die wichtigsten Ansprachen und Handschreiben des Kaisers vereinigt, die sich auf Wien beziehen. Jeder dieser Kundgebungen geht eine kurze Einleitung voran, in welcher das Ereignis, wegen dessen sie erfolgte, beleuchtet wird. Alle diese Äußerungen des Kaisers — und bei seiner langen Regierungszeit ist ihre Zahl nicht gering — zeugen von der großen und zu allen Zeiten gleichen Liebe des Monarchen zu seiner Residenzstadt und ihren Bewohnern.

Die „Wiener Bilder aus der Jugendzeit des Kaisers" bilden ein entzückendes Album von Ansichten der Stadt aus dem Vormärz. Wenige werden sich heute noch an diese trauten Winkel und engen Gäßchen erinnern, an den geradezu ländlichen Charakter „außerhalb der Basteien", den die Stadt bis vor etwa sechzig Jahren hatte. Mit der Ringstraße, die an die Stelle der Festungswerke trat, begann auch die neue, moderne Ära Wiens. Jeder, der dieses Album durchblättert, muß über die gewaltige Entwicklung staunen, muß sich fragen, ob denn wirklich nur ein halbes Jahrhundert zwischen dem Jetzt und dem uns schon so ganz fremd anmutenden Einst liegt. Freilich, manchen wird hierbei auch ein melancholisches Gefühl beschleichen: in diesem alten Gerümpel lag doch eine gewisse Poesie, die man im Zeitalter des Eisens und Betons nirgends mehr findet. —r.

Grundzüge der Länderkunde.

Erster Band: Europa. Mit 8 Tafeln und 347 Kärtchen im Text. Von Alfred Hettner. Leipzig, Otto Spamer; geh. 16 ℳ.

An großzügig geschriebenen und doch materialreichen Länderkunden ist entschieden ein Mangel. Ein Werk von annähernder Anschaulichkeit und Flüssigkeit wie das von Réclus hat die deutsche geographische Wissenschaft, die viele vorzügliche Spezialdarstellungen einzelner Landschaften und Länder hervorgebracht hat, bisher nicht geschaffen. Die „Grundzüge der Länderkunde" von Alfred Hettner, der als Professor der Geographie an der Universität Heidelberg und als Herausgeber der „Geographischen Zeitschrift" eine vielseitige Erfahrung hinsichtlich der Erfordernisse länderkundlicher vorbildlicher Darstellung besitzt, vereint in sich eine Reihe von Vorzügen, die es weniger als Nachschlagebuch zum praktischen Gebrauch für den Belehrung suchenden Laien geeignet machen als vielmehr als äußerst wertvolle Gabe erscheinen lassen, die dem mit Geographie sich beschäftigenden Lehrer wie Schüler hochwillkommen ist. Was in hohem Grade die Hettnersche Arbeit auszeichnet, ist die geistige Durchdringung des Stoffes. Wir finden keine ungelenke Zusammentragung des Rohstoffes und keine Anhäufung von Einzelheiten, sondern als Hauptrichtlinien der Darstellung eröffnen sich die Bestrebungen des Verfassers, die Summe der Erscheinungen in ihrem Zusammenhang zur Vorstellung zu bringen. So wird der Boden der einzelnen Länder nicht nackt beschrieben, sondern die Erkenntnis des innern Baues und der Kräfte, die beim Aufbau der Oberfläche wirkten, vermittelt. Plastisch treten die natürlichen Landschaften heraus, in die die einzelnen Länder zerfallen. Pflanze, Tier, Mensch und die Erfolge seiner Tätigkeit wie umgekehrt die Einflüsse der Natur auf den Menschen werden knapp und klar erörtert und auf diesen Einzelheiten ein umfassendes Bild von Bevölkerung und Kultur der verschiedenen Länder aufgebaut. Eine hohe Bedeutung ist dem Kartenbild eingeräumt worden. Der innere Bau der Länder, ihre klimatischen Verhältnisse und ihre Pflanzendecke finden ebenso reichliche Illustrierung wie die Verteilung der Bevölkerungen nach Dichte, Rasse und Religion wie auch die Momente des Wirtschaftslebens.

Dr. Hugo Grothe.

Römisches Volksleben der Gegenwart.

Von Albert Zacher. Stuttgart, Julius Hoffmann; geb. 4 ℳ.

Die Bücher über Rom, deren Flut sich wohl nie verlaufen wird, beschäftigen sich in ihrer großen Mehrzahl mit der Vergangenheit und innerhalb derselben vorzugsweise mit den höheren Sphären der sei es bodenständigen, sei es importierten Kultur und mit den Beziehungen Roms zur übrigen Welt. Das vorliegende Buch hat es lediglich mit den heutigen Bewohnern der Siebenhügelstadt zu tun, die nur noch „zur kleineren Hälfte" von Abstammung Römer sind, jedoch bis heute viele stadtrömische Eigentümlichkeiten bewahrt haben. Wie stark sich diese: Charakter, Sitten, Lebensauffassung, Gewohnheiten, Gefühls- und Ausdrucksweise, von denen anderer italienischer Landschaften abheben, wie stark die eigentümliche Geschichte der ehemaligen Papststadt den Charakter und das Leben der Bevölkerung beeinflußt hat, wie viele Züge und Erscheinungen nur aus den Traditionen der antiken Weltbeherrscherin und der Herrin der Christenheit zu erklären sind, wird aus dem Zacherschen Buche deutlich. Der Fremde, auch der, welcher lange in Rom verweilt hat, wird mit Erstaunen sehen, wie einseitig, schief, oberflächlich, oft geradezu verkehrt die landläufigen Urteile über die heutigen Römer sind, wie breite und tiefe Schichten der Bevölkerung dem eiligen Rombesucher überhaupt völlig unsichtbar oder unerkannt bleiben — was nicht ausschließt, daß auch der Verfasser hier und da zu stark verallgemeinert und gewagte Schlüsse gezogen hat.

Alle wichtigeren oder offener daliegenden Gebiete der Folklore sind vom Verfasser durchforscht worden. Besonders unterhaltend und auch belehrend sind die Kapitel über das Priester- und Kirchenwesen, den Aberglauben, das gesellige Leben, Liebe und Ehe, Familiensitten. Aber auch Wetter und Klima, Wohnung und Kleidung, Küche, Osterie und Schule haben ihre Darstellung in bezeichnenden Zügen gefunden. — Ein Anhang enthält eine kurze Beschreibung der zahlreichen Kirchenfeste, die wiederum eine Fülle besonderer Sitten gezeitigt haben und besser als alles andere die mehr schlaue als heilsame Anpassung des Kirchenregiments an sehr unkirchliche, vielfach heidnische und sittenlose Überlieferungen, Gewohnheiten und Neigungen des Volkes beweisen. S.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 3528. 136. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint jeden Donnerstag vormittag. Vierteljährlicher Bezugspreis: durch eine **Buchhandlung** 8 ℳ, frei ins Haus 8 ℳ 25 ₰; bei einer **Postanstalt** bestellt: Deutsches Reich 8 ℳ 12 ₰. Deutsche Schutzgebiete 8 ℳ, Österreich 10 K 56 h, Ungarn 10 K 20 h, Schweiz 10 Frs. 80 Cts. In den übrigen Ländern des Weltpostvereins erfolgt die direkte Zusendung unter Kreuzband halbjährlich für 28 ℳ portofrei. Einzelpreis einer Nummer 1 ℳ. Die Insertionsgebühren betragen für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 ℳ 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 ℳ. Einsendung der Inserate spätestens zehn Tage vor Erscheinen. 9. Februar 1911.



Universität Erlangen.

Vorlesungen im Sommersemester 1911.

(Das vollständige Verzeichnis ist kostenlos von der Universitätskanzlei zu beziehen.)

Theologische Fakultät.

v. Zahn: Apostelgesch. u. apostol. Zeitalter 4. — **v. Kolde:** Gesch. d. alten Kirche 5; Symbolik 5; Kirchenhistor. Seminar 2. — **Caspari:** Prakt. Theologie II (Katechet. u. Pastoraltheologie) 4; Katechet. Behandl. des Symbolums 2; Homilet. Seminar 2; Katechet. Seminar 2; Pädagog. Repetitorium 1. — **Ewald:** Einl. in das Neue Testament 5; 1. Korintherbrief 4; Neutestamentl. Seminar 2. — **Lotz:** Jesaja 4; Psalmen 5; Alttestamentl. Seminar 2. — **Bachmann:** Dogmatik II 5; die Briefe des Paulus an die Epheser, Kolosser, Philipper 4; Systemat. Seminar 2. — **Hunzinger:** Dogmatik I 5; Kant und Schleiermacher, ihre Bedeutung für die Theologie 2; Hauptprobleme der Religionspsychologie 1; Monismus 1; Apologetische Übungen 2. — **Müller:** Die Lehren von Religion, Offenbarung und heil. Schrift als Grundlegung bzw. I. Teil der Dogmatik 4; Theologische Enzyklopädie 2; Synoptische Evangelien 5; Seminar f. reformierte Theol. 2. — **Jordan:** Kirchengesch. seit Beginn der Reformation 5; Wesen u. Geschichte der evangelischen Mission 1. — **Caspari jun.:** Die biblische Ur- und Erzvätergeschichte nach der Genesis 5; Geschichtl. Verständnis des Dekalogs 1. — **Dechsler:** Liturg. Gesang 1; Orgelspiel 24; Theorie der Musik 2; Kontrapunktische Übungen, die Musik der alten Kirche 1; Chorgesang 2. — **Caspari jun.** u. **Behm:** Repetitorien.

Juristische Fakultät.

Sehling: Handels-, Wechsel- u. Versicherungsrecht 6; Bürgerl. Recht außerhalb des B. G. B. 1; Rechtsentwicklung in Bayern 1; Kirchenrechtl. Übungen 2; Konversatorium über Handels-, Binnenschiffahrts-, Wechsel- und Versicherungsrecht usw. 2; Kirchenrecht für Theologen 3. — **Allfeld:** Strafprozeßrecht 6; Völkerrecht 4; Praktikum über den allgem. Teil des Strafrechts 2. — **Oertmann:** Reichszivilprozeßrecht II (Vollstreckung und Konkurs) 4; Schuldverhältnisse 5; Zivilprozessuale, das Bürgerl. Recht mit umfassende Übungen 2. — **Binder:** Bürgerl. Recht (Allgem. Teil) 4; Erbrecht 4; Übungen im Bürgerlichen Recht 2; Ciceros Rede pro Caecina 1. — **Rieker:** Deutsche u. bayer. Rechtsgeschichte 4; Bayer. Staatsrecht 5; Konversat. über Staats- u. Verwaltungsrecht 2. — **Siber:** Röm. Rechtsgesch. u. röm. Zivilproz. 5; Familienrecht 4; Praktikum über Sachenrecht 2. —

Medizinische Fakultät.

Rosenthal: Physiologie des Menschen II 5; Physiol. Kolloquium 2; Physiolog. Praktikum mit **Schulz** 4; Anleit. zu physiol. Untersuch., zugleich Praktikum f. Fortgeschrittenere mit **Schulz** tägl. — **Penzoldt:** Medizinische Klinik 7½; Arbeiten für Fortgeschrittenere im Laboratorium der Klinik mit **Schittenhelm** tägl. — **Gerlach:** Systemat. Anatomie II (Nervenlehre, Sinnesorgane) 6; Mikroskopisch-anatomischer Kurs (Struktur der Organe) 4. — **Hauser:** Allgem. Pathol. u. patholog. Anat. 5; Patholog.-histolog. Kurs 4; Demonstrations- u. Sektionskurs 4. — **Oeller:** Klinischer Unterricht in der Augenheilkunde 5; Augenspiegelkurs 2. — **Graser:** Chirurg. Klinik 7½; Operationskurs an der Leiche 9; Arbeiten im Laboratorium der Chirurg. Klinik tägl. — **Heim:** Hygiene (Seuchenlehre u. Bakteriologie) 3; Bakteriolog. Kurs f. Mediziner 2; Kurs der Bakteriologie u. Sterilisationstechnik f. Pharmazeuten 3; Hygienisch-bakteriologische Arbeiten für Fortgeschrittenere tägl. — **Specht:** Psychiatrische Klinik, einschließlich gerichtl. Psychiatrie 4; Unfall- u. Invalidenbegutachtung von Geistes- und Nervenkranken mit Demonstrationen mit **Kleist** 1. — **Jamin:** Medizinische Poliklinik 3; Kinderklinik 2; Impfkurs 2; Arbeiten im Pharmakologisch-Poliklinischen Institut mit **Heinz**. — **Seitz:** Geburtshilfl.-gynäkologische Klinik 6; Geburtshilfl. Operationen am Phantom 3. — **Hermann:** Anatomie der Blut- u. Lymphgefäße 3; Ausgew. Kapitel der topographischen Anatomie 4. — **v. Kryger:** Spezielle Chirurgie 4; Klinische Orthopädie 1½; Chirurg. Propädeutik 2; Invaliden- u. Unfallversicherung 1. — **Schittenhelm:** Perkussion u. Auskultation f. Anf. 2; Klinisch-diagnostischer Kurs f. Geübtere 2; Mikroskopisch-chemischer Kurs 2; Ausgew. Kapitel aus der patholog. Physiologie 1; Geschichte der Medizin 1. — **Heinz:** Arzneimittellehre mit Demonstrationen und Experimenten 4; Organ- u. Serumtherapie 1. — **Spuler:** Einführung in die menschliche Morphologie und Lehre vom passiven Bewegungsapparat (Osteologie u. Syndesmologie) 4; Gewebelehre mit histiologischen Übungen 4; Prakt. Kurs der Entwickelungsgesch. der Wirbeltiere, besonders des Menschen 4. — **Schulz:** Chemisches Praktikum f. Mediziner 4; Repetitorium der Chemie f. Mediziner 4; Stoffwechsel u. Ernährung 1. — **Merkel:** Praktische Übungen in der pathologisch-anatomischen Diagnostik 2; Gerichtlich-medizinisches Praktikum 2; Gerichtl. Medizin mit Ausschluß der forensischen Psychiatrie 3. — **Hauck:** Kurs der Haut- u. Geschlechtskrankheiten 2. — **Kreuter:** Lehre von den Hernien 2; Dringl. Operationen 1. — **Weichardt:** Einführung in die moderne Immunitätsforschung 1; Serologische Diagnostik mit Übungen 1; Theorie u. Praxis der aktiven u. passiven Immunisierungen tägl.; Hygiene des täglichen Lebens f. Stud. aller Fakultäten 1; Rassenhygiene, f. Stud. aller Fakultäten 1. — **Königer:** Neurologischer Untersuchungskurs mit Einführung in die Diagnostik der Nervenkrankheiten 1; Begutachtung innerer Krankheiten mit Übungen in der Untersuchung von Unfall- u. Invaliditätspatienten 1. — **Euler:** Klinik der Zahn- u. Mundkrankheiten 4; Extraktionskurs für Mediziner 2; Zahntechnischer Kurs täglich; Plombierkurs 15; Ausgew. Kapitel aus der Pathologie der Zähne 2. — **Kleist:** Gerichtl. Psychiatrie für Mediziner 1; Soziale u. gerichtl. Bedeutung der Geistesstörungen f. Hörer aller Fakultäten bes. Juristen 1; Histopathologie des Gehirns mit bes. Berücksichtigung der patholog. Anatomie der Geisteskrankheiten 1. — **Kümmell:** Einführung in die Augenheilkunde 2. —

Klinik der Ohren-, Nasen- und Kehlkopfkrankheiten sowie ein Kurs der Untersuchungsmethoden des Ohres, der Nase und des Kehlkopfes werden von dem zu berufenden Professor abgehalten werden.

Philosophische Fakultät.

Gordan: Invarianten 4. — **v. Steinmeyer:** Histor. Grammatik d. nhd. Sprache 4; Deutsches Seminar (Anfängerkurs) 2. — **Luchs:** Gesch. d. röm. Literatur seit Augustus 4; Klass.-philol. Seminar (Adelphoe des Terenz u. latein. Stilübungen) 2. — **Varnhagen:** Altenglische Grammatik 4; Erklärung englischer Dichtungen aus dem Zeitalter der Königin Viktoria 2; Englisches Seminar (a. Mittelenglische Übungen 3, b. Literarhistor. Übungen 1). — **v. Eheberg:** Spezielle Volkswirtschaftslehre (Agrar- u. Gewerbepolitik) 5; Handelspolitik 2; Arbeiterversicherung des Deutschen Reiches 2; Konversatorium über Volkswirtschaftslehre u. Finanzwissenschaft 3; Staatswissenschaftl. Seminar 1½. — **Fischer:** Organ. Experimentalchemie 5; Übungen im Chem. Laboratorium mit **Busch** (a. Analytisch-chemische Übungen 20, b. Vollpraktikum 40); Praktikum f. Mediziner mit **Gutbier** 4. — **Wiedemann:** Experimentalphysik II (Wärme, Akustik, Optik) 5; Physikal. Praktikum für Anfänger (Chemiker, Mediziner usw.) 2; Physikal. Halbpraktikum 20; Physikal. Vollpraktikum 40. — **Noether:** Integralrechnung 4; Mechanik II 1; Algebraische Funktionen 3; Synthetische Geometrie (durch Assist. **Baldus**); Mathemat.-Physikal. Seminar. — **Falckenberg:** Geschichte der neueren Philosophie seit Descartes 4; Philosoph. Übungen über William James' „Pragmatismus" 1. — **Geiger:** Einführung in die indogermanische Sprachwissenschaft 4; Sanskrit II. Kurs 2; Pali oder Singhalesisch 1 bis 2. — **Roemer:** Beurlaubt. — **Paal:** Pharmazeut. Chemie, anorgan. Teil 3; Ausmittelung von Giften 1; Ausgew. Kapitel der physiologisch-chemischen Analyse 1; Chemisches Vollpraktikum 44; Halbpraktikum 24 bzw. 20; Pharmazeutisch-chemisches Praktikum I (f. Pharmazeuten des 3 Sem.) 16; Pharmazeutisch-chemisches Praktikum II. (f. Pharmazeuten des 4. Sem.) 20; Physiol.-chemisch. Praktikum (Harnanalyse usw.) 3; Nahrungsmittelchemisches Vollpraktikum 44; Halbpraktikum 24 bzw. 20. — **Lenk:** Allgem. u. histor. Geologie 5; Mineralogisches Anfängerpraktikum 2; Mineralogisch-geologisches Vollpraktikum 40; Halbpraktikum 20; Geolog. Exkursionen. — **Fleischmann:** Biologie der wirbellosen Tiere 4; Zoologisches Praktikum 2; Anleitung zu wissenschaftlichen Arbeiten tägl. — **Solereder:** Systemat. Botanik 4; Mikroskop. Praktikum (a. Anfängerkurs 4, b. Pharmakognost. Praktikum I 4, c. Pharmakognost. Praktikum II 4, d. II. mikroskop. Kurs für Lehramtskandidaten 4); Übungen im Pflanzenbestimmen 2; Botan. Kolloquium 2; Exkursionen; Anleitung zu wissenschaftl. Arbeiten täglich. — **Heerdegen:** Kranzrede des Demosthenes 4; Klassisch-philologisches Seminar (Übungen über Menander auf Grund der neuesten Handschriftenfunde) 2. — **Hensel:** Einleitung in die Philosophie 4; Schiller 1; Übungen über Kants Prolegomena 2. — **Pechuel-Loesche:** Ausgestaltung der Erdoberfläche 4; Geograph. Seminar 1. — **Schulten:** Römische Geschichte im letzten Jahrh. der Republik 4; Histor. Seminar (Übungen über Aristoteles' Schrift „Vom Staate der Athener") 2. — **Beckmann:** Deutsche Geschichte im Zeitalter Bismarcks 4; Histor. Seminar (Übungen) 2. — **Schmidt:** Analytische Geometrie des Raumes 4; Bestimmte Integrale 4; Ausgew. Kapitel der Elementarmathematik (durch Assist. **Baldus**); Mathematisch-Physikal. Seminar (Vorträge u. Übungen). — **Jacob:** Arabisch II. Kurs (Sindbad der Seefahrer) 2; Arabisch für Vorgerückte 2; Persisch II. Kurs: Nâsireddin Schâhs Reise nach Kerbelâ 2; Türkisch (Grammatische und sachliche Interpretation des Evlija) 2. — **Neuburg:** Gesellschafts- u. Wirtschaftsstatistik 4; Versicherungswesen u. Versicherungsstatistik 2; Statist. Übungen 2. — **Busch:** Qualitative u. quantitative chem. Analyse II (Metalloide) 2; Technische Chemie (Organ. Großindustrie mit Exkursionen) 2. — **Pirson:** Histor. Syntax des Französischen (Fortsetzung) 2; La littérature dramatique en France au 18e siècle 2; Einführung in das Altfranzösische mit Übungen 2; Romanisches Seminar (a. Interpretation altprovenzalischer Texte 2, b. Phonetische Übungen 1, c. Literarhistorische Übungen 1). — **Reiger:** Ausgew. Kapitel aus der theoretischen Physik 2; Thermodynamik 2; Übungen zur theoretischen Physik 1. — **Curtius:** Die großen Ausgrabungsstätten (Olympia, Delphi, Pergamon) 4; Ausgew. Meisterwerke der griechischen u. römischen Plastik mit Führung in der Kunstsammlung 2; Kunstgeschichtl.-archäologische Übungen 2; Archäologisch-kunstgeschichtl. Exkursionen. — **Henrich:** Ausgew. Kapitel aus der organ. Chemie 2; Darstellung organischer Präparate auf elektrochemischem Wege 2; Anleitung zur Ausführung selbständiger wissenschaftl. Arbeiten tägl. — **Gutbier:** Spezielle anorgan. Chemie mit bes. Berücksichtigung der physikalischen Chemie 2; Chemisches Seminar 2; Photographie für Studierende aller Fakultäten 1; Photographische Exkursionen. — **Haack:** Die moderne Kunstbewegung mit Lichtbildern und gelegentlichen Ausflügen nach Nürnberg und München 4; Albrecht Dürer in seinen Kupferstichen, Holzschnitten und Handzeichnungen 2; Rundgang durch die Gemäldegalerie 1. — **Jordis:** Physikalische Chemie II 2; Elektrochemisches u. physikal.-chemisches Praktikum, für Anfänger 4, für Fortgeschrittene 20 u. 40; Chemisches Seminar 2. — **Lefer:** Kant 2; Geschichte der Pädagogik der Neuzeit 4. — **Gebhardt:** Einführung in das Studium d. nordischen Sprachen 2; Übungen 2. — **Zander:** Bau u. Leben der Honigbiene mit Demonstrationen in der Anstalt für Bienenzucht 1. — **Smith:** Englische Kurse f. Neuphilologen im Englischen Seminar (a. Für Anfänger 3, b. Für Vorgeschrittene 3); Praktische Einführung in die englische Sprache f. Stud. aller Fakultäten 3; Englischer Kurs f. Vorgeschrittene f. Stud. aller Fakultäten 2. — **Bodart:** Französ. Kurse f. Neuphilologen im Romanischen Seminar (a. Für Anfänger 3, b. Für Vorgeschrittene 3); Französ. Kurs für Stud. aller Fakultäten 2; La chanson populaire en France 1. — **Reißinger:** Lateinkurs f. Anf. (Fortsetzung der Grammatik u. Beginn der Lektüre: Caesar) 3; Lateinkurs f. Vorgeschrittene (Lektüre: Curtius u. Ovid) 4.

St. Andreasberg im Oberharz. — 630 Meter ü. d. M., am Fuße des Brockens. Geburtsstätte der Harzer Winterfeste. Ideales Skigelände. Rodelbahnen in unmittelbarer Nähe der Stadt. Wetterberichte durch den Skiklub und die Kurverwaltung. — Prospekte frei.



Dr. Emmerich's Sanatorium B.-Baden, gegr. 1890 f. Nerv.-, Morph.- etc., Alkohol-Kranke. Mild. Form d. Morph.-Entz. Zwangl. ohn. Spritze. Alkoh.-Entw. n. erpr. Verfahr. Prosp. kostenl. Bes. u. dir. Arzt **Dr. A. Meyer**.



San.-Rat Dr. P. Köhler Sanatorium **Bad-Elster**

Für Innere-, Nervenleiden, Bewegungsstörungen, Frauenleiden.
Winterkuren (Alle Kurmittel, auch die des Bades). Liege-Diätkuren. — Med. mech. Institut. Wintergarten. — Zentral-Heizung. (441)
Illustrierte Prospekte auf Wunsch.

Bad Berka bei Weimar i. Thüring. Wald. 300 Mtr. über Meer. Herrl. Waldgebirgslage. Bestes Klima.
Dr. Starcke's Sanatorium „Schloss-Harth"
Moderne Anst. m. allem Komf. u. Hilfsmitt. für Nerven-, Herz- u. Magen-Kranke. Keine Tuberkulos. u. Psychos. Vorzügl. Verpflegung. Individ. Behandlung. Illustr. Prosp. frei. (54)

Sanatorium Elsterberg (24)
für Entziehungskuren, Nerven- u. Stoffwechselkranke, Herz- u. Nierenleidende u. Erholungsbedürftige.
Prospekte frei. Sanitätsrat **Dr. Römer.**



Sanatorium von Zimmermann'sche Stiftung, Chemnitz.
Zander-Institut. Behandlung von Nerven-, Magen-, Frauenkrankheiten, Herzleiden, Gicht etc. Chefarzt Dr. **Loebell**, früher Oberarzt in Lahmann's Sanatorium. Prosp. frei.

Sanatorium Erholung, Sülzhayn a. Südharz.
Privatheilanstalt für **Leichtlungenkranke**
Winter und Sommer gleichmässig gut besucht. Zimmer nur Sonnenseite inkl. ärztl. Behandlg., Kur u. Verpflegung 5—7 M. 2 Ärzte. Prospekte frei durch die Verwaltung.

Königl. Bad Nenndorf bei Hannover
Rheumatismus, Hautkrankheiten, **Gicht**
Druckschriften frei d. d. Kgl. Badeverwaltung
Schlammbäder
Stärkste Schwefelbäder, Solbäder, Inhalationen, Zandersaal
Schöne Lage am Deistergebirge (440)

Leichtlungenkranke
Vorzügliche Winterkuren — **Sanatorium Hohentanneck SÜLZHAYN im Südharz** — Vorzügliche Winterkuren
Schöne geschützte Lage, solide Preise, 2 Ärzte. Prospekt frei durch die Verwaltung.

Thüringer Waldsanatorium Schwarzeck
Winterkuren — Sommerkuren



b. Blankenburg i. Schwarzatale.
Besitzer: **Dr. med. Wiedeburg.**
Ärztliche Leiter: Dr. Wiedeburg, Dr. Goetz; 3 Ärzte. Moderne Wohn- u. Kureinrichtungen. Geschäftsl.: Kais. Forstassessor Wiedeburg. Für Nervenleiden, Magen-, Darm-Krankh., Herz-, Frauen- u. chron. Krankh., Abhärtg., Erholg. Ausgeschl.: Geisteskr., Tuberkulöse. (422)

KURHAUS für Nerven- und Gemütskranke **Tannenfeld**
bei Nöbdenitz, Sachsen-Altenburg, Linie Glauchau-Gößnitz-Gera. (397)
Landschaftlich schöne, isolierte Lage auf einem Höhenrücken inmitten eines 15 ha großen alten Parkes. — Warmwasserheizung. — Elektr. Beleuchtung. — Fünf getrennt liegende Villen. — Entziehungskuren. — Gelegenheit zu Beschäftigung. — Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekte durch den Besitzer **Dr. med. Tecklenburg.**

Schroth — Jahresbetrieb — Gründliche Blutreinigung — Entfettung — Entwässerung — Nervenkräftigung — Regeneration — Diätetphysikal. biochemisches Regenerationsverfahren, eine Quelle der Gesundheit u. Lebenskraft. — Liskow — Stets besucht
Jungborn = Kurbad **Sommerstein** b. Saalfeld, Thür. Prosp. frei. Broschüre. (518)

Kurort Gries bei Bozen
Hotel u. Pension Habsburg
Familienhaus I. Ranges, modernster Komfort. — Eigener Garten mit Wandelhalle. Pension von Kr. 8.— an. Prospekt. P. Ueberbacher.

LOCARNO
am Lago Maggiore (Südschweiz).
Klimatischer Kurort I. Ranges für Herbst, Winter u. Frühling (September bis Juni).
Endstation der Gotthardbahn. Direkteste Verbindung zwischen Gotthard und Simplon durch zahlreiche Dampfschiffe. Gelegenheit zu mannigfaltigsten pittoresken Spaziergängen. Elektr. Vallemaggiabahn, Drahtseilbahn Madonna del Sasso. Kursaal. Kasino. Auskunft über Hotels u. Pensionen, sowie Prospekte gratis durch das Verkehrsbureau von „Pro Locarno".

BAUER GRÜNWALD
GRAND HÔTEL D'ITALIE
VENEDIG
Vollständig renoviert. Schönste, ruhigste und gesündeste Lage mit Garten — Terrasse und Gesellschaftsräumen am Canal Grande. — Moderner Prachtbau. — Lift. Grand Restaurant. (288)

Bordighera
Grand Hotel et des Iles Britanniques
— Deutsches Familien-Hotel in ruhiger, geschützter, staubfreier Lage. —
Fritz Wagner, Bes., bish. langj. Direktor des Hotel Marquardt, Stuttgart.



Verlangen Sie kostenlos weitere Auskunft über die Vorzüge der modernen, zweckmässigen Centralheizung von der „Abteilung L"

NATIONALE RADIATOR GESELLSCHAFT m. b. H.
BERLIN S 42.

Kaukasus-Fahrt
des Norddeutschen Lloyd, Bremen
28. April bis 30. Mai 1911
mit Dampfer von Genua über Tunis, Malta, Athen, Smyrna und Konstantinopel nach den Häfen des Schwarzen Meeres.
(Im Automobil über die Grusinische Heerstrasse).
Preise von Mark 1000.— an aufwärts.

Prospekte und Platzbelegung durch den
Norddeutschen Lloyd, Bremen
Abteilung Passage — Vergnügungsfahrten oder dessen Vertretungen.

Charakter beurteilt nach der Handschrift — 20 jährige Praxis — Prosp. frei: Psychologe P. P. Liebe, Augsburg.

NIZZA Palace Hotel. Deutsches Haus. Modern. Komfort. Zentralheizung. Mässige Preise. W. Meyer.



Bösendorfer Klaviere WIEN

Gespielt von Liszt, Rubinstein, Bülow und allen lebenden Meistern



(332)

Villen und kleine Familienhäuser

von **Georg Aster.** Elfte Auflage. Mit 112 Abbildungen von Wohngebäuden im Bauwerte von 2600 bis 60000 Mark nebst dazugehörigen Grundrissen, 23 in den Text gedruckten Figuren und einem Anhang über schwedische und deutsche Holzhäuser. In Originalleinenband 5 Mark.

Familienhäuser für Stadt und Land

als Fortsetzung von „Villen und kleine Familienhäuser" von **Georg Aster.** Zweite Auflage. Mit 110 Abbildungen von Wohngebäuden im Bauwerte von 5000 bis 100000 Mark nebst dazugehörigen Grundrissen und 6 Textfiguren. In Originalleinenband 5 Mark. :: :: :: ::

Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.



Fortuna-Spieldosen

à 8, 12, 18, 24, 30, 40, 60, 90, 120, 200 Mk. Musikschränke 200—750 Mk. bieten durch ihre reizende Musik nicht nur eine schöne Unterhaltung für Jung und Alt, sondern tragen auch dazu bei, das musikalische Gehör und die Liebe zur Musik zu wecken. **Preisliste No. 2 frei!** (203)

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Geschäftsverbindungen nach den deutschen Kolonien

eröffnet und fördert unsere

Kolonial-Sondernummer

Dieselbe gelangt zum sorgfältigen Versand an geeignete Interessenten in Deutsch-Ostafrika, Deutsch-Südwestafrika, Kamerun, Togo, Kiautschau, Deutsch-Neu-Guinea, auf dem Bismarck-Archipel, dem Kaiser Wilhelmsland, den Karolinen-, Marianen-, Marschall-, Palau-, Salomons- sowie auf den Samoa-Inseln. — Interessenten stehen Probenummern unserer in drei Sprachen als „Deutscher Export" (deutsch), „Energy" (englisch) und „El Comprador" (spanisch) über den ganzen Erdball verbreiteten Zeitschriften sowie der neuesten Ausgabe der „Exportmöglichkeiten für unsere Inserenten", eine reichhaltige Sammlung von Anfragen aus dem Ausland und von Uebersee, auf Wunsch porto- und kostenfrei zur Verfügung.

Anfragen erbeten an die Geschäftsstelle von

J. J. Webers Illustrierten Exportzeitschriften

Leipzig, Reudnitzerstrasse 1-7.

Seit 20 Jahren bewährt!

Lauterbachsche Hühneraugen-Seife

Das souveräne Mittel gegen Hühneraugen u. Hornhaut. Vorr. à 75 Pf. in Apotheken. Man lasse sich nichts anderes aufreden u. wende sich ev. direkt an Seifenfabrik **Ferdinand Lauterbach, Breslau X.**

Fuss- u. Knie-Wärmer

Geschenk gegen kalte Füsse a. Schreibtisch.

fix u. fertig franko inkl. Packung Mk. 22
A. L. CHRIST GOTHA.

Für Liebhaber-Bühnen!

Das Haustheater

Für Liebhaber-Bühnen!

Sammlung kleiner Lustspiele für gesellige Kreise. Von RODERICH BENEDIX.

Erster Band. (Vergriffen). Zweiter Band. 2. Auflage. 3 Mk., in Leinenband 4 Mk. 50 Pf.

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig 26.

Gewinn! Nütze die Vorteile der

Adler Schreibmaschine



Über **60000** im Gebrauche! Sofort sichtbare Schrift. — Auswechselbare Walze. — Grösste Durchschlagskraft (hochwichtig für Kopien). — Rückschalt-Hebel. — Verschiedene Schriftarten (Antiqua-, Block-, Perl-, Akten- u. Schräg-Schrift, sowie Gross-Kursiv). — Mehr als 60 Spezialtastaturen. — Ca. 100 Schriftzeichen bei nur 30 Tasten. — Leichtes Erlernen. — Spielend leicht und bequem zu handhaben. — Vielseitigste Verwendung.

Extra-Ausstattungen: Tabulator; Fakturier- u. Buchungs-Einrichtung (Billing) etc.; auswechselbare Schriftsätze; Einrichtung zum Gesperrtschreiben; Wagen für extra breite Papierformate (bis 60 cm); extra leichte Maschine aus Aluminium für die Reise etc. etc.

Zweischriften-Maschinen, z. B. Russisch u. Deutsch od. Griechisch u. Deutsch etc. etc.

Man verlange Katalog Lp 4.

Adlerwerke vorm. **Heinrich Kleyer A.G. Frankfurt a. M.**

Gegr. 1880. Ca. 3500 Arbeiter.

Fabrikation: Automobile aller Arten, Fahrräder, Geschäftsräder, Schreibmaschinen, Luftschiffmotoren.

:: Spezial-Kataloge auf Wunsch ::

Zahlreiche Auszeichnungen im In- und Auslande. Preuss. Staatsmedaille in Gold.

1910. (239)

Brüsseler Weltausstellung

Zwei Grands Prix.

Soeben ist erschienen:

Die junge Frau

Betrachtungen und Gedanken über Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett von **Dr. Wilhelm Huber,** Spezialarzt für Frauenkrankheiten und Geburtshilfe in Leipzig.

In Originaleinband 3 M., in vornehmem Geschenkeinband mit Goldschnitt 4 M.

Verlag von J. J. Weber, Leipzig 26.

In den Apotheken.



Bestandteile: 50% Gummi, 40% Zucker, 10% Isländ. Moos; d. h. das Decoct aus demselben.

Fabrik: Frankfurt a/M.

EXCELSIOR-

FAHRRÄDER UND GEPÄCK-DREIRÄDER

Erstklassig in Qualität und Ausführung — Katalog auf Wunsch. Erreichte Jahresproduktion: zirka 60000 Räder.

Excelsior-Fahrrad-Werke Gebr. Conrad & Patz A.-G. Brandenburg a. H.

(515)

Von der Société Nationale d'Horticulture de France mit der **Silbernen Medaille** ausgezeichnet:

Der Delikatessenhändler

Französische, ausländische u. exotische

Obst- und Fruchtarten

deren Herkunft :: Saison :: Ernte :: Behandlung :: Eigenart :: Verpackung :: Aufbewahrung :: nebst Angaben „wie sie gegessen werden". Praktisches Handbuch für Delikatessenhändler :: Feinschmecker und Liebhaber seltener Tafelfrüchte. Von **Alfred Leu :: Paris.**

In Originalleinenband 3 M.

Verlag J. J. Weber, Leipzig 26.

Der gute Ton und die feine Sitte. Von Eufemia v. Adlersfeld. 4. Aufl. Preis 2 ℳ. J. J. Weber, Leipzig 26.

Handbuch der Ritter- u. Verdienstorden

aller Kulturstaaten der Welt innerhalb des 19. Jahrhunderts. Auf Grund amtlicher und anderer zuverlässiger Quellen zusammengestellt durch

Maximilian Gritzner.

Mit 760 in den Text gedruckten Abbildungen.



Sachsen. Orden der Rautenkrone. Kreuz.

In Original-Leinenband 9 Mark; in Liebhaber-Einband (Pergament mit Goldpressung) 12 Mark.

Das Buch gibt eine erschöpfende Darstellung und eine eingehende Beschreibung überhaupt aller Orden, die bis jetzt von Souveränen und Republiken verliehen worden sind, also auch derer, die infolge politischer Ereignisse ihre Bedeutung verloren haben. Der Wert des Gritznerschen Handbuchs ist ein doppelter: es ist ein praktischer Führer durch das ganze große Gebiet der Ordenskunde und eine historische Darstellung der im einzelnen zu Ansehen und Bedeutung gelangten Ehrenzeichen, aus der sich unschwer ein System ableiten läßt, wie in den einzelnen Staaten das Ordenswesen sich entwickelt hat.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

Aureol-Haarfarbe

seit 16 Jahren anerkannt beste

Haarfarbe

färbt echt u. natürlich blond, braun, schwarz etc. Mk. 3.50 Probe Mk. 1.25

J. F. Schwarzlose Söhne
Kgl. Hofl. Berlin
Markgrafen Str. 29.
Überall erhältlich.

Magenleiden! Stuhlverstopfung! Hämorrhoiden!

Ich teile jed. gern kostenlos mit, wie zahlreiche Patienten, die oft jahrelang mit solchen Leiden behaftet waren, davon befreit wurden.

Krankenschwester Marie, Nicolastrasse Nr 6, **Wiesbaden K. 10.**

Die Wasserkur

und ihre Anwendungsweise. Von Sanitätsrat Dr. E. Preller, Direktor der Wasserheilanstalt zu Ilmenau. Mit 38 Abbildungen und einer Tabelle. Preis gebunden 3.50 ℳ.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

Das tägliche Rasieren ohne Zeitverlust — ein gelöstes Problem.

Beachten Sie **die Biegung** der Gillette-Klinge im Gebrauch.

Schwer versilbert, in praktischem Kästchen, komplett mit 12 Klingen = 24 Schneiden M. 20 —. Der „Gillette Apparat" und Ersatzklingen zu haben in Stahlwarengeschäften, Herrenartikel-, Luxus- und Lederwarenhandlungen oder durch E. F. GRELL, Importhaus, HAMBURG, Gillette Safety Razor Ltd., 17 Holborn Viaduct London E. C

Gillette Rasier-Apparat

Kein Schleifen. Kein Abziehen





Julius Feurich, Leipzig,
Kaiserl. u. Königl. Hof-Pianofortefabrik.
Gegr. 1851.

Feurich Pianos

Flügel und Pianinos.

Hervorragendes Fabrikat. Vielfach prämiiert.



Der Konsum steigt!

Die **Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, Bremen,** bringt sechs verschiedene Qualitäten ihres coffeïnfreien „Kaffee Hag“ in Paketen à 1/2 und 1/10 Kilo in den Handel. Zur Herstellung einer einzigen dieser sechs Nummern empfing sie kürzlich wieder durch den Segler „Antje“ 7500 Sack besten Kaffee alter Ernte. Wieviel das ist, davon gibt obige Abbildung einen ungefähren Begriff.

Der Konsum des coffeïnfreien „Kaffee Hag“ (Schutzmarke Rettungsring) steigt fortgesetzt, weil ihn jeder, der ihn einmal versucht hat, wegen seines vorzüglichen reinen und feinen Geschmacks und Aromas sowie wegen seiner gesundheitlichen Eigenschaften schätzt.

Der einzige reine Tropenkaffee, den Herz-, Nieren-, Nerven- und Stoffwechselkranke sowie Kinder und stillende Mütter unbedenklich trinken dürfen. Das beste Abendgetränk, da er keine Schlaflosigkeit verursacht. Wird in allen besseren Hotels und Cafés auf Wunsch serviert. Überall zu haben.

(831)

Webers Illustrierte Handbücher.
Prospekt gratis. J. J. Weber in Leipzig 26.

F. WOLFF & SOHN'S

ODONTA

ZAHN-PRÄPARATE

ODONTA ZAHN-WASSER
ODONTA ZAHN-CRÈME IN TUBEN
ODONTA ZAHN-PASTA IN GLASDOSEN

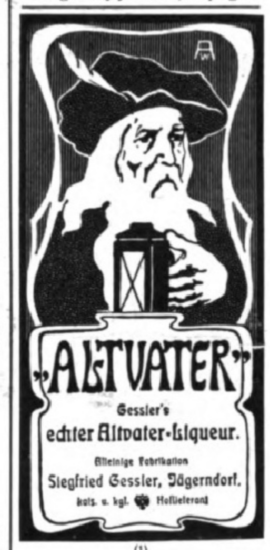
Zu haben in Apotheken, Drogen-, Friseur- und Parfümeriegeschäften.



(237)

Bowlen und Pünsche

Ein Rezeptbüchlein. 2. Auflage.
Gebunden 3 Mark.
Verlag von J. J. Weber, Leipzig 26.



„ALTVATER“

Gessler's
echter Altvater-Liqueur.
Alleinige Fabrikation
Siegfried Gessler, Jägerndorf.
kais. u. kgl. Hoflieferant

(1)

Bestbewährte, leicht verdauliche, muskel- u. knochenbildende, die Verdauung fördernde u. regelnde **Nahrung** für **gesunde u. magendarmkranke** sowie **schwächliche,** in der **Entwicklung zurückgebliebene**



Säuglinge, ältere Kinder u. magenschwache Erwachsene.

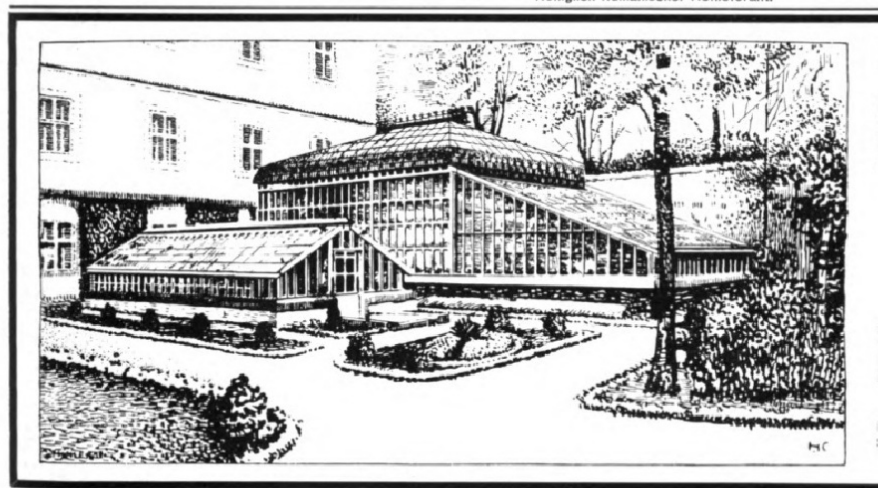
Ganz hervorragend bei: **Brechdurchfall, Diarrhöe, Darmkatarrh, etc.**

(151)

TREIS MOSELGOLD. – TREIS EXTRA JUBILÄUMS-CUVEE.

Die ständig steigende Nachfrage von Kennern beweist, dass diese Marken hergestellt aus Mosel- und Saarweinen der Rieslingstraube — der edelsten Traube der Welt — den feinsten französischen Erzeugnissen ebenbürtig, dabei aber erheblich billiger sind. — Proben überzeugen. —

MOSELSECTKELLEREI OTTO TREIS, MERL/Mosel. (Weingeschäft seit 1810 in der Familie.)
Königlich Rumänischer Hoflieferant.



Der alte Sehnsuchtstraum

aller Nationen, sich das Paradies nur als Garten vorzustellen, wurzelt in seiner ursprünglichsten Form in der tiefsten aller Freuden, der Gartenfreude. Höntsch's-Wintergarten und Höntsch's-Gewächshäuser sind ein wirkliches, modernes Glied unseres Kulturlebens geworden und machen uns die Schönheiten der Gartenfreude sichtbar.

Lesen Sie unsere künstlerisch illustrierten Broschüren, die Ihnen kostenlos zugesandt werden.

Höntsch & Co., Dresden-Niedersedlitz 44,
Spezialfabrik für moderne Wintergärten, Gewächshäuser, Heizungsanlagen mit Höntschkessel.



Illustrirte Zeitung

Nr. 3528. 136. Bd. Leipzig, 9. Februar 1911.

Bildnis im Freien. Nach einem Gemälde von Ludwig Bartning.

Die neue Verfassung für Elsaß-Lothringen.

Von **L. Jeppe**, Straßburg (Elsaß).

Die zweitägigen Verhandlungen im deutschen Reichstag über die Verfassungsreform in Elsaß-Lothringen haben die Aufmerksamkeit Deutschlands, ja selbst des Auslandes auf das interessante staatsrechtliche Problem gelenkt, das das Reich bezüglich seines Reichslandes zu lösen unternommen hat. Um eine objektive Würdigung des von der Reichsregierung ausgearbeiteten, aus zwei Vorlagen bestehenden Verfassungsentwurfes zu ermöglichen, und insbesondere um zu vergleichen, das, was er bietet, mit dem, was von ihm von den verschiedenen Standpunkten aus erwartet wird, ist ein Exkurs auf die an sich schon nicht uninteressante bisherige Geschichte unserer Landesverfassung nicht zu umgehen.

Der 2. März 1871 bezeichnet das Datum, an dem die Souveränität über Elsaß-Lothringen von Frankreich auf das Deutsche Reich übergegangen ist durch den Austausch der Ratifikationen über die Friedenspräliminarien vom 26. Februar 1871. In Artikel 1 der letzteren verzichtete Frankreich zugunsten des Deutschen Reiches auf alle seine Rechte und Ansprüche an das abgetretene Gebiet von Elsaß und Lothringen. Das Deutsche Reich wird, so heißt es darin, dieses Gebiet für immer mit vollem Souveränitäts- und Eigentumsrecht besitzen. Die damit erfolgte völkerrechtliche Vereinigung des eroberten Landes mit dem Deutschen Reich mußte zunächst noch ergänzt werden durch einen besonderen staatsrechtlichen Akt, der die anerfallenen Lande dem Reichsgebiet einverleibte. Verschiedene Formen boten sich hierfür dar: man konnte Elsaß-Lothringen gleichzeitig mit der Aufnahme in den Reichsverband zu einem Staat nach dem Vorbild der deutschen Bundesstaaten konstituieren oder es einem oder mehreren deutschen Staaten zuteilen. Aus zwingenden Gründen der Politik ist weder der eine noch der andere Wege ingeschlagen worden, vielmehr wurden durch das grundlegende Reichsgesetz vom 9. Juni 1871 die von Frankreich abgetretenen Gebiete Elsaß und Lothringen einfach als für immer mit dem Deutschen Reich vereint erklärt, womit Elsaß-Lothringen zum „Reichsland" geworden war. Da Frankreich bei der Abtretung der Gebiete keinerlei Auflagen bezüglich ihres ferneren staatsrechtlichen Geschickes ausbedungen hatte — eine heute allgemein anerkannte Vernachlässigung der elsaß-lothringischen Bevölkerung, die sich jetzt aber natürlich nicht mehr nachholen läßt — so bot die Schöpfung eines Reichslandes im damaligen Zeitpunkt den natürlichsten Ausweg aus den Schwierigkeiten, durch den Elsaß-Lothringen aber nicht Mitglied des Reiches, sondern Objekt der Reichsgewalt, eine Art Reichsprovinz wurde, die im Miteigentum der das Deutsche Reich bildenden Bundesstaaten steht. Dieser Grundauffassung war es nur entsprechend, wenn alle Regierungsgewalt über das Reichsland vom Sitz der Reichsregierung in Berlin ausgeübt wurde durch das Reichskanzleramt, unterstützt durch die am 30. Dezember 1871 erfolgte Einrichtung eines Oberpräsidiums, das den Keim bildete für die spätere lokale Trennung der Verwaltung des Reichslands von der des Reichs. Die Landesgesetzgebung geschah daher ebenfalls im Wege der Reichsgesetzgebung, und die Staatsgewalt übte der Kaiser im Namen des Reiches aus.

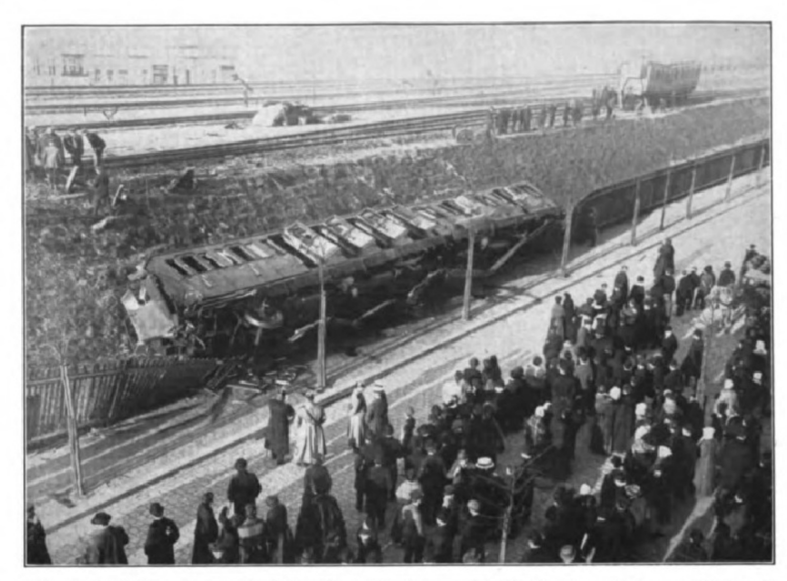
Dieses vom staatswissenschaftlichen Standpunkt aus wunderbare Verhältnis eines Reichslandes, wie es Staatssekretär Dr. Delbrück in diesen Tagen nannte, hatte sich aber von Anfang an keineswegs der Wertschätzung und des Beifalls der Elsaß-Lothringer zu erfreuen. Schon während der Friedensverhandlungen machten sich sogenannte autonomistische Bestrebungen geltend, die unter vielfach unklaren, im Laufe der Zeit auch wechselnden Vorstellungen auf eine Änderung der staatsrechtlichen Verhältnisse des Landes im Sinne einer freieren Stellung vom und zum Reich abzielten. Man will sogar unter verschieden motivierten Begründungen ein Recht auf Gleichstellung mit den Bundesstaaten ableiten, das aber von der Reichs- und der Landesregierung stets bestritten wurde. Gleichwohl führte die faktische Unmöglichkeit, das Reichsland, das für die Verwaltung ganz andere Aufgaben stellte wie etwa eine preußische Provinz, von Berlin aus zu regieren, die Reichsregierung schon sehr bald dazu, an die an das Gerechtigkeitsgefühl appellierenden Beschwerden der Autonomisten einige Zugeständnisse zu machen, die sichtlich von dem Willen getragen waren, allerdings unter Aufrechterhaltung des einmal gewählten Reichslandrahmens den Elsaß-Lothringern Tür und Tor zu öffnen, durch die sie Zugang zum Reich finden können. Für die Aufgaben der Landesgesetzgebung setzte man mit zunächst nur beratendem Votum schon im Jahre 1874 einen Landesausschuß ein, der aber bereits 1877 zur gesetzgebenden Körperschaft an Stelle des Reichstags ausgebaut wurde, allerdings unter fakultativer Beibehaltung der Zuständigkeit der Organe der Reichsgesetzgebung auch für Landesgesetzgebungs-Aufgaben. Im Jahre 1879 erfolgte dann die weite Perspektiven eröffnende große Verfassungsänderung, die an Stelle des Oberpräsidiums ein Ministerium und einen kaiserlichen Statthalter für Elsaß-Lothringen schuf und dadurch auch den Sitz der Verwaltung in das Land verlegte, wie das bezüglich der Gesetzgebung schon vorher teilweise geschehen war.

Seitdem, d. h. seit über dreißig Jahren sind nach dieser anfänglich schnellen Entwicklung keine Fortschritte mehr auf dem Verfassungsgebiete zu verzeichnen, und Reichskanzler v. Bethmann Hollweg hat bei den jüngsten Verhandlungen dies auch unbedenklich als einen Fehler zugegeben. Zunächst beschäftigte freilich die Frage der Aufhebung der Ausnahmegesetze, des Paßzwanges und des Diktaturparagraphen die Gemüter ausschließlich. Nachdem sie aber erreicht war, setzte die autonomistische Bewegung wieder mit neuer Kraft ein, von den inzwischen entstandenen politischen Parteien als willkommenes Ziel aufgegriffen. Freilich, die Bewegung geriet verschiedentlich bald auf Abwege. Unter der vielleicht zu nachgiebigen Leitung der Landesverwaltung durch den früheren Staatssekretär v. Köller und der Einwirkung eines von der französischen Agitation genährten, übertriebenen Kultus der Vergangenheit erstrebte die Bewegung vielfach nicht nur die Einführung von in Deutschland nicht geläufigen, französischen Vorbildern entnommenen Regierungsformen, wie der republikanischen, und die möglichste Lockerung der als Fessel empfundenen Abhängigkeit vom Reiche, sondern es war auch künstlich ein so gespanntes Verhältnis wie zwischen der einheimischen und der eingewanderten Bevölkerung so auch zwischen der Regierung und den politischen Körperschaften des Landes durch sie eingetreten, daß unbedingt etwas geschehen mußte, wenn nicht die Staats- und Reichsinteressen ernstlich gefährdet werden sollten. Und so ist es erklärtermaßen viel weniger das oft überlaute Verlangen der Kolmarer Politiker nach der Verfassungsreform als der Wunsch, eine Beruhigung der öffentlichen Meinung herbeizuführen, gewesen, der den Entschluß der maßgebenden Faktoren im Reich gezeitigt hat, jetzt wieder einmal einen Schritt vorwärts zu tun in der Entwicklung der Landesverfassung. Nicht als Belohnung für bisheriges Wohlverhalten, sondern nach homöopathischer Art als Gegengift gegen die nachgerade unerträglichen politischen Verhältnisse im Lande sind die gegenwärtigen Entwürfe entstanden, unabhängig von dem ungestümen Verfassungsbegehren der Landespolitiker, einfach weil das Reich selbst es als seinem Interesse angemessen erachtete, in der Verfassungsfrage etwas zu unternehmen. Bei diesem durch das wesentlich mitspielende Reichsinteresse an den Verhältnissen in Elsaß-Lothringen eingegebenen Ausgangspunkt konnte keine Rede davon sein, die Landesverfassung, wie man angeregt hat, etwa durch eine besondere konstituierende Versammlung im Lande beschließen zu lassen. Der Reichstag allein war dazu der richtige Ort. Und dies schon aus dem Grunde, weil man leider nicht hoffen konnte (und ein bezüglich der Wahlrechtsgestaltung unternommener Versuch hat das bestätigt), ein annehmbares Kompromiß über die Wahrung des eben bezeichneten Reichsinteresses mit dem Landesparlament zu erreichen, in dem jene extremen Strömungen vorherrschen, die jedenfalls nicht auf einen engeren Anschluß Elsaß-Lothringens an das Reich eben durch die Verfassung hinarbeiten, sondern den gegenwärtigen staatsrechtlichen Rahmen eher noch zu sprengen wünschen. Während nämlich die deutsche Auffassung den Verfassungsbau zunächst von Grund aus fundamentieren und sichern will, möchten die Elsaß-Lothringer wie die alten Griechen gleich von der Spitze zu bauen beginnen und den derzeitigen Gipfel der Verfassung in erster Linie beseitigen. Es kann heute ruhig dahingestellt bleiben, ob in einem Lande, in dem wie in Elsaß-Lothringen keinerlei dynastische Überlieferungen bestehen, nicht auch einmal die republikanische Staatsform in Erwägung kommen könnte — die Reichsverfassung scheint sich dem wenigstens nicht zu widersetzen —; aber im Moment ist dieser Gedanke, den man auf der andern Seite in den Vordergrund stellen will, völlig undiskutierbar, seine Verwirklichung würde jedenfalls ganz andere nationale Verhältnisse im Lande als die derzeitigen voraussetzen. Schon das jetzt Gebotene ist schweren Anfechtungen vom nationalen Standpunkt aus ausgesetzt worden.

Die Hauptvorlage des Verfassungsgesetzentwurfes hält deshalb als Conditio sine qua non an der Souveränität des Reichs über das Reichsland fest, beläßt dem Kaiser seine landesherrliche Stellung, weist also das Verlangen der Elsaß-Lothringer nach bundesstaatlicher Gleichstellung und voller Autonomie zurück. Das ist die erste Enttäuschung für sie, wenn man will. Das Reich entläßt Elsaß-Lothringen nicht aus der Tutel, der Reichstag behält ein oberstes Aufsichtsrecht. Anderseits ist aber der Kaiser namentlich in seiner Stellung als gleichberechtigter, gesetzgebender Faktor das einzige Band, das das Land enger mit dem Reich verknüpft als die anderen Bundesstaaten. Reichstag und Bundesrat scheiden aus der Landesgesetzgebung ganz aus mit alleiniger Ausnahme bezüglich der Verfassungsmaterie selbst, die der künftige Landtag nicht abändern kann. Diese Ausschaltung ist aber ein ganz erheblicher Fortschritt. Freilich kann er nicht ohne jede Sicherung getan werden. Diese besteht darin, daß an Stelle des Bundesrates in Berlin eine erste Kammer im Lande zu dem zu einem wirklichen Abgeordnetenhaus ausgebauten Landesausschuß hinzutritt, die allerdings nicht als Standesvertretung, wofür hierzulande die Voraussetzungen fehlen, gedacht ist, sondern als Interessenvertretung. Den Hauptstein des Anstoßes an der Ersten Kammer bildet das vorgesehene Recht des Kaisers, auf Vorschlag des Bundesrates bis zur Hälfte der Sitze Mitglieder für sie zu ernennen. Aus nationalen Gründen kann auf diese kaiserliche Prärogative „vorläufig" aber noch nicht verzichtet werden, wie die Reichsregierung erklärt hat. Bedauerlicher kann sein, daß Elsaß-Lothringen auch auf völlig unpolitischem, rein wirtschaftlichem und sozialem Gebiete die stimmberechtigte Vertretung im Bundesrate versagt und es wie bisher auf eine nur beratende Vertretung seiner Interessen beschränkt bleibt, obwohl gerade die letzte Zeit schwere wirtschaftliche Gefährdungen des Landes aus diesem Mangel ergeben und es nicht an Versuchen gefehlt hat, die Gewährung von unabhängigen Bundesratsstimmen, die eine Forderung der Gerechtigkeit ist, auch im Reichslandsrahmen als staatsrechtlich möglich nachzuweisen. In diesem Punkte darf man vielleicht die Hoffnung nicht aufgeben, daß es der Kommission noch gelingen werde, eine Verbesserung des Entwurfes zu erreichen. Was dagegen die zweite Vorlage zur Verfassungsreform anlangt, das Wahlgesetz, das

Der zum Generalgouverneur und Oberbefehlshaber von Kanada ernannte Herzog von Connaught mit seiner Familie auf der Fahrt nach der Guildhall in London am 1. Februar.

später durch die Landesgesetzgebung auch abgeändert werden kann, so bedeutet es einen allseits zugestandenen Fortschritt: es sieht ein allgemeines, geheimes und nur durch Alterszusatzstimmen und eine Wohnsitzklausel abgeschwächtes, gleiches Wahlrecht vor, um das das Land von vielen Bundesstaaten beneidet werden kann. Auch da gibt es natürlich noch einige erfüllbare Verbesserungen, aber sie können das Gesamturteil nicht beeinträchtigen, daß der Entwurf eine gegen das derzeitige filtrierte Wahlsystem zum Landesausschuß befriedigende Lösung der Wahlrechtspflege enthält, die die anfänglichen Erwartungen weit übertroffen hat. Überblickt man den hier in seinen Grundlagen skizzierten elsaß-lothringischen Verfassungsentwurf als Ganzes, so muß man sagen, daß er nach Lage der Verhältnisse nicht nur einen großen Vertrauensakt seitens des Reichs gegenüber der Landesbevölkerung bedeutet, der zugleich ein Akt verpflichtender Liberalität ist, sondern daß er auch unser politisches Leben, das im Jahre 1871 noch ganz von dem Reich und seinen Organen abhing, mit denen es jetzt fast nur noch durch die Person des Kaisers verbunden ist, auf allen der Landesgesetzgebung überlassenen Gebieten nahezu ebenso frei und unabhängig stellt, wie es in den Bundesstaaten der Fall ist. Es ist daher vollauf berechtigt, wenn unser Staatssekretär Freiherr Zorn v. Bulach in der jüngsten Reichstagsverhandlung erklärte, daß die elsaß-lothringische Bevölkerung die Vorlagen mit Dank annehme, deren Zustandekommen übrigens wesentlich auf die unablässigen Bemühungen des kaiserlichen Statthalters Grafen v. Wedel zurückzuführen ist.



Eisenbahnkatastrophe am Bahnhof Baumschulenweg bei Berlin am 6. Februar: Blick auf die Unglücksstelle mit den die Böschung hinabgestürzten beiden Wagen des Stadtbahnzuges.

Die neuen Präsidenten der beiden schwedischen Kammern.

In dem öffentlichen Leben Schwedens nimmt die feierliche Reichstagseröffnung, die in jedem Jahr Mitte Januar stattfindet, einen sehr bemerkenswerten Raum ein. Bildet dieses Ereignis einerseits im wahren Sinne des Wortes eine Begegnung zwischen dem Monarchen und dem Volke, so ist es anderseits dank den altherkömmlichen Zeremonien ein überaus imposantes und glänzendes Schauspiel. Auf die Initiative des jetzigen Königs Gustaf V., der ein ausgesprochener Gegner alles Pomphaften ist, hat die Eröffnungsfeier seit dem Regierungsantritt dieses Monarchen zwar einen Teil des theatralischen Aufputzes eingebüßt, aber dadurch vielleicht an Eindruckskraft gewonnen.

Die jetzt begonnene Reichstagssession besitzt insofern ein historisches Interesse, als sie die letzte derjenigen Legislaturperioden ist, für die das alte Wahlsystem noch angewandt wurde. Die Feier der Eröffnung des Reichstages am 17. Januar fing damit an, daß die Abgeordneten sich um elf Uhr vormittags in dem Reichstagsgebäude versammelten und von dort aus in Prozession nach der Schloßkirche marschierten, wo die Regierungsmitglieder sowie höhere Militär- und Zivilbeamte Platz genommen hatten. Zuletzt erschien der König mit drei Prinzen und Gefolge. Nachdem der Gottesdienst beendigt war, begaben sich die Abgeordneten nach dem Reichssaal im Königlichen Schlosse. Auf der „Galerie der königlichen Damen" nahmen die Königin Viktoria, eine geborene Prinzessin von Baden, die Kronprinzessin mit ihren beiden kleinen Söhnen Gustaf Adolf und Sigvard sowie die Prinzessin Maria Platz. Auf der Galerie sah man auch einige fremde Fürstlichkeiten, unter ihnen die Fürstin zu Bentheim und Steinfurt, die als Gast der Königsfamilie augenblicklich in Stockholm weilt.

Während die Musikkapelle die Königshymne intonierte, trat der König, begleitet von den Prinzen Wilhelm und Eugen, in den Saal und nahm auf dem Throne Platz. Dieser, ganz aus Silber gearbeitet, ist ein Geschenk des Reichskanzlers Magnus Gabriel de la Gardie an die Königin Christina, die Tochter und Nachfolgerin Gustav Adolfs. Von dem Thronsitz aus verlas der König die Thronrede, die immer mit der Anrede „Liebe Herren und schwedische Männer" anfängt. Darauf folgte, wie üblich, eine Zeremonie, die kein zweites Land aufweisen kann; die Präsidenten der beiden Kammern traten nämlich vor und beantworteten die Thronrede mit Ansprachen, deren ebenso herzlicher wie schlichter Ton ein Beweis für das innige Verhältnis zwischen dem Monarchen und dem Volke ist. Auf diese Ansprachen folgte ein von dem Ministerpräsidenten erstatteter Bericht über die Regierungsgeschäfte des vorigen Jahres, worauf die Versammelten den Saal verließen. Den Schluß der Feierlichkeiten bildete ein vom König gegebenes Abendessen, wozu sämtliche Reichstagsabgeordnete eingeladen waren.

Der Präsident der Ersten Kammer, Gutsbesitzer **Christian Lundeberg**, ist Reichstagsabgeordneter seit 1886. Geboren im Jahre 1842, widmete er sich zuerst dem Offiziersberuf und wurde 1861 Leutnant, 1865 Oberleutnant. Nachdem er 1874 seinen Abschied genommen hatte, übernahm er die Leitung der Aktiengesellschaft Forsbacka Eisenwerke. Im Jahre 1905 wurde er auf den Ministerpräsidentenposten berufen. Er hat außerdem eine Menge öffentlicher Ehrenposten bekleidet. Im Reichstag, in dem er stets eine führende Rolle gespielt hat, werden seine Verdienste um das jetzige Wahlrecht sehr geschätzt.

Der Präsident der Zweiten Kammer, Großindustrieller **Axel Swartling**, gehört dem Reichstag seit 1884 an. Geboren 1840, widmete er sich zuerst dem Bankfach. Seit dem Jahre 1875 ist er Leiter der größten Weberei-Aktiengesellschaft in Schweden. Er gehört wie Lundeberg der konservativen Partei an und wird als begabter Redner geschätzt. An den Arbeiten der verschiedenen Reichstagskommissionen hat er hervorragenden Anteil genommen. Er bekleidet auch das Amt eines russischen Vizekonsuls in Norrköping.

Herzog Arthur von Connaught,

Generalgouverneur von Kanada.

An demselben Tage, an dem das mutmaßliche Zustandekommen eines die beiden Länder einander so viel näher bringenden Zollvertrags zwischen Kanada und den Vereinigten Staaten bekannt wurde, gelangte auch die Ernennung des Herzogs von Connaught zum Generalgouverneur von Kanada an die Öffentlichkeit. Wurde die erste Nachricht von manchen Engländern mit jähem Schrecken als „der Anfang vom Ende", als der erste Schritt zur Zersplitterung des britischen Weltreiches aufgefaßt, so waren sich doch alle darüber einig, daß die Ernennung eines Prinzen des königlichen Hauses zum Gouverneur eine weise Maßnahme sei, die der Reichseinheit nur dienlich sein könne.

Der Feldmarschall Herzog von Connaught und Strathearn ist der einzige noch lebende Sohn der Königin Viktoria und Onkel König Georgs. Er trat vor dreiundvierzig Jahren in die Armee ein und steht heute im einundsechzigsten Lebensjahre. Im Kriege gegen Arabi-Pascha in Ägypten und zumal in der Schlacht bei Tel-el-Kebir befehligte er die Garde. Doch war es ihm nicht erlaubt, den Südafrikanischen Krieg mitzumachen, sei es aus politischen Gründen — um eine spätere Aussöhnung des Feindes mit dem britischen Königshause nicht zu erschweren — oder einfach weil die königliche Frau Mutter nichts davon hören wollte, die erst wenige Jahre zuvor ihren Lieblingsschwiegersohn, den Prinzen Heinrich von Battenberg, im Feldzuge verloren hatte. Doch hat der Herzog in Friedenszeiten die höchsten militärischen Posten bekleidet, in Indien, in Irland, auf Malta — als Befehlshaber der Mittelmeerkräfte und Ägyptens — und zuletzt in London als Generalinspektor oder Oberstkommandierender der gesamten britischen Streitkräfte. Zugleich war er auch mit mancherlei diplomatischen Missionen betraut und ist eben erst aus Südafrika heimgekehrt, wo er im Namen des Königs das erste Parlament des Vereinigten Südafrika eröffnete.

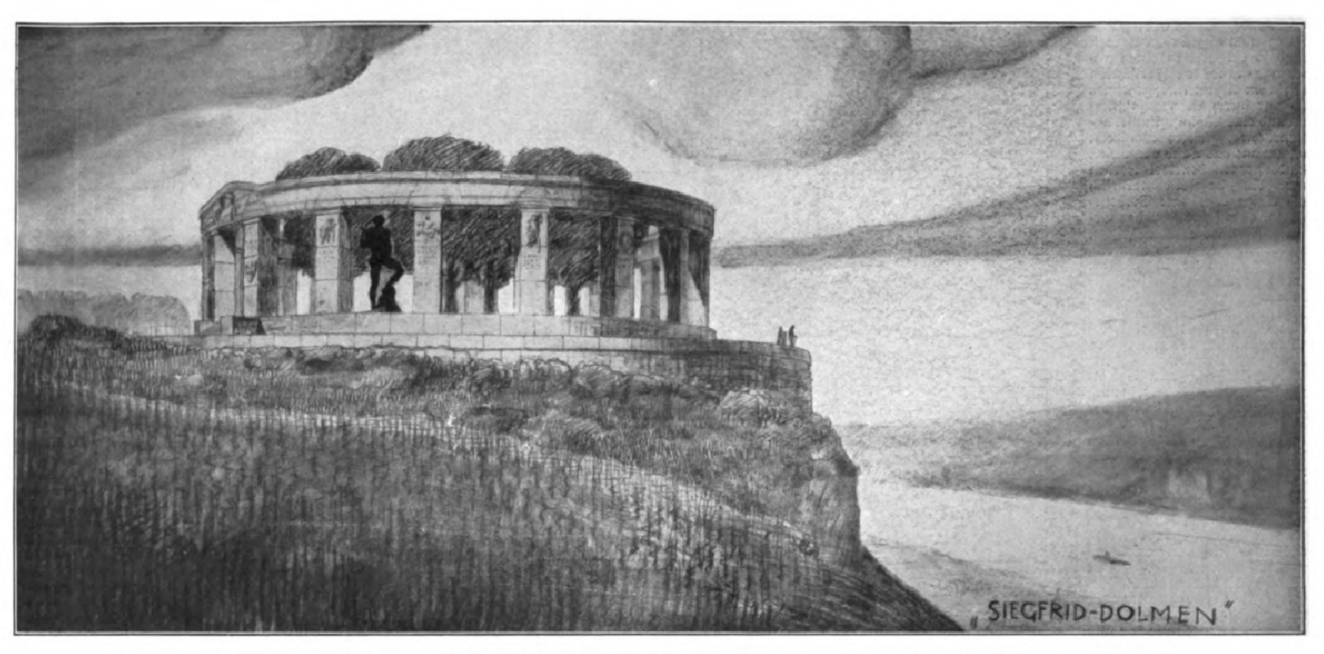
Vermählt ist der Herzog mit Prinzessin Luise Margarete, einer Tochter des Prinzen Friedrich Karl von Preußen; der Ehe entstammen ein Sohn und zwei Töchter, von denen die ältere mit dem Kronprinzen von Schweden verheiratet ist. Väterlicherseits vom Prinzen Albert von Sachsen-Koburg und Gotha abstammend, hätte er, da sein älterer Bruder, der Herzog von Edinburg, späterer Herzog von Sachsen-Koburg und Gotha, ohne männliche Nachkommen starb, auch ein Anrecht auf die Krone dieses Herzogtums gehabt. Doch zog er es vor, ein einfacher englischer Prinz mit dem bloßen Titel eines Herzogs zu bleiben als ein regierender deutscher Herzog zu werden, und erst nach seiner und seines Sohnes Verzichtleistung auf den Thron von Sachsen-Koburg und Gotha ging dieser auf den Sohn seines verstorbenen jüngeren Bruders, des Prinzen Leopold, Herzogs Albany, den gegenwärtigen Herzog von Sachsen-Koburg und Gotha, über. Als Vizekönig eines Landes wie Kanada — wenn auch sein Titel nur Generalgouverneur ist — nimmt er eine glänzende und einflußreiche Stellung ein. Doch ist ihm das Amt, das er erst nächsten September antritt, zunächst nur auf zwei Jahre übertragen. Es ist jedoch sehr möglich, daß dessen Dauer verlängert wird. Wilh. F. Brand.



König Friedrich August. Kapitän Rott.

Von der Afrikareise des Königs Friedrich August von Sachsen: Der König nach dem Betreten des Norddeutschen Lloyd-Dampfers „Großer Kurfürst" in Genua am 31. Januar.





Entwurf von Bildhauer Prof. Hermann Hahn in München und Architekt Prof. Dr. Johann Georg German Bestelmeyer in Dresden: Erster Preis.

Der Wettbewerb um das Bismarck-Nationaldenkmal.

Das Preisausschreiben für ein Bismarck-Denkmal auf der Elisenhöhe bei Bingerbrück schuf einen Rekord, und zwar nicht nur einen ziffernmäßigen, sondern auch einen solchen in räumlicher Beziehung, da für die Aufstellung der nahezu dreitausend Modelle, Entwürfe und Einzelskizzen ein ganzes Museum, der Kunstpalast in Düsseldorf, in Anspruch genommen werden mußte, dessen zweiundsechzig Säle, Lichthöfe und Flure für den Zweck aber kaum ausreichten.

Nachdem der vielumstrittene Plan, das Denkmal auf der Elisenhöhe bei Bingerbrück zu errichten, endgültig zum Beschluß gereift war, hatte die Künstlerwelt sich mit der Tatsache abzufinden, daß es sich hier nur um ein **Höhendenkmal** handeln konnte; somit hatten die Architekten das Hauptwort, während die plastischen Künste nur in untergeordnetem Maße in Betracht zu kommen vermochten. Ein Gegenstück zu dem gegenüberliegenden Niederwalddenkmal zu schaffen, konnte dem Preisausschreiben nicht zugrunde liegen; denn dasselbe verlangte, daß das Denkmal von der Rheinseite aus, stromaufwärts wie stromabwärts in gleicher Weise zur Geltung komme, und daß es von seinem Standort aus auch den ausgedehnten Denkmalsplatz auf dem Bergrücken beherrsche. So lag denn der Gedanke, eine Art **Mausoleum**, eine Säulenhalle oder eine Gralsburg zu schaffen, für die in die Konkurrenz eintretenden Baukünstler nahe. Eine große Zahl der dreihundertsiebzig Preisbewerber hat dabei freilich die natürliche Grundforderung, ein **deutsches Denkmal** zu schaffen, außer acht gelassen, und wenn man die dichtgefüllten Säle des Düsseldorfer Kunstpalastes durchwandert, so möchte man sich der Berichterstatterpflicht am liebsten mit den Worten entledigen: „Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen!“ — Hier sehen wir titanenhafte Aufbauten griechischen, römischen und babylonischen Stils; andere Modelle zeigen uns Imitationen des Grabmals Theoderichs des Großen oder der Mediceergruft in Florenz; dort sind indische Pagodenbauten aufgetürmt, himmelhoch strebende Obelisken und Pyramiden. Auch bei der figürlichen Darstellung Bismarcks stößt man auf allerlei Absonderlichkeiten. In unserer Erinnerung lebt des neuen Deutschen Reiches erster Kanzler doch nur als Übermensch in der Vollkraft seiner Jahre, nicht als der Alte im Sachsenwalde, wie er in seinen Leiden langsam dahinsiecht. Aber wie oft sehen wir hier Bismarck dargestellt als müden Greis, wie er kraftlos in einem Sessel oder auf einem Diwan liegt; anderseits sehen wir ihn, mit einer freien Anlehnung an Klingers Beethoven, als unbekleideten Kraftmenschen, dann wieder als grimmen Hagen oder gar als Buddha oder Pharao dargestellt, von vielen anderen nicht wiederzugebenden Geschmacklosigkeiten zu schweigen. Auch das „Viehzeug“, das man dem Altkanzler zur Wach' und Wehr beigegeben, zeigt uns die größten zoologischen Absonderlichkeiten und seltsamsten Tierkreuzungen; unglaubliche und unmögliche Pferde- und Löwengestalten, Doggen mit Adlerköpfen, eine Sphinx mit deutschen Gesichtszügen und auf dem fein gestriegelten Lockenkopf den Helm der Walküre! Zu all diesen Verirrungen einer krankhaften Phantasie kommt noch, daß viele sonst ganz schätzenswerte, an sich künstlerisch vollendete Arbeiten von der Preisbewerbung ausgeschlossen werden mußten, weil der ganze Aufbau sich dem Charakter der Landschaft nicht einfügte, und namentlich auch weil die Gesetze der Optik außer acht gelassen worden waren. Und das richtige Verhältnis des Denkmals zur Natur bedeutet doch schließlich alles!

Das Preisrichterkollegium, das sich aus den berufensten Vertretern der architektonischen und plastischen Künste zusammensetzte, hatte wohl eine heiße Arbeit, als es unter den eingesandten dreihundertsiebzig Konkurrenzen innerhalb vier Tage seine Entscheidung fällen mußte. War es wohl eine leichte Mühe, die Spreu vom Weizen zu sondern und eine große Zahl von Bewerbern von vornherein auszuschließen, so blieb doch noch immer genug ernste künstlerische Arbeit übrig, um den Preisrichtern die Auswahl schwer zu machen. Den ersten Preis errang in Gemeinschaft mit Prof. **Bestelmeyer** in Dresden Prof. **Hermann Hahn** in München, der ursprünglich dem Preisrichterkollegium angehörte, aber selbstredend zurücktrat, als er sich an dem Wettkampf persönlich beteiligte. Der zweite Preis wurde dem Architekten **Brantzky** in Köln zuerkannt; ein weiterer zweiter Preis dem Düsseldorfer Regierungsbaumeister **Fischer** im Verein mit dem Bildhauer W. **Kniebe**; der dritte Preis wurde den Münchner Künstlern **Bleeker** und **Kurz** zugesprochen, ferner kam noch ein dritter Preis nach Isar-Athen in die Hände des bekannten Kunstgewerblers Prof. **Riemerschmid**. In dem mit dem ersten Preise ausgezeichneten Entwurf schaffen die beiden Künstler einen Kreisbau von achtzehn viereckigen Pfeilern, die mit den Sternbildern des Zodiakus en relief geschmückt sind; inmitten des Kreisbaues befindet sich ein von vier Bäumen umstandenes Wasserbecken; etwas unvermittelt in die Säulenhalle hineingestellt ist eine schön modellierte Siegfried-Figur, die sinnend des Schwertes Schärfe prüft. Was die Figur des jugendlichen Nibelungenhelden hier zu tun hat, inwieweit die Tierbilder an den Pfeilern mit Bismarck in Verbindung zu bringen sind, ist nicht recht klar; auch versteht man nicht, daß neben der Vollgestalt Jung-Siegfrieds der Held des Denkmals selbst, Bismarck, nur ein so bescheidenes Plätzchen über dem Eingangstor zur Halle in Büstenform angewiesen

Entwurf von Architekt Franz Brantzky in Köln: Zweiter Preis.

Die preisgekrönten Entwürfe des Bismarck-Nationaldenkmal-Wettbewerbs.

Nach photographischen Aufnahmen von Julius Söhn in Düsseldorf.

erhielt. Für einen großen Park mag die Idee gelten, für ein Bismarck-Nationaldenkmal dünkt uns das Ganze zu wenig. Da hat der Träger des zweiten Preises doch schon kraftvoller zugegriffen. Am Abhang der Elisenhöhe nach dem Rheinufer zu befindet sich eine kahle Steinbruchstelle, die wie ein hohler Zahn wirkt. Diese hat Brantzky mit einem kühnen Schachzug beseitigt. Er verdeckt die kahle Stelle mit einer gewaltigen Futtermauer, die er als Fundament für die obere Terrasse entwickelt und hier zu einer imposanten Breite von 46 m auswachsen läßt; die vordere Terrassenmauer schmückte er mit einem wirkungsvollen Hochrelief: Bismarck als geharnischten Reiter mit dem Reichsbanner darstellend; so kennzeichnet sich die Anlage weit nach außen hin als das, was sie sein soll, als ein Denkmal für den eisernen Kanzler. Den Rundbau selbst, von sechsundzwanzig Säulen gebildet, hat Brantzky bis zur Bergspitze vorgeschoben; er wirkt malerisch nach dem Rheintal und beherrscht den von weiten Terrassen umbauten Festplatz, der für zwanzigtausend Personen Raum bietet. Alfred Fischer zeigt einen an die Antike erinnernden Bau mit vierseitigem Dach; die Anlage schmückte er mit einer zierlichen gärtnerischen Umrahmung; alles sehr hübsch und gefällig, aber ein Bismarck-Denkmal muß deutsch sein um jeden Preis, nicht nur des deutschen Helden wegen, den es ehrt, sondern auch des deutschen Bodens wegen, auf dem es errichtet wird. Bleeker und Kurz schufen einen Rundbau mit dorischen Säulen, deren Doppelstellung etwas verwirrend wirkt; inmitten des Baues sprudelt ein Wasserbecken; auch bei dieser Anlage vermissen wir den Bismarck-Gedanken. Riemerschmid endlich, der bekannte Münchner Kunstgewerbler, zeigt sich als ein moderner Architekt, aber auch als ein kühner Gartenbaukünstler. Er schafft einen hübschen, aber wohl kaum ausführbaren Zickzackweg, der uns zum Bergplateau von der Rheinseite aus führt, während die anderen Projekte den Zugang von der Rückseite des Berges bestehen lassen, der freilich wegen seiner breiten Wege und der sanften Steigung für die Bewegung großer Volksmassen vorzuziehen ist. Auch Riemerschmid bringt einen Rundbau in modernisierten Formen mit grün



Entwurf von Regierungsbaumeister Architekt Alfred Fischer und Bildhauer Wilhelm Kniebe, beide in Düsseldorf: Zweiter Preis.



Entwurf von Bildhauer Bernhard Bleeker und Architekt Otto Orlando Kurz, beide in München: Dritter Preis.

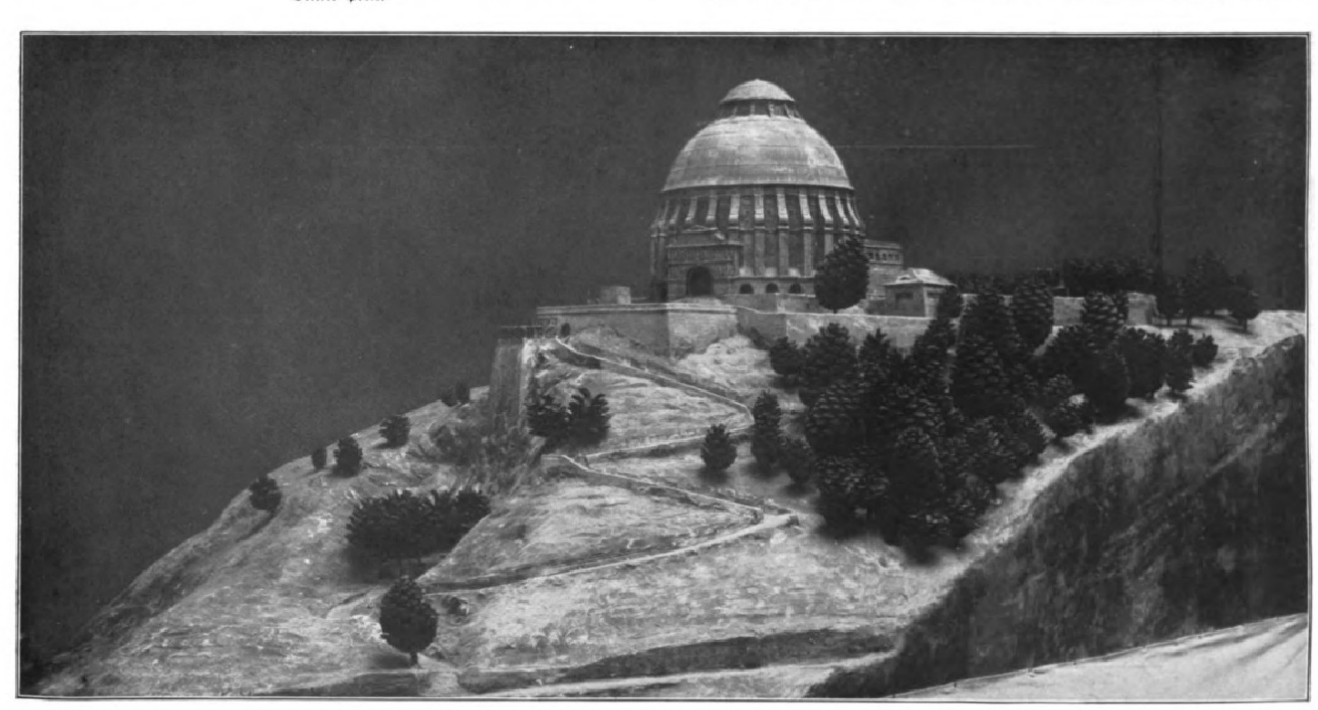
patiniertem Kuppeldach; die Anlage des Festplatzes ist wie bei dem Entwurf Brantzkys großzügig.

Von den 370 Entwürfen, deren materiellen Wert man mit einer Million wohl nicht zu hoch einschätzt, sind die fünf prämiierten leider die einzigen, die ihren Lohn finden konnten; wohl hat man noch weitere zehn Arbeiten angekauft und eine weitere kleine Zahl von Bewerbern „entschädigt", so namentlich den Düsseldorfer Professor Kreis, der sich mit mehreren wertvollen Schöpfungen am Wettbewerb beteiligte. Sind aber auch nur fünf Entwürfe mit Preisen bedacht worden, kann auch nur einer derselben zur Ausführung gelangen, so ist die Riesensumme von Fleiß und künstlerischem Schaffen doch nicht unnütz vertan. Wer da glaubt, mit Unrecht übergangen zu sein, der möge sich mit dem Bewußtsein trösten, daß er seine Mühe und sein geistiges Können einer großen nationalen Sache zum Opfer gebracht hat. Die Schöpfer des Mißlungenen aber und des freiwillig und unfreiwillig Komischen werden aus ihrer Niederlage die nutzreiche Lehre zu ziehen haben, daß jedes Possenspiel mit der ernsten Kunst, namentlich wenn es sich um eine so hehre Aufgabe handelt, ein tragisches Ende nehmen muß. **Albert Trossong.**

Die Pest in Ostasien.

Von Marinestabsarzt Dr. **Hoffmann**, Berlin.

Das plötzliche, für Fernerstehende ziemlich unerwartete Aufflackern der Pest in Ostasien hat die öffentliche Meinung bei uns auf das eingehendste beschäftigt, aus verschiedenen Gründen vielleicht mehr als das sonst im allgemeinen in diesen Fragen der Fall zu sein pflegt. Einmal dachten ängstliche Gemüter wohl schon an die Möglichkeit der Verschleppung nach Europa und gar Deutschland — der Schienenweg nach Ostasien setzt uns ja mit den befallenen Gebieten in eine unmittelbare Verbindung, die manchem bedrohlich nahe erscheinen mag. Anderseits ist die Seuche ja allem Anschein nach in unaufhaltsamem Vorrücken gegen die Provinz Schantung begriffen, in der unser bisher so stolz aufblühendes, der Marineverwaltung unterstelltes Schutzgebiet Kiautschou gelegen ist. So besteht tatsächlich gerade für Deutschland aller Grund, diesem Seuchenausbruch seine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Beunruhigung stieg noch dadurch, daß die Pest in einer dicht



Entwurf von Maler und Kunstgewerbler Prof. Richard Riemerschmid in München: Dritter Preis.

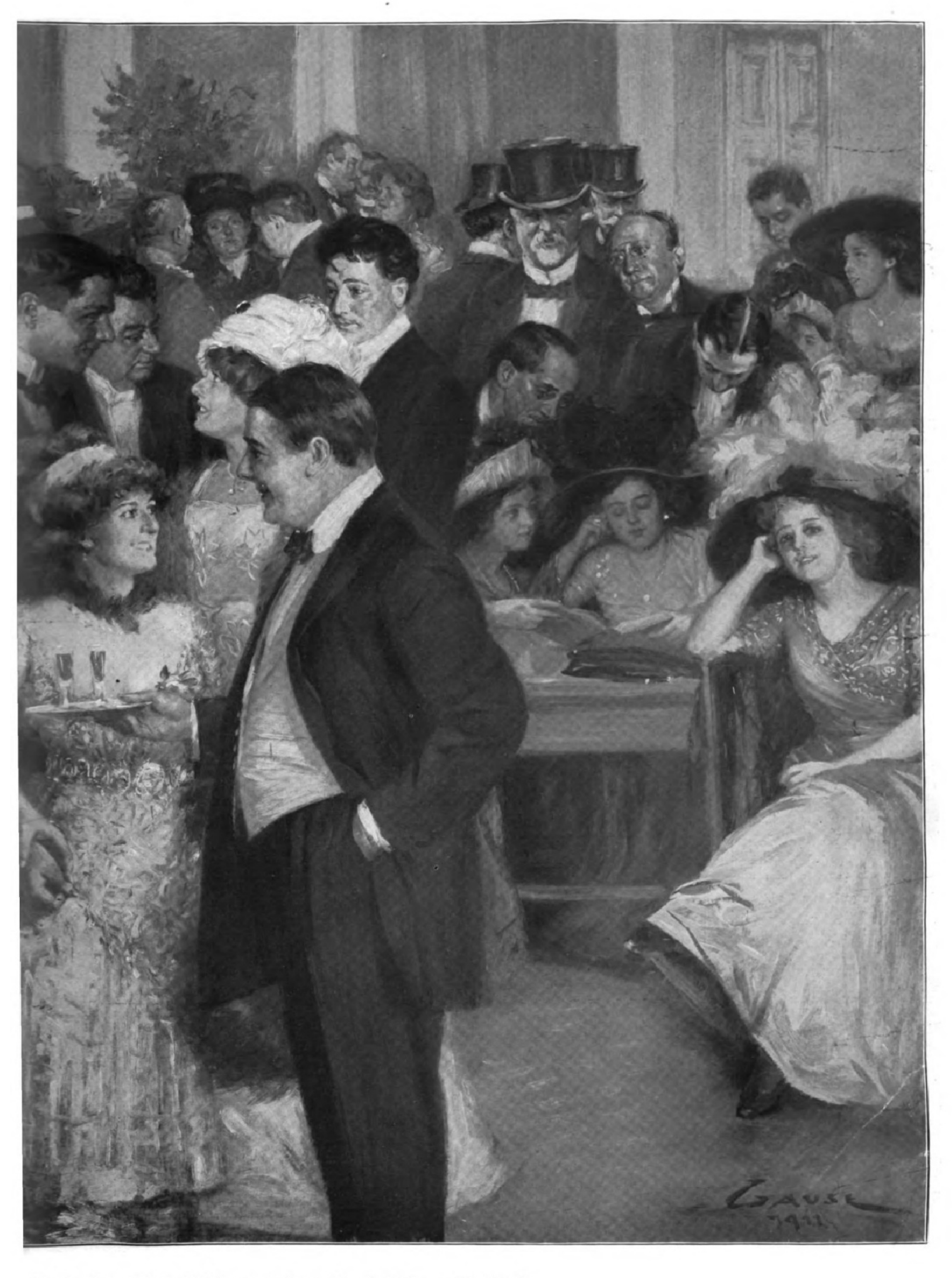
Die preisgekrönten Entwürfe des Bismarck-Nationaldenkmal-Wettbewerbs.

Nach photographischen Aufnahmen von Julius Söhn in Düsseldorf.





Breslauer Bühnengrößen im Foyer des Breslauer Stadttheaters



Nach einer Originalzeichnung unseres Spezialzeichners W. Gause.



Drüsenschwellungen bei einem Pestkranken an der rechten Hals- und Kopfseite, die bis an die Nackengegend reichten. Der Patient ging nach kurzer Krankheitsdauer an Erstickung zugrunde. (Nach einer Photographie aus dem österreichischen Pestbericht.)



Drüsenschwellung in der rechten Achselhöhle bei Pest mit Vereiterung und Durchbruch durch die Haut. (Nach einer Photographie von W. J. Simpson.)

bevölkerten Gegend offenbar in ihrer schlimmsten, fast stets tödlich verlaufenden Form auftrat, so daß die Zahl der Opfer von vornherein recht groß war, zumal auch infolge anfänglicher Verheimlichung die Zeit zu einer wirksamen Bekämpfung längst verpaßt war. Die allgemeine Aufmerksamkeit wurde noch mehr wachgerufen dadurch, daß auch die in Aussicht genommene Reise, die den Deutschen Kronprinzen in diese Länder führen sollte, mit Rücksicht auf die Pest aufgeschoben wurde.

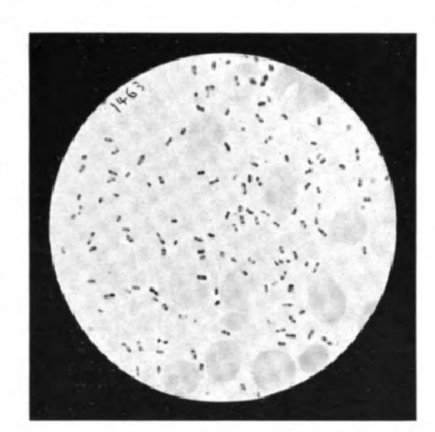
Die Pest hat von ihren verschiedenen Seuchenzügen, die sie, von dem Innern Asiens ausgehend, in geschichtlicher Zeit wiederholt über die bekannte Welt unternommen hat, auch bei uns eine schreckliche Erinnerung im Volksbewußtsein hinterlassen. In Europa sind im Mittelalter — die Zeit liegt auch für Deutschland noch gar nicht allzuweit zurück — ganze Länder durch diese Todeszüge entvölkert worden. Selbst heutigestags hat die Krankheit, wenn sie für uns auch, wie alle ansteckenden Krankheiten, mit unserer zunehmenden Erkenntnis manches von ihrem Schrecken verloren hat, doch immer noch verhängnisvolle Kraft genug, um der Menschheit schwere Wunden zu schlagen. In Indien allein hat sie in den letzten fünfzehn Jahren viele Millionen von Menschenleben vernichtet, obgleich vieles geschehen ist, ihr entgegenzutreten. So ist es vielleicht gerechtfertigt, in diesem Augenblick in kurzen Umrissen ein Bild von unseren Kenntnissen über das Wesen der Pest und über unsere Hilfsmittel im Kampfe gegen die Seuche zu entwerfen.

Der Erreger der Pest, der Pestbazillus, ist ein kurzes, dickes, keine Bewegung zeigendes Stäbchen mit abgerundeten Ecken, das bei geeigneter Behandlung eine ganz eigentümliche Färbung an den beiden Enden, die sogenannte Polfärbung, annimmt, wie das aus den beigefügten Abbildungen deutlich ersichtlich ist, die uns die Pesterreger aus dem Drüsensaft von einem Fall von menschlicher Beulenpest zeigen. Die Form der Pestbazillen weist im einzelnen oft große Schwankungen auf. Außerhalb des Tierkörpers besitzt der Pestbazillus eine verhältnismäßig geringe Widerstandsfähigkeit. Durch Wasser, Licht, Hitze, Austrocknung, Gegenwart von Fäulniskeimen wird er rasch zerstört. An dunklen und feuchten Orten aber können die Pestkeime ziemlich lange entwicklungs- und ansteckungsfähig bleiben. Besonders von der Kälte werden sie außerordentlich wenig beeinträchtigt. Im allgemeinen halten sich die Pesterreger in der Außenwelt wohl nicht allzulange und sind jedenfalls nur sehr selten nachzuweisen.

Durch Verimpfung der rein gezüchteten Bazillen gelingt es, bei empfänglichen Tieren pestartige Erkrankungen zu erzeugen. Auch der Beweis für die Möglichkeit der Erzeugung der Krankheit durch rein gezüchtete Bazillen beim Menschen ist unbeabsichtigterweise bei wissenschaftlichem Arbeiten mehrmals erbracht und von den erkrankten Forschern meist mit dem Leben bezahlt worden. Ganz besonders empfänglich für die Impfung sind Nagetiere, vor allem die Ratten, bei denen die Krankheit auch unter natürlichen Verhältnissen seuchenhaft auftritt; ja, es ist vielleicht die Annahme nicht unberechtigt, daß die Pest ursprünglich überhaupt eine Rattenkrankheit ist. Lange, ehe diese Ansicht wissenschaftlich begründet wurde, schon im Mittelalter, haben gute Beobachter den Zusammenhang mit dem Rattensterben wohl gekannt, und in vielen Teilen Chinas bezeichnet das Volk die Pest als „Rattenkrankheit“. Heute wissen wir nach den Erfahrungen in Indien und Japan, daß dort fast regelmäßig dem Ausbruch einer Menschenpest einige Wochen vorher ein Ausbruch der Pest unter den Ratten vorausgeht, der durch das Auffinden zahlreicher kranker und verendeter Ratten in bewohnten Gegenden und Räumen der Aufmerksamkeit kaum entgehen kann. Namentlich durch Untersuchungen in Indien ist gezeigt worden, daß die Übertragung der Pest von Ratte zu Ratte gewöhnlich nur durch Vermittlung eines in warmen Ländern weit verbreiteten Rattenflohes stattfindet, und daß aller Wahrscheinlichkeit nach diesen Flöhen auch der Hauptanteil bei der Übertragung der Seuche von den Ratten auf den Menschen und von Mensch zu Mensch zukommt. In den Rattenflöhen können sich die Pestkeime mehrere Wochen lang ansteckungsfähig erhalten und sogar vermehren. Wenn man früher angenommen hat, daß die Ansteckung meist durch kleine Wunden an den Füßen der Eingeborenen erfolgte, so wird das schon allein durch die Beobachtungen in China widerlegt, wo die Frauen, die dauernd, selbst bei Nacht, ihre Füße umwickelt halten, nicht weniger häufig an Pest erkranken als die barfuß gehenden Männer, wie auch bei den ständig Schuhwerk tragenden Europäern die Leistendrüsen ebenso häufig erkranken wie bei Eingeborenen.

Bei dem Krankheitsbild der Pest sind drei verschiedene Formen bekannt, die den einzelnen Seuchenausbrüchen oft eigentümlich sind, ohne daß man recht sagen könnte, welche Umstände für das zeitweilige Vorwiegen der einen oder der anderen Form ausschlaggebend sind. In ihrer Gefährlichkeit zeigen alle drei Formen beachtenswerte Unterschiede.

Die mildeste Form der Pest ist die Beulenpest, Drüsenpest oder Bubonenpest. Bei dieser Form kommt es, wie der Name sagt, einige Tage, nachdem der Pestkeim durch den Flohstich oder kleine Verletzungen durch die Haut eingedrungen ist, oft ohne vorausgegangene Erscheinungen plötzlich unter hohem Fieber und schwerer Allgemeinerkrankung zu einer schmerzhaften Entzündung und Schwellung einer oder mehrerer Lymphdrüsen oder Drüsengruppen des Körpers, der Leistendrüsen, der Achsel-, Hals- oder Nackendrüsen, seltener auch anderer Drüsen. Das Fieber bleibt einige Tage lang hoch und sinkt dann bei günstigen Fällen, um am siebenten oder achten Tag noch einmal anzusteigen, wenn nämlich die eitrige Einschmelzung der Drüsen beginnt. Der Tod tritt in der Regel am dritten bis fünften Tage ein, meist als Wirkung der von den Pestbazillen ausgeschiedenen Giftstoffe. An der Eintrittsstelle der Pestkeime in den Körper kann es oft zur Ausbildung eines großen Geschwürs in der Haut, des sogenannten Pestkarbunkels, kommen, das die Grundlage für die Bezeichnung als Beulenpest gegeben hat. Die



Pestbazillen im Ausstrich aus dem Drüsensaft des pestkranken Menschen, dazwischen einzelne Blutkörperchen in 1000facher Vergrößerung. (Nach einem Präparat des Königl. Instituts für Infektionskrankheiten zu Berlin.)

völlige Heilung kann sich auch in günstig verlaufenden Fällen oft lange hinziehen; Nachkrankheiten und Hinzutreten von anderen Krankheiten kommen häufig vor.

Dieser Form zunächst an Häufigkeit steht die septikaemische Form der Pest, die Blutpest, das heißt eine Pesterkrankung, bei der die Erreger, ohne daß es zu erheblichen Drüsenschwellungen kommt, sofort ins Blut übergehen, sich hier vermehren und eine allgemeine Vergiftung des Blutes herbeiführen. Die Abgrenzung gegen die Beulenpest ist vielleicht nicht mit aller Schärfe durchzuführen. Es gibt Übergänge, denn auch bei der Beulenpest treten wohl bei den meisten tödlich verlaufenden Fällen Bazillen ins Blut über. Jedenfalls verläuft die Blutpest im allgemeinen noch stürmischer und unter noch schwereren Erscheinungen als die Beulenpest und kann oft sehr plötzlich, meist schon nach ein bis drei Tagen, zum Tode führen. Wenn die Pestkeime einmal im Blute nachgewiesen sind, kann man den baldigen tödlichen Ausgang fast mit Sicherheit voraussagen.

Wesentlich verschieden von diesen beiden Formen der Pest ist die dritte, die Lungenpest. Sie ist diejenige Form, die beim Menschen ganz besonders unmittelbar ansteckend ist und verhältnismäßig die größte Zahl der Opfer fordert. Bei dieser Form ist, wie der Name sagt, die Lunge befallen, und zwar kommt es häufig, wenn auch nicht immer, zu einer echten, durch den Pesterreger hervorgerufenen Lungenentzündung, wobei schwere Allgemeinerscheinungen nicht ausbleiben. Oft aber sind die Lungenerscheinungen leichterer Art, der tödliche Verlauf aber trotzdem ebenso sicher und im Einzelfall oft nur um so überraschender. Die Ansteckung erfolgt bei dieser Form nicht durch die Haut hindurch, sondern hauptsächlich durch Einatmung der von den Kranken in ungeheuren Mengen ausgehusteten Pestkeime. Vereinzelt auftretende Fälle dieser Krankheit sind oft schwer zu erkennen, und gerade sie bieten bei den massenhaft mit dem Auswurf entleerten Krankheitskeimen die größte Gefahr der Übertragung.

Nach einer Zusammenstellung aus Bombay fanden sich unter 11600 Pestfällen 78 Prozent Beulenpest, 14 Prozent Blutpest und 4 Prozent Lungenpest. Die Sterblichkeit an Pest zeigt große Schwankungen. Sie ist am höchsten bei der Lungenpest. Im Durchschnitt beträgt sie bei Europäern 10 bis 50 Prozent, bei Farbigen 60 bis 95 Prozent. Jedenfalls sind die Aussichten in jedem Erkrankungsfall als außerordentlich ungünstig zu betrachten.

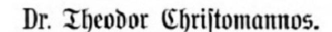
Die Erfolge der Behandlung der Pest sind ja noch nicht allzu glänzend, aber sie sind doch mit unseren zunehmenden Erfahrungen immer besser geworden. Die Ergebnisse der Serumbehandlung lassen die Hoffnung auf weitere Fortschritte nicht aussichtslos erscheinen. Die Behandlung der Drüsenpest mit dem Messer wurde bisher ziemlich vernachlässigt, hat aber jetzt mehr Beachtung gefunden und scheint durchaus wissenschaftlich begründet und aussichtsreich. Die Schutzimpfung ist imstande, die Zahl der Erkrankungen und Todesfälle bei den Behandelten gegenüber den Nichtbehandelten erheblich herabzusetzen, so daß sie jedenfalls zum mindesten für alle, die mit Pestkranken in Berührung kommen können, empfohlen werden kann.

Die Erkennung der Krankheit ist leicht möglich, wenn einmal der Ausbruch der Seuche in einer Gegend bekannt ist, und namentlich wenn der Nachweis der Bazillen im Drüsensaft, Blut oder Auswurf gelingt. Oft aber ist bei ersten Fällen der sichere Nachweis der Krankheit schwierig. Außer dem Nachweis der Bazillen durch Färbung sind in solchen Fällen der Tierversuch und die künstliche Züchtung der Keime ein unentbehrliches, aber auch unbedingt zuverlässiges Hilfsmittel, um den verantwortlichen ärztlichen Dienststellen die sichere und schnelle Feststellung der Krankheit zu ermöglichen, die die Grundlage der Bekämpfung bildet.

Von wo die jetzt in der Mandschurei und Nordchina ausgebrochene Seuche ihren Ausgang genommen hat, können wir vorläufig nur vermuten, zumal da amtliche Meldungen kaum vorliegen und wir größtenteils auf Zeitungsnachrichten angewiesen sind. Es sind mehrere Herde bekannt, an denen die Pest niemals recht ausgestorben ist. Das ist einmal der Herd in Zentralasien in der chinesischen Provinz Yünnan. Einige andere Herde finden sich in Zentralafrika, in Mesopotamien, einer schließlich in Ostsibirien. Auf den letztgenannten ist aller Wahrscheinlichkeit nach der jetzige Ausbruch der Seuche in der Mandschurei zurückzuführen. Ob auch dort die Ratten befallen sind, wissen wir noch nicht. Dagegen ist seit längerer Zeit bekannt, daß sibirische Murmeltiere häufig der Krankheit erliegen, und vielleicht hat die Seuche bei diesen Tieren, die ihres kostbaren Pelzes wegen gejagt werden, ihren Ausgang genommen. Auch an anderen Stellen der Welt sind unter Nagetieren solche Pestseuchen wohlbekannt. So ist die Krankheit in Kalifornien unter den Erdhörnchen seuchenhaft verbreitet, auf deren Ausrottung man deshalb dort neuerdings mit allen Mitteln bedacht ist.

Bei dem jetzigen Pestausbruch in der Mandschurei handelt es sich hauptsächlich um die so schwer verlaufende Lungenpest.





Die Lungenpest ist wahrscheinlich auch diejenige Form, in der die Seuche bei uns im Mittelalter auftrat, denn Flöhe, die die Pest übertragen konnten, gab es bei uns damals so wenig wie heute. Der Rattenfloh, der in Indien die Beulenpest überträgt, ist ein Tier der wärmeren Länder. Die bei uns vorkommenden Rattenflöhe beißen den Menschen nicht. Damit ist ohne weiteres die Gefahr der Pestverseuchung bei uns wesentlich verringert, selbst wenn einmal ein Fall eingeschleppt wird. Auch in England, wo gerade jetzt unter den Ratten in den Grafschaften nördlich von London seit einigen Monaten, wahrscheinlich durch Einschleppung mit dem Seeverkehr entstanden, eine schwere Pestseuche nachgewiesen ist, sind Übertragungen auf den Menschen kaum bekannt geworden. Ebenso ist es im Jahre 1900, als die Pest in Glasgow eingeschleppt war, nicht zu einer weiteren Ausbreitung gekommen, obgleich kaum irgendwelche sehr umfassenden Maßregeln getroffen wurden.

Bei der Pest kennen wir also drei verschiedene Ansteckungsquellen, die Ratten, die Flöhe, die lungenpestkranken Menschen. Gegen alle drei ergeben sich der einfachen Überlegung von selber die Abwehrmaßregeln, die uns sicheren Schutz gegen die Pest zu gewähren vermögen, sofern es nur möglich ist, sie durchzuführen, was nicht immer ganz leicht ist.



Der Pestwagen, fertig zur Abfahrt nach dem Seuchenherd.

Die Vernichtung der Ratten und Rattenflöhe oder ihre möglichste Fernhaltung von menschlichen Wohnungen, die strengste Absonderung der Lungenpestkranken sind für verseuchte Länder und Gegenden die gegebenen und zuverlässigen Schutzmaßregeln gegen die Ausbreitung der Pest. Die Durchführung stößt ja oft auf unüberwindliche Schwierigkeiten, und darum hat tatsächlich die Seuche immer noch eine Ausbreitung über weite Länder und kann auch immer noch an Boden gewinnen, besonders da der große Weltverkehr unserer Zeit ihr die Ausbreitung in mancher Beziehung sehr erleichtert. Die Pest ist in der Tat eine Krankheit, die ganz vorwiegend mit dem Verkehr verschleppt wird. Auf der Weltkarte, die die Verbreitung der Pest auf der Erde anzeigt, sieht man daher, außer den bekannten großen Pestherden, fast ausschließlich die großen Hafen- und Handelsplätze der alten und der neuen Welt als zeitweilig mit Pest verseucht bezeichnet.

Es sind deshalb schon seit Jahren Vereinbarungen zwischen den einzelnen Staaten getroffen, um die Verbreitung der Pest auf dem Seewege möglichst zu verhüten und einzuschränken. Die pestverseuchten Plätze sind durch amtliche Mitteilungen zwischen den einzelnen Regierungen genau bekannt. Schiffe, die aus solchen Plätzen kommen, werden daher ganz besonders der gesundheitlichen Überwachung unterworfen, Kranke und Verdächtige abgesondert und beobachtet, und namentlich wird sorgfältigst nach kranken oder toten Ratten geforscht. Werden solche gefunden, so stehen besondere Rattenvertilgungsapparate bei allen größeren Hafenbehörden zur Verfügung, mit denen es möglich ist, die sämtlichen Ratten des Schiffs und ihre Flöhe abzutöten, so daß die Verschleppung der Seuche an Land ausgeschlossen ist.

Diese Maßregeln, die auf den Grenz- und Eisenbahnverkehr ohne weiteres zu übertragen sind, reichen fast allein aus, ein Land wie Deutschland gegen die Einschleppung der Krankheit als Seuche völlig sicherzustellen. Deutschland ist ja insofern besonders günstig gelegen, als hier eben der Rattenfloh, der für die Übertragung der Pest allein in Frage kommt, nicht heimisch ist. Bei uns ist deshalb die Gefahr der Ausbreitung der Pest, selbst wenn einmal ein Fall von auswärts eingeschleppt wird, sehr gering, beispielsweise verglichen mit der Cholera, bei der die Ausbreitungsmöglichkeit ungleich größer ist, wenn auch ihre Bekämpfung uns immer leichter und sicherer gelingt.

Etwas anders als in der Heimat liegen freilich die Verhältnisse augenblicklich für unser Schutzgebiet Kiautschau, das mitten im verseuchten oder doch stark bedrohten Lande liegt. Dort wird man mit allen Mitteln versuchen müssen, sich namentlich durch strenge Abschließung nach außen hin vor dem Eindringen der Seuche zu schützen und die Kranken von den Grenzen fernzuhalten. Ob das immer ganz möglich sein wird, kann ja bezweifelt werden, aber niemals ist auch dort zu befürchten, daß es durch einzelne eingeschleppte Fälle zum Ausbruch einer Seuche innerhalb unseres Schutzgebietes kommen könnte. Dem Gouvernement stehen für die Pestbekämpfung eine Reihe besonders erfahrener Sanitätsoffiziere zur Verfügung, die zum Teil für diesen Zweck besonders beauftragt sind. Schon jetzt hat man umfassende und weitschauende Maßregeln ergriffen, um die Beziehungen zu den verseuchten russischen und chinesischen Gebieten einzuschränken. Das Schutzgebiet ist gegen die Landseite durch eine Postenkette und gegen die See durch besondere Wachfahrzeuge nach außen völlig abgeschlossen. Die Post, die sonst über Sibirien ging, wird auf die Dampferverbindungen übergeleitet, eine für Deutschland selbst wesentlich beruhigende Maßnahme. Die Shantungbahn, die Tsingtau mit Tsinanfu und dem Hinterland verbindet, befördert nur noch Reisende erster Klasse, das heißt solche, bei denen Verständnis für das Wesen der Pest und der notwendigen Maßregeln zu ihrer Abwehr vorausgesetzt werden kann. Ein besonderes Krankenhaus ist fern von den Wohnstätten der weißen Bevölkerung eingerichtet, um etwa eingeschleppte Fälle sofort absondern zu können. Ganz gewiß wird es, wenn sich wirklich einmal ein Fall ins Kiautschaugebiet verirren sollte, leicht und sicher gelingen, ihn schnell zu erkennen, abzusondern und unschädlich zu machen. Mit einer Rattengefahr braucht man in Tsingtau wohl kaum ernstlich zu rechnen. Auch in Deutsch-Ostafrika ist man übrigens im vorigen Jahr, als einmal einige wahrscheinlich aus Indien oder Sansibar eingeschleppte Fälle von Pest in Daressalam festgestellt wurden, schnell der Seuche Herr geworden.



Ein pestkranker Chinese in der Mongolinkenstraße in Charbin.

Es ergibt sich aus allem — ich glaube, auch für den Laien überzeugend — die Gewißheit, daß auch bei dem plötzlichen schweren Auftreten der Lungenpest in Ostasien, für Deutschland und deutsches Schutzgebiet, die Gefahr eines Seuchenausbruches nicht zu befürchten ist, ja, wohl geradezu als ausgeschlossen angesehen werden darf. Die Zeiten sind dahin, glücklicherweise für immer dahin, wo die Seuche bei uns jene schreckliche Gestalt annehmen konnte, die ihr den Namen des schwarzen Todes eingebracht hat.



Verlassene chinesische Wohnungen in der Koreastraße in Charbin.



Die Pest in Ostasien.

Dr. Theodor Christomannos.

Ein Pionier des Alpinismus hat in der Vollkraft seiner Jahre die hellen Augen für immer geschlossen. Dr. Theodor Christomannos, der unermüdliche Vorkämpfer der Hochtouristik in Tirol, ist in seiner Villa „Verdorfer“ in Obermais bei Meran am 30. Januar vom unerbittlichen Tode dahingerafft worden. In ihm verliert Tirol einen Mann, der sich um die Hebung des Fremdenverkehrs durch sein erfolgreiches Eintreten für Verbesserung der Bahnverbindungen, durch die Gründung von Alpenhotels und den Bau von Schutzhütten sowie durch seine glänzend geschriebenen Werbeartikel in der Presse unvergängliche Verdienste erworben hat. Auch die „Illustrirte Zeitung“ beklagt das Hinscheiden dieses Mannes, dessen fesselnde alpinistischen Beiträge stets des weitestgehenden Interesses unserer Abonnenten sicher waren. Dr. Theodor Christomannos war in Wien am 31. Juli 1854 geboren, hatte Jurisprudenz studiert und war im Jahre 1883 nach Meran gekommen, wo er zunächst einen Teil seiner Gerichtspraxis erledigte und dann als Konzipient in eine Advokaturkanzlei eintrat. Seit den neunziger Jahren widmete er sich ganz der Hochtouristik, dem Fremdenverkehr, der Politik und der Schriftstellerei. Seit Oktober 1904 gehörte er als Vertreter der Bozener Handels- und Gewerbekammer dem Tiroler Landtage an, in dem er sich der deutsch-freiheitlichen Partei anschloß und rednerisch oft hervortrat. Als Mitglied des Eisenbahnrats hatte er häufig in Wien diplomatische Verhandlungen zu führen, und er wußte dabei mit großem Geschick die Tiroler Eisenbahninteressen wahrzunehmen. Als seine eigentliche Lebensaufgabe betrachtete er die Erschließung der Tiroler Alpenwelt. Er wurde nicht müde, die Herrlichkeiten der Südtiroler Berge, der Dolomiten, des Ortler mit begeisterter Feder zu preisen; aber er vergaß dabei auch nicht, auf die praktische Seite der Touristik bedacht zu sein und die Schönheiten des Hochgebirges durch Schaffung von Wegen und Straßen, Anlage von Brücken, Regulierung von Wildbächen, Organisation des Bergführerwesens, Errichtung von Unterkunftsstätten und Berghotels dem großen Fremdenstrome zugänglich zu machen. Als Mensch genoß Dr. Christomannos wegen seiner edlen Charaktereigenschaften allgemeine Beliebtheit und Wertschätzung. Im ganzen Land Tirol wird darum der Tod dieses seltenen Mannes betrauert.

Arthur Graf v. Rex,

der neue deutsche Botschafter in Tokio.

Als Nachfolger des Freiherrn Mumm v. Schwarzenstein ist der bisherige Gesandte in Peking, Arthur Graf v. Rex, zum deutschen Botschafter in Tokio ernannt worden. Der neue Botschafter am Hofe des Mikado gehört dem obersächsischen Uradel an. Am 2. Februar 1856 als Sohn des Königlich Sächsischen Kammerherrn Alexander Grafen v. Rex, Herrn auf Zehista, in Dresden geboren, besuchte er das Vitzthum-Gymnasium in seiner Vaterstadt und studierte danach an den Universitäten Leipzig, Straßburg und Berlin Jurisprudenz. Nach längerer Tätigkeit bei den Amtsgerichten Hannover und Pyrmont trat er 1883 in den diplomatischen Dienst, dem er sich bis heute ohne Unterbrechung gewidmet hat. Er war zuerst Attaché und Sekretär in Lissabon, Athen, Rio de Janeiro, Paris und Belgrad, wurde 1889 Botschaftssekretär in St. Petersburg und 1893 zum Botschaftsrat befördert. Von St. Petersburg kam er 1895 als Gesandter nach Venezuela, wo er die deutschen Interessen mit großer diplomatischer Gewandtheit und energischer Festigkeit vertrat. Es gelang ihm, bei der venezolanischen Regierung die Bezahlung der Schulden, die Venezuela in Deutschland gemacht hatte, durchzusetzen. Im Jahre 1898 ging Graf v. Rex von Caracas als Gesandter nach Teheran, 1906 wurde er von dort als Nachfolger des Freiherrn Mumm v. Schwarzenstein nach Peking versetzt. Um das Deutschtum im Auslande hat sich Graf v. Rex dauernde Verdienste erworben. In Caracas (Venezuela) gründete er einen Deutschen Schulverein, den Schah von Persien wußte er für eine viele Jahre laufende namhafte Unterstützung für eine deutsche



Arthur Graf v. Rex, der neue deutsche Botschafter in Tokio.

Schule in Teheran zu interessieren, in Peking gab er die Anregung zur Gründung deutsch-chinesischer Schulen in Hankau, Tientsin, Kanton und anderen Städten des Chinesischen Reiches. Auch die Errichtung einer Hochschule in Tsingtau ist von ihm zuerst beim Reichskanzler beantragt worden. Ferner ist ihm der Abschluß des Vertrags über die Tientsin-Pukau-Bahn zu verdanken, die den Absatz deutscher Waren in China wesentlich gefördert hat. Bei seiner reichen, in siebenundzwanzigjährigem Auslandsdienst gesammelten Erfahrung kann Graf v. Rex als würdiger Nachfolger des Freiherrn Mumm v. Schwarzenstein auf dem Posten des deutschen Botschafters in Tokio gelten.

General v. Montbé.

Nach nur kurzer Krankheit ist am 28. Januar im beinahe vollendeten neunzigsten Lebensjahre der General der Infanterie z. D. v. Montbé in Dresden gestorben. Mit ihm ist wohl der letzte der sächsischen Offiziere dahingeschieden, die im Kriege 1870/71 als Heerführer auf französischem Boden mit ihren tapferen Truppen die deutsche Einheit erkämpften. Seine militärische Laufbahn war von Anfang an von Erfolg begleitet, denn, einer Offiziersfamilie entsprossen, zeigte er früh seine ausgezeichnete Tüchtigkeit und Fähigkeit als Soldat, nicht nur vor der Front, sondern auch als Schriftsteller auf militärisch-wissenschaftlichem Gebiete. Für seine Tapferkeit und die hervorragende Führung der 1. Infanteriedivision Nr. 23 in den Schlachten und Gefechten bei Saint-Privat, Mézières, Verdun, Nouart, Beaumont, Sedan und vor Paris wurde er mit dem Ritterkreuz des Militär-St.-Heinrichs-Ordens, dem Großkreuz des Albrechtsordens mit Schwertern und dem Eisernen Kreuz 1. Klasse ausgezeichnet. Alban v. Montbé, geboren am 6. März 1821 zu Dresden, trat am 1. Januar 1839 als Portepeejunker beim vormaligen Leib-Infanterieregiment in die sächsische Armee ein, wurde am 1. Oktober desselben Jahres zum Leutnant befördert, als Oberleutnant 1849 zum Adjutanten im Generalkommando ernannt und 1850 in den Generalstab versetzt. Im Jahre 1853 wurde er zum Hauptmann, 1863 zum Major befördert unter gleichzeitiger Ernennung zum Kommandanten des Kadettenkorps. Am Feldzuge 1866 nahm v. Montbé als Oberstleutnant und Stabschef der 2. Armeedivision teil und kämpfte in dem Gefechte bei Gitschin und der Schlacht bei Königsgrätz. Nach dem Feldzuge kurze Zeit in das Kriegsministerium befehligt, wurde er, nachdem er das Kommando des Lehrbataillons innegehabt hatte, 1867 zum Obersten und Kommandeur des 2. Grenadierregiments Nr. 101, zwei Jahre später zum Kommandeur der 2. Infanteriebrigade Nr. 46 ernannt. Als solcher rückte er 1870 ins Feld, wurde im August desselben Jahres mit der Führung der 1. Infanteriedivision Nr. 23 beauftragt und zum Generalmajor befördert. Im Juli 1871 wurde ihm wieder das Kommando über die 2. Infanteriebrigade Nr. 46 übertragen. Im Jahre 1873 wurde er zum Kommandeur der 2. Infanteriedivision Nr. 24 ernannt und 1875 zum Generalleutnant befördert. Nachdem er über elf Jahre an der Spitze der 2. Infanteriedivision gestanden hatte,



General v. Montbé, † am 28. Januar.

wurde Generalleutnant v. Montbé in Genehmigung seines Abschiedsgesuchs unter Stellung à la suite des 2. Grenadierregiments Nr. 101 und Verleihung des Großkreuzes des Verdienstordens zur Disposition gestellt. In Würdigung seiner Verdienste in Krieg und Frieden wurde ihm nach seinem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst im November 1901 der Charakter als General der Infanterie verliehen.

Paul Singer.

Seit dem Tode Wilhelm Liebknechts ist die deutsche Sozialdemokratie von keinem so schweren Verlust betroffen worden wie durch das Hinscheiden des Reichstagsabgeordneten Paul Singer, der am 31. Januar im Alter von siebenundsechzig Jahren in seiner Berliner Wohnung einem langwierigen Leiden erlegen ist. Neben August Bebel war Paul Singer die angesehenste und einflußreichste Persönlichkeit innerhalb der sozialdemokratischen Partei, eine Tatsache, die schon in der Übertragung der höchsten Ehrenstellen, des Vorsitzes der Parteileitung und der Reichstagsfraktion, zum Ausdruck kam. Paul Singer war am 16. Januar 1844 als Sohn israelitischer Eltern in Berlin geboren. Er besuchte die Realschule von 1851 bis 1858 und widmete sich dann dem kaufmännischen Beruf. Im Jahre 1869 gründete er mit seinem Bruder in Berlin die Damenmäntelfabrik Gebr. Singer, an deren Spitze er bis Ende des Jahres 1887 stand. Im Interesse seines Geschäftes unternahm er größere Reisen



Phot. Becker & Maaß, Charlottenburg.

Paul Singer, † am 31. Januar.

ins Ausland, die ihn namentlich nach England und Frankreich führten. Seine politische Tätigkeit begann in den achtziger Jahren. Ursprünglich Mitglied der Deutschen Fortschrittspartei, trat er später in die Reihen der Sozialdemokratie ein und wurde als deren Vertreter 1884 sowohl in die Berliner Stadtverordneten-Versammlung als auch in den Reichstag gewählt. Bereits 1885 avancierte er zum Mitglied der sozialdemokratischen Parteileitung und zum Vorsitzenden der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion. Im Jahre 1886 wurde er auf Grund des Sozialistengesetzes aus Berlin und später auch aus Offenbach a. M. ausgewiesen und sah sich dadurch genötigt, aus seinem Geschäft auszutreten (am 1. Januar 1888). Die im Oktober 1890 erfolgte Aufhebung des Sozialistengesetzes ermöglichte Singer die Rückkehr nach Berlin, wo er von da ab als Privatier lebte und sich, als einer der Märtyrer der Partei gefeiert, mit Eifer der Agitation für die Sozialdemokratie widmete. Er wurde 1890 Mitvorsitzender des Parteivorstandes der sozialdemokratischen Partei Deutschlands, 1900 Mitglied des internationalen sozialistischen Bureaus in Brüssel. Ferner war er Mitglied der interparlamentarischen Kommission. Im Reichstag vertrat Singer seit 1884 ununterbrochen den vierten Berliner Wahlkreis (Ost und Südost), der als eine der sichersten Hochburgen der Sozialdemokratie gilt. Die Leitung der sozialdemokratischen Parteitage wurde ihm 1890 zum ersten Male übertragen, und er führte dieses Amt mit solcher Geschicklichkeit, daß er fortan allen Tagungen der deutschen Sozialdemokratie präsidierte. Bei dem vorjährigen Parteitag in Magdeburg, an dem teilzunehmen er durch Krankheit verhindert war, trat das Fehlen seiner überlegenen Geschäftsführung stark fühlbar in Erscheinung. Auch im Reichstag war Singer anerkanntermaßen einer der genauesten Kenner der Geschäftsordnung und wußte seine Beschlagenheit auf diesem Gebiete wiederholt zum Vorteil seiner Partei auszunutzen. Als Redner bildete er mit seiner kühlen Sachlichkeit und nüchternen Verständigkeit den diametralen Gegensatz zu dem draufgängerischen, temperamentvollen Bebel. In der parlamentarischen Debatte zeigte er sich schlagfertig und mitunter von trockenem Humor. Seiner politischen Richtung nach gehörte Singer, der in seiner äußeren Erscheinung durchaus den Eindruck eines wohlsituierten Bourgeois machte, dem radikalen Flügel seiner Partei an. In allen Fragen der Taktik und Organisation wurde er von seinen Parteigenossen als Autorität betrachtet. Singer ist als Junggeselle gestorben. Sein beträchtliches Vermögen hat er der Partei geopfert, er gab seinerzeit auch die Geldmittel her zur Gründung des „Berliner Volksblatts“, aus dem dann der „Vorwärts“ hervorging. Um seiner persönlichen Eigenschaften willen genoß Singer auch die Achtung seiner politischen Gegner.



August Aschinger, der Mitbegründer der Aschinger-Restaurants in Berlin, † am 28. Januar.



Dr. Theodor Christomannos, hervorragender Alpinist, † am 30. Januar. (Artikel s. S. 237.)



Christian Lundeberg, Präsident der Ersten Kammer in Schweden. (Artikel s. S. 231.)



Axel Swartling, Präsident der Zweiten Kammer in Schweden. (Artikel s. S. 231.)

Christus und die Sünderin. Nach einem Gemälde von Axel Helsted.

Mit Genehmigung von Carl Stenders' Kunstverlag in Kopenhagen.





LUDWIG BARTNING.



Bartning gehört zu der Gruppe von Künstlern, die in dürerisch heißem Bemühen und im Gegensatz zu der bloß andeutenden skizzenhaften Darstellung in Malerei und Griffelkunst der Natur das Letzte abzuringen suchen und mit der feinsten Belebung der Einzelheiten zarte atmosphärische Erscheinungen und Tonwerte zu verbinden streben. Fast alle diese Künstler sind innerliche Menschen, die still ihren Weg gehen, nur dem Zwange ihrer Natur folgend. So auch Bartning. Seine Bilder, seine gemalten, gezeichneten und radierten Landschaften, Porträte, figürlichen Kompositionen aus biblischem und antikem Kreise und aus eigener Phantasie, seine Pflanzenleben und Exlibris sind Erlebnisse verschwiegener, einsamer Stunden der Hingabe an Natur und Menschenseele. Ludwig Bartning wurde 1876 in Hamburg geboren, aber schon 1882 siedelten seine Eltern nach Karlsruhe über. Herber, norddeutscher Geist mischt sich in seiner Kunst mit südlicher Anmut und Traumfülle. Schultze-Naumburg, mit dem er nach seinen Akademiejahren gemeinsam in Dornburg,



Ludwig Bartning.

Freyburg a. d. Unstrut und Kösen fleißig landschafterte, war sein erster Lehrer. Von dessen tiefgestimmter Palette und feierlichem, heimatlich-romantischem Naturgefühl ist manches in Bartnings Kunst übergegangen. Seine erste Saalelandschaft vom Jahre 1898 zeigt bereits seine bestimmte Physiognomie, die Sorgfalt der Ausführung, die ruhige, fast feierliche Stimmung, die tiefen, reinen, wie von innen leuchtenden Farben. Vom Frühjahr 1899 bis Ende 1902 war Bartning in Rom, wo in ernster, unermüdlicher Arbeit einige seiner Hauptbilder entstanden, Campagnalandschaften mit Figuren, der „Knabe auf der Mauer" (1900), der „Stehende Knabe", die „Campagnalandschaft" mit kleinen Figuren (1901, Abbild. 6), eine weitere „Campagnalandschaft" (Abbild. 3), „Hermes Totenführer" (1901), Karton und Untermalung zum „Abendspaziergang" (1901). Hier entwickelte sich seine penible Kunst der Detailzeichnung, in der sich eine Eigentümlichkeit seiner Naturauffassung und seines künstlerischen Wesens ausspricht, die deutsche Liebe zum Kleinleben der Natur, zu Blatt und Blüte und Wurzelfäserchen. Wir bewundern

1. Abend.

und lieben sie in seinen Bleistift- und Federzeichnungen von Disteln, Olivenbäumen, Gräsern, hängenden Büscheln von Fichtennadeln, von reichem Blätterwerk, von mächtigen Baumkronen, von Strauchwerk, das sich blätterlos durchkreuzt und verflicht, von Fichten und Häuserfassaden, die leicht von Schnee angeflogen sind, wie auf der Federzeichnung des weimarischen Marktplatzes im Winter, von Wolkenstudien und des topographisch genauen Terrains der Campagna, in seinen gemalten Glockenblumen, Farnwedeln, Gräsern, Doldenblüten, Rispen, Obstzweigen, in den Baumkronen und Sträuchern seiner Gemälde. So hat er auf dem „Abendspaziergang" in den gläubig schauenden Augen das durchsichtige Blau der Epidermis, den Spiegelglanz der Pupille, das Haar der Augenbrauen, die Kräuter und Wurzelchen des Bodens mit der hingebenden Liebe des alten Illuministen gemalt. In seinen „Blumen am Wegrand", dem „Gewächs an der Mauer" und dem „Birnenzweig", diesen köstlichen Pflanzenleben, ist ein tieferes Leben und Weben der Natur als in mancher anspruchsvollen Landschaft.

Die Campagna mit weitem Terrain und hoher Luft hat er zu verschiedenen Tages- und Jahreszeiten gemalt, im hellen Sommer, wo bis an den fernsten Horizont jede Linie in scharfer Deutlichkeit erscheint, an einem weichen, dunsterfüllten Frühlingstag oder am Abend, da das weite Land in blauer Dämmerung liegt. Durch die Staffage kleiner, verstreuter Frauengestalten, die auf baumdurchsetzter Blumenwiese lustwandeln, und nackter Knaben, die hinausträumen oder Ausschau halten in die Weite, gibt er ihnen einen seelisch vertieften Gehalt und raumbildende Gestaltung, die sich auf den Bildern „Knabe auf der Mauer" und „Stehender Knabe" bis zur monumentalen Wirkung des Wandbildes erhebt.



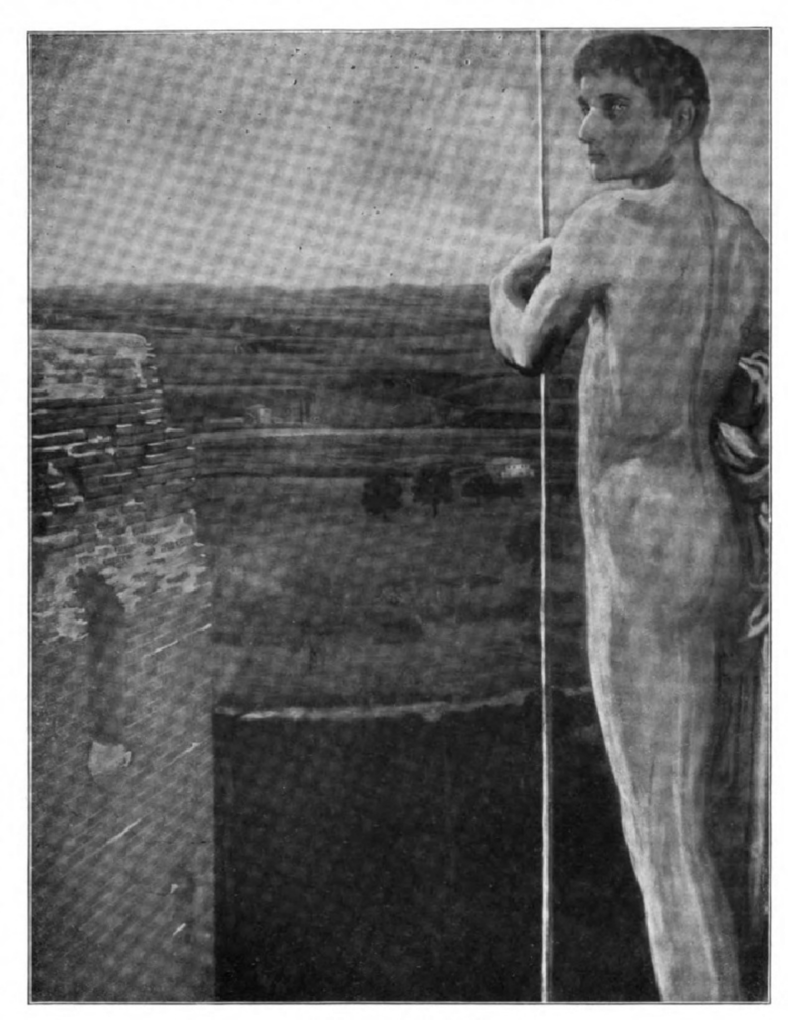
2. Damenporträt.

Seine in tiefer Abenddämmerung still ruhenden Campagnalandschaften haben etwas von feierlicher Mystik und romantisch-geheimnisvoller Ahnung; die räumliche Wirkung ist großartig, weit dehnt sich das Gelände, die dunklen Farbenakkorde sind ein tiefes Schweigen, die Luft ist still, verhalten, die Natur von Träumen erfüllt. Auf einer anderen, smaragdgrünen Landschaft ist huschendes Hell und Dunkel, gedämpfte Sonne, sind Wolkenschatten und Sonnenstreifen, zarte, duftige Fernen. Die Poesie dieser Landschaften erscheint mir unausschöpfbar. Das Campagnabild mit den kleinen verstreuten Figuren (Abbild. 6) bezaubert durch die silberzarte, weißliche, sonnendunstige Frühlingsluft, in der sich die mächtigen Baumkronen mit ihrem üppigen Blätterwerk baden. Hier ist der leiseste Odem der Natur, ein Huschen von Licht und Sonnenschatten und tausendfältiges zartes Knospen und Blühen der feinformigen, blätterlispelnden, sonnenflimmernden Bäume und Blumen. Heiteres Gewölk steigt hinter den fernen Höhen auf. Wundervoll, wie hier Bartning die Stimmung eines von glücklichen Menschen belebten Campagnafrühlingstages, die innere selige Ruhe des Naturgenusses wiedergegeben hat.

Seit dem 1. Januar 1902 war Bartning wieder in Berlin; von Anfang 1902 bis Ende 1903 führte er gemeinsam mit Schultze-Naumburg die Leitung der Schule der „Saalecker Werkstätten". Im Jahre 1902 vollendete er das große Bild des „Abendspazierganges", 1903 das „Weinberghäuschen" und eine größere Zahl von Holzschnitt-Exlibris. Der „Abendspaziergang" (Besitzer Wilh. Bode, Weimar) ist ein Bild von merkwürdiger Stärke visionärer, mystischer Stimmung. Hochgewachsene Gestalten stehen einzeln, Statuen gleich, oder in geschwisterlichen Gruppen, Eltern mit ihren anschmiegenden Kindern in tiefer Naturergriffenheit in der Unendlichkeit des dunklen, blauen Abendhimmels. Die statuarische Reihung der Gestalten hat monumentalen Charakter. Ihre feierlich-heitere Schwermut und süße Empfindsamkeit, die verhaltene Würde ihrer Geste, die eigensinnige Schönheit der Kontur, die Größe der räumlichen Konfiguration im Verein mit der feinsten Reaktion auf die Natur, die unzerstörbare, tief beglückende Harmonie von Mensch und Natur, die Farben, die wie Orgelklänge sind, machen dieses Gemälde zu einer bedeutsamen Schöpfung neuromantischen, deutschen Kunstgeistes. Die Florentiner Romantik Botticellis hat Bartning inspiriert. Botticellis natursymbolische Gestalten der Frühlingsgöttin und der Flora sind die älteren Schwestern dieser schlanken, in feingezierte, dünne Gewänder gehüllten Frauengestalten Bartnings. Sie sind Verkörperungen sehnender Traumstimmungen, die uns in Natureinsamkeit, in der feierlichen Stunde des Abends umfangen. Das Aufschauen in Naturandacht, das weite Aufträumen ins Unendliche kennzeichnen den Geist der Romantik, der in Bartnings Kunst erweckt wird. Seine Exlibris, deren schlichte, zarte und durchgeistigte Zeichnung seinen poetischen Absichten vollkommen gerecht wird, und in denen sich seine Einbildungskraft, sein Kulturbewußtsein, Verstand und Gefühl zu edlem, starkem Einklang verbinden, geben uns noch weiter Aufschluß über diese phantastisch-mystische Naturandacht. Da pflückt ein Kind Blumen auf

einer Wiese wie auf einer Thomaschen Zeichnung; still versonnen sitzt ein Mädchen unter einem Baum; ein blondgelockter Knabe schaut in heller Mondnacht himmelgläubig zu den Sternen auf; ein zartes, keusches Wesen, eine junge Rekonvaleszentin, die zum erstenmal die milden Sommerlüfte wieder spürt, reicht mit rührender Gebärde aus einem Rosenkörbchen dem Beschauer eine Rose; sehnend begrüßt mit weitgeöffnetem Auge und empfindungsvollem Überschwang ein Mensch auf einsamem Felsenlager unter einem Blütenbaum die aufstrahlende Sonne.

In diesen herben, mageren Gestalten ist etwas Asketisches, Spirituelles, ist Reinheit, Keuschheit und eine ganz zarte Seele. Um sie ist der Äther des Religiösen; sie sind ebenso gott- und christgläubig wie Naturanbeter, und gerade diese Mischung ist von feinstem Reiz. Das Geistige, das scheue Verbergen des Gefühls, das unverbrauchte Seele ahnen läßt, das sich Bewahren und Beschützen, um sich dem Edelsten zu opfern, in Verbindung mit einer geläuterten, religiösen Naturergriffenheit ist wohl die tiefste Wesenseigentümlichkeit von Bartnings Kunst. Diese christliche Naturfrömmigkeit, die mit Runge und Novalis verwandt ist, liegt auch Bartnings biblischen Darstellungen „Maria Magdalena", „Samariterin am Brunnen" und „Blindenheilung" zugrunde, die als Freskowandbilder ausgeführt sind. Bartnings Sommeraufenthalte im Saaletal, am Bodensee, im Engadin, in dem englischen Dastmoor zeitigten eine Reihe von Landschaften, die jeder Galerie zur Zierde gereichen. Der Naturgenuß und die feine Gartenkultur der Biedermeierzeit können nicht schöner dargestellt werden als in dem „Weinberghäuschen", auf dem die Baumkronen der Kastanien im Licht- und Schattenspiel der Sommersonne eine ganz sinnlich lebensvolle Empfindung auslösen. Die Baumkronen und das Strauchwerk auf Bartnings Landschaften sind kleine Wunder von Naturhingabe. Ein unendliches Leben von Blättchen, Knöspchen und Blüten ist in den aufschwellenden Kronen und Blättermassen. Der gedämpfte Sonnendunst nimmt sie in ihren Duft auf und hebt alles in eine traumhafte Stimmung. Eine große Zahl Landschaften aus dem englischen Dastmoor („Waldtal", „Landstraße", „Weide und Birke"), aus dem Engadin („Engadintal" [Abbild. 4]) und von der Nordseeinsel Juist („Dünen" und „Wellen" [Abbild. 5]) sind Kabinettstücke der Landschaftsmalerei, denen der alten Holländer, der Meister des Paysage intime, des frühen Thoma, Louis Eysens und ihres Kreises verwandt und ebenbürtig, apart im Ton, reif in der Technik, durchgeistigt und von unübertrefflicher Naturwahrheit, bewegt und still, in ihrer Keuschheit belauscht und von unmittelbar anwehender Frische. Ein solches nachschaffendes Sichversenken in die Natur ist auch heute selten. Seinen künstlerischen Absichten kommt die Temperafarbe in ihrer reinen Leuchtkraft, ihrer inneren verhaltenen Glut und anderseits kühlen, freskoartigen Wirkung am meisten entgegen.



3. Campagnalandschaft.

Bartnings vergeistigte sensible Künstlerseele zeigt sich auch in seinen Bildnissen, besonders den weiblichen, die eine ebenso leise wie vornehme Sprache reden. Er vermeidet jeden aufdringlichen Effekt, bevorzugt neutrale, mattviolette Töne, die in einem kühlen, grauen Tageslicht harmonisiert sind, das so vornehm wirkt und dem Geistigen seiner Auffassung wie der höchst sauberen Zeichnung entspricht. Er hat einen ungewöhnlich feinen Blick für die verschlossene, sich bewahrende Psyche des Weibes, und er weiß ihr zeichnerisch bis auf den letzten Grund nachzugehen. Die eigentümliche Mischung von Verstandesklarheit, Empfindung und Wärme des Herzens und gläubiger Seele ist auch seiner



4. Engadintal.



5. Wellen.



6. Campagnalandschaft.

Bildniskunst eigen. In der aparten, ausdrucksvollen Haltung des Bildnisses seiner Frau kommt eine natürliche weibliche Anmut und harmonische Seele zur Erscheinung. In diesem Bildnis spiegelt sich die volle weibliche Existenz der Dargestellten wider. Das Ganze ist sehr delikat auf Braun, Grau und Grün gestimmt, in einem abgedämpften, weichen, grauen Licht. Bartning weiß seine Bildnisse aufs feinste durch die Umgebung und schmückende Zutaten zu beleben, durch geschmackvolle Kostüme, ein feines Silber-, Korallen- oder Bernsteinkettchen um den Hals, durch Mobiliar, ein paar Maikätzchen auf dem Tisch, das Fruchtkörbchen in der Hand seiner Frau. Damit macht er sie zu reich gestimmten Gemälden, in denen ein seelischer Grundakkord voll ausklingt. Ganz musikalische Kontemplation ist das Bildnis der Geigerin (Abbild. 2). Einen Blick in seine Kinderstube läßt uns Bartning in dem Doppelporträt seiner Kinder tun. Das Sonnenlicht, das hier in allem ist, wärmt, spielt, lebt im Zimmer, in den blonden Haaren, den blauen Augen, den frischen Wangen, dem Spielzeug; das ist so recht frohe Kinderlust. Das Porträt eines Mädchens in idealer Gewandung in musischer Begeisterung jugendlichen Aufträumens vor einem wie vom Frühlingssturm erregten Wolkenzug, ein Studienkopf für den „Abendspaziergang", führt uns zurück zu Bartnings Figurenmalerei, von der wir in Zukunft noch Bedeutendes erwarten können.

Dr. Paul Kühn.

Turkestan und seine Erdbeben.

Skizzen vom Orientmaler Oskar Jahnke.

Erst in neuester Zeit ist das ferne, sagenumwobene Turkestan dem Interesse des Westeuropäers erschlossen und nahe gerückt. Die schnell berühmt gewordene Sibirische und jene um weniges ältere Transkaspische Eisenbahn umsausen in zehn Tagen das Kaspische Meer; führen uns Zukunftswege und reichen den traumbefangenen Völkern alter und ältester Kultur im Osten die Hand.

Freilich, es ist eine staub- und sonnengesegnete Fahrt, die „Fahrt durch Turkestan!“ Russische Einöden, asiatische Steppen und Wüsten lassen bei den verwöhnten Salonreisenden ein Hochgefühl nicht aufkommen, und auch Hochzeitsreisenden ist die Tour nicht zu empfehlen. Wen aber ernste Forschungs-, wissenschaftliche und Kunstinteressen jene weltfremden Wege führen, dem erschließen sie im Staube der Wüste bald eine ungeahnte Fülle des Schauenswerten und eine neue Alte Welt — älter als die unsere. Gerade deutschen Forschern ist es vergönnt, aus den sandverwehten Trümmerstätten vergessener, namenloser Städte aus grauer Vorzeit die merkwürdigsten Kulturbeweise an das Licht der Sonne zu heben. Zeugnisse jener ältesten monumentalen Kultur, die in die erste Christenheit zurückleitet und in dieser ihren Ursprung hatte.

Um einen Blick auf Turkestan zu richten, folgt man der Transkaspischen Bahn, erreicht Merw, Buchara, Samarkand und Taschkent und hat hier jene westliche Erdbebenzone umschrieben, die neuerdings wiederum die Beweise ihrer alten dämonischen Kraft gegeben hat. Wenig weiter nördlich, in den stimmungsvollen, blumenreichen südsibirischen Steppen östlich von Taschkent über Wiernoje hinaus, ist die Nordgrenze der Erschütterungen zu finden, und hier ist es, wo die gewaltig vorgeschobenen Bergmassive sich urplötzlich in der Steppe verlieren, während sie nach Süden den sagenhaften Issyk-Kul umschließen, sich in zahllosen Ketten dem Ferganatal nähern.

In diesem Labyrinth gigantischer Gebirgsmassive ist der Herd der zentralasiatischen Erdbeben zu suchen, die alljährlich mehr oder weniger vernichtend Turkestan erschüttern. Am Fuße des Nordabhanges dieser wilden, unwegsamen Bergzüge liegt, in die Blumensteppe eingebettet, das vielbeklagte Wiernoje, ein freundliches Städtchen russischer Ansiedler. Schon im Jahre 1892 wurde Wiernoje völlig zerstört und seitdem wiederholt heimgesucht, um jetzt wieder einmal der Vernichtung anheimzufallen.

Strahlenförmig wandern die Erdwellen nach Westen und Süden, durchbeben das blühende, heitere Ferganatal, um sich in den eisigen Einöden des Pamir und in den heimlichen, unerforschten Bergen des Küen-Luen zu verlieren.

Die Berge sind übereinandergestürzt und Täler verschwunden, nie geschaute Seen entstanden, und Tausenden der stillen, ernsten Bergkirgisen bedeuteten diese Tage den Untergang der Welt! Aus den Einöden ihrer unzugänglichen Felsenwildnisse, aus ihren schweigenden Tälern dringt kein Laut, keine Klage in die moderne Welt — es liegt eine heroische Stimmung über dieser fernen, fremden Bergwelt.

Und doch, die Sonne!



Zerstörtes Haus in dem nordöstlich von Samarkand gelegenen Wiernoje.

Die Sonne läßt in Turkestan kein Leid bestehen. In den blühenden Gefilden des Fergana, an den lachenden Ufern des goldtragenden Seraphshan, in Samarkand und Buchara, dauert heute nach dem Verrauschen der Erdbebenwellen keine Klage noch Sorge, denn Turkestan ist ein Sonnenland! Lebensfreude und Hoffnung gewinnen ihr Recht jeden kommenden Tag.

Einst war es anders! In grauer Zeit, als Dschengis-Chans Mongolenscharen über die Berge stiegen und das westliche Turkestan überschwemmten, gingen die Völker Zentralasiens blutige und dunkle Wege: eine alte, hochinteressante Kultur aus urchristlicher Zeit wurde zuschanden, in grausamen Kämpfen in Blut erstickt und mit eisernem Besen weggefegt. Über die Trümmer blühender Kunststätten wehte der Sand der sich ungehindert ausbreitenden Wüste, und erst in neuester Zeit ist es den emsigen, glücklichen Forschungen deutscher Gelehrter gelungen, deren Vorhandensein überhaupt festzustellen.

Erst einem späteren Eroberer besonderer Art war es vom Schicksal beschieden, die in Barbarei versunkenen Völker Turkestans einem neuen Lebenszweck entgegenzuführen, die räuberischen Stämme zu geschlossener Machtentfaltung zu disziplinieren und sie, wie einst vor Jahrhunderten, glänzender Kunstbetätigung entgegenzuführen. Das war die blühende Zeit des Tamerlan! Tamerlans und seiner Nachfolger glänzende Geschichtsepoche umspannte Jahrhunderte. In ihnen entstanden Schöpfungen einer sonnigen, verschwenderischen Phantasie und Kunstbegeisterung, deren auf uns überkommene Trümmer heute noch wie eine Offenbarung aus Märchenzeiten anmuten.

Auch Tamerlans und seiner Nachfolger Herrlichkeit zersplitterte und versank in tausend Kämpfen aufkommender Despoten, und wiederum versanken die Völker in Dunkelheit und Barbarei. Blühende Städte, wie Merw, fielen in Schutt und Trümmer, seßhafte Stämme wurden Nomaden und durchzogen beutelustig die ungeheuren Steppen des Westens: es war ein Kampf aller gegen alle!

Durch dieses Jahrhunderte währende Räuberhandwerk sanken die Stämme Turkestans auf das Niveau, in dem es die Russen — zunächst in der Abwehr übermütiger Plünderungszüge — intimer kennen und taxieren lernten.

Heute ist Rußland Herr über Zentralasien und nicht zum Schaden der asiatischen Völkerschaften. Mit der Kosakenfaust kam ein heilsamer Schrecken in die zerfahrene Gesellschaft! Räuber und Despoten besannen sich auf ihre friedlichen Instinkte, und heute ist Turkestan ein Land des Friedens und sorgloser Lebensfreude, sorglos, soweit der Mangel zivilisatorischen Komforts und der wiederaufgenommene Kampf mit den Wanderungsgelüsten der feindlichen Sandwüsten es erlauben.

Die Sarten, die neben den nomadisierenden Kirgisen den Hauptbestandteil der Bevölkerung Zentralasiens ausmachen, sind seßhafte, friedliche Ackerbauer, Handwerker und Händler mit einer eigenen Mischung von gastfreier Biederkeit und der unvermeidlichen orientalischen Verschlagenheit. Aber auch die ernsteren, charaktervollen Kirgisen, die Reiter- und Hirtenvölker der ungeheuren nördlichen Steppen, beginnen sich um die Ansiedlungen zu gruppieren, Arbeitsverdienste zu suchen und werden dann seßhafte, fleißige Leute.

Die Kirgisen gehören den Turkstämmen an und haben sich stammrein erhalten, während die Sarten ein Mischvolk sind. Verworren wie seine eigenartige, wechselreiche Geschichte sind auch die Bestandteile des Volkes. Schon Alexander den Großen hatten seine Eroberungszüge bis an die blühenden Ufer des Seraphshan geführt und trotz Tamerlans späterer kaum minder glänzender Ruhmestaten klingen noch heute auf dem Righistan Samarkands die Heldenlieder vom „Iskander“.

Nach Alexander waren es außer Indern und wenigen anderen Völkern alle Völkerschaften Asiens, die in Turkestan Jahrhunderte dauernde Gastrollen gaben, bis die Araber eines Tages ins Land kamen und dem Volke mit dem Mohammedanismus den eigensinnigsten Stempel aufzwangen, den es je gehabt.

Seit Mitte des vorigen Jahrhunderts vollzieht sich in Turkestan eine friedliche Invasion: Die Kultur und Zivilisation des Westens findet leise und stetig — filtriert durch Rußlands



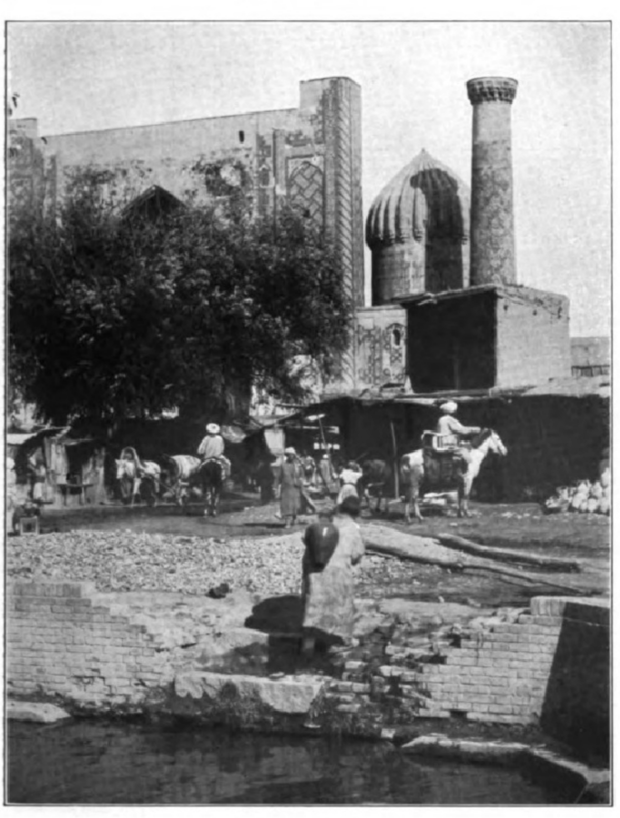
Straßenpartie in Wiernoje nach dem Erdbeben.

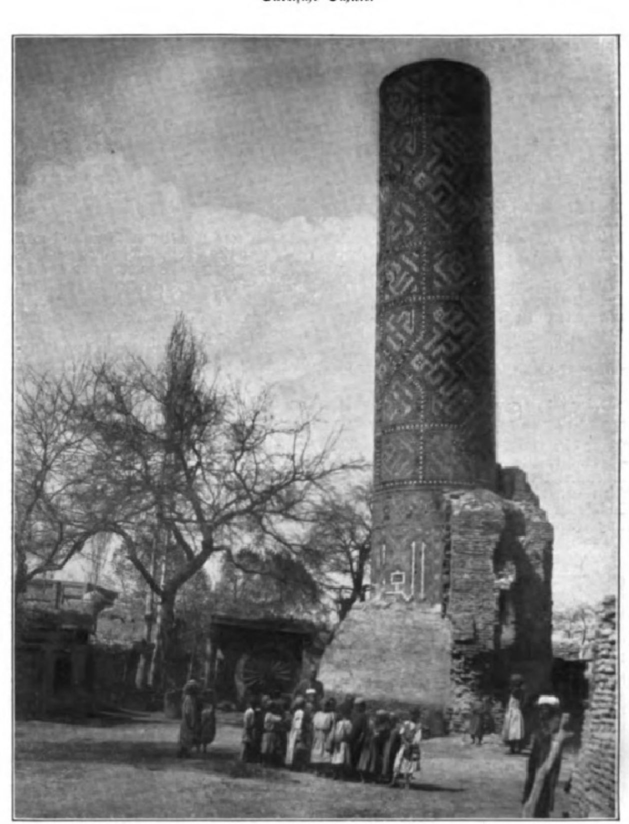
Die Ruinen der Bibi-Chanim-Moschee in Samarkand. Auf dem Platze davor wird Markt abgehalten.

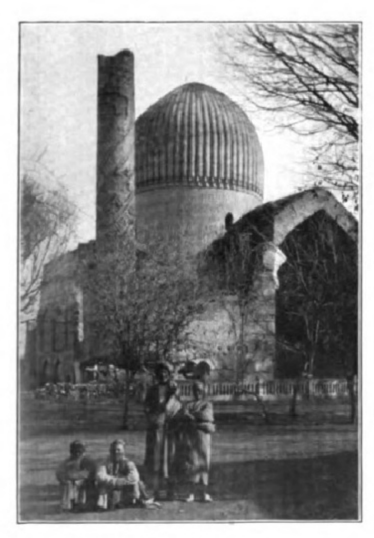
Turkestan und seine Erdbeben.


Sartische Musikkapelle.


Sartische Schule.


Am Töpferbasar in Samarkand.


Minarett an der Bibi-Chanim-Moschee in Samarkand.


Tamerlans Grabmal in Samarkand.


Kirgisen vor den Toren von Taschkent (nördlich von Buchara).


Am Heiligen Teich in Buchara.

Turkestan und seine Erdbeben.

Weisheit — Eingang bei Sarten und Kirgisen, aber noch ist dort der Orient, wie unsere Phantasie ihn träumt! — Noch gehen, wie einst, Sarten und Bucharen in farbensprühenden Gewändern von kostbarer Seide, noch tragen ihre stillen, anmutigen Frauen herrliche Gewänder unter unscheinbaren Mänteln, reichen Gürtel-, Hals- und Kopfschmuck in kunstvoller, phantasiereicher Gold- und Silberarbeit wie einst. Aber die Zeit ist um!

Es ist noch die altüberkommene Gewohnheit, nicht mehr der innere Zwang zur Betätigung der Kunst um der Kunst willen — und in absehbarer Zeit wird die heimliche, sinnige Hausindustrie und Hauskunst dem lärmenden Maschinenbetrieb weichen. — Jene Kunst aber, die sonnige, schaffende Kunst der Paläste, der gigantischen Tempel und Minarette mit den tausend Ornamenten in leuchtenden Fayencen voller Lieblichkeit und voller Kapricen — diese Kunst und Kunstfreude ist bereits in der Zeit der Zersplitterung Tamerlanscher Herrlichkeit und der eintretenden Verwilderung im Volke gestorben.

Und doch hat Tamerlan nicht umsonst gelebt! — In seinen sterbenden Monumenten grüßt ihn die werdende Zeit. Die alten Fahnen wehen! — Ragend im Abendsonnenglanz, glühen die alten Tempel in lebender Schönheit, schauen über alle Lande und grüßen — lächelnd, wissend — die Zeit, die nicht vergißt — die kommende Zeit!

Phot. Engadin Preß Co., Samaden. Trabfahren um den Preis von St. Moritz.

Deutscher Skiverbands-Wettlauf 1911.

Der diesjährige Hauptverbands-Wettlauf des Deutschen Skiverbands hat am 28. und 29. Januar in Oberwiesenthal im sächsischen Erzgebirge stattgefunden. Fast schien es, als ob auch dieses großangelegte Fest das Schicksal so mancher anderen wintersportlichen Veranstaltung teilen sollte, nämlich vertagt zu werden, bis noch in letzter Stunde das Oberwiesenthaler Gelände seinem Ruf, das schneereichste Gebiet Mitteldeutschlands zu sein, Ehre machte und ein Umschlag des in der vierten Januarwoche allenthalben herrschenden Tauwetters, verbunden mit neuem Schneefall, die Abwickelung des ganzen Programms ermöglichte, freilich unter mannigfachen Schwierigkeiten, von denen namentlich die am 28. Januar zum Austrag gelangten Wettbewerbe betroffen wurden. Stark vereiste Före, Sturm und Nebel stellten an die Zähigkeit der Teilnehmer an den Dauerläufen die höchsten Anforderungen. Am zweiten Tag waren die Verhältnisse wesentlich günstiger; wenn aber gleichwohl in den Sprungläufen die Resultate, was die Sprungweite anlangt, weit unter den Erwartungen blieben, so findet diese vielbesprochene Tatsache ihre Erklärung weniger in dem Unvermögen der konkurrierenden Springer als in der Anlage der Sprungbahn, die weite Sprünge nicht gestattete. Den Vogel schoß beim Springen der Senioren Fahnenjunker Edler von der Planitz ab mit drei gestandenen Sprüngen, deren weitester 21 m betrug. Der Sieger, der sich während eines langjährigen Aufenthaltes in Norwegen selbst geschult hat, errang damit nicht nur für seinen Verein, den Chemnitzer Skiklub, den Wanderpreis König Friedrich Augusts, sondern neben dem Preis für den weitesten auch den für den schönsten Sprung. Die deutsche Meisterschaft für 1911, bei deren Wertung bekanntlich die Ergebnisse im Senioren-Lang- und Sprunglauf gleichmäßig berücksichtigt werden, mußte er aber Karl Böhm-Hennes überlassen, der im Dauerlauf eine bessere Zeit erzielt hatte, und zwar legte dieser die etwa 12 km lange Strecke in 1 Stunde 33 Min. 55,1 Sek. zurück.

Während die Beteiligung an der Meisterschaftskonkurrenz durchaus international war, dominierten in den beiden Junioren-Wettbewerben naturgemäß die in dem Erzgebirge und seinen Nachbargebieten ansässigen Läufer. Die Leistungen der Sieger, Fritz Kaufmann im Langlauf und Lehrer Loetsch im Sprunglauf, beide aus Oberwiesenthal, ließen erkennen, welch bedeutenden Aufschwung der Skisport in den letzten Jahren vor allem in den deutschen Mittelgebirgen genommen hat. Viel anregende Momente bot auch der Damenlauf. Im Kunstlauf, den Dr. Dieroff-Leipzig gewann, waren Slalomlauf und die verschiedenen Schwünge als Aufgabe gestellt. Der Hindernislauf spielte sich auf einem 1½ km langen, vereisten Hang ab, wo eine Reihe enger Kurven der Geschicklichkeit der Läufer manche harte Nuß zu knacken gaben. Den Sieg trug hier Facilides-Zellerfeld davon. Dem Militär waren nicht weniger als drei Wettbewerbe vorbehalten, und zwar außer einem Langlauf ein Patrouillen- und ein Offizierslauf, in dem sich Leutnant Wulfert-München als Erster placierte. Entsprechend dem hohen Wert des Skiports für die Landesverteidigung hätte die Beteiligung an diesen Läufen stärker sein können. Als Ort des nächstjährigen Verbandswettlaufs wurde in der gleichzeitig abgehaltenen Hauptversammlung des Deutschen Skiverbands Immenstadt im Allgäu bestimmt. H. Sch.



Moment aus einer Skikjöring-Konkurrenz für Damen und Herren.

Von den Ende Januar in St. Moritz abgehaltenen wintersportlichen Wettbewerben.



Der Hauptverbandswettlauf des Deutschen Skiverbands am 28. und 29. Januar in Oberwiesenthal im Erzgebirge.

1. Edler von der Planitz, der Beste im Senioren-Sprunglauf. 2. Am Start zum Offizierlauf. 3. Karl Böhm-Hennes, der Gewinner der Meisterschaft von Deutschland für 1911. 4. Oliver Perry Smith beim Absprung. 5. R. Hollmann-Spindelmühle. 6. Blick auf Oberwiesenthal vom Festplatz aus. 7. Bernh. Olsson-Schweden. 8. Am Start zum Damenlauf. (Abbild. 1, 3, 4, 5, 7 zeigen Momente aus dem Senioren-Sprunglauf.)

Friedrich Natusch und sein Dichter.

Novelle von Paul Hermann Hartwig.

(Schluß.)



Nun konnte Friedrich große Einkäufe bewirken: Eier, kleine, runde Würste, Anschovis und ähnliche Delikatessen; auch saure Gurken und Tomaten durften nicht fehlen. Als Getränk hatte er sich eine Waldmeisterbowle gedacht, eine Mischung aus Zucker, Apfelwein, Selterwasser, verstärkt durch einen Schuß Arrak. Madame Felicie bat, auf den Arrak zu verzichten, aber das Rezept schrieb es vor, man konnte ihn also nicht aufgeben. Der Dichter beschwerte das Budget durch seine Forderung um Kerzenbeleuchtung. Bei Tageslicht könnte er überhaupt nicht lesen, und Kerzenschimmer hätte etwas Suggestives.

Friedrich ging ein paar Stunden vor Bureauschluß aus dem Geschäft, um seine Bude in einen stimmungsvollen Raum zu verwandeln. In einer Ecke richtete er eine Art von kaltem Büfett ein, und die Bowle wurde nach allen Regeln der Kunst gemischt. Er hatte ein wenig Lampenfieber, wie eine junge Hausfrau, die zum erstenmal große Gesellschaft gibt.

Der Dichter hatte sich zur Feier des Tages die Haare locken lassen. Er trug einen Smoking, dazu aber ein älteres Jägerhemd mit weichem Kragen. Der Wehschlips von schwarzer Seide verdeckte ein wenig den Toilettendefekt, den er auf die Nachlässigkeit unpünktlicher Wäscherinnen schob. Friedrich hatte eine andere Kragennummer als Demetrius Böttger.

Mit den Arrangements erklärte er sich sehr einverstanden, das Büfett und den Kerzenschimmer rühmte er als bedeutend stilvoll, auch an dem Podium fand er nichts auszusetzen. Um einhalb acht Uhr stellte sich das Publikum ein. Der Dompteur erschien in einer blausamtenen, verschnürten Jacke, mit einigen Orden zweifelhafter Herkunft auf der Brust. Der Posaunenbläser trug zu einer gestreiften Tennishose einen Frack. Das Chorsängerehepaar zeichnete sich durch altmodische, gewählte Einfachheit aus. Die Friseuse Meyer hatte über das gute „Schwarze" einen pelzverbrämten Dolman geworfen. Fräulein Finette aber kam zur Mißbilligung Madame Felicies in tiefem Dekolleté. Um Stimmung zu machen, wurde ein Glas Bowle serviert, die der Posaunenbläser für eine milde Limonade hielt. Demetrius Böttger bekam plötzlich Primadonnenlaunen; er erklärte sich als heiser, da ihm die Erregung auf die Stimme geschlagen sei. Er ließ sich eine Weile bitten, wobei er für den Augenaufschlag Fräulein Finettes ersichtlich empfänglich war. Die ausgeschnittene Jungfrau faßte sich jäh und unmotiviert als Muse auf und versprach ihm als Lohn den Veilchenstrauß an ihrer Brust. Nun konnte der Dichter nicht mehr widerstehen; er schlug ein ungeheuer dickes Manuskriptheft auf und begann mit rollender Stimme den ersten Akt. Demetrius Böttger wäre nicht er selbst gewesen, wenn er nicht der verrotteten Gesellschaftsmoral mit volltönendem Pathos auf den Leib gerückt wäre. Die vierte Etage wurde durch eine gewisse Derbheit der Ausdrucksweise sehr gefesselt und fand namentlich die Heldin, die sich das Recht auf „Sünde" nicht nehmen ließ, sehr echt und ergreifend. Obwohl es Demetrius an feiner Psychologie völlig fehlte, hatte er doch eine gewisse sich genial gebärdende Kraft und ein Gefühl für dramatische Steigerung, die denn auch auf die feiner organisierten Hörer, Herrn Friedrich und Fräulein Yvonne, ihre Wirkung nicht versagte. Der zweite und der dritte Akt waren endlos lang. Die Friseuse Fräulein Meyer mußte vor Beginn des vierten durch eine Anschovis und eine Semmel gelabt werden, da sie von einem nervösen Anfall heimgesucht wurde. Das Chorsängerehepaar erklärte, daß man zu ihrer Zeit ja ganz andere Stücke geschrieben habe, aber sie wären, obwohl alt, doch modern genug, um auch dieser Dichtung mit Interesse zu folgen. Der Dompteur sagte mit Nachdruck, es sei ein Seelengemälde, und es wäre eine große Stunde. Während des vierten Aktes ereignete sich ein Zwischenfall, indem der Posaunist bei einer ganz heiteren Szene in lautes Schluchzen ausbrach. Befragt, erklärte er, der Dichter hätte ihn mit einem Male so sehr an seine verstorbene Frau erinnert; aber Madame Felicie sah mit Entsetzen in seiner herabhängenden Linken die halb geleerte Arrakflasche, zu deren Hergabe er nur widerstrebend veranlaßt werden konnte. Im letzten Akt betätigte sich die Heldin insofern sozial, als sie eine Kinderbrutanstalt gründete. Ihr letztes Wort war: „Wo du nicht mehr liebst, da gehe vorüber."

Die vierte Etage spendete lebhaften Beifall, Fräulein Finette überreichte ihre Veilchen, und der Posaunist machte den Vorschlag, eine Marmortafel am Limpurggäßchen anzubringen, was aber als verfrüht zurückgewiesen wurde. Yvonne, die der Vorlesung mit großem Interesse gefolgt war, blieb merkwürdig still, sie fühlte sich durch das Thema und die seltsame Moral in ihrem verfeinerten weiblichen Empfinden peinlich berührt, aber sie war zu zurückhaltend, um irgendwelches Mißfallen zu äußern, besonders da Herr Friedrich die Technik und die innere Steigerung sehr bewunderte. Der Ansturm auf das kalte Büfett endete mit einer vollkommenen Vernichtung alles Eß- und Trinkbaren. Fräulein Finette hoffte nun noch auf eine musikalische Abendunterhaltung, und der Posaunist erklärte sich sofort bereit, sein Instrument zu holen, aber es war einhalb zwölf Uhr geworden, und die geplante Ruhestörung mußte unterbleiben. Fräulein Finette trennte sich sehr ungern, der Dichter fesselte sie namenlos; sie hatte das Gefühl, daß er nur für sie allein gelesen, besonders wenn er in den Pausen seine großen Augen gleich Kanonen auf sie gerichtet. Alle Gäste waren einig, es sei ein sehr gelungener Abend gewesen, und die Friseuse schlug vor, von Zeit zu Zeit gemischte Herren- und Damenkränzchen zu veranstalten. Der Dichter hielt seinen Erfolg für ein günstiges Omen und behauptete, jetzt mit ganz anderen Augen in die Welt zu blicken. Diese Äußerung bereitete Friedrich eine große Genugtuung.

* * *

Die Vorlesung hatte die Folge, daß sich der Dichter mehr und mehr als Hausfreund etablierte, zumal sich in seinen wirtschaftlichen Angelegenheiten nirgends eine Verbesserung zeigen wollte. Yvonne litt unter dieser Freundschaft. Ihr kluger weiblicher Blick durchschaute den Dichter bald, und sie empfand es als ein Unrecht, daß Friedrich sich von dem Poseur und Phrasendrescher unterdrücken ließ. Sie war so viel Künstlerin, um die Wertunterschiede dieser beiden Naturen voll zu begreifen, und fürchtete die Enttäuschung, die nicht ausbleiben könnte. Da sie aber ein verständiges Mädchen war, so suchte sie in der Arbeit Ablenkung von ihren Sorgen und Kümmernissen. Ihre Fortschritte waren außerordentlich, und bei einem Preisausschreiben wurde eine Stickmusterkollektion mit einem ansehnlichen Geldpreise bedacht.

Es fiel Friedrich wohl auf, daß seine Freundin fremder gegen ihn geworden, es quälte ihn von Zeit zu Zeit, aber er war zu sehr mit Demetrius Böttger und seinen großen Plänen beschäftigt, daß er kaum an sich selbst denken konnte. Nur in den Morgenstunden trieb es ihn an den Schreibtisch, es war so viel in ihm, das nach Entfaltung drängte, aber er mußte ringen, um sich davon freizumachen. Er vermied es, seinen Freund zu behelligen, da dieser eben mit einem großen Plan zu einem fünfaktigen Fabrikdrama umherging und in seiner Stammkneipe bei dem Mädchen mit der eigentümlichen Kopfhaltung oder in den Räumen der Friseuse Meyer bei Fräulein Finette Anregung suchte. Er war mehr denn je mit der Welt zerfallen, wies aber die Anregung, sich in irgendeinem Betrieb einen pekuniären Rückhalt zu schaffen, mit Empörung als Zumutung eines Spießbürgers zurück.

„Ich, der Freigeborene, berufen, auf den Höhen der Menschheit zu wandeln, sollte das Sklavenjoch auf meine Schultern nehmen — den Königspurpur mit dem Lodenkleid vertauschen? Niemals! Sprich mir nie wieder davon, Friedrich, oder ich müßte an dir zweifeln."

Friedrich Natusch war nicht so kleinlich, dem Sommeranzug nachzutrauern, den er sich infolge der genialen Lebensauffassung von Demetrius Böttger nicht anschaffen konnte, aber sein freundschaftliches Gemüt wurde von Sorgen bedrückt, wenn er die Kämpfe, in denen der Dichter stand, überdachte. —

Da geschah es eines Tags, daß sich der Freund mit dem Schleier des Geheimnisses umgab, viel vom Walten eines unerforschlichen Geschicks zu sagen wußte und mit einer goldenen Uhrkette auf einer neuen seidenen Phantasieweste paradierte.

„Es ist noch nicht aller Tage Abend; ich habe es ja immer gesagt, die Zeit von Demetrius Böttger muß kommen."

Friedrich fühlte sich durch solche Andeutungen einigermaßen beunruhigt.

„Sei unbesorgt, mein Junge, du allein wirst an meinem Glanze teilnehmen, du hast die Hand nicht ängstlich verschlossen, als die Not mit hartem Finger an die Tür des Dichters pochte — beiläufig, gib mir fünf Mark, ich benötige des Geldes zu einem Blumenstrauß, es ist gewissermaßen eine Geschäftsanlage."

Friedrich gab und erkundigte sich dann nach dem ersten Akt des großen Fabrikdramas.

„Dieses Drama ist momentan ein fernliegender Gegenstand für mich; Geist und Herz sind von anderen Dingen erfüllt, Hymens Fackel seh' ich leuchten."

Vierzehn Tage vergingen, die Friedrich in große Unruhe brachten, der Freund ließ sich nicht sehen. Finette Meyer lief mit verweinten Augen



über die Treppen, und „Ölali", das Mädchen mit der seltsamen Kopfhaltung, erschien eines Tages im Limpurggäßchen, um sich persönlich nach dem Verbleib des Dichters zu erkundigen. In seiner Wohnung wisse man nichts von ihm, er habe mit hochmütiger Herablassung fünf restierende Monate bezahlt und sei dann verschwunden. Die Wäsche sei er noch schuldig. Friedrich befürchtete ernstlich, der Dichter habe die Qual des drückenden Alltags nicht ertragen, und er sei irgendwo in Schönheit gestorben. Diese Befürchtungen, die Fräulein Yvonne keineswegs teilte, hätten den bewegten Freund fast zum Anruf der Behörden veranlaßt, wenn nicht der Briefbote eines Tags einen Brief gebracht hätte, der weitgehende Beruhigung vermittelte. Er war aus Ajaccio datiert. Zuerst fiel ihm ein glatter Karton in die Hand mit der lakonischen Anzeige:

Minerva Böttger
verwitwete Treppenhauer, geborene Reifenstahl
Demetrius Böttger
Vermählte

Dazu hatte der Dichter folgende Zeilen geschrieben:

„Amico!

Wie du immer gefühlt hast, war ich zu Höherem geboren. Ein ungünstiger Wind fiel lange in die Segel meines Schiffs. Deine Hand war zu schwach, das Steuer zum glücklichen Port zu lenken — sie hat es gekonnt, sie, Minerva Treppenhauer, nunmehr mein in Leipzig mir vermähltes, holdes Weib. Sie verbindet trotz Treppenhauer die zarte Glut eines frisch liebenden Weibes mit der mütterlichen Reife ihrer Persönlichkeit und Lebenserfahrung. Ich führe sie in die Welt des Ideals ein, das ihr in der Selcherei Treppenhauers lange Jahre verschlossen war. Minerva Böttger ist, ich kann es wohl sagen, eine große, stolze Seele, die auch ohne den Gewinn des großen Loses in der sächsischen Staatslotterie ein begehrenswertes Gut darstellte. Die Seeluft und der Süden bekommen Minerva ausgezeichnet, sie hat bereits fünfzehn Pfund abgenommen, und gerade an Stellen, wo sie das Gewicht besonders drückte. Obwohl unsere Papiere in musterhafter Ordnung waren, mußte unser Bund von Geheimnis umgeben sein, damit nicht Verwandte des seligen Treppenhauer uns mit Neid und Haß verfolgten. Meine dichterischen Pläne treten vor der Aufgabe, Minerva zu beglücken, durchaus in den Hintergrund. Das Fabrikdrama und die soziale Frage überhaupt stellen sich mir wesentlich anders dar, seit ich im Continental-Hotel zu Ajaccio diniere. Ich glaube, man kann das Leben auch von einer andern Seite auffassen. Minerva hat die Aufführung der »Heiligung der Sünde« vorläufig untersagt; sie liebt mich zu zärtlich, um mich und das Meisterwerk den Enttäuschungen und der rohen Menge preiszugeben. Ich bin überzeugt, daß Du volles Verständnis für die Wandlung meiner Lebensführung hast. Ich muß das Leben erst in großen Zügen genießen, bevor ich es richtig anpacken kann. Unsere Freundschaft wird mir immer als Denkmal großen Menschentums gegenwärtig sein. Gehabte Auslagen werde ich Dir nach meiner Rückkehr wiedererstatten. Dir ein gleiches Glück wünschend, mit herzlichsten Grüßen

Demetrius Böttger.

P. S. Meine kleine Nervi schließt sich diesen Grüßen an."

Friedrich Natusch war vollkommen verblüfft, als er das Schreiben zu Ende gelesen hatte. Er las es ein zweites Mal und betrachtete mit wenig geistreichem Gesichtsausdruck die Vermählungsanzeige. Das war ja ganz unmöglich, die dicke, unfeine, gealterte Witwe und Demetrius, der Dichter der Zukunft, mit den erhabenen, welterschütternden Plänen! Er hätte sich wohl freuen sollen, aber er konnte es nicht, ein starkes Gefühl des Widerwillens stieg in ihm auf. Er war noch lange nicht so weit, um das Erlebnis mit dem Lächeln des großen Verstehens zu betrachten. Und dann blieb sein Empfinden an einem Worte hängen. „Gehabte Auslagen werde ich Dir nach meiner Rückkehr wiedererstatten." Wie geschäftsmäßig das klang, wie niederziehend! Und die neue Beleuchtung, in der er die Dichtkunst von Demetrius sah! War das eine Kunst, war das reines Priestertum?

Friedrich Natusch konnte nicht anders, ihm stieg es würgend im Halse auf, dicke Tränen kamen in seine Augen, er weinte ganz herzhaft. Dann wurde ihm ein wenig leichter. Er beschloß, einen weiten Spaziergang zu machen, womöglich auf einsamen Pfaden, denn es war ihm unmöglich, jemand zu sehen. Es war, als müßte er sich für den Freund schämen, so viele Züge erschienen ihm auf einmal in einer neuen Beleuchtung. Fräulein Yvonne, ja, die hatte ihn richtig gesehen. Obwohl sie kaum jemals ein Wort gegen ihn geäußert hatte, wußte er jetzt genau, wie sie über den Dichter urteilte. Ihr hätte er jetzt am wenigsten begegnen mögen; er dachte sogar daran, auszuziehen. Aber bei diesem Gedanken erwachte plötzlich ein schmerzliches Gefühl in ihm, über das er sich keine Rechenschaft geben konnte. Der abenteuerliche Wasserspeier und die reizvolle Aussicht, die schön gewundenen Treppen mit dem kunstreich geschnitzten Geländer — und über das Geländer beugte sich Fräulein Yvonne und lachte ihn mit ihren dunklen, weichen Augen an — nein, es war unmöglich, das aufzugeben, und ein zwingender Grund war ja nicht vorhanden.

Der Spaziergang an dem regenschweren Sonnabend tat seiner Natur wohl, er dachte ruhiger über den Fall und prüfte nun seine eigene Empfindung gründlich. Die Enttäuschung würde ihm noch lange nachhängen, so weit war er über sich im klaren. Aber von Schuld war auch er nicht frei. Wer hieß ihn auch in dem kaum Gekannten ein Idealbild verehren?

Die nächsten Wochen vergingen ihm in stiller Arbeit. Von den Hausgenossen sah er nichts. Fräulein Finette Meyer hatte sich nach einigen tränenvollen Tagen über den ungetreuen Demetrius getröstet; für den Posaunisten und den ehemaligen Dompteur war der Dichter infolge seiner geschäftsklugen Heirat eine beinahe verehrungswürdige Persönlichkeit geworden, sie bewunderten ihn maßlos.

Fräulein Yvonne achtete den stillen Kummer Friedrichs; sie hatte von Anfang an instinktiv geahnt, daß diese Enttäuschung nicht ausbleiben konnte. Insgeheim hatte sie nun eine Tat vorbereitet, von der sie sich die allergünstigste Wirkung auf den Gemütszustand des Geliebten erhoffte. Sie fühlte, daß seine Natur dringend einer Ermunterung bedurfte, um zum Glauben an sich selbst zu gelangen. Mit einiger Ungeduld sah sie dem Ergebnis entgegen.

* * *

Warum soll es nicht einmal im Leben Märchenwunder geben? Die Redaktion einer süddeutschen künstlerischen Monatsschrift, der Fräulein Yvonne mutig eine Reihe kleiner Arbeiten von Friedrich Natusch geschickt hatte, war entzückt von der ursprünglichen Frische und Plastik des Dargestellten, von der Tiefe der Empfindung in diesen Dichtungen und nahm sie nicht nur zu baldigem Abdruck an, sondern erbat mehr. Ein wenig Herzklopfen hatte sie doch, als sie dem Staunenden den Brief überreichte. Er war ja sensitiv und am Ende von ihrer Eigenmächtigkeit unangenehm berührt. Aber Friedrich Natusch, der sich selbst kaum jemals genugtat, hätte nicht dreiundzwanzig Jahre zählen müssen, um nicht von der Aussicht, zum erstenmal gedruckt zu werden, überwältigt und entzückt zu sein.

„Fräulein Yvonne, was haben Sie getan? Ich selbst hätte nie den Mut gefunden."

„Das wußte ich ja, und da ich an Sie glaubte, mußte ich den Versuch machen."

„Fräulein Yvonne, Sie sind mein bester Freund."

„Ein guter und wahrer Freund jedenfalls, Herr Friedrich!"

Wenn er sie jetzt fest in seine Arme genommen hätte, sie würde nicht widerstrebt haben. Aber es will alles gelernt sein, und es dauerte noch eine Weile, bis er sein Glück da suchte, wo es für ihn bereitet war. Mit dem Wachsen seiner Liebe erstarkte sein Schaffensmut. Die Quellen wurden frei.

Und als er sich selbst gefunden hatte und den Stimmen in seinem Innern traute, da fand er eines Tages den Mut, an das liebe, kluge Mädel die lang erhoffte Frage zu richten. Madame Felicie tat sehr erstaunt, aber sie segnete gern, da sich die wirtschaftlichen Verhältnisse von „Monsieur Frédéric" ganz bedeutend verbessert hatten. Und seine Stellung wurde auch nach außen hin gesichert, als die Verleger, bei denen Friedrich arbeitete, selbst die Herausgabe einer künstlerisch-literarischen Revue in die Wege leiteten und Herrn Natusch als Mitarbeiter und Redakteur gewannen.

An dem Tage, an dem Friedrich und Yvonne, die auch nach ihrer Verheiratung dem Kunstgewerbe treu zu bleiben gedachte, draußen in der Vorstadt ein kleines, altes Haus in einem Gartengrundstück mieteten, traf ein aus Athen datierter Brief von Demetrius Böttger ein. Nach dem ersten Schreiben, auf das keine Antwort erfolgt war, hatte er viele Monate geschwiegen. Der Brief aber lautete:

„Cher!

Freue Dich mit mir! Ein Sohn ist mir geboren. Fast auf der Akropolis, dem suggestivsten Ort der ganzen Erde, hat mich Minerva mit ihm beschenkt. Mir sieht er ähnlich. Und nun sehe ich das Ziel und den Zweck meines Lebens immer deutlicher vor Augen: meinen Sohn zum Mann der Zukunft zu erziehen, das sei die Tat, zu der ich stets einen so ungeheuren Drang fühlte.

Minerva geht es gut, sie nimmt alles Geschehene als holdes Wunder auf. Sie hob sich von den gebildeten Stätten alter Kulturen ja etwas fremdartig ab, jetzt aber ist sie verklärt durch das hohe, nie mehr erhoffte Glück. Wo wir in Deutschland leben werden, hat Minerva noch nicht bestimmt. Sie träumt von einem Schloß am Meer oder einer Villa am Wannsee. Welche Wendung hat mein Geschick genommen! Mein Sohn wird der Erbe meiner Pläne sein, ich selber entsage zu seinem Wohle. Darin liegt wahre Größe. Lebe wohl.

Dein Demetrius Böttger.

P. S. Neulich kam mir ein deutsches Literaturblättchen mit kleinen Arbeiten von Dir in die Hand. Recht brav, fahre so fort!"

Friedrich Natusch las das Schreiben und gab es Yvonne, die es kopfschüttelnd überflog. Dann lachten beide, und Yvonne sagte:

„Hoffentlich wird Frau Minerva nun so vernünftig, wie es ihr Alter erwarten läßt — sonst würde mir für den »Mann der Zukunft« recht bange."



Der

Fund von Grabmälern in der Dresdner Sophienkirche und ihre Instandsetzung.

Von Dr. Robert Bruck.

Bei der im Herbste vorigen Jahres vollendeten Instandsetzung der evangelischen Hof- und Sophienkirche in Dresden wurden unter dem alten Fußboden der Kirche über hundert Grabdenkmäler und eine große Anzahl wertvoller kunstgewerblicher Gegenstände gefunden, ein Altertumsfund, der in seiner Bedeutung für die Kunst und Kultur des siebzehnten Jahrhunderts eine allgemeine Beachtung beanspruchen kann.

Die Instandsetzung dieses ehrwürdigen Kunstdenkmals bietet einen erfreulichen Beweis für die Sorgfalt und



Blick in den nördlichen Chor nach der Instandsetzung 1910.

Liebe, mit denen wir heute die Zeugen alter Vergangenheit behandeln. Sie legt Zeugnis dafür ab, wie die Denkmalspflege unserer Zeit bemüht ist, das schöne Alte anerkennend zu erhalten, und wie der Neuschaffende sich bescheiden zurückstellt, um das Schaffen der alten Meister wiederum voll zur Geltung zu bringen.

Die Sophienkirche hat eine lange Geschichte. Sie wurde im Jahre 1351 als eine Klosterkirche der Franziskanermönche oder, wie sie ihrer grauwollenen Kutten wegen in Dresden genannt wurden, der „grauen Brüder“ unter Markgraf Friedrich dem Strengen erbaut. Die Wappen der Stifter, des Markgrafen Friedrich und seiner Gemahlin Katharina, einer Gräfin v. Henneberg, haben sich an der Kirche erhalten.

Den Zwecken des Predigerordens entsprechend wurde die Kirche von Anfang an weiträumig erbaut. Es ist eine zweischiffige Kirche ohne Querschiff mit ursprünglich wohl flach errichteter Decke, ihre Überwölbung dürfte erst der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts angehören. Der Bau nimmt in der Geschichte der deutschen Baukunst eine besondere Stellung deshalb ein, weil er nicht nur zweischiffig, sondern auch gleich bei der Errichtung zweichörig angelegt wurde.

Die Kirche wurde bis zu der Einführung der Reformation und der Einziehung der Klostergrundstücke mit dem sie umgebenden Hof als Begräbnisstätte benutzt. Nach der Reformation übergab Herzog Heinrich im Jahre 1541 das Kloster dem Rate, der die Kirche jedoch unbenutzt ließ. Sie wurde darauf kurfürstliches Zeughaus und der Kirchenboden, auf dem noch die Vorrichtung zum Aufwinden des Getreides vorhanden ist, Getreideschüttboden.

Der Wunsch der Begüterten, eine Begräbnisstätte in oder bei einer Kirche zu besitzen, veranlaßte den Rat im Jahre 1555, den Kurfürsten August um die Rückgabe der Kirche zu Begräbniszwecken zu bitten, denn die anderen Kirchen Dresdens waren entweder schon völlig mit Bestatteten belegt oder erwiesen sich ihrer geringen Gründung wegen zur Anlage von Grüften als ungeeignet. Erst im Jahre 1599 konnte der Rat die Kirche wieder in Besitz nehmen und die notwendigen umfangreicheren Instandsetzungsarbeiten ausführen, weil die Kirche während der Zeit, da sie als Zeughaus diente, sehr beschädigt worden war, insbesondere der Fußboden durch das grobe Geschütz, das Gewölbe durch die auf ihm ruhenden Lasten. Man hat damals die Leichensteine, die den Fußboden der Kirche bedeckten, entfernt, die Grüfte zugeschüttet, den Fußboden geebnet und mit neuen Platten belegt und das Gewölbe der Kirche ausgebessert.

Durch die Unterstützung der Kurfürstin Sophia, die auch späterhin der Kirche reiche Stiftungen zuwendete, konnte der Rat die alte Klosterkirche in würdiger Weise wiederherstellen. Er wollte sich der Kurfürstin auch nach außen hin dankbar erkenntlich zeigen, insofern er die Kirche im Hinweis auf die huldvolle Stifterin „Sophienkirche“ zu nennen beabsichtigte. Unter Bezug auf den Namen der Kurfürstin, zugleich aber den Zweck der Kirche als Begräbniskirche bezeichnend, wurde die Kirche unter dem Namen „Sancta Sophia“ geweiht, d. h. der „himmlischen Weisheit“, durch die Erwägung, „daß der Christ vor allem nach Erlernung der seligen und wahren Sterbekunst zu trachten habe, diese aber nur aus Gottes Wort, als der himmlischen Weisheit, erlernt werden könne“.



Innenansicht nach der Instandsetzung 1910.

Im Jahre 1602, von welcher Zeit ab die Kirche wiederum als Begräbniskirche für den Hof, den Adel und vornehme bürgerliche Personen benutzt wurde, übernahm die Kurfürstin die Verwaltung der Kirche, die im Jahre 1610 abermals an den Rat überging. In jener Zeit, im Jahre 1603, stellte man den neuerdings wieder aufgedeckten Gewölbebau unter dem Altar her, in dem späterhin einige protestantische Mitglieder des sächsischen Fürstenhauses beigesetzt wurden: Herzog Johann Wilhelm von Sachsen, † 23. Dezember 1632; Herzogin Sophie von Pommern, Schwester des Kurfürsten Johann Georg I., † 10. Dezember 1635; Sophie Hedwig von Schleswig-Holstein, Gemahlin des Herzogs Moritz von Sachsen, † 27. September 1652, nebst ihren Kindern Herzog Johann Philipp und Herzog Moritz. An der Chorwand in der Kirche, neben dem Altar, befindet sich das schöne, leider seiner wappenhaltenden Engel beraubte Bronzeepitaph dieser Fürstin, die mit den jungen Prinzen vor einem Kruzifix kniend dargestellt ist. Eleonore Magdalene, Tochter des Herzogs Moritz, † 2. April 1661.

Eine Stiftung der Kurfürstin Sophia ist auch der im Jahre 1606 vollendete, heute noch erhaltene Altar, ein Meisterwerk Giovanni Maria Nossenis, der am 25. September 1620 gestorben und auf Kosten des kurfürstlichen Hofes in der Kirche bestattet wurde. Sein schönes Epitaph mit einer vortrefflich aufgefaßten Gestalt des Ecce-Homo und den beiden Alabasterreliefs des knienden Meisters und seiner drei Gattinnen, ein Werk seiner Schüler Walther und Hegenwald, ist neuerdings, nachdem es früher aus der Kirche in eine Seitenkapelle gebracht worden war, aus dieser wenig zugänglichen Kapelle wieder herausgenommen und in der Kirche an dem dem Altar zunächst stehenden Pfeiler aufgestellt worden.

Als man im Jahre 1737 den evangelischen Hofgottesdienst aus der Schloßkapelle in die Sophienkirche verlegte, bedeckte man die Grabplatten mit einem Holzfußboden, errichtete darauf ein Gestühl und baute neue Emporen in die Kirche ein. In ihrer äußern Gestaltung blieb die Kirche im wesentlichen bis zu ihrem Umbau durch Architekt Professor Arnold in den Jahren 1864/68 unversehrt erhalten. Im Innern des Bauwerks hatte man allerdings schon vorher manches umgestaltet, eine Anzahl Epitaphe, Fahnen und Wappen, die das Innere schmückten, beseitigt. Wenn man alte Abbildungen zur Hand nimmt, die uns das Innere der Sophienkirche zeigen, und ein altes Verzeichnis der Grabsteine und Epitaphe durchblättert, das außer 132 Grabsteinen 25 Epitaphe und 71 Schilde mit Fahnen in der Kirche aufführt, so kann man sich die Entfernung der alten Denkmäler nur durch die Mißachtung der Barockkunst in jener Zeit erklären. Eine weitere Verwüstung von wertvollen Denkmälern im Innern der Kirche fand statt, als man im Winter 1859/60 in der Kirche eine Kaloriferenheizung anlegte. Man hat prachtvolle Grabplatten aus Marmor, solche mit Porträtfiguren oder reichen Wappendarstellungen, zerschlagen und Stücke derselben in den Heizkanal vermauert, Wappen und Porträtfiguren abgespitzt, um sie besser als Deckplatten auf die Fugen des Heizkanals verwenden zu können; andere zerstückelte man, um sie zum Auffüllen von eingefallenen Grüften zu benutzen.

Was diese Zerstörungen im Innern der Kirche an Kunstwerken noch übriggelassen hatten, das entfernte bis auf den Nosseni-Altar und das Bronzeepitaph der Fürstin Sophie Hedwig von Schleswig-Holstein Architekt Arnold in den Jahren 1864/68. Arnold veränderte das Aussehen der Kirche völlig. Der Südturm und alle noch von alters her vorhandenen angebauten Betstübchen, die einen so traulichen Eindruck machten, wurden abgebrochen, und nur die Begräbniskapelle der im fünfzehnten Jahrhundert sehr geachteten Familie Busmann, die als Taufkapelle diente, wurde erhalten. Man war in jener Zeit in der Nachahmung mittelalterlicher Stile befangen, die Gotik war modern, und man erachtete diesen Stil als den allein für eine Kirche passenden. Im neugotischen Stil errichtete Arnold die beiden Türme an der Westfront; er führte seitenartige Gänge mit Strebebogen an den Langseiten der Kirche auf und erneuerte alles Maßwerk der Fenster, die er mit Scheiben in neugotischem Stil ausfüllte. Jeder, der heute die Kirche sieht, findet in ihrer äußeren Erscheinung nur eins jener



Grabstein des Otto Christof Baron Teuffel, † 1690.

Die Sophienkirche in Dresden.

Maria Schilling, † 1623.

nüchternen neugotischen Bauwerke, wie ähnliche allerorts in Deutschland angetroffen werden. Unserer Zeit war es vorbehalten, wenn auch die Kirche in ihrem Äußern unverändert geblieben ist, ihrem Innern wieder ein künstlerisches, anheimelndes und reizvolles Aussehen zu verleihen, das dem in ihren einstigen glücklichen Zeiten zu vergleichen ist.

Es handelte sich anfangs um die Erneuerung des abgenutzten Holzfußbodens und Gestühls und um die Vergrößerung des Altarplatzes. Als man den alten Holzfußboden entfernte, fand man, von einer Schuttschicht bedeckt, etwa hundert Grabsteine und Bronzeplatten, zumeist aus dem siebzehnten Jahrhundert. Der bauliche Zustand des Bodens, die vielfach eingestürzten Grüfte, die an manchen Stellen vierfach übereinander angelegt waren, machten es notwendig, über die ursprüngliche Planung weit hinauszugehen und die Erneuerung der Kirche nach vollständig neuen Gesichtspunkten zu bearbeiten. Der Verfall der Grüfte, die Zerstörung, die ehemals das Grundwasser verursacht hatte, der Umstand, daß manche Grüfte unter den Umfassungsmauern der Kirche angelegt waren, zudem der Befund, daß nur wenige Überreste von Leichnamen und diese völlig zerstört in den ineinandergestürzten Grüften sich vorfanden, bedingten die bauliche Untersuchung aller Gruftbauten. Dabei wurde viel wertvoller Schmuck gefunden, der jetzt eine Zierde des Dresdner Stadtmuseums ist. Es sind Ringe, Halsketten, Armbänder, Kleinodien und Ordensketten. Betrachtet man diese Goldsachen, so wird man unwillkürlich zu einem Vergleich mit den Goldarbeiten der heutigen Zeit herausgefordert. Jedes kleinste Ringlein, selbst das unscheinbarste Stück, ist mit besonderer Sorgfalt gearbeitet. Die Eheringe sind nicht, wie die heutigen, Dutzendware, sondern mit verschiedenem, erhabenem oder schwarzem Emailornament verziert. Als Verlobungsgaben kann man wohl die Ringe ansehen, die mit zwei einander umschlingenden Händen in weißem Email, welche ein rotes Herz halten, geschmückt sind. Jedes einzelne Stück zeugt von dem persönlichen Geschmack des Bestellers. Eigenartig sind der Schliff und die Fassung der Edelsteine. Ganz hervorragende Arbeiten sind die verschiedenen emaillierten Ordensketten. Auch sehr fein gearbeitete Kruzifixe aus Gold und Silber, Perlengehänge und kleine Holzschnitzereien haben sich neben den kleinen Kränzen aus Silberdraht mit Perlen und goldenen Knöpfen als Grabbeigaben gefunden. Kleine emaillierte Ringe mit „Jesus", einem Kreuz, einem Totenkopf u. a. scheinen eigens vom Goldschmied jener Zeit als Totenbeigaben angefertigt und auf Vorrat gehalten worden zu sein. Auch die heute wieder verfertigten Vexierringe, zwei, drei oder mehrere Ringe, die man in bestimmter Weise zusammenfügen muß, damit sie einen einzigen Ring bilden, sind in verschiedenen Exemplaren gefunden worden.

Bei den Sicherungsarbeiten am Altar wurde eine schwarze, sargartige Kiste ausgegraben, die eine Anzahl alter Klosterreliquien in Kokosnüssen, Straußeneiern, Kristallphiolen u. a. m. enthielt. Sie wurden wohl einst bei der Einführung der Reformation von den das Kloster verlassenden Mönchen hier an alter heiliger Stätte geborgen, nachdem man die wertvollen Fassungen entfernt hatte. Unter diesem Reliquienfund befanden sich auch eine Anzahl Perlmutterreliefs mit der Leidensgeschichte Christi, Heiligen- und Martyriendarstellungen aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts, die wahrscheinlich von einem kleinen Reliquienschrein stammen und ikonographisch wie kunstgeschichtlich von hohem Werte sind.

Den kunstgeschichtlich wertvollsten Fund bilden die Grabplatten, da Steine mit Porträtfiguren darunter sind, die zu den besten Arbeiten der Zeit gerechnet werden können und eine Beherrschung des Reliefstils bekunden, wie ihn uns erst wieder Künstler unserer neusten Zeit vor Augen führen. Bei den Porträtfiguren ist die künstlerische Tradition der Renaissanceplastik des sechzehnten Jahrhunderts noch voll nachwirkend. Naturwahr bis auf die kleinsten Teile der Kleidung sind die Gestalten gebildet. Die monumentale Auffassung, der Ernst und die Würde in der Darstellung der lebenswahren Bildnisse sind höchst eindrucksvoll. Bei manchen Werken übersieht man deshalb leicht die Ausarbeitung der nebensächlichen Ornamente, die genaue Nachbildung der Spitzen, der Rüstungsstücke, bei denen nicht die kleinste Niete vergessen ist, und anderer Dinge mehr. Die Denkmäler sind darum auch vertrauenswürdige Zeugen für die Kostümkunde jener Zeit. Reiht man die Abbildungen der Steine aneinander, so findet man unschwer die Arbeiten der bedeutenderen Meister von denen der gewöhnlichen Steinmetzen heraus. Es ist kühn, wie der Verfertiger des Grabsteins eines Christian von Treben, der als Oberstleutnant im Kalcksteinschen Regiment zu Roß 1633 fiel, die Gestalt im Reliefstil über den inneren Rand der Einfassung für die Umschrift heraustreten läßt. Auch bei einfacheren Arbeiten, bei denen es sich z. B. nur um die Ausarbeitung eines Alabasterwappens handelte, das auf eine schwarze Platte mit vergoldeter Schrift angebracht wurde, gewahrt man neben der künstlerischen Feinheit eine für die Wappenkunde bedeutsame Genauigkeit in der Ausführung.

Die Geschichte der sächsischen Plastik des siebzehnten Jahrhunderts weist manche Lücken auf. In Sachsen herrschen in der Kunst jener Zeit italienischer und niederländischer Einfluß gleich stark. Der Grabmälerfund in der Dresdner Sophienkirche dürfte nach mancher Richtung hin zur Aufklärung beitragen, da sich Werke finden, bei denen deutlich das italienische Vorbild nachzuweisen ist. Andere Steine zeigen mit ihren Laub- und Fruchtgehängen sowie Kartuschen, daß ihre Verfertiger in niederländischen Werkstätten gebildet waren oder von dorther ihre Vorlagen entlehnten. Für den Kunstverständigen am reizvollsten sind jedenfalls die Werke, bei denen in geistvoller Art der Nachklang der südlichen Kunstart mit der des Nordens verbunden ist. Eine große Mannigfaltigkeit zeigt sich in der Anordnung des Ornamentes und in der Füllung der Fläche. Der künstlerische Eindruck der Platten wird erhöht durch die Verbindung des Steines mit Bronzetafeln und -wappen, die von einer prächtigen Patina überzogen sind. Auch eine über die Fläche vornehm verteilte Bemalung und Vergoldung oder die Verbindung verschiedenfarbiger Steinarten bringen reizvolle Wirkungen hervor. In ästhetischer Hinsicht steht die Grabmalskunst dieses so lange als Unkunst bezeichneten Barockstils höher als die eintönige Friedhofskunst unserer Zeit.

Reizvoll ist es, den Persönlichkeiten und den Schicksalen der in der Kirche Bestatteten nachzuforschen. Fällt doch in das siebzehnte Jahrhundert die schwere Zeit des Dreißigjährigen Krieges, zeichnete sich doch jenes Jahrhundert durch eine Anzahl furchtbarer Pest- und Hungerjahre in Sachsen aus. Unverhältnismäßig groß ist die Zahl von Personen, die in noch jugendlichem Alter dahinstarben. Krieg und Seuchen sowie der Mangel jeglicher Hygiene geben die Erklärung dafür. Groß ist die Zahl der jungen Frauen, die am Kindbettfieber starben. Ergreifend lesen sich die kurzen Eintragungen in das Totenregister „zusamt dem Kinde" oder „in harter Geburt".

Geschichtlich bekannte Persönlichkeiten und Künstler, die sich um ihr Land und ihre Heimatstadt verdient gemacht haben, sind in der Sophienkirche bestattet. Die Grabinschriften lassen in den meisten Fällen nicht erkennen, welches einflußreiche und bewegte Leben mit dem Tode seinen Abschluß fand. In dem „Zeitalter der lutherischen Orthodoxie" in Sachsen, von 1580 bis etwa 1670, die mit der schweren Zeit des Dreißigjährigen Krieges zusammenfällt, sind es insbesondere Dresdner Geistliche,



Christian von Treben, † 1633.



Matthäus Braun, † 1653, und dessen Witwe.



Marg. Cath. Marschalck, † 1684.

Die Grabsteinfunde in der Dresdner Sophienkirche.

die als die Führer jener Bewegung genannt werden können. Während der Hofprediger Polykarp Leyser (gestorben 1610) ein Mann war, den sein eigener Fürst nur entblößten Hauptes angeredet haben soll, nimmt der auch wegen seiner Schroffheit gegen andere Richtungen zu seiner Zeit bekannte Nachfolger Leysers Hoë von Hoënegg (gestorben 1645) keine rühmliche Stellung in der Geschichte ein. Durch Mißernten und die Kriegsgefahr waren in den ersten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts die Lebensmittelpreise ins Ungeheure gestiegen. Wucherer benutzten die allgemeine Notlage, um in verbotenen Münzstätten gute Münzen in minderwertige ausprägen zu lassen. Zu diesen „Kippern und Wippern", wie sie der Volksmund nannte, zählte die Volksstimme auch den Oberhofprediger Hoë von Hoënegg, dem zuliebe der Kurfürst Johann Georg I. den Titel Oberhofprediger eingeführt hatte. Auch in der Politik der Zeit soll dieser erste Oberhofprediger Sachsens eine zweifelhafte und durch seine Eitelkeit und Herrschsucht für Sachsen schädliche Stellung eingenommen haben.

Manche geschichtliche Begebenheit tritt lebendig vor das geistige Auge, sieht man die Urkunden durch, die sich über die Kirche und die darin zur letzten Ruhe Gebetteten erhalten haben, manch trauriges Schicksal läßt heute noch nach so langen Jahrhunderten unser Mitleiden rege werden.

Am 22. Dezember 1640, so lesen wir, wurde Herr Graf von Brandenstein, einstmals Geheimer Rat Johann Georgs I., später schwedischer Minister, „ganz stille in diese Kirche gebracht". Herr von Brandenstein war am 15. März 1637, angeblich von seiten der Schweden mit Friedensvorschlägen nach Wien abgeordnet, ohne Paß und ohne freies Geleit spät abends in der Festung Dresden betroffen worden. Als sächsischer Vasall hatte er durch sein Verharren bei der schwedischen Armee seine Untertanenpflicht verletzt. Auch an den schwedischen Plünderungen und Erpressungen sollte er teilgenommen haben. Er starb als Gefangener im „Goldhause", dem Dresdner Gefängnis.

Am 12. April 1694 ward unter dem Geläute aller Glocken mit fürstlicher Pracht Sibylla von Neidschütz, die 1693 vom Kaiser zur Reichsgräfin von Rochlitz erhoben worden war, in der Hofgruft unter dem Altar



Grabbeigaben.

beigesetzt. Die Bürger Dresdens mußten schwarz gekleidet von dem Hause der Gräfin bis zur Kirche sich aufstellen. Alle sechs Schritte brannte eine Fackel, und an allen Ecken leuchteten Wachtfeuer und Pechkränze. In dem Zuge, den sechs Hofbedienstete in langen Trauermänteln, zwei Marschälle zu Fuß mit langen Mänteln und schwarz überzogenen Stäben und einunddreißig Paar Schüler mit weißen Wachsfackeln eröffneten, folgten der Kurfürst in seinem sechsspännigen, vergoldeten Staatswagen und der Herzog Friedrich August ebenfalls in einer sechsspännigen Kutsche; in über fünfzig anderen Karossen schlossen sich die verschiedenen Kavaliere an. Die Gräfin war, zwanzig Jahre alt, an der Blatternkrankheit gestorben, und sechs Tage später erkrankte und starb der Kurfürst Johann Georg IV. an derselben Krankheit. Nach dem Tode des Kurfürsten erhoben sich Anklagen gegen die ränkelistige Mutter der Neidschütz, sie habe durch allerlei Zauberkünste die Liebe des Kurfürsten zu ihrer Tochter und dadurch den vorzeitigen Tod des Fürsten herbeigeführt. Der Hexenprozeß erregte großes Aufsehen, um so mehr als viele Personen der höheren Stände in ihn verwickelt waren; die Hauptrollen spielten die Hexe Anna Margaretha Burmeister aus dem Spreewalde, Katharina Reinhold, eine Kräuterfrau und Schatzgräberin aus Hartmannsgrün, und eine Traumdeuterin, die Traum-Marie genannt, sowie ein Scharfrichter. Wenige Tage nach dem Tode des Kurfürsten wurde die Leiche der Gräfin von Rochlitz wieder aus der Hofgruft genommen und außerhalb der Kirche heimlich vergraben. Selbst der Leipziger Schöppenstuhl und die Juristenfakultät hatten die Anklage auf Zauberei gegen die Mutter der Neidschütz aufrechterhalten. Der Gnade des aufgeklärten Kurfürsten Friedrich August jedoch verdankte die Generalin, daß ihr die zuerkannte Tortur erlassen wurde und sie nach fünfvierteljähriger Haft die Freiheit zurückerhielt. Andere Angeschuldigte wurden bis zum dritten Grade gefoltert, mit langem Gefängnis oder mit Staupenschlag bestraft.

Am 31. Oktober vorigen Jahres ist zum erstenmal wieder in der Kirche nach ihrer neuen Instandsetzung der Gottesdienst abgehalten worden. Es herrschte nur eine Stimme vollster Anerkennung über die geleistete Arbeit und die

Ordensketten und Goldschmuck.

In der Dresdner Sophienkirche bei ihrer Instandsetzung 1910 gemachte Funde. (Jetzt im Stadtmuseum zu Dresden.)



würdige Ausschmückung des Gotteshauses. Mit den Wiederherstellungsarbeiten war der Dresdner Stadtbaurat Professor Hans Erlwein beauftragt, der die künstlerische Anordnung und Überwachung seiner zur Ausführung gebrachten Ideen dem Bauinspektor Hirschmann übertragen hatte. Professor Erlwein hat hierbei die modernen Anschauungen der Denkmalspflege in die Tat umgesetzt. Der südliche Chor der Kirche war durch einen in ihn eingebauten dunkeln Raum verdeckt. Er ist freigelegt worden, so daß die seltene, eigenartige Grundrißgestaltung erkenntlich und eine prächtige Raumwirkung wieder erzielt wird. Unter der Busmann-Kapelle und einem Teile des Südschiffes wurde eine zweiräumige Krypta zur würdigen Aufstellung der Fürstensarkophage angelegt. Diese Krypta ist noch nicht ganz fertiggestellt, sie dürfte mit der in Aussicht genommenen Ausmalung ein sehr stimmungsvoller Raum werden. Die Wände und Gewölbe der Kirche sind rein weiß, während alles Gestühl und die alte schöne Silbermann-Orgel braun mit sparsam verteiltem Golddekor gehalten sind. Damit ist ein wohltuender Kontrast hergestellt worden, und der dunkle Gesamtton im Schiffe der Kirche trägt zur Sammlung der Andächtigen bei. Durch diese feine Farbenzusammenstellung, die durch die grüne Innenbemalung der Emporeneinbauten und den dunklen Marmorbelag des Altars noch gehoben wird, kommen die alten Gewölbe wundervoll zur Geltung, der Raumeindruck der ganzen Kirche ist bedeutsam erhöht worden. Alle Grabsteine und Bronzeplatten sind an den Wänden, den Pfeilern und in den Seitenräumen der Kirche zur Aufstellung gekommen. Abgesehen von der künstlerischen Arbeit dieser Denkmäler, die der Kirche einen einzigartigen Schmuck verleihen, und neben dem Werte in familiengeschichtlicher Beziehung, werden die Steine dazu beitragen, den frommen Sinn zu stärken. Sie sind für uns Spätere ein Memento mori, eine stete Mahnung zur restlosen Erfüllung unserer im Leben gestellten Aufgabe und Pflicht, über die der alles gleichmachende Tod einst quittiert. Für uns auch eine Mahnung, das, was einst einem Verstorbenen von dem ihm im Leben Nahestehenden als ein äußeres Zeichen von Liebe und Verehrung gewidmet worden ist, als ein frommes Denkmal zu schützen und den späteren Geschlechtern zu erhalten.

Professor Erlwein hat auch alle Pastorenbilder, bis auf die des neunzehnten Jahrhunderts, zum Schmucke der Kirche wieder an ihren inneren Wänden anbringen lassen. In der Zeit der Nüchternheit waren sie aus der Kirche entfernt worden. Es sind treffliche Bildnisdarstellungen darunter, manche von bedeutenden Künstlern, z. B. Louis de Sylvestre, Rafael Mengs, Anton Graff, Georg Charpentier, gemalt. Die Geistlichen haben es um ihre Gemeinde und Kirche wohl verdient, daß ihnen ein dauerndes Andenken an der Stätte ihres einstigen Wirkens errichtet bleibt.

Auch das Kunstgewerbe der Neuzeit wurde für die Ausstattung der Kirche beschäftigt. Professor Karl Groß entwarf die schönen elektrischen Beleuchtungskörper. In Traubenform gestaltet, bilden diese Lichtspender eine ruhig wirkende, gesammelte Lichtmasse, wie sie nur von den alten echten Kristallkronen erreicht wurde.

So ist durch die Instandsetzungsarbeit die Kirche von ihrer kalten und öden Nüchternheit befreit worden. Die Kirche, aus der einst alles entfernt worden war, was Geist und Herz mit Liebe und Ehrfurcht erfüllte, nimmt heute unter den vielen Sehenswürdigkeiten Dresdens eine erste Stelle ein.

Der Mannenmittwoch von Visp (1388).

Von **Georg Busse-Palma.**

„Statt Euch im Christmond fromm zu freuen,
Wollt Ihr gen Visp mit Brand und Blut? —
Bleibt hier, Herr Herzog von Savoyen,
Ein Krieg um Weihnacht wird nicht gut!
Die Lämmergeier freilich packen
Ihr Beutetier auch im Advent.
Doch voller Demut beugt den Nacken,
Wer dieser Wochen Wunder kennt!
Laßt nur bis Neujahr noch die Stirnen
Der Visper Bauern ungebückt.
Es heißt schon so, man hätt' die Firnen
Rot wie von Ritterblut erblickt.“ —

Der Herzog von Savoyen sprang
Bös lachend auf den Schimmel.
„Mein Pfäfflein, spar' den Unkensang,
Der Krieg auch dient dem Himmel!
Wenn sich die Bauernburg nicht duckt
Und nur ein einziger mault und muckt,
Schick' ich die Hundeseelen
Gleich koppelweis' zu ihm empor,
Daß sie ganz dicht an Gottes Ohr
Ihr Halleluja grölen.“

Er rief 's und strich den Knebelbart,
Im Auge Stolz und Tücke.
Viertausend Hufe hieben hart
Dann hinter ihm die Brücke.
Die Adler froren in der Höh',
Grellweiß lag alles Land im Schnee,
Und durch das eisige Glitzen
Brach gleißend wie ein Gletscherguß
Der Heerzug bis zum Visperfluß —
Mag Gott die Bauern schützen! —

•

Die Burg liegt hoch und stille,
Und nur der Strom geht laut.
Kein kriegerischer Wille
Hat sie dorthin gebaut.
Sie soll das Tal nur schirmen
Vor Raub und Ritterschaft
Und hegt in Wall und Türmen
Mehr Gottvertrau'n denn Kraft.



E. Fischer: Im Sturm.

Als nun der Herzog nahte,
War man zu schwach zum Streit.
Doch Klugheit saß zu Rate,
Und Klugheit braucht nur Zeit.
So bat man: „Herr, drei Tage
Bedenkzeit laß verzieh'n,
Und stürm' erst an und schlage,
Wenn wir auch dann nicht knien!“ —

•

Was schmieden die Hämmer verstohlenerweise
Zu Visp in der Nacht und am Tag?
Schuhnägel und Eisen, um sicher zu schreiten
Auf glitschigem Grund, wo die Füße sonst gleiten,
Um sicher zu stehen beim Schlag!

Was sollen die Wagen, mit Steinen beladen,
Im grausigen Gürtel aus Stahl,
Im Gürtel aus Sensen und Spießen und Speeren?
Die Reihen der Feinde, die soll'n sie verheeren
Und mörderisch mähen im Tal!

Was schaffen die Hacken und Schaufeln und Spaten?
Was wird durch die Dämme verstellt?
Die Wasser der Vispach verlassen ihr Bette
Und rauschen ins Tal und berieseln die Stätte
Und schleifen gefrierend das Feld! —

•

Wild kreischt ein Luchs im Föhrenstand,
Der Schnee fällt körnig von den Zweigen.
Im Zwielicht auf der Felsenwand
Steht scheu und angstverstört das Schweigen.
Die Finger auf vereistem Munde,
Lauscht es hernieder in das Tal:
Mitunter klirrt es dort im Grunde,
Als spräch' im Schlaf ein Pallaschstahl;
Als stieß ein spornbewehrter Schuh
An Schienen und an Eisenhauben,
Und schweres Wälzen, Stampfen, Schnauben
Klingt fast gespensterhaft dazu.

Halb starr vor Frost, auf Eis und Schnee
Schläft die savoyische Armee.
Der Atem dampft gleich dickem Rauche,
Und Küraßknecht und Offizier
Drängt zitternd enger an sein Tier
Und wärmt sich unterm Pferdebauche.
Der Herzog nur liegt wohlverwahrt
In eines Stadels Heu geborgen,
Die Edelsten um sich geschart,
Und träumt vom Sieg und träumt vom Morgen.

Da gellt ein Ruf: „Herr Herzog, auf!
Vom Burgberg stürmt, in zwanzig Händen
Pechfackeln mit gewalt'gen Bränden,
Ein Bauernhauf'!“

Zu spät! — Der Schmied von Vispach haut
Sein Beil dem Warner in die Stirne,
Und wie der sterbend aufwärts schaut,
Sieht er in Blut getaucht die Firne.
Der Tag ist da! —

Reisteisen sperren schnell die Tür,
Rings um die Scheune züngeln Feuer.
„Nun gnad' der Heiland Euch, Savoyer!
Lebendig kommt Ihr nicht von hier!“
Ein Flämmchen flitzt durch einen Spalt
Und springt ins Heu und faßt die Halme. —
Barmherz'ger Gott! Ein Schrei erschallt
Wie Stiergebrüll aus glüh'ndem Qualme!
Dann überbrausen das Geheul
Der Sterbenden die Flammenwogen,
Und Feuerknäu'l nach Feuerknäu'l
Kommt sausend durch das Dach geflogen,
Strahlt garbig aus, und weit umher
Sprühn Funkenmassen übers Heer.

Gewieher, Schreie! — Tausend Rosse
Und tausend Reiter springen auf.
Da nahn gespenstische Kolosse
Sich ihren Reih'n im Donnerlauf,
Das sind die Visper Sensenwagen.
Todkündend ist ihr Radgekreisch.
Auf hundert scharfen Schneiden tragen
Sie Hirn und Haut und Haar und Fleisch.
Wer könnte ihnen auch entweichen?
Das Eis ist glatt, die Bahn ist schräg,
Und Blut ölt gut, und von den Speichen
Tropft 's unaufhörlich dick und träg!

Die Pferde bäumen sich in Scharen,
Kopfüber fliegt manch tapfrer Mann,
Und die im Sattel furchtbar waren,
Greift furchtlos jetzt der Bauer an.
Der glatte Grund ist ihr Verderben,
Sie gleiten aus, und Sturz ist Tod.
Die Visper lassen alle sterben,
Und alles Eis um Visp wird rot.

— — — — — — — — — — — — — —

Wie viele flohen? Kaum die Kunde
Kam nach Savoyen von der Schlacht! —
So furchtbar war die Morgenstunde
Am Mittwoch vor der heiligen Nacht! —

•

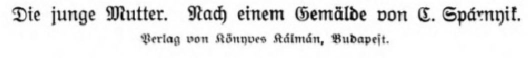
Nach der Savoyer Untergange
Nahm man den Scheunenschutt in Hut.
Da kroch wie eine Märchenschlange
Ein goldnes Bächlein aus der Glut.

Früh war 's ein Helm noch, stolz und ragend,
Der Helm, in dem der Savoyard,
Im Freundeskreis sein Los beklagend,
Vom Flammentod ergriffen ward.

Die Bauern schöpften von dem Golde
Und formten draus, so gut es ging,
Ein Kreuz, an dem der schmerzlich-holde,
Gequälte Herr der Weihnacht hing.

Und als sie es im Glanz der Kerzen
Auf ihres Kirchleins Altar sahn,
Da dankten sie aus heißem Herzen,
Daß Gott so viel für sie getan!

Daß von des Feindes Macht und Zürnen
Dies Kreuz nur blieb, vor dem sie gern
In Demut knien mit tiefen Stirnen
Als ihrem einzig rechten Herrn!



Die junge Mutter. Nach einem Gemälde von C. Spárnyik.

Verlag von Könyves Kálmán, Budapest.



Engelbert Humperdinck: „Königskinder."

Es ist ein in der Geschichte der deutschen Oper wohl noch nie zuvor verzeichneter Fall, daß die Uraufführung einer Novität echt deutschen Ursprungs in Amerika erfolgte. Bei dem neuen musikalischen Märchendrama des „Hänsel und Gretel"-Komponisten Engelbert Humperdinck ist dieses Novum in die Erscheinung getreten; sein jüngstes Werk „Königskinder"*) erblickte am 28. Dezember 1910 im Metropolitan Opera House in Neuyork zum überhaupt ersten Male das Licht der Rampen, um mit jubelndem Entzücken begrüßt zu werden, und erst vierzehn Tage später konnten Deutschland und Österreich (die europäische Erstaufführung fand gleichzeitig im Königlichen Opernhaus zu Berlin und im Deutschen Landestheater zu Prag statt) die Bekanntschaft der jüngsten Schöpfung eines Meisters machen, der trotz — oder vielmehr vielleicht just wegen — der zögernden und sparsamen Art, mit der er die Gaben seines feinen Kopfes der Bühne zur Verfügung stellt, noch nicht das geringste von der herzlichen Zuneigung eingebüßt hat, die ihm vor nunmehr bald zwei Jahrzehnten sein erster, glückgesegneter Griff in den deutschen Märchenhort bei groß und klein, bei Fachleuten und Laien eintrug. Was von Humperdincks Schöpfungen zwischen „Hänsel und Gretel" und „Königskinder" liegt, hat — sieht man von „Heirat wider Willen", der komischen Oper, in der sich der Tondichter auf ein seiner ganzen Wesensart nicht günstig liegendes Gebiet gewagt hatte, ab — musikgeschichtlich keinen ernsthaften Anspruch auf bleibende Beachtung. Die Rosmerschen „Königskinder", die Humperdinck schon 1898 zu melodramatischer Behandlung gelockt hatten, und die in dieser Form den Weg über fast alle Bühnen von Bedeutung gehen durften, reizten ihn zur nochmaligen, und zwar diesmal zur durchgreifenden Vertonung. Die verschnörkelten Unklarheiten eines zwar sehr sorgsam ersonnenen, aber zu weit ausgesponnenen Kunstmärchens schreckten ihn nicht, zogen ihn vielmehr noch an, wohl um einmal zu zeigen, wie eine mehr aus dem Herzen quellende als verstandesgemäß konstruierte musikalische Unter- und Übermalung das rechte Mittel sei, um die Mär von dem Königssohn und der Gänsehirtin uns erst recht menschlich nahezubringen. Ist ihm dies Experiment gelungen? In der Hauptsache: ja; in Nebendingen: nein, oder doch nur sehr zum Teil! Wo Humperdinck versagte, trägt nicht er die Schuld, sondern die Münchener Märchenerfinderin E. Rosmer (bekanntlich Pseudonym für Elsa Bernstein), die das tragische Geschick des Liebespaares mit gefährlich viel humoristischen Anhängseln umspann und da zu motivieren suchte, wo wir psychologische Begründung willig zu entbehren vermögen oder gar als störendes, die Phantasie beeinträchtigendes Hemmnis empfinden müssen. Der aus jungfrischem Holz geschnitzte Königssohn, der aus der goldenen Mauer des väterlichen Palastes hinausstrebt:

„Fort! Hinaus!
In der Morgenhelle
ohne Begleiter
entflieht er dem schlafenden Königshaus.
Dummer Geselle!
Hungert und dürstet und härtet die Glieder,
Gebirge hinan, zu Tale wieder,
Im Bärenkampf wird er stark und kühn,
Wunden heilen, Narben erblühn.
O der Gefahr unbändige Lust!
Mächtig bewußt
wächst es ihm aus der Brust
im brausenden Morgenwind:
Königskind! Echtes Königskind!"

der draußen unter der sonnenglitzernden Linde die Gänsemagd inmitten ihrer schnatternden Schar findet, sein Herz an sie verliert, aber erst durch mancherlei selbstgeschaffene Wirrnis hindurch muß, ehe er sie jubelnd als „liebesverschönte, sonnengekrönte" Königin in seine Arme schließen darf, um dann, vom Volke verkannt und verstoßen, mit ihr draußen vor der Hexenhütte im Hellawald unter dem jetzt schneebedeckten Baume verderben und sterben müssen, ist mit rechtem Märchenblut erfüllt, dabei aber doch Mensch geblieben vom Scheitel bis zur Sohle. Die Maid aber, von deren düsterer Herkunft eine redselige Hexe umständlich Kunde gibt, bleibt ein Phantom, mit dem der Hörer nichts Rechtes anzufangen weiß. Sie wird unserem Mitleid erst nahegerückt, wenn Hunger und Not den Königssohn zwingen, die goldene Krone, die ihm kein Glück gebracht, um ein Stückchen Brot herzugeben, und wenn das ins Elend gestoßene Liebespaar, seiner Sinne nicht mehr mächtig, im eisigen Brautbett von Fieberphantasien in andere selige Welten geleitet wird. Trotz dem mancherlei verworrenen Wortschwall würde der Leidenspfad des verkannten Paares stark tragisch wirken, wenn nicht unter Ignorierung der Grundgesetze des Märchens und des Dramas im zweiten Akt dem unsympathischen Treiben der Bürger von Hellabrunn, denen ihr König abhanden gekommen ist, und die nun nach dem Wahrspruch der um Rat befragten Hexe als Herrn und Herrin begrüßen wollen, wer am Tage des Hellafestes just zur Mittagsstunde beim Läuten der Glocken durch das Stadttor tritt, ein allzu breiter Raum gegönnt wäre. Diese doppelte dramatische Achillesferse des Textes völlig zu heilen, ist Humperdincks vornehmer Kunst nur zum Teil gelungen, und dies ist um so mehr zu bedauern, als er sich sonst in seinen „Königskindern" auf einer so liebenswürdigen und doch dabei zugleich solch stolzen Höhe zeigt wie nie zuvor. Sein Geschick,



Geheimer Hofrat Max Richards,
Direktor des Stadttheaters in Halle a. S.

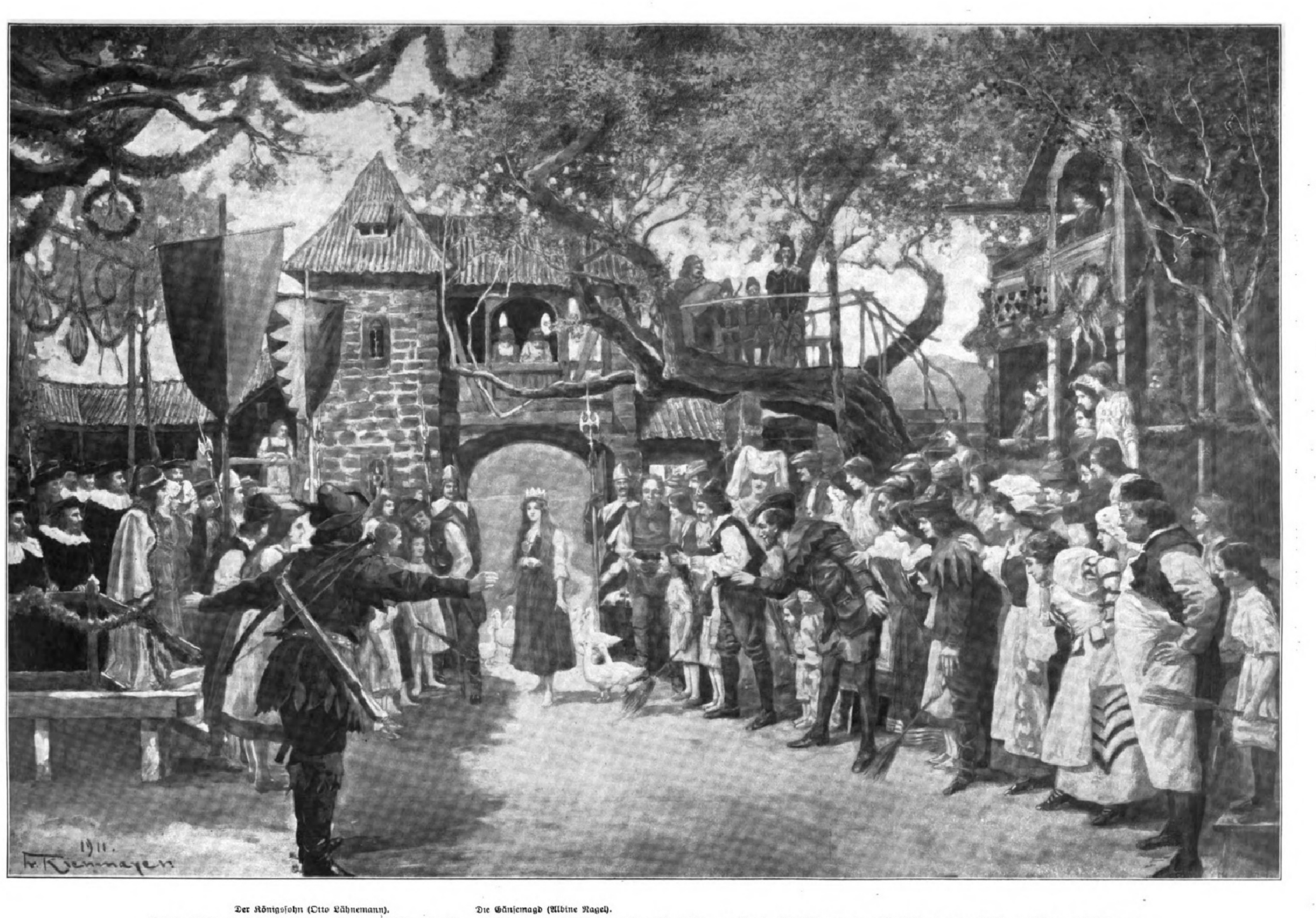
mit verhältnismäßig einfachen Mitteln den Zauber echter Märchenstimmung zu verbreiten, feiert hier noch mehr Triumphe als in seinem Erstlingswerk. In den Orchestervor- und -zwischenspielen, die nur zum Teil ihre frühere Gestalt beibehalten haben, atmet jeder Takt wohllautende Poesie, deren kristallene Polyphonie eindringlicher zu uns spricht als die Bühnenvorgänge selbst. Die motivische und melodische Erfindung besticht weniger durch die Originalität — Richard Wagner und das deutsche Volkslied dienten als goldene Quellen — denn durch die leichtfließende, zärtliche Sorgfalt, mit der die Phrasen ausgesponnen und zur Vertiefung der Charakteristik verwendet werden. Als besonders gelungen seien, neben der in schillernden Silbertönen gehaltenen Liebesszene des ersten Aktes, die Kinderstubenlyrik des zweiten und die zu tristanartiger Tragik emporwachsenden Schauer des letzten Aktes hervorgehoben, während die behäbige Lustigkeit der Hellabrunner Spießbürger mehr erkünstelt, als Lortzing-Imitation oder — wenn man will — als Siegfried-Wagner-Stil-Kultur denn empfunden erscheint. Neben einem balladesk behandelten Spielmann stehen die burlesken Holzschnittgestalten des Besenbinders, des Holzhackers und der Wirtstochter: sämtlich musikalisch wirksamst humoristisch charakterisiert. Die zahlreichen Längen, unter denen die Partitur leider leidet, vermögen die Freude an dieser, alles in allem genommen, Meistertat eines reifen, über die Grenzen, die seinem Talent gezogen sind, vollkommen informierten Kopfes nicht nennenswert zu trüben. Sie werden ebensowenig wie die Schwächen des Textes es hindern, daß die „Königskinder" als eine der schönsten Früchte auf dem Opernmarkt der Gegenwart angesprochen werden.

Den obenerwähnten Erstaufführungen des Musikmärchens auf europäischem Boden folgte die Wiedergabe im Stadttheater zu Halle a. S., auf Grund deren die umstehende Zeichnung angefertigt wurde, am 19. Januar fast unmittelbar auf dem Fuße nach, um auch hier einen durchschlagenden Erfolg zu ernten. Das Werk war in seinem anspruchsvollen szenischen Teil von dem Geheimen Hofrat Max Richards, der schon seit 1897 an der Spitze der Bühne der Saalestadt steht und auf eine lange Kette glänzender Erfolge zurückblicken kann, in der denkbar subtilsten und lebendigsten Weise ausgestattet worden, so daß auch nach dieser Seite hin der anwesende Komponist seiner unverhohlenen Freude Ausdruck geben konnte. Nicht minder gediegen erwies sich die unter der energie- und geistvollen Leitung des Kapellmeisters Eduard Mörike stehende Ausführung des musikalischen Teiles. Von den zahlreichen Einzelleistungen sei die den Märchenton vorzüglich treffende Gänsemagd des Fräuleins Nagel, der stimmlich gut fundierte Königssohn des Herrn Lähnemann, nicht minder aber auch der Spielmann des Herrn Rudolph und die rüpelhaften Gesellen der Herren Raven und Gruselli hervorgehoben, indessen sich die kleine Marta Schick in der komplizierten Aufgabe eines noch in den ersten Kinderschuhen steckenden Besenbindertöchterleins einen Sondersieg erspielte und ersang.

Otto Sonne.

Faksimile aus der Partitur des Musikmärchens „Königskinder". Von Engelbert Humperdinck. Gesang der Gänsemagd unter der Linde. (1. Akt.)

*) Partitur und Klavierauszug der „Königskinder" erschien bei Max Brockhaus, Leipzig.



Der Königssohn (Otto Lähnemann). Die Gänsemagd (Albine Nagel).

„Königskinder.“ Musikmärchen in drei Bildern. Von E. Rosmer. Musik von Engelbert Humperdinck. Aufführung im Stadttheater zu Halle a. S. am 19. Januar.

2. Akt, vorletzte Szene. Gänsemagd: „Mein lieber Knabe, ich komm' zu dir. Hab' mir mein Fürchten überwunden und einen freudigen Mut gefunden, mit Rechten trag' ich die Krone hier!“

Nach einer Originalzeichnung unseres Spezialzeichners Franz Kiennmayer.

Felicitas reipublicae.

Humoreske von **Alfred Tintner.**

Antiquitätensammler sind, wie allgemein bekannt, eine Menschengattung für sich. Sie haben ihre eigenen Gewohnheiten und Anschauungen, und selbst ihre Moral ist anders geartet als die anderer Menschen; nicht allzu kleinlich in der Wahl der Mittel zur Befriedigung der Sammelleidenschaft und ab und zu selbst der sog. Mogelei nicht gänzlich abgeneigt. Graf Rottini besonders erfreute sich in dieser Hinsicht unter seinen Kollegen großen Ansehens, denn niemand verstand es besser als er, zum Ziele zu gelangen, wenn er sich einmal die Aufgabe gestellt hatte, einem hartnäckigen Besitzer irgendeine Rarität abzujagen.

Im Klub dieser Antiquitätensammler, deren Mitglieder ohne Ausnahme dem Adel angehörten, fragte eines Abends Graf Rottini den ob seiner Schlauheit, Sammelpassion und Sachkenntnis gleich berühmten Baron Brullier:

„Sie kennen doch den Grafen Wallpach, mein lieber Brullier?“

„Den alten Grafen Theodor Wallpach?“ entgegnete der Angeredete. „Ob ich den kenne! Der besitzt ja eine prachtvolle Raritätensammlung.“

Graf Rottini lächelte ironisch und sprach: „Dieser Schlaukopf ist mir vor kurzer Zeit ordentlich reingesprungen!“

„Dieser Wallpach?“

„Derselbe!“

Ein Staunen bemächtigte sich der ganzen Runde, die den Grafen Rottini ersuchte, den Hergang dieser originellen Überlistung zu erzählen. Während die Anwesenden sich die Fauteuils näherrückten, zündete sich Graf Rottini eine Zigarette an und begann:

»Vor etwa einem Monate reiste ich nach Mailand, da dort, wie ich vernommen hatte, eine Versteigerung der Antiquitätensammlung des verstorbenen Kardinals Feretti stattfand. Im Bahnwagen traf ich den Grafen Wallpach, der, wie sie ohnehin wissen, ein sehr guter Freund von mir ist. Nach der Begrüßung drehte sich unser Gespräch natürlich um seine Antiquitätensammlung, worüber er mir mit seinem gewohnten Gleichmut diverse Dinge erzählte. „Haben Sie seit unserem letzten Klubabend nichts Neues ergattert?“ fragte ich ihn nach einer kurzen Pause.

„Nichts von besonderer Wichtigkeit,“ erwiderte er, „doch halt, gestern eine kleine Münze. Da, sehen Sie sich diese einmal an. Reizend, nicht wahr?“ Dabei reichte er mir eine kleine Medaille. Kaum erblickte ich dieselbe, so war ich wie vom Schreck gelähmt. Es war ein wahres Prachtstück — eine überaus seltene „Faustina“, die mir zur Komplettierung meiner römischen Sammlung fehlte. Seit undenkbar langer Zeit suchte ich, jedoch erfolglos, nach dieser Münze, und endlich fand ich sie, aber leider im Besitze eines routinierten Numismatikers. Die Aversseite der Münze zeigte den Kopf der Faustina, der Gemahlin Mark Aurels, und die Reversseite einen Gladiatorenkampf mit der Umschrift „FELICITAS REIPUBLICAE“. Keine einzige meiner Faustina-Münzen wies diese Reversseite auf. Ich besaß „Faustinas“ mit „sechssäuligem Tempel“, eine „verhüllte Fortuna mit Kugel und Steuerruder“, eine „Ceres mit Ähren und brennender Fackel“, einen „Thron mit Diadem und quergelegtem Zepter“, einen „Antonius, der Faustina die Hand reichend“ usw.; nur der Gladiatorenkampf fehlte mir. Der Entschluß, die Münze um jeden Preis zu erlangen, stand sofort bei mir fest. Daß es bei einem solchen Gegner nicht leicht sein würde, fühlte ich. Ich gab ihm auch gleich die Münze wieder zurück und sagte im gleichgültigsten Tone: „Es ist wirklich ein schönes Stück, doch werden Sie noch etwas Schöneres haben.“

Nach einer kurzen Pause sagte ich entschlossen: „Hören Sie, Graf, ich will offen mit Ihnen sprechen. Ihre Münze hat mir's angetan, und ich bin beinahe daran, ihretwegen eine Torheit zu begehen. Überlassen Sie mir das Stück, und Sie können dafür in meiner Sammlung die schönste ‚Roma‘ wählen.“

„Ich danke“, erwiderte Graf Wallpach.

„Bedenken Sie, reitende Dioskuren auf der Reversseite!“

„Was Sie nicht sagen!“

„Oder Romulus und Remus mit Wölfin und fliegenden Gänsen in Silber!“

„Mir genügen die Gladiatoren auf meiner ‚Faustina‘.“

Meine verlockendsten Tauschvorschläge scheiterten an der Hartnäckigkeit dieses Mannes. Ich geriet in einen Zustand gelinder Raserei. Sie werden das Gefühl doch kennen, meine Herren, das den Friedfertigen befällt, wenn er eine Antiquität haben will und sie nicht bekommen kann. Nach langem Hin- und Herreden kam ich wieder wie zufällig auf die Münze zu sprechen. „Hm, hm,“ sagte ich etwas gedehnt, „sie ist doch schöner, als ich dachte; muß Ihnen ein hübsches Stück Geld gekostet haben, was?“

„Nun, umsonst habe ich sie gerade nicht bekommen, doch reut mich der Handel nicht!“

„Für Sie hat die Münze also großen Wert?“

„Ah, das will ich meinen!“ entgegnete er.

„Wären Sie nicht geneigt, sie zu verkaufen?“

„Die ‚Faustina‘ verkaufen? — Sie scherzen wohl!“

„Nicht im geringsten; ich biete Ihnen sogar das Doppelte, was Sie dafür bezahlten!“

„Und wenn Sie mir das Zehnfache bieten würden, gebe ich die Münze nicht aus meiner Hand!“

Doch gab ich mein Vorhaben noch nicht auf. Von Mailand zurückgekehrt, machte ich mich unverzüglich ans Werk. Die Wallpach, dachte ich mir, müssen schon ein uraltes Geschlecht sein und bereits in der Geschichte Frankreichs, vielleicht schon bei den Kreuzzügen, eine Rolle gespielt haben. Um dies festzustellen, studierte ich nun alle Werke der älteren und neueren Geschichte Frankreichs, die ich in meiner Bibliothek vorfand, ohne jedoch auch nur im geringsten einem Wallpach zu begegnen. Dann begab ich mich in die Nationalbibliothek und setzte meine Nachforschungen fort. Endlich nach vierzehntägigem fruchtlosen Suchen fiel ich in der genealogischen und chronologischen Geschichte des Königlichen Hauses auf einen Ritter Wallpach. Viktoria! In dem Werke war zwar nichts als dieser Name erwähnt, doch verwies eine klein gedruckte Fußnote auf eine alte flandrische Chronik, die von der Schlacht bei Bouvines handelte. Natürlich ließ ich mir sofort die Chronik geben und las in dem angedeuteten Kapitel folgende Sätze, die ich mir so tief einprägte, daß ich sie jetzt noch auswendig weiß:

„Hir seynd benennet die edelen Herren vnd dapfferste Kriegsleut, so warn mit dem König vonn Frankreich, nemblich Eude Hertzog vonn Bourgogne, Henry Graff vonn Grandpré, Jean Graff vonn Beaumont, Gautieur Chastillon Graff vonn Ponthieu, Ernest Graff vonn Wallpach, Enguerrand von Coucy mit zwo Brüdder vnd vil andere Ritter.“

Weiter unten hieß es dann:

„Der Ritter Ernest Graff vonn Wallpach hilt einn mächtigen lantzen inn der handt, vnd war auff ein großen hengsten. Vil Feyndte hatt der dapffere derstochn, vnd manniche andtere derrittn.“

Jetzt handelte es sich für mich nur noch um das Wappen der Wallpach. Ich fand es ohne Schwierigkeiten in den heraldischen Abbildungen des Werkes. Das Wappen zeigt zwei Felder in Gold und Blau durch einen Querbalken getrennt. Ein Arm in Hermelinärmel mit eiserner Faust in der Mitte und im oberen Felde drei Falken.

Ich kopierte die beiden Stellen der flandrischen Chronik, nahm einen Abdruck von dem Wappen und fuhr zu Dréard, dessen Imitationen so täuschend sind, daß man ihnen in den meisten Sammlungen und sogar in Museen begegnet.

Er begrüßte mich mit der gewohnten Liebenswürdigkeit und fragte mich nach dem Zwecke meines Erscheinens, worauf ich ihm erwiderte, daß ich eine Münze aus dem dreizehnten Jahrhundert in Altbronze, auf deren Aversseite ein Ritter in voller Rüstung, der eine Lanze schwingt, und auf der Reversseite das erwähnte Wappen der Wallpach benötige.

Nach übereingekommener Preisbestimmung nahm Dréard die Bestellung entgegen, auf deren Ausführung ich bloß zwei Wochen zu warten brauchte.

Der Feldzug um die „Faustina“ war glücklich eröffnet. Ich reiste nach La Rochelle, dem Gute Wallpachs.

Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß ich nicht mit der Tür ins Haus fiel und mit ihm über alles sprach, nur nicht über die „Faustina“. Nachdem wir eine Stunde lang geplaudert hatten und ich schon im Begriffe stand, mich von ihm zu verabschieden, rief ich:

„Ich wußte ja, daß ich Ihnen noch etwas zu sagen hatte, verehrter Graf. Hier, sehen Sie, was man mir neulich gebracht hat!“

Ich nahm meine Münze aus der Westentasche und sagte: „Anfangs wollte ich die Münze gar nicht nehmen, denn ich befasse mich grundsätzlich nicht mit dem dreizehnten Jahrhundert; doch nachdem ich auf dem untern Abschnitt Ihren Namen entziffert hatte, besann ich mich eines Besseren und kaufte das Stück.“

Der Graf nahm die Münze, die ich ihm darbot, und prüfte sie sorgfältig mit seiner Lupe. Nach einigen Minuten prägte sich in seinen Mienen lebhaftes Erstaunen aus.

„Ah, ah! Das ist mehr als seltsam! Und ich hätte geschworen, daß in meiner Familie die erste Münze vom Grafen Ernest von Wallpach geschlagen wurde! Das ist ja ganz merkwürdig! Richtig! . . . Der Name ist deutlich lesbar! . . . Jeder Zweifel ist ausgeschlossen! Sagen Sie,

lieber Rottini, was machen Sie denn mit dieser Münze? Da das dreizehnte Jahrhundert ohnehin kein Interesse für Sie hat, könnten Sie mir das Stück überlassen! Geben Sie es mir in Tausch!"

„Ich tausche nicht gerne; Sie wissen, man verliert immer dabei. Allerdings nehme ich an der Münze kein so reges Interesse wie Sie; aber da ich sie nun einmal habe, behalte ich sie."

„Lassen Sie uns vernünftig miteinander sprechen, teurer Freund! Bedenken Sie, von welcher Wichtigkeit die Münze für mich ist. Wir stammen in direkter Linie von Ernest von Wallpach, und sein Wappen, abgesehen von einigen unwesentlichen Abänderungen unter Ludwig XIII. ist noch heute das unserer Familie. Sie werden nun begreifen, welches Gewicht ich auf den Besitz der Medaille legen muß. Ich gebe Ihnen ohne weiteres Bedenken das Doppelte, ja das Dreifache des Preises, den Sie dafür bezahlt haben!"

„Ja, ja, ich begreife, ich sehe ein, lieber Graf ... aber Sie verlangen da von mir ein schweres Opfer. Lassen Sie mich noch reiflicher über die Sache nachdenken. Später, in einigen Monaten, bis ich mir's ein wenig überlegt habe, wird sich vielleicht etwas machen lassen, denn ich möchte Ihnen gern gefällig sein."

Ich ergötzte mich an seiner Ratlosigkeit.

Nach einer Weile rief ich, als ob mir ein Einfall plötzlich durch den Kopf geschossen wäre:

„Halt, lieber Graf, eine Idee! Da Sie auf dieses Prachtstück so versessen sind, will ich Ihnen einen Vorschlag machen! Sie erinnern sich, wie energisch Sie mir vor mehreren Wochen Ihre ‚Faustina' abgeschlagen haben? Nun denn, ich gebe Ihnen hier diesen meinen, das heißt Ihren Urahn, wenn Sie mir Ihre ‚Faustina' ablassen!"

„Meine ‚Faustina'? Ein unschätzbares, in seiner Art einziges Stück!"

„Ja, glauben Sie denn, daß es von meinem mehrere Exemplare gibt?"

„Solange ich lebe, gebe ich die ‚Faustina' nicht her!"

„Ebensowenig wie ich meine Münze! Reden wir nicht mehr davon! Sie behalten Ihre ‚Faustina' und ich meinen ‚Wallpach'!"

Ich nahm die Münze gleichmütig wieder an mich, steckte sie in die Westentasche und empfahl mich mit einem freundschaftlichen Händedruck von ihm, der mich unter allen möglichen Vorwänden noch zurückzuhalten suchte.

Der Hauptstreich war somit geführt; jetzt hieß es nur, die Dinge ruhig abwarten. Ich muß ehrlich gestehen, daß ich selbst in meinen kühnsten Träumen nicht einen so vollständigen Sieg erhofft hatte, als er mir tatsächlich zuteil wurde. Doch konnte ich nicht umhin, stillvergnügt in mich hineinzulachen, als ich mich wieder in mein Hotel begab. Sie alle, die Sie ja auch Sammler sind, werden bestätigen, daß es außer dem Vergnügen, ein seltenes Stück zu besitzen, nur noch ein gleichwertiges, ja vielleicht diesem sogar überlegenes gibt: das Vergnügen nämlich, einen Berufsgenossen hinters Licht zu führen.

Nach drei Tagen erhielt ich von Graf Wallpach folgendes dringendes Telegramm:

„Schicke Ihnen mit Eilbrief ‚Faustina', senden Sie sofort ‚Wallpach'."

So gelangte ich durch meine unbeugsame Hartnäckigkeit zu einer der seltensten Münzen, höchst wahrscheinlich der einzigen, die überhaupt noch existiert, und die nicht einmal im ‚Schatz der Numismatik' erwähnt ist.«

Mit diesen Worten zog Graf Rottini aus seiner Brieftasche die herrliche „Faustina", deren Reversseite einen Gladiatorenkampf zeigte. Das prächtige Stück ging von Hand zu Hand und erweckte laute Rufe der Bewunderung und nicht minder Laute des Neides.

Nur Baron Brullier blieb ruhig und kühl in seinem Fauteuil sitzen und blickte träumerisch in den Rauch seiner Zigarette.

„Nun, Brullier," rief nach einer Weile Graf Rottini, „finden Sie meine Geschichte mit Graf Wallpach nicht komisch?"

„Gewiß, verehrter Meister!" erwiderte der Baron ernst. „Und ich finde sie sogar noch um eine Kleinigkeit komischer als Sie selbst, weil ich es war, der dem Grafen Wallpach die »Faustina« gegen zwei Tanagrafigürchen überließ. Wie Sie Ihre Münze, so hatte ich die »Faustina« bei Dréard bestellt, dessen Imitationen so täuschend sind, daß man ihnen in den meisten Sammlungen und sogar in Museen begegnet."

O Sonnenschein!

Von **Celeste v. Hippel.**

In dem dunklen Hinterhause, das früher als Waschküche und Rollkammer gedient, hatten die Schneidersleute mit ihren sieben Kindern endlich ein Obdach gefunden.

Das war eine schwierige Irrfahrt gewesen. Jeder sträubte sich gegen die bösen sieben. Es fanden sich Mieter genug ohne solche lästigen Schmarotzer, die höchst wahrscheinlicherweise lärmten und schrien oder Krankheiten und sonstige Übelstände mit sich brachten. An kleinen Wohnungen zum Preise von zwei- bis dreihundert Mark war überdies stets brennender Mangel.

Endlich war es der Schneidersfamilie geglückt! Bei Nacht und Nebel landete sie samt der Bagage aus wurmstichigem Hausrat.

Die Kinder krabbelten vom Karren herunter. Dort waren sie unter dem schützenden Dach des Schneidertisches wie in einem Hundecoupé verstaut gewesen. Das kleinste, einjährige, war fast erdrückt worden von der neugierig vorwärtsdrängenden Nachhut.

Sie waren glücklich, daß sie keine Treppen zu klettern brauchten wie in der vorigen Wohnung unter dem Dache eines hohen Hauses in einer engen, düstern Gasse.

Hier war ein Hof, ein richtiger Hof, auf den sie direkt aus der Wohnung zu ebener Erde hinausschlüpfen konnten.

Der Hof war vier Quadratmeter groß; Unbeteiligten erschien er wie der Grund einer hohen Feueresse. Rundherum war er von hohen, berußten Hauswänden eingefaßt, seine feuchten, glitschigen Steinfliesen wurden niemals trocken.

Das merkten die Kinder nicht. Sie sahen ganz oben ein viereckiges Stückchen Himmel und mitten darin einen hellen Stern. Der sah aus wie ein Weihnachtslicht. Sie jubelten und streckten ihm die Händchen entgegen und rannten mit den bloßen Füßen trotz der kalten Nässe auf dem Hofe von einer Wand zur andern.

So viel Bewegungsfreiheit und Luft hatten sie noch nie gehabt. Bisher mußten sie sich mit einer winzigen Küche begnügen, die neben der Schneiderstube lag; in diese wagten sie sich nur selten hinein, weil das den Vater störte und er eine lockere Hand hatte, wenn sie ihm in den Weg liefen. Ins Freie durften sie höchstens spät am Abend. Tagsüber hatten Vater und Mutter zu nähen, und die zwölfjährige Schwester mußte zur Schule und wenn sie zurückkam, aufwaschen, reinmachen und vor allem für die Wäsche sorgen. Das war auch ein Hemmschuh der Freude! Die Kinder wurden ins Bett gesteckt, wenn ihre Hemdchen und Höschen ein Seifenbad im Waschzuber nahmen, Dubletten besaßen sie nicht, von der modernen Hygiene des Sonnenbades bei nacktem Körper hatten die Eltern nie gehört. Der Hauptfaktor, die Sonne, wäre auch beim besten Willen nicht aufzutreiben gewesen.

Das merkte man den Gesichtern der ganzen Familie an. Sie waren farblos, grünlichweiß wie die Sprößlinge im Schatten erblühter Pflanzen oder wie Bleichsellerie, wenn er der Erde entnommen wird.

Ohne Luft und Licht waren die Kleinen in die Welt getreten und aufgewachsen.

Übrigens waren der Gründe noch mehr, weshalb es mit dem Luftschnappen mißlich aussah.

Die Zwölfjährige war müde, wenn sie Hausarbeiten und Schulaufgaben erledigt hatte; die Eltern erfrischten sich im Wirtshaus, und die Garderobe der Kinder gestattete ihnen nicht den Luxus, gemeinsam ins Grüne zu wandern. Anzüge und Kopfbedeckungen mußten umschichtig herhalten, da nur drei vorhanden; diese durften in Anbetracht ihrer Fadenscheinigkeit nicht zu oft dem zersetzenden Hauche der freien Luft ausgesetzt werden.

Einmal waren drei von den sieben zu den anderen Kindern auf die Straße geschickt worden. Diese aber hatten gesagt: „Pfui, was seid ihr schmutzig, nicht mit der Zange anzufassen — wie Zigeunervolk!"

Nun hatten sie einen Hof! Die Freude war überwältigend. Sie nahmen sich bei den Händen und tanzten Ringelreihen, wie sie es in einem Bilderbuche gesehen, das ihnen die Schwester von der Weihnachtsbescherung aus der Schule mitgebracht hatte.

Heute war es wie Weihnachten! Heute durften sie lange, lange aufbleiben.

Die Eltern mußten die krachenden Holzbetten aufschlagen; das dauerte eine Weile. In dem einen schliefen Vater und Mutter, in dem andern die fünf Kinder; das Kleinste hatte einen quiekfenden Korbwagen ganz für sich allein.

Auf dem Sofa in der Schneiderstube kampierte die zwölfjährige Gertrud — für sie war kein Platz mehr bei den anderen.



L. v. Flesch-Brunningen: Brokatstickerinnen.

Überhaupt war nirgends Platz für sie. Sie flatterte herum wie ein verscheuchter Vogel, vom Stuhl zum Tisch, vom Tisch zur Fensterbank, wenn sie ihre Schularbeiten machen wollte.

„Du bist wie ein Kuckucksei, gehörst gar nicht her!" schrie der Vater sie an, wenn Trunkenheit ihm die Zunge löste. Dann lachte sie scheu vor sich hin, die Kinder lachten mit, weil sie glaubten, das wäre ein Witz.

Todmüde krochen sie am ersten Abend in der neuen Wohnung ins Bett. Das Kleinste schlief auf dem Arm der Mutter ein, noch ehe es hingelegt wurde.

Erst spät am Morgen wachten sie auf und rieben sich die Augen. Dann fiel ihnen ein, was für ein Glück auf sie wartete — der Hof.

Sie ließen sich die Schuhe anziehen, die die Mutter aus Tuchflecken und Filzabfällen zusammenzuzimmern pflegte.

Nun ging es auf den Hof. Dort war es beinahe so dunkel wie in der Stube; daran waren sie gewöhnt. Sie fanden aber die Luft wunderschön, ganz anders als drin.

Um Heizung zu sparen, kochte die Mutter hier in Vaters Schneiderstube; dort sollten sie auch essen und wohnen, denn die Küche war dumpf und feucht und ohne Dielen. Viel Platz war nicht in der Stube. Der große Schneidertisch nahm eine Hälfte derselben ein, dann stand noch die Nähmaschine da, ein Sofa mit einem Tisch davor und der eiserne Ofen.

Wie in einer Heringstonne, so eng war es, und furchtbar heiß, weil der Schneider immer fror und die Bolzen tüchtige Glut brauchten, um das große Bügeleisen zu erhitzen.

Keins der Kinder konnte sich rühren; wo sie saßen, saßen sie und klemmten sich höchstens verstohlen unter den Schneidertisch. Aber hier hatten sie einen Hof. Jauchzend liefen sie hinaus und reckten ihre Glieder wie verschlafene Vögel ihre Flügel.

Sie tummelten sich im Kreise herum und besahen sich die hohen Häusermauern und den Ruß, der in Flocken daran hängenblieb.

Da — sie wußten zuerst nicht, was es war, und drängten sich erschrocken aneinander — ein heller, schmaler Streifen hatte sich über das feuchte Pflaster gebreitet.

Hellgelb sah er aus und wie das Feuer aus den Holzabfällen in ihrem Ofen.

Sie schlichen behutsam näher und tippten mit dem Finger darauf. Es brannte nicht, aber es war ganz warm!

Da hockten sie sich auf die Steine und legten ihre Hände und ihre dünnen Ärmchen nebeneinander auf den Sonnenstreifen. Das Kleinste kam herbeigewatschelt und machte es ihnen nach.

Dann aber zogen sie schnell die Hände zurück — sie sahen in dem hellen Lichte schwarz aus, voller Schmutz und Flecke. Das Licht hatte sich wohl darüber geärgert, denn es verschwand ebenso schnell, wie es erschienen war.

Betrübt schlichen sie in die eisige Küche und rieben sich mit Wasser und Sand die Schmutzflecken ab. Vielleicht kam der warme Lichtstreifen dann wieder. Sie warteten geduldig bis zum andern Mittag, da kam er. Jubelnd reichten sie ihm ihre Händchen.

Die sahen heute anders aus und brauchten sich nicht zu schämen. Immer blanker putzten und rieben sie sie, bis sie ganz rot und dick erschienen.

Eines Tages aber zeigte sich das Schicksal in Gestalt des Wohlfahrtspolizisten. Der sah sich die Wohnung an. Er schüttelte den Kopf und tat einen Machtspruch.

In den Löchern dürfe die Familie nicht wohnen bleiben, es fehle an der normalen Kubikmeterzahl Raum für die zahlreichen Insassen. Das sei unstatthaft! Die Kinder würden Schwindsucht und Gelenkrheumatismus kriegen und der Stadt zur Last fallen!

„Dann hat die Stadt uns gesunde Wohnungen zu bauen", polterte der Schneider.

Der Polizist zuckte die Achseln. Das gehe ihn nichts an, er tue nur seine Pflicht!

Nun ging das Suchen wieder los und viel Verdienst verloren. Das Umherrennen machte Durst. Wenn der Vater abends erfroren und hungrig heimkehrte, machte er seinem Trostspender, dem Branntwein, noch einen Besuch in der Kneipe nebenan. Durch Nachtarbeit suchte er die vergeudeten Tagesstunden zu ersetzen. Seine Laune wurde nicht besser dadurch; er fluchte über das Hundeleben, über Gott und alle Welt und die sieben Bälger.

Dennoch war das Glück ihm hold. Ein verlassenes Bahnwärterhaus dicht vor der Stadt war gegen billige Miete vom Eisenbahnfiskus zu haben, weil eine Kurve zu geradem Geleise gewandelt wurde.

Im April konnte das freistehende Häuschen bezogen werden. Die Kinder waren toll vor Freude, als sie diesmal vom Karren herunterkletterten.

So etwas hatten sie noch nie gesehen, so mußte es im Himmel sein! Ein richtiger Garten mit Beeten war da und eine Holzbank zum Sitzen neben der Haustür. Den niedern Eisenbahndamm hinauf wuchs grünes Gras, kleine, weiße Blümchen mit roten Rändern steckten ihre Köpfchen daraus hervor! Grau gesprenkelte Vögel mit gelben Schnäbeln hackten auf den Beeten herum, und andere, noch kleinere zwitscherten lustig in der Birke neben der Haustür. Viel, viel schöner klang das als der Leierkasten, den sie früher in der dunklen Gasse gehört. Und was das Schönste war — über alles glitt ein ebensolches Licht wie der Streifen im Hofe.

„Das ist die Sonne", sagte die kluge Zwölfjährige.

„Die Sonne, liebe Sonne", riefen die Kinder und kugelten sich auf dem Rasen und blinzelten zum blauen Himmel empor, wo die Sonne wohnte.

Dann aber sahen sie einander an und kriegten einen Schreck.

Ihre Gesichter und ihre Beinchen waren ja kohlschwarz vor Schmutz und paßten nicht zu den gewaschenen Armen und Händen.

„Pfui," sagte eins zum andern, „wie schmutzig bist du!"

In der Dunkelheit hatten sie es nicht entdeckt.

Sie hielten die Hände vors Gesicht und zogen die Füßchen hoch, weil sie sich vor der Sonne schämten.

Sie rannten heulend ins Haus. Die Mutter mußte eins nach dem andern ins Waschfaß stecken und abseifen.

Dann aber wollten sie ihre zerfaserten Hemdchen und die fleckigen Kittelchen nicht anziehen. Das paßte nicht; die Sonne würde wieder böse sein und fortrennen.

Die Mutter hatte ihre liebe Not und räsonierte über die fatale Sonne, die sich in alles mischte und alles an den Tag brachte. Recht hatten die Kinder ja. In dem hellen Licht sahen die Sachen jämmerlich aus; seufzend ging sie an die Arbeit. Durch die Freigebigkeit des Geschäftsherrn, für den der Schneider in Akkord arbeitete, waren Haufen von Restern aufgestapelt. Darin kramte sie, und ihr Mann mußte zuschneiden. Ans Wirtshaus war vorerst nicht zu denken.

Kaum waren die Kinder eingekleidet, so ging das Lamento wieder los. Sie paßten gar nicht mehr in die verlotterte Häuslichkeit und waren wie närrisch auf jedes Loch und jeden Flecken, weil sie Angst vor der Sonne hatten, die mit ihren hellen Augen alles sah, was in dem Dunkel der vorigen Wohnungshöhlen nicht zum Vorschein gekommen.

Unablässig gab es zu scheuern und zu flicken, und das „Kuckucksei" fing ebenfalls an aufzumucken und wollte besser im Zeuge sein als bisher.

Wenn alles fertig sein würde, wollten sie sich endlich einen lustigen Abend im Wirtshaus machen — aber damit schien es gute Wege zu haben.

Die Sonne hielt sie in Atem. Kaum waren sie aus dem gröbsten heraus, so spiegelte sie sich in den trüben Fensterscheiben und zeigte, daß es schon wieder Zeit zum Putzen sei; um sie zufriedenzustellen, mußte man unablässig beim Waschen und Putzen bleiben und in den Feierabendstunden jeder Hand anlegen.

Die Gartenbeete mußten außerdem bestellt werden. Man durfte sich nicht lumpen lassen; in anderer Leute Gärten blühten schon Ringelblumen und Stiefmütterchen. Es gab viel nachzuholen, aber die Kinder tummelten sich wie fleißige Heinzelmännchen. Die Sonne lehrte es sie. Alles wuchs unter den kleinen Händen, und die Gesichter wurden rund und rotbäckig.

Als der Wohlfahrtspolizist einmal Sonntags aus Neugierde die Familie aufsuchte, war er sprachlos.

Der Schneider sonnte sich auf der Holzbank und sagte vergnügt: „Jetzt fangen mir die Bälger an Spaß zu machen! Aber ich habe auch geschuftet wie ein Karrengaul, um sie vorwärtszubringen!"

Der Polizist erwiderte selbstbewußt: „Der Stadt habt Ihr es zu verdanken, daß es aufwärts mit Euch geht, und dem neuen Gesetz, das sich um die Erziehung der Kinder zu künftigen Staatsbürgern und Soldaten kümmert, wenn die Eltern es nicht tun."

Die Sonne schien hell in sein bärbeißiges Gesicht.

Sie wußte besser, wer der Erzieher war!

O Sonnenschein!

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Die Internationale Automobilausstellung wird Ende November oder Anfang Dezember d. J. in Berlin stattfinden und in Gemeinschaft mit dem Kaiserlichen Automobilklub durchgeführt werden. Eine Kollision mit dem Londoner Salon soll vermieden werden; mit Paris braucht nicht gerechnet zu werden, da die französische Industrie für den Winter 1911 eine Ausstellung abgelehnt hat, und ein etwaiger Umschwung nicht zu erwarten ist.

Die Internationale Flugausstellung Berlin 1911 findet unter dem Protektorat des Kaiserlichen Aeroklubs Ende dieses Jahres in den Ausstellungshallen am Zoologischen Garten statt. Der gesamte Überschuß der Ausstellung ist für aeronautische Preise bestimmt. Geschäftsführer ist Herr Major a. D. v. Tschudi. Die Geschäftsstelle befindet sich zunächst in Berlin, Lützowstraße 89.

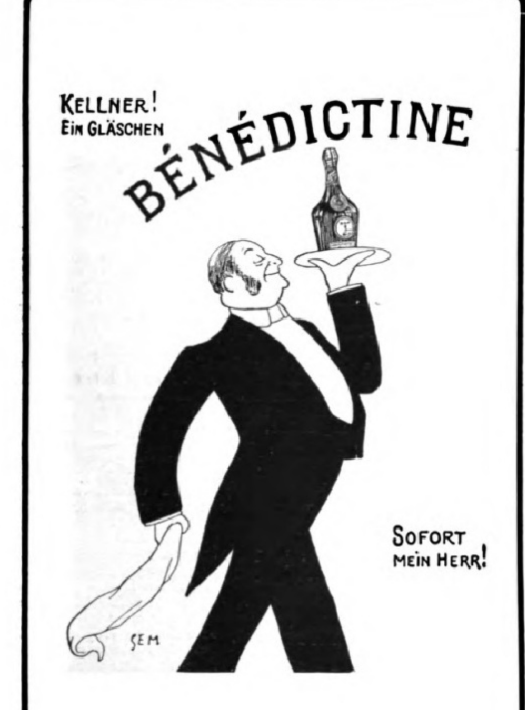
Eine „Non stop"-Automobilfahrt plant der Kaiserliche Österreichische Automobilklub für die Tage vom 13. und 14. Mai d. J. Seitens der Sportkommission ist jetzt ein Entwurf des Programmes festgelegt worden. Danach wird die Fahrt über 1500 Kilometer auf einer Rundstrecke von 250 Kilometern Länge, die sechsmal abzufahren ist, ausgetragen. Gewertet wird erstens die Betriebssicherheit, zweitens die Regularität der Fahrt. Auf jedem Wagen hat ein Fahrer und ein Mechaniker Platz zu nehmen. Der Wechsel der Fahrer findet nach der zweiten und vierten Runde statt; der Fahrerwechsel ist obligatorisch. Nennungsanfang 10. April, Nennungsschluß 20. April, Nennungsgeld 100 Kr. Nachnennungen mit doppeltem Einsatz bis Sonntag, 29. April.

Zu einem Überlandflug Gotha — Weimar stifteten der Großherzog Wilhelm Ernst 2500 Mk., die Stadt Weimar 2000 Mk., das Zeißwerk in Jena 3000 Mk.

Aero- und Motorbootausstellung London 1911. Die Drucksachen der Third International Aero and Motor Boat Exhibition, die vom 10. bis 18. März in der Olympiahalle in London stattfindet, liegen nunmehr vor und können an der Geschäftsstelle der Ständigen Ausstellungskommission für die deutsche Industrie in Berlin NW, Roonstraße 1 eingesehen werden.

Die Carnegiestiftung für Lebensretter. Aus der Satzung der unter dem Protektorat des Deutschen Kaisers errichteten „Carnegiestiftung für Lebensretter" sandte das Ministerium den Eisenbahndirektionen einen Auszug zur Kenntnis mit der Anweisung, ihrerseits in geeigneten Fällen begründete Anträge auf Gewährung von Beihilfen an Lebensretter oder deren Hinterbliebene bei dem Kuratorium der Stiftung, Berlin, Wilhelmstraße 64, schriftlich zu stellen. Derartige Anträge sollen jedoch durch das Ministerium der öffentlichen Arbeiten in Berlin gehen.

Ein Preisausschreiben für Bühnenwerke. Der Verband deutscher Bühnenschriftsteller verleiht in diesem Jahr zum erstenmal den von Rittergutsbesitzer Leopold Hirschberg in Berlin gestifteten „Verbandspreis" im Betrage von 1000 Mark. Es kommen nur Originalwerke reichsdeutscher Schriftsteller in deutscher Sprache für die Preisverteilung in Betracht, und zwar auch solcher, die nicht Mitglied des Verbandes deutscher Bühnenschriftsteller sind. Die Werke müssen in Druck oder Maschinenschrift bis spätestens 31. März d. J. unter Namensnennung des Verfassers dem Vorstand des Verbandes deutscher Bühnenschriftsteller eingereicht sein mit dem Nachweis, daß das betreffende Werk von der Vertriebs-







stelle des Verbandes deutscher Bühnenschriftsteller zum Bühnenvertriebe angenommen worden ist. Von der Bewerbung ausgeschlossen sind die Mitglieder des Vorstandes und Aufsichtsrates des Verbandes deutscher Bühnenschriftsteller. Sollte der Preisträger noch nicht Verbandsgenosse sein, so hat er das Recht, Verbandsgenosse zu werden, auch wenn er die in den Verbandsstatuten festgesetzten Aufnahmebedingungen nicht erfüllt.

Der Internationale Kongreß für Wohnungshygiene, der erste im deutschen Sprachgebiet, wird vom 2. bis 7. Okt. d. J. in **Dresden** stattfinden und, wie schon jetzt feststeht, stark besucht werden. Er soll sich mit Wohnungshygiene im weitesten Sinne beschäftigen, also auch mit Hygiene auf Dampfschiffen, Eisenbahnen, in Krankenhäusern, Kasernen, Gefängnissen usw. Vorsitzender des Kongresses ist der Präsident des Sächsischen Landesmedizinalkollegiums, Geheimrat Professor Dr. Renk.

Privatschecks durch die Post. Die Annahme von Schecks durch die Postanstalten ist jetzt vom Deutschen Reichspostamt angeordnet worden. Die neue Einrichtung tritt am 1. April d. J. in Wirksamkeit. In Zahlung angenommen werden außer Postschecks und Reichsbankschecks Schecks auf alle Banken, Anstalten, Genossenschaften und Sparkassen, die scheckfähig im Sinne des Scheckgesetzes sind. Nähere Auskunft erteilen die Postanstalten.

Die deutsche Ausfuhr von Automobilen und deren Einzelteilen im Jahre 1910 weist gegen das Vorjahr eine gewaltige Steigerung auf; diejenige von fertigen Kraftfahrzeugen allein um mehr als 60 Prozent. Wie die „Zeitschrift des Mitteleuropäischen Motorwagenvereins" nachweist, betrug im letzten Jahr die Ausfuhr von Personenmotorwagen 29 Millionen Mark (gegen 17 Millionen in 1909), von Lastmotorwagen 3 Millionen (1909: 2 Millionen), von Motorfahrrädern 1 Million (wie im Vorjahre) und von Motoren für Motorwagen und -räder 16 Millionen (1909: 11 Millionen). Auf Grund früherer Ermittelungen bezifferte sich schätzungsweise der Ausfuhrwert für Pneumatiks auf mindestens 40 Millionen (1909: 30 Millionen) und derjenige für Einzelteile auf mindestens 25 Millionen (1909: 20 Millionen), so daß insgesamt für mindestens 114 Millionen Mark (1909: 81 Millionen) an fertigen Motorfahrzeugen und deren Einzelteilen in das Ausland gingen. Dabei sind nicht berücksichtigt worden die in der amtlichen Statistik nicht besonders aufgeführten Motorboote und lenkbaren Luftfahrzeuge sowie deren Einzelteile, deren Ausfuhr auch mit einigen Millionen Mark angenommen werden kann.

In Arco vollzieht sich der Wandel in der Aufnahme von Kranken in der erwünschten Weise. Während früher ein erhebliches Plus von Lungenleidenden nach Arco kam und dort auch in den hauptsächlichsten Hotels Unterkunft fand, kommen jetzt andauernd immer mehr Herzkranke, Nervenkranke, Rekonvaleszenten und Gesunde in diesen außerordentlich günstigen klimatischen Kurort. Die Brustkranken finden in der Regel nicht mehr in den Hotels, sondern in den mit den modernsten Heil- und Desinfizierungssystemen versehenen Sanatorien Aufnahme.

Österreichischer Dampferverkehr auf dem Gardasee. Die österreichische Gesellschaft „Danubius" wird auf dem Gardasee, der bisher nur von italienischen Schiffen befahren wurde, drei Dampfer in den Dienst stellen. Zwei von ihnen

werden für den gewöhnlichen Verkehr und einer für Feiertagsausflüge bestimmt sein.

Neue Pneumatik-Modelle für Automobile, Motorzweiräder und Fahrräder bringt die Mitteldeutsche Gummiwarenfabrik Louis Peter A.-G. in Frankfurt a. M. für die kommende Saison auf den Markt. Von der Beliebtheit und Güte der Peter Union-Reifen zeugen am besten die unausgesetzt eingehenden Anerkennungsschreiben. Auch in dieser Saison dürften sie sich vermöge ihrer hervorragenden Eigenschaften viele neue Freunde erwerben. Der kürzlich erschienene, äußerst reichhaltig und geschmackvoll ausgestattete Katalog über Fahrrad- und Motorzweirad-Pneumatiks nebst Zubehörteilen gibt ein Bild der neuesten Reifenmodelle. Jeder Händler sollte im eigensten Interesse diesen Katalog, der kostenlos versandt wird, einfordern.

Die Bayard-Selbstlade-Pistole. Es ist ein angenehmes Bewußtsein, jederzeit eine Verteidigungswaffe mit sich zu führen, die in der Stunde der Gefahr sicher funktioniert und auch in ihrer Wirkung kräftig ist. Außer zuverlässiger Konstruktion und Ausführung sowie einer genügenden Durchschlagskraft kommt bei einer Waffe, die man ständig mit sich führen will, in Betracht, daß sie möglichst klein ist. Die Waffenkonstrukteure haben in den letzten Jahren wahre Meisterstücke an selbstladenden Pistolen geschaffen. Zu den vollkommensten dieser Art gehört die „Bayard" Pistole, ein Erzeugnis der weltbekannten Anciens Etablissements Pieper Akt.-Ges. (vorm. H. Pieper), Waffen- und Munitionsfabriken in Herstal bei Lüttich (Belgien). Diese in den meisten Ländern patentierte Taschenpistole entspricht in jeder Hinsicht den höchsten Anforderungen. Sie besitzt den nicht zu unterschätzenden Vorzug, bei einem Kaliber von 9 mm nicht größer zu sein als Kaliber 6,35 mm Pistolen. Infolge einer sehr sinnreichen Stoßfangvorrichtung konnte die „Bayard"-Pistole bei kleinstem und handlichstem Format für das von Polizei- und Militärbehörden als wirksam anerkannte Kaliber 9 mm eingerichtet werden. Diese handliche und wirksame Taschenpistole ist in den meisten Waffengeschäften erhältlich. Das echte Fabrikat trägt nebenstehende Schutzmarke.

Schutzmarke
BAYARD

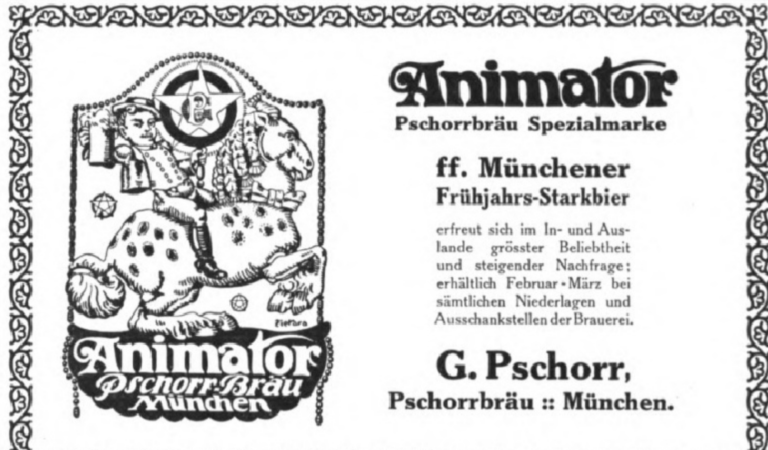
Über Haarfarbe. Wenn eine Haarfarbe, wie die von den Kgl. Hoflieferanten J. F. Schwarzlose Söhne in Berlin, Markgrafenstr. 29 in den Handel gebrachte Aureol-Haarfarbe sich seit 16 Jahren der Gunst des Publikums erfreut, so ist dies sicher ein Beweis für ihre Brauchbarkeit und Zweckmäßigkeit. Beides wird von allen denen, die sich bisher der Haarfarbe Aureol bedienten, rückhaltlos anerkannt; ganz besonders wird die Echtheit der Farbe wie auch die Natürlichkeit der mit Aureol erzielten Nuancen, die vom hellsten Blond bis zum tiefsten Schwarz vorrätig sind, hervorgehoben. Die Aureol-Haarfarbe hat überdies noch den Ruf der Wohlfeilheit (Probe Mk. 1,25, Originalkarton Mk. 3,50). Aureol kann allen denen, die gewohnt oder gezwungen sind, sich das Haar zu färben, bestens empfohlen werden.

Das Album für Innendekoration ist in seiner gediegenen Ausführlichkeit eine Übersicht über alles, was auf diesem Gebiete geboten werden kann. Die Firma Teppich- und Möbelhaus S. Schein, k. u. k. Hof- und Kammerlieferant, Wien I, Bauernmarkt 12, hat sich bereit erklärt, ein Exemplar dieses in ihrem Verlage erscheinenden Werkes an Hausfrauen und andere Interessenten auf Verlangen (Angabe der Adresse auf Postkarte genügt) zuzusenden, gegen Voreinsendung von 1 Mark (in Brfm.),

CHOCOLADEN ALPURSA CACAO (686)



RUMPF's
Gesundheits-krepp
ist bekannt als die beste, eleganteste und hygienisch bewährteste
Unterkleidung
hergestellt aus den feinsten Materialien in **Seide, Seide mit Wolle, Wolle und Baumwolle.**
PREISGEKRÖNT
durch zahlreiche Diplome und Medaillen. Paris 1900 ausser Wettbewerb, Mitglied der Jury.
GEGRÜNDET 1856.
Man beachte genau unsere Firma:
Rumpf'sche Kreppweberei A.-G.
Basel i. Schweiz. **Steinen** i. Baden.
Generalvertretung für Deutschland:
Georg Arnheim, Berlin W. 66,
Mauerstrasse 86/88. (98)



Durch jede Buchhandlung ist zu beziehen:
Kostümkunde von Wolfgang Quincke, Regisseur am Deutschen Volks-Theater in Wien



Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage.
Mit 459 Kostümfiguren in 152 Abbildungen.
In Originalleinenband 7 Mark 50 Pfennig.
Verlagsbuchhandlung J. J. Weber in Leipzig 26



(404)

Das vornehme Wiener Corset
ist das



Günsberger-Mieder
Erster Staatspreis Wien 1910 (Jagdausstellung).
Grand Prix Brüssel 1910.
Reich illustrierter Katalog Nr. 44 A mit Massanleitung gratis und franko bei Berufung auf die Jllustr. Zeitung
Heinrich Günsberger & Sohn, Wien I
Kärntnerstrasse 9a, neben Theyer und Hardtmuth.
Gegr. 1874 Nach Deutschland liefern wir von M. 25.- an bei Voreinsendung des Betrages franko und zollfrei. *Gegr. 1874*



(213)



Wer **Freude** und **Nutzen** haben will im **Garten** oder **Feld,** bei **Fenster-** und **Balkongärtnerei,** der verlange kostenfrei meinen

Samen- und Pflanzen-Katalog für 1911

mit 600 Abbildungen, Kulturanleitung, Arbeitskalender und vielen **erprobten** Garten-Requisiten auf 200 Grossquart-Seiten.

Mein Katalog bietet die **reichste Auswahl** der **besten Neuheiten,** wie der **bewährten guten** Sorten in **Gemüse- u. Blumensamen** usw.

☞ **Interessenten** werden darin auch die **neuesten** und **gesuchtesten Gemüsearten** für den **feineren** Tisch finden.



Nr. 39 100. Prachtmischung grossblumiger, wohlriechender Wicken.
à Portion 10 Pfg., 20 Gr. 30 Pfg.

F. C. Heinemann, Erfurt 330
Hoflieferant Sr. Maj. des Deutschen Kaisers und Königs von Preussen.

Zur **Behandlung von Katarrhen der Luftwege und der Lungen** von **Dr. med. Saenger.** 140. Tausend. 50 Pfg. Verlag: **Otto Gentsch, Magdeburg 28.**

Für die Redaktion verantwortlich: Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.

Jllustrirte Zeitung

Leipzig • Berlin Erscheint seit 1843 Wien • Budapest



Nummer 3529. Hundertsechsunddreißigster Band. 16. Februar 1911.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7.

Literarische Rundschau.

Natur und Heimat.

Aus dem Reich der Flora.

Von Johannes Trojan. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung; geb. 4 ℳ.

Johannes Trojan, der sich nach seiner langjährigen Tätigkeit als Chefredakteur des „Kladderadatsch“ nach Warnemünde zurückgezogen hat, beschenkt seine zahlreichen Freunde mit einem prächtigen Buch. Wer je sich an einem Werk des feinsinnigen Humoristen erfrischt hat, der weiß schon, welche Vorliebe der Dichter für unsere Pflanzenwelt hegt, und dieser verleiht er nun in dem neuen Buch einen umfassenden und liebenswürdigen Ausdruck. Es ist eine innige Freude, an der Hand des kundigen Botanikers und gemütvollen Dichters durch Floras Reich zu wandern, seinen Plaudereien zu lauschen und sich mit seinen Kenntnissen bereichern zu lassen. Aus alten verschollenen Arzeneibüchern kramt er lustige Weisheit aus, in die tiefen Geheimnisse der Natur läßt er uns blicken und in der Seele der Pflanzen lesen. Wir folgen ihm herzlich gern bei seiner Wanderung durch Wald und Wiese, Feld und Düne, Berg und Tal, in Garten, Küche, Keller und Apotheke und verstehen nun erst ganz den Zauber, der um die bunten Gestalten der Blumen webt, und werden blumensprachekundig wie bei seinem Freund Heinrich Seidel und bei Hermann Löns vogelsprachekundig. Die eingestreuten Gedichte und Sprüche erhöhen den Genuß des mit tiefer, begeisterter Liebe zur Blumenwelt geschriebenen und mit einem guten Bild des Dichters geschmückten Buches, eines eigenartigen Geschenkes für alle Naturfreunde!

Leipzigs Denkmäler, Denksteine und Gedenktafeln.

Mit 83 Bildern, zusammengestellt von Max Eschner. Leipzig, Otto Wigand; geb. 1 ℳ.

Das mit dem ausgesprochenen Zweck, in die Heimatkunde einzuführen und die Heimatliebe zu kräftigen, zusammengestellte Buch, das aus den Mitteln einer Stiftung Leipziger Bürger in den Schulen Leipzigs und seiner Vororte verteilt wird, verdient über den Rahmen lokalgeschichtlicher Bedeutung hinaus allgemeine Beachtung. Es gliedert sich in folgende Abteilungen: 1. Personen und Ereignisse aus der Zeit der Befreiungskämpfe, etwa ein Drittel des Ganzen umfassend, 2. Brunnen und Kunstdenkmäler, 3. Dichter, 4. Personen und Ereignisse aus der Gründungszeit des Deutschen Reiches, 5. Fürsten, 6. Gelehrte, Erfinder und Künstler, 7. Kirchliche Erinnerungen, 8. Leipziger Persönlichkeiten und Ereignisse, 9. Musiker, 10. Pädagogen. Eine kurze Erläuterung weist auf die Geschichte und Bedeutung eines jeden Denkmals hin und macht das Buch zu einem knappen Abriß der Geschichte und Kulturgeschichte der Stadt. Das Beispiel Leipzigs sollte in allen größeren Städten nachgeahmt werden, mit einem solchen Buch wird eine Fülle von Anregung und Segen durch die Kinder in die Familien getragen, für den Einheimischen und Fremden ist es ein handliches, praktisches Nachschlagebuch. Aber wir wünschen ihm noch zwei Nachfolger: einen gleichen Führer durch die alten und modernen Bauten in Stadt und Land und durch deren Naturdenkmäler, prähistorisch und volkskundlich wichtige Stätten. Es wäre ein lohnendes Unternehmen, solche Bücher einzeln oder zusammengefaßt für die Städte und Gaue des ganzen Deutschen Reiches zusammenzustellen.

Heimatschutz und Landschaftspflege.

Von Prof. Dr. Eugen Gradmann. Mit Buchschmuck und zehn Originalzeichnungen von W. Strich-Chapell. Stuttgart, Strecker & Schröder; kart. 2 ℳ 20 ₰.

Wer sich über die allenthalben kräftig fortgeschrittene Bewegung für Heimatschutz und Landschaftspflege einen genauen Überblick verschaffen will, dem sei Gradmanns Buch aufs wärmste empfehlen. Der Verfasser steht seit Jahren mitten in ihr, er verfügt, wie das in dankenswerter Weise beigegebene Literaturverzeichnis schon beweist, über eine umfassende Kenntnis der zahlreichen Schriften auf diesem Gebiet und hat es verstanden, in knapper, fesselnder Darstellung den vielgestaltigen Stoff zu bemeistern. Seinen Standpunkt in der ganzen Frage hat er im Vorwort mit klaren Worten festgelegt: „Die besondere Absicht dieses Schriftchens ist, über neue und alte romantische Bestrebungen hinauszuweisen auf einen gesunden Realismus und über unfruchtbare Negation und starren Konservatismus auf positives künstlerisches Schaffen.“ Das ist ein gesundes Programm, das darin angedeutet ist, und es wird in den Abschnitten: die natürliche Landschaft, der Landbau, das Bauwerk, des weiteren entwickelt. Um eine Fülle von Anregungen bereichert, legt man das Werk wieder aus der Hand, nach dem man oft und gern wieder greifen wird, um sich Rat zu holen.

Gottfried Doehler.

Handbuch für Heer und Flotte.

Enzyklopädie der Kriegswissenschaften und verwandten Gebiete. Unter Mitwirkung von zahlreichen Offizieren, Sanitätsoffizieren, Beamten, Gelehrten usw. herausgegeben von Georg v. Alten, Generalleutnant z. D. Zweiter und dritter Band. Berlin, Bong & Co.; geb. je 26 ℳ.

Von dem groß angelegten Werke, dessen erster Band hier entsprechende Würdigung gefunden hat, liegen jetzt bereits der zweite und der dritte Band vor. Sie halten vollauf das, was wir nach dem ersten von ihnen erwarten durften. Auch hier findet nicht nur der Offizier, sondern auch der Staatsmann, der Politiker, Techniker, Schriftsteller, Journalist alles, was er aus diesen Gebieten, die ja heute in Staatswissenschaft, Politik, Volkswirtschaft, Technik übergreifen, wissen muß.

Für den Offizier bedeutet ja der Russisch-Japanische Krieg das Heraufziehen einer neuen Epoche für das Kriegswesen im Land- wie im Seekriege, das die Antwort auf viele bis dahin nur theoretisch erörterte Fragen gebracht hat. Dazu sind die gewaltigen Fortschritte der modernen Technik gekommen, die es dem Nichttechniker nicht möglich machen, zu folgen, wenn ihm nicht in einem solchen Werke kurz und erschöpfend Antwort auf seine Fragen gegeben wird.

Für rein geschichtliche Fragen bietet ja immer noch das bald nach unserem großen Kriege erschienene „Militärlexikon“ des verdienten Obersten v. Poten gute Auskunft; aber für alle Fragen, die auf militärischem Gebiete darüber hinausgehen, war es dringend notwendig, ein allen modernen Anforderungen Rechnung tragendes Werk zu erhalten. Zahlreiche farbige Tafeln und Textabbildungen unterstützen die Aufsätze aufs beste. Von Tafeln finden wir im zweiten Bande 16, im dritten sogar 27, von anderen Abbildungen im zweiten Bande 262, im dritten 311, Zahlen, die zeigen, wie auch hierin das Beste geleistet ist. Der Umfang beider Bände entspricht mit der ungefähren Seitenzahl von 900 dem ersten.

Von bedeutenden Artikeln finden wir im zweiten Bande „Bismarck“, im dritten „Feldherr“, die beide aus der Feder des langjährigen Chefs des Generalstabes, Feldmarschalls Grafen v. Schlieffen, stammen und ihren Stoff in wahrhaft geistvoller Weise behandeln. Auch der große Artikel „Bonaparte“ vom bayrischen Generalleutnant v. Landmann beansprucht geschichtlichen Wert. Zu bedauern ist es, daß unser ältester Militärschriftsteller, der hochverdiente ehemalige Kriegsminister General der Infanterie v. Verdy, durch den Tod dem Kreise der Mitarbeiter entrissen ist.

Ein bedeutendes Interesse beanspruchen nicht nur für militärische, sondern auch für alle Kreise die Staatenschilderungen, wie Bosnien, Deutsches Reich, England, Frankreich u. a. Allgemein wissenschaftlich ist auch der sehr hübsche Artikel „Bildhauerkunst und Kriegertum“. Der Techniker findet in den Artikeln Dock, Flugzeug, Brückenbauten, drahtlose Telegraphie, Elektrotechnik, den vielen über die verschiedenen Geschütze und zahlreichen anderen sein Recht, der Landmann und Pferdezüchter in denen über die verschiedenen deutschen, englischen und französischen Pferderassen.

Es sei noch erwähnt, daß die Anschaffung des Werkes dadurch erleichtert wird, daß es nicht nur in Bänden, deren jeder schön gebunden 26 ℳ kostet, sondern auch in Lieferungen zu 2 ℳ abgegeben wird.

v. B.

Biologie des Menschen.

Aus den wissenschaftlichen Ergebnissen der Medizin für weitere Kreise dargestellt. Herausgegeben von Dr. Paul Saxl und Dr. Karl Rudinger. Berlin, Julius Springer; geb. 9 ℳ 40 ₰.

Biologische Fragen stellen in der Gegenwart ein dankbares Gebiet dar, das Interesse für sie durchflutet alle Schichten der Gesellschaft. Die naturwissenschaftliche Erkenntnis der Neuzeit hat sie geschaffen und befruchtet sie unaufhörlich, kein Wunder daher, daß selbst die schwierigsten und für das Laienverständnis sprödesten Probleme auf tausend Umwegen schließlich doch in die breiten Massen durchsickern und leider nur zu oft zu mißverstandenen Auffassungen und falschen Schlüssen führen. Die Popularisierung derartiger Gebiete ist daher zur Notwendigkeit geworden, sollen Afterwissen und Afterbildung nicht noch weitere Kreise ziehen. Diesen Bestrebungen sucht das vorliegende Werk gerecht zu werden, ein Versuch, wie die Vorrede programmatisch voranschickt, nach dem großen Tatsachenmaterial, das die neuere medizinische Forschung durch das intensive Studium der Lebensvorgänge am gesunden und krankhaft veränderten Organismus zutage gefördert hat, eine Schilderung der Biologie des Menschen zu geben. In den ersten Kapiteln kommen die allgemeinen Bedingungen des Lebens sowie die Vorgänge der Vererbung und Befruchtung zur Darstellung, in den folgenden speziellen Abschnitten die Leistungen der einzelnen Organsysteme (Blut, Herzkreislauf, Atmung, Stoffwechsel, Nervensystem usw.). Bedauerlicherweise fehlen die Sinnesorgane, die unbedingt schon in diese Ausgabe hineingehört hätten, die Vertröstung auf eine künftige ist ein geringer Ersatz. Die Gesamtdarstellung — die einzelnen Kapitel haben verschiedene Verfasser — ist klar und erschöpfend, leicht verständlich und damit dem Bildungsniveau des Lesepublikums angepaßt; Textfiguren, die vielleicht noch etwas zahlreicher sein dürften, suchen den Inhalt zu veranschaulichen. Ob das Buch trotz seiner Tendenz, weiteren Kreisen einen Einblick in die vielverschlungene Materie der organischen Lebensfunktionen zu geben, sein Ziel erreichen wird, ist jedoch fraglich, dafür fehlt meines Erachtens der lebendige, frische Ton, der für volkstümliche Darstellungen biologischer Themen von so vitaler Bedeutung ist; dagegen kann es für biologische Unterrichtskurse an Schulen, für Hochschulkurse und ähnliche Bestrebungen mit Erfolg herangezogen werden.

Dr. Julian Marcuse.

Das gefährliche Alter.

Tagebuchaufzeichnungen und Briefe von Karin Michaëlis. Deutsch von Mathilde Mann. (Concordia Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H., Berlin W. 30.) Geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.

In den letzten Jahren ist der literarische Markt mit einer Fülle von Bekenntnisschriften überschwemmt worden, in denen das Weib als Geschlechtswesen seiner Hüllen entkleidet wurde. Gerade die Frauen selber haben sich nicht gescheut, den letzten Schleier fallen zu lassen und die bis dahin sorgsam gehüteten Geheimnisse der weiblichen Physis der Öffentlichkeit preiszugeben. Zu dieser Bekenntnisliteratur, die die Tagebuch- oder Briefform bevorzugt, gehört auch das Buch der dänischen Schriftstellerin Karin Michaëlis. Es ist eine europäische Sensation geworden und hat den Namen der Verfasserin mit einem Schlage berühmt gemacht. Dabei ist das Buch, rein als literarische Leistung, als Kunstwerk beurteilt, nur von geringem Werte. Das Aufsehen, das es hervorgerufen, ist lediglich dem Umstande zuzuschreiben, daß es, wie es an einer Stelle einmal heißt, „Dinge offenbart, die das geheime Gemeingut des Geschlechtes sind“. Karin Michaëlis hat im Grunde nichts weiter als eine interessante pathologische Studie geliefert. Die Heldin ihres Buches, Elsie Lindtner, ist eine durch und durch hysterische Frau. Als sie in das „gefährliche Alter“ zwischen vierzig und fünfzig kommt, läßt sie sich — nach zweiundzwanzigjähriger Ehe — von ihrem Gatten scheiden und begibt sich auf eine am Sund gelegene einsame Insel, um dort mit sich selbst ins reine zu kommen. Sie weiß selbst, daß sie hysterisch ist, und spricht dies wiederholt aus. Es erhebt sich die Frage, ob Elsie Lindtner ein typisches Frauenschicksal erlebt, oder ob sie nur eine Ausnahmeerscheinung darstellt. Zweifellos hat Karin Michaëlis die Figur der Elsie Lindtner nach einem lebenden Modell geschaffen, aber es kann ebensowenig einem Zweifel unterliegen, daß diese Elsie Lindtner nicht *die* Frau in dem gefährlichen Alter repräsentiert. Ihr Verhalten beweist nicht im mindesten, daß einer Frau im Rahmen der regulären Ehe die Überwindung des gefährlichen Alters nicht möglich wäre. Sie ist eine durchaus apart veranlagte Frauennatur. Schon als junges Mädchen zeigt sie sich anders geartet als ihre Geschlechtsgenossinnen. In ihrem weiteren Leben tritt ihr kalt berechnendes, egoistisches Wesen immer mehr zutage. Daß sie sich von ihrem Manne scheiden läßt, findet seine einfache psychologisch verständliche Erklärung in der Tatsache, daß sie ihn nicht liebt. Sie bekennt selber, daß sie für ihn, als sie ihn kennen lernte, „nur Gleichgültigkeit, mit Unbehagen gepaart“, empfand und ihm gegenüber die große Leidenschaft, die sie in Wahrheit für einen jungen Pariser Künstler fühlte, nur spielte. Ein Komödienspiel war auch ihre Ehe. Als sie Jörgen Malthe, einen jungen Architekten, kennen lernt, verliebt sie sich in ihn, kämpft gegen ihre Neigung an und faßt schließlich den Entschluß, vor ihrer Liebe zu fliehen. Es gelingt ihr nicht, die Stimme des Blutes zum Schweigen zu bringen. Sie erlebt jedoch mit ihrer verspäteten Erotik eine Niederlage nach der andern. Als sie vollständig Schiffbruch gelitten, begibt sie sich, um sich selber zu entrinnen, auf eine Reise um die Welt. Wir fühlen kaum Mitleid mit ihr, denn diese kluge, kaltherzige, selbstsüchtige Frau vermag uns keine Sympathie einzuflößen. Wenn ihr das Alter zwischen vierzig und fünfzig „gefährlich“ wurde, so war sie selber daran schuld, weil sie ihrem Leben keine höheren Aufgaben zuwies und an sich selber keine ernsten Ansprüche stellte. Das Buch der Karin Michaëlis wird immerhin, auch wenn man sich mit der Verallgemeinerung der Heldin nicht einverstanden erklären kann, seinen Wert als menschliches Dokument behalten und dazu Veranlassung geben, auf die physiologischen Ursachen manches abnormen Verhaltens der Frauen in den Übergangsjahren ein schärferes Augenmerk zu richten. Die von Mathilde Mann besorgte Übersetzung ist stilistisch gewandt, jedoch nicht frei von Flüchtigkeiten.

Dr. Arthur Bloch.

Stirb und werde.

Roman von Franz Adam Beyerlein. Berlin, „Vita“ Deutsches Verlagshaus; geb. 4 ℳ.

Wer aus diesem versonnenen Roman einen Schluß ziehen wollte auf das Alter des Autors, dürfte wohl meist gar übel danebenraten. „Stirb oder werde“ erscheint beim ersten Kennenlernen als eine Art testamentarischer Bekenntnisschrift eines Dichters, eines berufenen Dichters, der selbst schon alle Höhen und Tiefen des Lebens durchmessen hat und nun, da Sommer und Herbst vorbei und die Winterszeit gekommen ist, noch einmal all seine Erkenntnis, all sein Wissen, Erfassen und Lieben zusammengedrängt hat, um „ein schönes Lied“ zu singen. Unwillkürlich ist man bei der Lektüre dieses auf leisen Sohlen gehenden Buches versucht, an Richard Wagner zu denken, an den Wagner, der uns den von milder Resignation umstrahlten Hans Sachs und „Die Meistersinger“ schenkte. Der Gedanke hieran liegt nahe, auch wenn in diesem jüngsten und reifsten Werke Beyerleins, das sich auf dem vielschichtigen Grund der Musik- und Gelehrtenstadt Leipzig aufbaut, nicht so mannigfach von dem Musikphilosophen Richard Wagner die Rede wäre. Von des Dichters letzten Romanen „Similde Hegewalt“ und „Ein Winterlager“, insonderheit aber auch von seinem Sensationswerk „Jena oder Sedan“ unterscheidet sich „Stirb und werde“ in erster Linie durch die mit künstlerischer Feinheit und peinlicher Liebe ausgefeilte Sprache und die psychologisch-philosophische Gründlichkeit, mit der der Charakter des tragischen Helden dieses Gelehrtenschicksals, des Professors Terbrügge enthüllt und in allen seinen Falten belichtet wird. Vielleicht ging der Dichter in dieser Hinsicht sogar schon etwas zu weit, so daß die zögernde Nachdenklichkeit dem Ganzen etwas von der notwendigen spannkräftigen Elastizität raubt. Aber als Ersatz dafür vermag Beyerlein auch humorvolle Töne anzuschlagen, die wieder frischen Wind in die Segel des gemächlich dahingleitenden Schiffes bringen und stets von neuem das Interesse anfachen, zumal dann, wenn die mehr skizzenhafte Behandlung der Nebenfiguren dem Roman gefährlich zu werden droht.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 3529. 136. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint jeden Donnerstag vormittag. Vierteljährlicher Bezugspreis: durch eine **Buchhandlung** 8 ℳ, frei ins Haus 8 ℳ 25 ₰; bei einer **Postanstalt** bestellt: Deutsches Reich 8 ℳ 12 ₰, Deutsche Schutzgebiete 8 ℳ, Österreich 10 K 56 h, Ungarn 10 K 20 h, Schweiz 10 Frs. 80 Cts. In den übrigen Ländern des Weltpostvereins erfolgt die direkte Zusendung unter Kreuzband halbjährlich für 28 ℳ portofrei. Einzelpreis einer Nummer 1 ℳ. **16. Februar 1911.**

Die Insertionsgebühren betragen für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 ℳ 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 ℳ. Einsendung der Inserate spätestens zehn Tage vor Erscheinen.

Korporation der Kaufmannschaft von Berlin

Handelshochschule Berlin

Das Verzeichnis der Vorlesungen und Übungen im Sommer-Semester 1911 nebst Stundenübersicht ist erschienen und kann zum Preise von 30 Pfg. durch den Verlag von Georg Reimer, Berlin W. 35 oder vom Sekretariat der Handelshochschule Berlin (Berlin C 2, Spandauer Strasse 1) bezogen werden.

Erste Immatrikulation: Sonnabend, den 15. April. — **Beginn der Vorlesungen und Übungen:** Mittwoch, den 26. April.
Der Rektor: Prof. Dr. Binz.

Technikum Elektra. Technische Akademie. Elektrotechnik u. Maschinenbau. Tageskurse, Abendkurse. Laboratorium. Vereinigte Technische Lehranstalten für Techniker, Werkmeister, Ingenieure. Inh.: Direktor F. Hoppe. Berlin S. 55, Ritterstr. 36. (508)

Rheinisches **Technikum Bingen** (141)
Maschinenbau, Elektrotechnik, Automobilbau, Brückenbau. Chauffeurkurse.

Königliche Technische Hochschule zu Aachen.
Fachrichtungen: Architektur, Bauingenieurwesen einschl. Wasserbau, Maschineningenieurwesen, Elektrotechnik, Bergbau, Chemie, Nahrungsmittelchemie und Elektrochemie, Eisenhüttenwesen, Metallhüttenwesen einschl. Elektrometallurgie, allgemeine Wissenschaften (auch für Lehramtskandidaten der Mathematik und Naturwissenschaften), Wirtschafts- und Verwaltungs-Ingenieurwesen für industrielle und koloniale Unternehmungen sowie Feuer-Versicherungs-Ingenieurwesen. (546)
Im Sommerhalbjahr 1911 beginnen die Einschreibungen am 18. April, die Vorlesungen am 24. April. Das Programm wird nach Einsendung von 60 Pfg. im Inland, von 80 Pfg. nach dem Auslande vom Sekretariat übersandt.



Königliche Bergakademie zu Clausthal im Harz.
Die Vorlesungen des **Sommer-Halbjahres 1911** beginnen am **19. April 1911.** Einschreibungen erfolgen vom **18. bis 29. April 1911.**
Vorlesungs-Verzeichnisse versendet das Sekretariat kostenfrei. (540)

Kgl. Konservatorium für Musik, Stuttgart.
(Seit 1. Januar im neuen Anstaltsgebäude Urbansplatz 2.)
Vollständige Ausbildung für den ausübenden wie für den Lehrberuf.
Beginn des Sommersemesters 15. März.
Prospekte durch das Sekretariat. Der Direktor **Prof. Max von Pauer.** (549)

Rackows Handels-Akademien
Berlin, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, Magdeburg, Stettin.
Praktische Vorbereitung u. Fortbildung von Herren u. Damen jeden Alters für den kaufmännischen Beruf. Auskunft, Prospekt, Pensions-Nachweis. Adresse in Köln: Rohloff-Rackow, in Leipzig: Rackow-Schmidt. (62)

Breslau Beauvais-Lentze, Pensionat I. Ranges
Gegr. 1881. **Kaiser-Wilhelmstr. 120.** (351)
Vorzüglicher Kochunterricht, Haushaltung, Wissenschaft, Kunst etc. Geprüfte Lehrkräfte **im Hause. — Kein Externat. — Prima** Referenzen. Prospekte. — Eigenes Haus. — Garten.

Amthor'sche Höhere Handelslehranstalt
Gegründet 1849 zu **Gera**-R. Schulpensionat.
Abschlusszeugnis berechtigt für den einjährig-freiwilligen Heeresdienst. 6 klassige Handelsschule, einjähriger Fachkurs, Lehrlingsabteilung. Anfang des Sommerhalbjahrs am 18. April. — Prospekte kostenlos.

Dr. H. Schusters Institut (163)
— **Gegr. 1882.** — **Leipzig**, Sidonienstraße 59. **Erfolge f. Prospekt!**
Vorber. f. **Maturitäts- u. Prima-Prüfung** (auch f. Ältere u. f. Damen!)
„ **Einjähr.-Freiw.-Exam.** (nicht versetzte Obertert. u. a. bestanden schon nach 1/2 J.).
„ die **Fähnrichs- und Seekadetten-Prüfung.**
„ **alle Klassen höherer Schulen** (schnelle Förder. b. Übergängen u. Zurückbl.).

Soeben ist erschienen:

Guide-Lexique
de composition française
Petit
Dictionnaire de Style
à l'usage des Allemands

publié avec le concours de **M. Louis Chambille**, Licencié-ès-lettres à Gmunden, par **Dr. Albrecht Reum,** Professeur au Collège Vitzthum à Dresde.

704 Seiten. Lexikonoktav. In Ganzleinenband 7 Mark 50 Pfg.

Das vorliegende Aufsatzwörterbuch der französischen Sprache, ein neues Hilfsmittel für den französischen Aufsatzunterricht, verfolgt den Zweck, den Schreibenden im Französischdenken zu unterstützen. Es soll ihm ersparen, sobald sein gedächtnismässig beherrschter Schatz französischer Wörter und Wendungen versagt, in jedem Falle zu einem deutsch-französischen Wörterbuche zu greifen, und somit die fortwährende Unterbrechung der beim freien Stilisieren innerhalb der französischen Sprache begonnenen Denkprozesse verhüten. Das stattliche Werk wendet sich daher in erster Linie an Lehrende und Lernende der französischen Sprache, insonderheit an die Schüler bzw. Schülerinnen höherer Schulen und an die Studierenden der neueren Philologie, aber auch an Übersetzungsinstitute, kaufmännische Korrespondenten und Privatpersonen, die sich für das Studium der französischen Sprache interessieren, und die sich in ihr selbst weiterbilden wollen.

Ein ausführlicher Prospekt nebst Probespalten aus dem Werke steht unentgeltlich zur Verfügung.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26, Reudnitzer Strasse 1—7.



FARBIGE KUNSTBLÄTTER
der Jllustrirten Zeitung.

Vielfacher Anregung zufolge haben wir von den schönsten der in der Jllustrirten Zeitung zum Abdruck gebrachten farbigen Kunstblätter ungebrochene Sonderdrucke auf Kunstdruckkarton herstellen lassen, die, auf dunkeln Karton aufgelegt, zum Preise von je **1 Mark** (einer Seite der Jllustrirten Zeitung entsprechend) bezw. je **2 Mark** (einer Doppelseite der Jllustrirten Zeitung entsprechend) durch jede Buch- und Kunsthandlung oder direkt vom unterzeichneten Verlag zu beziehen sind.

Prächtiger Zimmerschmuck
:: Als Geschenk geeignet ::

Das illustrierte Verzeichnis der etwa 200 Blätter umfassenden Sammlung wird auf Verlangen kostenlos versandt.
Geschäftsstelle der Jllustrirten Zeitung (J. J. Weber) in Leipzig 26.



Kgr. Sachsen.
Technikum Mittweida.
Direktor: Professor A. Holzt.
Höhere technische Lehranstalt für Elektro- und Maschinentechnik. Sonderabteilungen für Ingenieure, Techniker und Werkmeister, Elektr. u. Masch.-Laboratorien. Lehrfabrik - Werkstätten. (503)
Höchste Jahresfrequenz bisher: 3610 Besucher.
Programm etc. kostenlos vom Sekretariat.

Gewerbe-Akademie Berlin
Königgrätzerstrasse 90.
Maschinenbau, Elektrotechnik, Hochbau, Tiefbau. 50 Dozenten. Grösst. bestein. polytechn. Anst. Berlins. Führende Anstalt Deutschlands.
Dir. Matthes.
Programm frei.

Technikum Bodenbach a. d. Elbe.
30 Bahnmin. südl. Dresden
für Maschb., Elektrotechn., Heizung u. Lüftung. Eintritt Jan., April, Juli, Oktb. Hochbau, Tiefbau. Direktion: Prof. Graf und Ing. Lohmar.

Kgr. Sa. **Technikum Hainichen** **Maschinen- u. Elektrotechnik.**
Ing., Techn., Werkm. Auto- u. Flugtechnik. Brückenb. Lehrfabrik. Prgr. fr.

Technikum Neustadt — **i. Meckl.**
Abteilung für Ingenieure, Techniker, Werkmeister.
Höhere Lehranstalt. Masch.-Bau, Elektrot. Elektrizitätswerk. Lehrwerkstatt. — Programm frei.

Vorbildung zur **Einjähr.-, Prima-, Abit.**-Prüf. in der Anstalt **Dr. Harangs, Halle S. 51.** Bisher best. 81 Abit., 390 Einj., 138 Prim. (65) **Prospekt!**



Höh. Kochschule
Industrieschule
Haushaltungspensionat. (56)
Gründl. Ausbild. i. a. wirtsch. Fächern Sprachen. Musik. Kunstgesch. Tanzunterricht. Heim i. eig. Hause i. schönst. Lage d. Stadt. Man verlange Prospekt L.

Webers Illustrierte Handbücher.
Soeben sind erschienen:

Die Lehre von den Baustoffen. Von Professor **Walter Lange,** Direktor des Technikums der freien Hansestadt Bremen. 2., vermehrte und verbesserte Aufl. Mit 162 Abbild. In Originalleinenbd. 3 Mk. 50 Pf.

Geschichte der Philosophie von Thales bis zur Gegenwart. Von **Friedrich Kirchner.** 4. Auflage, bearbeitet von **Georg Runze,** Professor an der Universität Berlin. In Originalleinenband 4 Mk. 50 Pf.

Verzeichnisse mit Inhaltsangabe jedes Bandes von „Webers Illustrierten Handbüchern" stehen unentgeltlich zur Verfügung.

Verlag von J. J. WEBER in LEIPZIG 26.

St. Andreasberg im **Oberharz.** — 630 Meter ü. d. M., am Fuße des Brockens. Geburtsstätte der Harzer Winterfeste. Ideales Skigelände. Rodelbahnen in unmittelbarer Nähe der Stadt. Wetterberichte durch den Skiklub und die Kurverwaltung. — Prospekte frei.

Dr. Rosell **Ballenstedt-Harz Sanatorium**
für Herzleiden, Adernverkalkung, Verdauungs- und Nierenkrankheiten, Frauenleiden, Fettsucht, Gicht, Zuckerruhr, Katarrhe, Rheuma, Asthma, Nervöse und Erholungsbedürftige.
Diätetische Anstalt mit neuerbautem **Kurmittel-Haus** für alle physikal. Heilmethoden in höchster Vollendung und Vollständigkeit. — Näheres durch Prospekte.
Herrliche Lage. 100 Betten, Zentralheizung, elektr. Licht, Fahrstuhl. Stets geöffnet. Besuch aus den besten Kreisen. **Herrliches Klima.** (59)



Berlin - Zehlendorf - West ● **Waldsanatorium Dr. Hauffe** Physikalisch-diätetische Behandlung.
für Kranke (**auch bettlägerige**), Rekonvaleszenten, Erholungsbedürftige.
Beschränkte Krankenzahl.

Dr. Warda :: Villa Emilia
Heilanstalt für Nervenkranke
Blankenburg in Thüringen (Schwarzatal) (234)

Sanatorium Elsterberg (24)
für Entziehungskuren, Nerven- u. Stoffwechselkranke, Herz- u. Nierenleidende u. Erholungsbedürftige.
Prospekte frei. Sanitätsrat **Dr. Römer.**

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz. **Diätet. Kuren nach Schroth** Herrliche Lage. **Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh.** Prosp. u. Brosch. frei. (500)

Dr. Stammler's
Kuranstalt **Bad Brunnthal**
München (539)
für innere, Herz-, Nerven- und Stoffwechselkrankheiten, sowie speziell sexuelle Neurasthenie und chronische Frauenleiden. Sehr schön und ruhig gelegen. Mässige Preise. Prospekt gratis. 2 Ärzte.

Wirkliches Wohlbehagen

empfinden Sie an kalten, nassen oder stürmischen Tagen, ohne Arbeitslast und Kohlenstaub, bei sparsamstem Brennmaterial-Verbrauch durch die zweckmäßige

Zentralheizung mit

NATIONAL RADIATOREN & NATIONAL KESSEL

Über die weiteren Vorteile erteilt unsere „Abteilung L" kostenlos Aufschluß durch unsere reich illustrierte Broschüren.

NATIONALE RADIATOR GESELLSCHAFT m.b.H.
BERLIN S. 42





mit erstklassigen Dampfern regulärer Linien nach

Ägypten, Tunesien, Algerien, Sicilien, Griechenland, Konstantinopel, Kl.-Asien, dem Schwarzen Meere, Palästina u. Syrien, Spanien u. Portugal, Madeira u.s.w.

Ceylon, Vorder- u. Hinterindien, China, Japan und Australien

Reisen um die Welt

Im Anschluß an die Mittelmeerdampfer des Norddeutschen Lloyd verkehrt regelmäßig zwischen Hamburg—Bremen—Genua und umgekehrt der **Lloyd-Expreß** (Luxus-Zug) über Köln-Wiesbaden-Basel-Mailand

Nähere Auskunft erteilen:

Norddeutscher Lloyd, Bremen
sowie dessen sämtliche Agenturen. (243)

GÖRLITZ 85000 :: Einwohner ::

Gesundes Klima, reinstes Quellwasser. Landschaftlich schöne Lage. Nähe des Riesen- und Isergebirges. Eisenbahnknotenpunkt. Städtische höh. Schulen und Kgl. Fachschulen. Mässige Steuern, billige Wohnungs- und Lebensmittelpreise. Theater, Varietés, Garnison. Bevorzugter Ruhesitz. Bauland f. Villen u. gewerbl. Anlagen. Ausk. d. d. **Verkehrsverein** Abt. 53.

Thüringer Waldsanatorium



Winterkuren — Sommerkuren

Schwarzeck
b. Blankenburg i. Schwarzatale.
Besitzer: **Dr. med. Wiedeburg.**
Ärztliche Leiter: Dr. Wiedeburg, Dr. Goetz; 3 Ärzte. Moderne Wohn- u. Kureinrichtungen. Geschäftsl.: Kais. Forstassessor Wiedeburg. Für Nervenleiden, Magen-, Darm-Krankh., Herz-, Frauen- u. chron. Krankh., Abhärtg., Erholg. Ausgeschl.: Geisteskr., Tuberkulöse. (429)





Blankenburg (Harz) Kuranstalt **Müller-Rehm**
Erholungsstätte. Physikalisch-diätetische Therapie für Nervosität, Herzleiden, Schlaflosigkeit. - Auch im Winter gut besucht. — Zentralheizung. — Prospekte.

Sanitäts-Rat Dr. P. Köhler
Sanatorium Bad-Elster.
Man verlange Prospekt. (442)



Verlangen Sie unser Fabrikat in den einschlägigen Spezial-Häusern u. Manufakturwaren-Handlungen: Nur **Erstklassiges Fabrikat** in

Portieren

Galerieborten, Kissenplatten Möbelbezügen, Fenstermänteln

Tischdecken

aus Tuch, Filztuch, Velvet, Mohair, Plüsch, Leinen, Kochelleinen etc.

Nächste Bezugsquelle wird gerne nachgewiesen.



Martin Hauer's Wwe
Mechanische Stickerei
Nürnberg.

Leichtlungenkranke

Vorzügliche Winterkuren **Sanatorium Hohentanneck SÜLZHAYN im Südharz** Vorzügliche Winterkuren

Schöne geschützte Lage, solide Preise, 2 Ärzte. Prospekt frei durch die Verwaltung.

KURHAUS für Nerven- und Gemütskranke **Tannenfeld**
bei Nöbdenitz, Sachsen-Altenburg, Linie Glauchau-Gößnitz-Gera. (397)
Landschaftlich schöne, isolierte Lage auf einem Höhenrücken inmitten eines 15 ha großen alten Parkes. — Warmwasserheizung. — Elektr. Beleuchtung. — Fünf getrennt liegende Villen. — Entziehungskuren. — Gelegenheit zu Beschäftigung. — Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekte durch den Besitzer **Dr. med. Tecklenburg.**

MERAN Klimatischer Kurort in Südtirol. **Saison:** September bis Juni. 27000 Kurgäste. **Trauben-, Terrain-, Freiluftliegekuren, Mineralwassertrinkkuren.** Städt. Kur- und Badeanstalt, Zandersaal, Kaltwasseranstalt, kohlensaure und alle medikamentösen Bäder, pneumatische Kammer, Inhalationen. Theater, Sportplatz, Konzerte, Forellenfischerei, Sanatorien, Hotels, Pensionen, Fremdenvillen. (170)
Prospekte gratis durch die **Kurvorstehung.**

Sanatorium Martinsbrunn Offene Kuranstalt für interne u. Nervenkranke. Prospekte.

Pensionshotel **Austria** Anstossend an die Elisabeth-Kuranlage. **Meran-Obermais** Pensionsvilla **Impériale** Freie Lage. Gr. Garten m. Lawn-Tennisplatz.
Beides Familienhäuser I. Rgs. m. mässig. Pensionspreisen u. vorzügl. Verpflegung. **Ferd. Langguth,** Bes.

Meran-Obermais, Kurhaus Waldpark Physik. diät. Kuranstalt für Nerven- u. Innere Krankh. Prosp. **Dr. M. Bermann.**

BAUER GRÜNWALD
GRAND HÔTEL D'ITALIE
VENEDIG

Vollständig renoviert. Schönste, ruhigste und gesündeste Lage mit Garten-Terrasse und Gesellschaftsräumen am Canal Grande. — Moderner Prachtbau. — Lift. Grand Restaurant. (288)

Beaulieu, Riviera **Exner's Hotel Empress**
Deutsches Familienhotel I. Ranges.
Freie, sonnige Lage. — Modernster Komfort, Heisswasserheizung in sämtlichen Räumen. — Prospekte vom Besitzer **Emil Exner.**



Montreux (Genfer See). **Grand Hôtel Eden**
Erstkl. modern. Familienhotel in allerbest., ruhigst. Lage a. See u. Kursaal. Wohnung m. Bad. Garten. Mäss. Preise. E. Eberhard, Bes.

Hand und Fuss. Ihre Pflege, ihre Krankheiten u. deren Verhütung nebst Heilung. Von Sanitätsrat Dr. med. J. Albu. Mit 30 Abbildungen. 2 Mark 50 Pf. Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

Bergsteigen. Katechismus für Bergsteiger, Gebirgstouristen und Alpenreisende. Von J. Meurer. Mit 22 Abbildungen. 3 Mark. Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

Allgemeine Notizen.

Die Weltausstellung in Tokio. Mit den Vorarbeiten für die große japanische Ausstellung, die in Tokio im Jahre 1917 abgehalten werden soll, wird, wie der Ständigen Ausstellungskommission für die deutsche Industrie mitgeteilt wird, in diesem Jahre begonnen. Das genaue Programm soll dem Parlament in der Session 1911/12 vorgelegt werden. Die Ausstellung wird voraussichtlich die Dimensionen der Brüsseler Weltausstellung erhalten. Das Mitglied der ersten Kammer, Hirayama Seishin, ist zum Präsidenten der Ausstellung ernannt worden. Herr Hirayama bringt hierfür reiche Erfahrungen mit: er war lange Jahre im Auslandsdienst der japanischen Regierung tätig und hatte viel mit Ausstellungen zu tun. 1878 und 1900 war er in Paris, 1901 wurde er zum Mitglied der „Fünften japanischen Industrieausstellung“ ernannt, war dann 1904 bei der Ausstellung in St. Louis und im vergangenen Jahre bei der „Englisch-Japanischen Ausstellung“ in London tätig. Auch ist er an den Organisationsarbeiten für die japanische Abteilung der diesjährigen Turiner Ausstellung beteiligt.

Preisausschreiben der Stadt Leipzig. Für die Hochwasserregulierung und die Bebauung der Frankfurter Wiesen (vor dem Frankfurter Tor) sollen Vorschläge deutscher Architekten eingefordert werden. Als Preise für die besten Vorschläge und Pläne wurden ausgesetzt: ein erster Preis 15000 Mark, ein zweiter Preis 10000 Mark, zwei dritte Preise je 5000 Mark, drei vierte Preise zu je 3000 Mark. Für weitere drei Ankäufe wurden 6000 Mark ausgesetzt. Das Preisgericht besteht aus dreizehn Herren.

Der Berlin-Karlsbad-Expreß wird nach den Vereinbarungen der beteiligten Eisenbahnverwaltungen auch in diesem Sommer wieder verkehren. Nach dem getroffenen Vertrage wird er vom 1. Juni bis 31. August laufen. Als Fahrplan ist vorläufig vorgesehen: ab Berlin Anhalter Bahnhof 12,10 mittags, ab Leipzig Bayerischer Bahnhof 2,40, an Marienbad 6,46, an Karlsbad 7,10 abends. Der Gegenzug verläßt Karlsbad 2,25 nachmittags, Marienbad 3,01 und ist in Leipzig 6,43, in Berlin 9,13.

Herrmann und Dorothea in Bad Elster. Das Elsterbad wird im bevorstehenden Sommer nun auch sein Festspiel haben. Die Aufsehen erregenden Veröffentlichungen des Steuerrats Trauer-Plauen, in welchen nachgewiesen wird, daß sich die Handlung der Goethe'schen Herrmann- und Dorothea-Dichtung zwischen Adorf und Bad Elster abgespielt hat, werden noch wesentlich unterstützt durch die in der Königlichen Badedirektion befindlichen alten Akten, in welchen der Sauerbrunnen genau so beschrieben und abgebildet ist, wie ihn Goethe im Gedicht schildert, so daß es zweifellos erscheint, daß Goethe diesen Brunnen selbst gesehen haben muß. — Die Kgl. Badedirektion beabsichtigt, für den Ausfluß des stark radioaktiven Wassers des Eisenbrunnens eine Anlage herstellen zu lassen, genau in der von Goethe beschriebenen Weise und die Enthüllung des Brunnens mit einem Festspiel zu verbinden. Die Aufführung findet Anfang Juli statt; ihr schließt sich ein großer Festzug zur Enthüllung des Herrmann- und Dorotheabrunnens und abends ein großer Festball an.

Bad-Nauheim hatte im Jahre 1910 eine Gesamtfrequenz von 33302 Kurgästen, wovon 24377 Deutsche und 8925 Ausländer waren. Von den letzteren entfallen auf: Afrika 83, Amerika 1447, Asien 23, Australien 10, Belgien 143, Bulgarien 4, Dänemark 79, Finnland 125, Frankreich 209, Griechenland 6, Großbritannien und Irland 906, Holland 354, Italien 49, Luxemburg 16, Monaco 3, Norwegen 37, Österreich 677, Ungarn 250, Portugal 36, Rumänien 134, Rußland 3949, Schweden 136, Schweiz 199, Serbien 22, Spanien 20, Türkei 16. Bäder wurden insgesamt 445831 abgegeben. Die offizielle Kurzeit beginnt am 16. April und endigt mit dem 15. Oktober. Während dieser Zeit finden auch Konzerte der Kurkapelle (Winderstein-Orchester) statt. Staatliche Badehäuser sind aber bereits am 15. März geöffnet und bleiben im Herbst nach Bedürfnis bis etwa Mitte Dezember im Betrieb. Im Badehause des Städtischen Konitzkystifts werden Bäder während des ganzen Jahres abgegeben.

Bad Reinerz (Grafschaft Glatz), der höchstgelegene Kurort Preußens (568 m) und umgeben von mehr als 160000 Morgen ununterbrochenen Hochwald kommt als Wintersportplatz immer mehr in Aufnahme. Alltäglich und besonders an den Sonntagen sind die städtischen Rodelbahnen bevölkert und auf dem bis zur nahen „Hohen Mense“ sanft ansteigenden Berggelände streifen in ganzen „Rudeln“ die Skifahrer umher. Ein Teil der Wintergäste verbindet mit dem Aufenthalt zugleich eine Badekur. Die Kurmittel (viele Heilquellen und mächtige Kohlensäure-Stahlsprudel) stehen auch im Winter zur Verfügung. Zudem ist die Reinerzer ozonreiche und staubfreie Wald- und Höhenluft anerkannt empfehlenswert.

Wintersport in der Schweiz. Die Wintersportkurorte des Berner Oberlandes erfreuen sich allgemein starken Be-

suches und die schöne Witterung bietet Gelegenheit zur Ausübung aller Sportarten. In Gstaad fand ein Ski-Rennen statt, das sich dank der vorzüglichen Eignung des umliegenden Geländes zu einem bedeutenden Ereignis gestaltete. Alle Beteiligten waren der Ansicht, daß Gstaad zu den besten Skigeländen Europas gehört. — Adelboden erfreut sich einer glänzenden Wintersaison. Es sind 1200 Gäste verschiedener Nationen anwesend, darunter eine große Anzahl von Deutschen. Neben den verschiedenen Wettspielen fanden glänzende Fastnachtsfestlichkeiten auf dem Eis statt, ferner ein Wettschießen. Auch eine Ski-Dauerfahrt von Adelboden über das Hahnenmoos und zurück fand 16 Teilnehmer, die alle den ganzen Weg zurücklegten. Die Besucher von Kandersteg organisierten Picknicks nach dem Oeschinensee und dem Blausee. — Wengen veranstaltete ebenfalls Wettschießen und internationale Eiswettlaufen. Die Saison in Mürren verzeichnet einen durchschlagenden Erfolg. Das Wetter ist wundervoll und die sportlichen Bedingungen ausgezeichnet. — Beatenberg notiert bis 8 Stunden Sonnenschein. Viele Gäste haben bereits für nächsten Winter Wohnung gemietet. — Eine um diese Jahreszeit sehr interessante Matterhornbesteigung vollführte Mr. Maede aus London mit den Führern Pollinger und Jos. Lochmatter aus St. Niklaus am 31. Jan. Um 12 Uhr war die Spitze erreicht. Der Berg war von der Schulter bis zur Spitze ganz schneefrei. Die Kolonne brauchte für dieses Stück nicht einmal eine Stunde. Der ganze Aufstieg vollzog sich in sechs Stunden, die normale Zeit, wie sie im Sommer bei guten Verhältnissen gebraucht wird. Um 2 Uhr nachm. war die Kolonne auf dem Abstieg bereits wieder bei den Moseley-Platten angelangt. Seit vor vielen Jahren Alois Burgener im März das Matterhorn erstieg, war dies die erste Winterbesteigung dieses Gipfels. Das Wetter war prachtvoll, die Temperatur milde.

Eine Schwarzwälder Hausuhr, Fabrikat Furtwängler zu besitzen, ist der Wunsch eines jeden, der eine solche Uhr jemals gesehen und schlagen gehört hat. Ist man schon aufs höchste überrascht von der überaus geschmackvollen Ausführung einer Furtwängler-Uhr, so ist man geradezu von Entzückung gebannt von dem Glocken-Vorspiel und den darauf folgenden sonoren Gongschlägen. Furtwängler-Salon-, Kamin- und Schreibtisch-Uhren, Regulatoren und Wecker aller Stilarten sind in besseren Uhrenhandlungen zu haben. Mit Prospekt und Ratschlägen für den Einkauf steht die Uhrenfabrik vorm. L. Furtwängler Söhne A.-G. in Furtwangen i. Baden kostenfrei gern zu Diensten.

Fußbekleidung und Mode vertragen sich nicht miteinander. Man wendet sich deshalb neuerdings immer mehr dem „Chasalla"-Beschuhungs-System zu, durch das jeder Fuß naturgemäße und elegante Stiefel erhält. Mit dem patentierten Chasalla-Meßapparat werden unter Berücksichtigung der Fußstellung und Zehenlage die Fußmaße genau ermittelt. Die individuell passenden Stiefel sind fertig und werden dem Käufer sofort ins Haus gesandt. Interessante Gratis-Broschüren versendet auf Verlangen die Firma G. Engelhardt & Co., Schuhfabrik in Kassel.

Die Ulmer Spezialartikel der Firma Albert Daiber in Ulm a. D. entsprechen den Bedürfnissen der Hauswirtschaft im allgemeinen und den der Landwirtschaft im besonderen in so vorzüglicher Weise, daß wir uns einen Hinweis auf sie nicht versagen können. Der patentierte Ulmer „Reform"-Kochofen kann ohne Fachkenntnis aufgestellt werden und dient auch zum Brotbacken und Obstdörren; die Ulmer „Reform"-Backöfen Ubo und Rubo sind hinwiederum so eingerichtet, daß sie auch zum Kochen benutzt werden können. Auch alle anderen Ulmer Spezialartikel sind auf ihre mehrfache Verwendbarkeit in Landwirtschaft und Haushalt so ingeniös durchdacht, daß nicht genug empfohlen werden kann, Katalog und Preisliste von genannter Firma einzufordern; beide werden kostenfrei zugesandt.

Zahn- und Zahnfleischerkrankungen sind bekanntlich nicht nur äußerst schmerzhaft, sondern häufig auch die Ursache von Magen- und Verdauungsstörungen. Wenn man bedenkt, daß die Mundhöhle die Eingangspforte für den Magen ist und sich in derselben bei einer mangelhaften Mundpflege unzählige Mengen von Krankheitsstoffen ansammeln, so begreift man, daß allerorten in neuester Zeit auf die Wichtigkeit einer rationellen Mundpflege hingewiesen wird. Sarg's Kolodont, Zahn-Creme und Mundwasser, morgens und abends angewandt, schützt vor mancher Erkrankung des Magens und erhält die Zähne bis in das späteste Alter rein und gesund.

Neue Wiener Innendekoration. Die Zeiten sind vorüber, in denen Paris auf dem Gebiete der Inneneinrichtung allein tonangebend war. Heute werden allenthalben Wiener Geschmack, Wiener Holz- und Polstermöbel, Wiener Innendekoration und Spitzenhandarbeiten verlangt. Wer sich dafür interessiert, verlange das reich illustrierte Album der tonangebenden Wiener Firma: Teppich- und Möbelhaus S. Schein, k. u. k. Hof- und Kammerlieferant, Wien I, Bauernmarkt 12. Die Zusendung erfolgt bei Berufung auf unsere Zeitung gegen Voreinsendung von 1 Mark (in Brfm.).

In der nächsten Nummer der Leipziger „Illustrirten Zeitung" erscheint zum 150jährigen Jubiläum der Bleistiftfabrik A. W. Faber in Stein bei Nürnberg ein Jubiläumsblatt von Alfred Prüll für die „Illustrirte Zeitung" gezeichnet mit A. W. Faber-Castellstiften.

Illustrirte Zeitung

Nr. 3529. 136. Bd. Leipzig, 16. Februar 1911.

Ferdinand König der Bulgaren. Nach einem Originalgemälde von Johann Mrkvitchka.



Ferdinand König der Bulgaren: Zum fünfzigsten Geburtstag.

Der 26. Februar dieses Jahres wird ein bedeutsames Blatt in der Geschichte Bulgariens ausfüllen, mit vollem Recht wird dieser Tag in Stadt und Land des bulgarischen Reiches auf das freudigste begangen werden. Die fünfzigste Wiederkehr seines Geburtstages begeht König Ferdinand, und an dem frohen Ereignis nimmt nicht nur die Bevölkerung seines Landes teil, sondern weit über die Grenzen desselben hinaus wird die frohe Feier ihr hallendes Echo finden. Gehört doch der König zu den fesselndsten Herrschererscheinungen unserer Zeit, und wenn sein Bild noch nicht fest umgrenzt sich abhebt von geschichtlichem Hintergrund, so trägt er nicht die Schuld daran, sondern der Widerstreit parteiischer Meinungen und die oft ganz erstaunliche Unkenntnis all dessen, was „dort unten“ — man meint damit die Gebiete an der unteren Donau — vorgeht. Auch darin hat jener Tag sein wichtiges Merkmal, daß man die Summe von dem ziehen kann, was dieser merkwürdige Fürst gewollt, was er erreicht. Und wenn man heute einen Rückblick wirft auf die dreiundzwanzig Jahre seiner Regierung, so muß man sagen, daß jenes Wollen und Erreichen erfolgreich ineinanderklingt. Eine Richtschnur hatte der König von Anfang an: er wollte nur bulgarischer Fürst sein! Und das hat er all die lange Zeit durch gehalten mit zielbewußter Energie zum Wohle seines Landes, Erfolg an Erfolg knüpfend. Mehrfach hörte ich im Innern Bulgariens, und zwar von hervorragenden Männern, die in scharfer Opposition zur gegenwärtigen Regierung stehen: „Wir wissen, was wir an unserem Zaren haben, und schätzen das sehr. Ihm verdanken wir ja in erster Linie, daß Bulgarien das erreichte, was wir seit langem sehnsüchtig erstrebt: Herr im eigenen Hause zu sein! Wir haben die unser Land durchschneidende Strecke der Orientbahn bekommen, Rumelien ist für immer mit uns vereint, auch der letzte Schatten einer Abhängigkeit von der Türkei ward beseitigt, und als wichtige Vertretung und Würdigung nach außen hin ward uns das Zarentum zuteil in Erinnerung glorreicher Zeiten, die nie aus unserem Gedächtnis entschwunden! Und all das auf friedlichem Wege, ohne Opfer an Gut und Blut, ohne Unterstützung von außen!“

In knappen Worten ist hier ausgedrückt, was der König erstrebt und durchgeführt, mit einer Umsicht, einer Zähigkeit, Klugheit und, sobald es erforderlich, einer Energie, die bewundernswert sind. Der König ist ein kühler Realpolitiker, er steht über den Parteien wie Persönlichkeiten und erträgt gleichmütig deren Gunst wie Haß. Der genaueste Kenner der bulgarischen Volksseele, mit der er sich vom ersten Tage an vertraut zu machen suchte und überraschend schnell vertraut machte, wußte er selbst in den schwierigsten und gefährlichsten Lagen, daß sich auch für ihn, den so oft Unverstandenen und hart Beurteilten, die Stunde des Erfolges und damit der Anerkennung einstellen würde. Unbeirrt ging er seinen Weg, den er als den richtigen erkannt, leitete, scharf berechnend und jede günstige Situation benutzend, die auswärtige Politik, sorgte dafür, daß Bulgarien nicht isoliert blieb und frische Luft von außen hereindrang, stets auf wirtschaftliche Vorteile und auf die kulturelle Hebung des Landes bedacht. Gerade was er in letzterer Beziehung durch seinen persönlichen Einfluß getan, ist wenig bekannt, ebenso wie oft er aus seinen Privatmitteln schöpfte, um künstlerische, wissenschaftliche und literarische Bestrebungen zu unterstützen, für die der Staatssäckel nichts übrig hatte. Bedeutende Fonds gab er her, um den herrlichen Tiergarten, den manche Weltstadt Sofia neiden könnte, zu schaffen und zu erhalten, und begründete in seiner Hauptstadt aus seinem Vermögen das seine vielumfassenden Sammlungen bergende Naturhistorische Museum, welches er fortgesetzt zu vergrößern trachtet.

Diese Liebe zur Natur, die Freude, ihre unerschöpflichen Geheimnisse zu erforschen, das hingebende Verständnis dafür gehören zu den ganz besonders sympathischen Charakterzügen des Königs, der sich schon in früher Jugend mit inniger Hingebung den Naturwissenschaften gewidmet und bereits als Knabe das lebhafteste Interesse gezeigt für fremde Völker und Länder. Das mag ein Erbteil sein seiner Vorfahren aus koburgischem Geschlecht, von dem ja manches Mitglied hinausgestrebt über die engere Heimat und festen Fuß auf ausländischem Boden gefaßt, wie in England und in Belgien. Auch sein Vater, Prinz August, hatte das koburgische Blut nicht verleugnen können, hatte er doch als Jüngling an dem Kabylenfeldzug unter heißer afrikanischer Sonne teilgenommen und mag aus dem Schatze jener buntbelebten Erinnerungen oft dem Sohne mitgeteilt haben. Die Mutter aber, Prinzessin Klementine, die feinsinnige, diplomatisch veranlagte, anmutsvolle Tochter König Louis Philipps, wußte schon früh in diesem ihrem Lieblingssohn den Sinn für Geschichte zu wecken; jeden Morgen saß sie an seinem Bett, ihm aus französischen Geschichts- und Erzählungsbüchern vorlesend und das Gelesene aus ihren reichen Erinnerungen und Erfahrungen belebend und vervollständigend. Auch der aus Bayern gebürtige Erzieher Peter Fleischmann, den der junge Prinz mit fünfeinhalb Jahren erhielt, wußte sich in die Seele seines Zöglings zu versenken und seine ganze Liebe zu erwerben, die ihm bis heute erhalten geblieben.

Regsamen Geistes, unterstützt von einem vorzüglichen Gedächtnis, beschäftigte sich Prinz Ferdinand während seiner in Wien verlebten Jugendzeit viel mit historischen und naturgeschichtlichen Studien, mit wissenschaftlichem Eifer allerhand Sammlungen anlegend, die er auf verschiedenen Reisen liebevoll vervollständigte. Sein sehnlicher Wunsch, die weite Gotteswelt kennen zu lernen, erfüllte sich im Jahre 1879, indem er mit seinem älteren Bruder August Brasilien besuchte, tief in das Innere des Landes vordringend und auch hier stets darauf bedacht, seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse zu vervollkommnen. Nach dieser langen Fahrt fand in Wien, der Geburtsstadt des Prinzen, seine weitere Ausbildung statt, und im Frühjahr 1881 legte er mit dem Prädikat „Vorzüglich“ die Offiziersprüfung ab, um kurz danach als Leutnant in das 11. Husarenregiment eingereiht zu werden; später ließ er sich aus Gesundheitsrücksichten in ein Jägerbataillon versetzen, kehrte dann aber zur Kavallerie zurück, in ein Honved-Husarenregiment eintretend. In der liebenswürdigen Kaiserstadt an der Donau führte der Prinz im allgemeinen das stille Leben eines Gelehrten, nicht an den lockeren Zerstreuungen teilnehmend, die seine Standesgenossen gern aufsuchten. Emsig arbeitete er an seiner Weiterbildung, unterstützt darin von seiner Mutter, die ihm zugleich die unterrichtetste und besorgteste Freundin war, stets mit tiefster Zärtlichkeit um sein Wohl und Wehe bedacht. Von ruhig beobachtendem Wesen, liebte es der Prinz nicht, von sich Aufhebens zu machen; wo es aber bedingt war, verstand er in würdiger Weise zu repräsentieren, so gelegentlich der 1883 stattgefundenen Krönung Kaiser Alexanders III. in Moskau, der er als Vertreter seines Hauses im Auftrage des Herzogs Ernst II. von Sachsen-Koburg und Gotha beiwohnte. Daran schlossen sich wieder Jahre ruhiger Arbeit, aus der ihn ganz unvermutet im Sommer 1887 der Ruf der bulgarischen Nation, den verwaisten Fürstenthron einzunehmen, riß.

Man sagt, daß Erzherzog Johann, der spätere Johann Orth, die Aufmerksamkeit der während der fürstenlosen Zeit die Regierung führenden bulgarischen Männer auf den Prinzen Ferdinand gelenkt habe. Sei dem, wie ihm wolle, die Wahl mußte von vornherein als eine glückliche betrachtet werden, gehörte doch der Prinz jener europäischen Fürstenfamilie an, von der ein erfahrener Diplomat gesagt, daß ihre Mitglieder sämtlich geborene Herrscher seien, und er war, ein Enkel König Ludwig Philipps von Frankreich, nicht nur mit dem österreichischen Kaiserhause verwandtschaftlich verbunden, sondern auch mit der russischen Kaiser- und der englischen Königsfamilie. Am wichtigsten war aber doch schließlich seine eigene Persönlichkeit, die politisch noch niemals hervorgetreten war und durch Erziehung und Bildung die Gewähr bot, den schwierigen Aufgaben gewachsen zu sein, die jeden Nachfolger des Fürsten Alexander in Bulgarien erwarteten. Gerade die Schwierigkeit des Unternehmens mochte den Prinzen Ferdinand veranlaßt haben, die verantwortungsvolle Last zu übernehmen, seinem Leben einen Inhalt zu geben, der die höchsten Anstrengungen und das volle Einsetzen der eigenen Person rechtfertigte! Bei den zunächst vorsichtig



Eleonore Königin der Bulgaren in bulgarischer Nationaltracht.

unternommenen Sondierungen erklärte der Prinz, daß er nur dann die Wahl annehmen würde, falls diese einstimmig erfolgte, was bei der am 7. Juli 1887 stattgefundenen Sitzung der Großen Sobranje in Tirnowa der Fall war. Auf jene Mitteilung hin antwortete der Prinz in einer Depesche, daß er alles tun werde, um sich des Vertrauens des bulgarischen Volkes wert zu erweisen; er sei bereit, dem Rufe desselben zu folgen und sich nach Bulgarien zu begeben, um sein Leben dem Glück und der Wohlfahrt der bulgarischen Nation zu weihen.

Die Nachricht von dem Ausfall und der Annahme der Wahl erregte überall das größte Aufsehen. Die politischen Zeichendeuter sagten dem jungen Fürsten nichts Gutes für seine Regierungslaufbahn voraus, und die vom Auswärtigen Amt in Wien beeinflußte österreichische Presse hielt nicht mit höhnenden und spöttischen Worten zurück. Das Ganze ward als ein Abenteuer des Koburgers angesehen, der gar bald das Schicksal seines Vorgängers, des Fürsten Alexander, teilen würde, falls es ihm nicht noch schlimmer erginge. In dem Wirrwarr der Meinungen, der erregten Erörterungen und Befehdungen blieb der nunmehrige Fürst Ferdinand der einzige Ruhige; er weilte auf seiner unweit Wien gelegenen elterlichen Besitzung Ebenthal, lernte fleißig bulgarisch und arbeitete nicht minder emsig mit einem Mitgliede jener zehngliedrigen Deputation der bulgarischen Nationalversammlung, die ihm in feierlicher Weise seine Wahl verkündete. Dann, nachdem sich der erste Sturm gelegt, bereitete er umsichtig alles zur Abreise vor und trat sie mit geringer Begleitung an, sich nach Orsova begebend, um von dort einen der Donaudampfer zur Weiterfahrt zu benutzen. In jenem kleinen ungarischen Örtchen, in der Grenzecke dreier Länder, schwirrte und wirrte es von allerhand unheimlichen Gerüchten: wollte man doch unbedingt wissen, daß im Strome Minen gelegt seien, um das den Fürsten bergende Fahrzeug in die Luft zu sprengen; dann wieder ward von Torpedobooten gefabelt, die den Fürsten überfallen und gefangennehmen sollten; auch an Mitteilungen von geplanten Attentaten fehlte es nicht, so daß sogar dieser und jener der Vertrauten des Fürsten unruhig wurde und letzteren zu veranlassen suchte, sein gefahrvolles Unternehmen nicht auszuführen. Der Fürst aber wies mit gelassener Entschiedenheit alle Vorstellungen ab und bestieg in der frühen Morgenstunde des 11. August das fahrplanmäßige Dampfschiff, dem mittags die festlich geschmückte bulgarische Regierungsjacht, die die Regenten und zahlreiche einflußreiche Politiker wie Offiziere an Bord hatte, begegnete und den Fürsten und seine Begleitung unter begeisterten Begrüßungsrufen aufnahm. Ein frohes Willkommen ward dem Neuerwählten auch auf bulgarischem Boden zuteil. In Tirnowa legte er den Eid auf die Verfassung ab und traf, über Philippopel reisend, am 22. August in Sofia ein, seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt des Landes haltend.

Mit diesem Tage hatte Fürst Ferdinand seine geschichtlich bedeutsame Lebensaufgabe begonnen. Er wußte, daß ihm ihre Erfüllung die schlimmsten Bitternisse und Enttäuschungen bringen würde. Zu seinen hervorstechendsten Charaktereigenschaften gehören kluge Umsicht und geduldiges Ausharren; sie unterstützten ihn in der geschickten Durchführung seines Werkes. Wahrlich, die Lage des Fürsten war wenig beneidenswert und weit ungünstiger als die seines Vorgängers, des Fürsten Alexander, bei dessen Regierungsantritt. Der Battenberger hatte die vollen Sympathien Rußlands und der übrigen Mächte für sich und durfte bei Ausführung seiner Pläne auf deren umfassende Unterstützung rechnen. Er selbst hatte im Hauptquartier Kaiser Alexanders II. an dem blutigen Befreiungskriege teilgenommen und war als Offizier aus dem deutschen Heer hervorgegangen; manch wohlmeinender fürstliche Berater stand ihm helfend zur Seite.



Prinz Kyrill von Bulgarien.



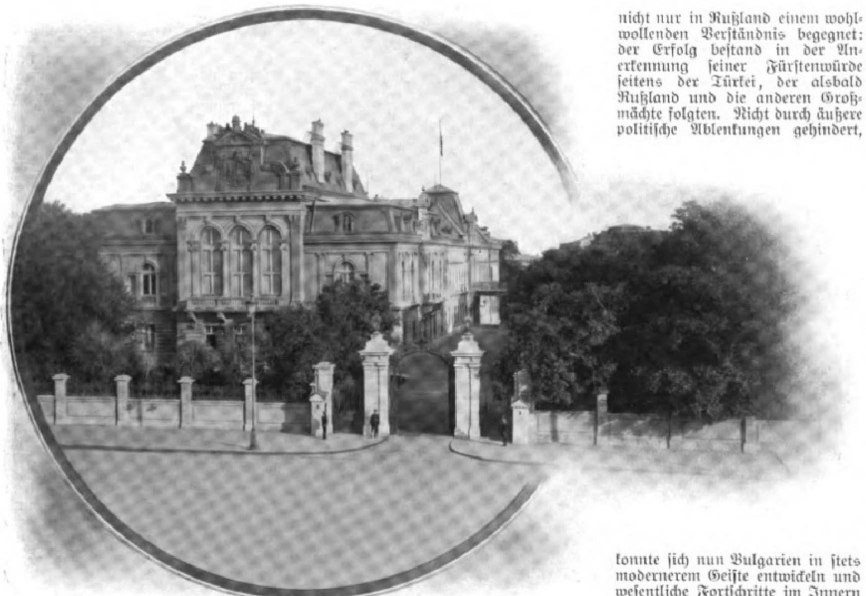
Prinzessin Eudoxie (sitzend) und Prinzessin Nadeschda von Bulgarien.

Nichts von alledem beim Koburger. Er war ganz auf sich allein angewiesen, hatte Bulgarien gegen den entschiedenen Willen der Mächte betreten, die ihm feindlich gegenüberstanden und ihn nicht als Fürsten anerkennen wollten. Ein Fremder unter Fremden, kannte er weder das Land noch das Volk. Zu den Gefahren, die von draußen drohten, gesellten sich innere; das bulgarische politische Parteileben war in vollster Gärung begriffen, man konnte jeden Tag auf den Ausbruch eines Bürgerkrieges gefaßt sein, dazu völlige Ebbe in den Kassen. Es gehörte viel Vertrauen zur eignen Kraft und zur Zukunft dazu, um nicht von vornherein entmutigt zu werden.

Fürst Ferdinand griff zunächst nicht persönlich in die Ereignisse ein, sondern verharrte, beobachtend und Erfahrungen sammelnd, auf mannigfachen Reisen sein neues Reich kennen lernend und Fühlung gewinnend mit der Nation, mit ihren Sitten und Gebräuchen, mit ihren Überlieferungen und Einrichtungen, bis sich das Mißtrauen des Auslandes gelegt und sich im Innern manches geklärt. Erst nachdem er sicheren Boden unter den Füßen fühlte, schritt er zur Gründung eines eigenen Hausstandes, indem er sich am 20. April 1893 mit der Prinzessin Marie Luise Bourbon von Parma, der ältesten Tochter des Herzogs Robert von Parma, vermählte, die ihm am 30. Januar 1894 den ersten Sohn und Thronfolger Boris schenkte, wodurch die Dynastie noch enger mit dem Lande verschmolzen wurde. Jetzt war für den Fürsten Ferdinand auch die Zeit des Handelns gekommen; er entließ im Mai des eben genannten Jahres den sich allmächtig und unentbehrlich



Kronprinz Boris von Bulgarien.



Das Palais in Sofia.

dünkenden Ministerpräsidenten Stambuloff, der nicht nur auf das härteste und rücksichtsloseste seine zahlreichen politischen und persönlichen Feinde verfolgt hatte, dadurch tiefgehende Unzufriedenheit erweckend, sondern der auch mehrfach direkt gegen die Anordnungen des Fürsten gehandelt und dadurch dessen Autorität untergraben. Von nun an nahm der Fürst das Staatsruder in seine Hand, hatte er doch genauen Einblick gewonnen in die inneren Verhältnisse Bulgariens, wußte, was von den Parteien und deren Führern zu halten war, was dem Wohle Bulgariens frommte in der vorsichtigen Behandlung der schwebenden Fragen und der Beziehungen zum Auslande. Das hatte er schon längst eingesehen und war nur sehr widerstrebend der russenfeindlichen Politik Stambuloffs gefolgt, daß die Freundschaft Rußlands von einschneidendster Bedeutung sei, und langsam wußte er sich dieselbe zu erringen, ohne der eigenen Würde und jener des Landes etwas zu vergeben. Seinen wachsenden politischen wie persönlichen Einfluß konnte der Fürst im Jahre 1895 einer ernsten und verantwortlichen Prüfung unterziehen, indem es ihm gelang, die von bulgarisch-mazedonischen Komitees veranstalteten Aufstandsversuche in Mazedonien, die eine erhebliche Gefahr für die Ruhe im Orient und den europäischen Frieden bedeuteten, einzuschränken und zu bewirken, daß die aus Bulgarien über die Grenze gegangenen Freischärler zurückkehrten. Auf der einen Seite standen die Neigungen und Leidenschaften des bulgarischen Volkes, auf der anderen die Freundschaft Rußlands, der Türkei und der Großmächte, die es unter allen Umständen zu keinem kriegerischen Konflikt am Balkan kommen lassen wollten. Es gehörte das ganze diplomatische Geschick des Fürsten dazu, es mit keinem der beiden Teile zu verderben, sich weder mit seinem Volke zu verfeinden noch sich in Gegensatz zu den Wünschen Europas zu bringen.

Die Bemühungen des Fürsten, den Ausbruch eines verheerenden Unwetters in jenem europäischen Gewitterwinkel zu verhüten, waren nicht nur in Rußland einem wohlwollenden Verständnis begegnet: der Erfolg bestand in der Anerkennung seiner Fürstenwürde seitens der Türkei, der alsbald Rußland und die anderen Großmächte folgten. Nicht durch äußere politische Ablenkungen gehindert, konnte sich nun Bulgarien in stets modernerem Geiste entwickeln und wesentliche Fortschritte im Innern machen. Die niederen wie die höheren Schulen wurden ganz erheblich vermehrt, und der Ausbildung des Lehrkörpers ward große Sorgfalt gewidmet durch Errichtung von Seminaren; eine wichtige Ausdehnung erfuhr das Eisenbahnnetz, das Leben und Bewegung in die entferntesten Landesteile brachte, die bisher von jeder Kultur abgeschnitten schienen, und das gleichzeitig strategischen Zwecken diente. Denn auch Bulgarien kannte die Wahrheit des alten Wortes, daß, wer den Frieden wünscht, stark genug sein muß, um sich seiner Segnungen dauernd zu erfreuen. Nach umsichtigen Plänen wurde die territoriale Verteidigung erweitert und vertieft, das Offizierkorps reorganisiert, die Armee stets sorgsamer ausgebildet und in jeder Hinsicht schlagkräftig gemacht.

Hellte sich der politische Horizont Bulgariens mehr und mehr auf, so blieben dem Fürsten nicht die trübsten Erschütterungen erspart durch den Tod seiner Gemahlin, welche die Geburt der Prinzessin Nadeschda — dem Erbprinzen Boris waren der Prinz Kyrill und die Prinzessin Eudoxie gefolgt — mit ihrem jungen Leben bezahlen mußte, und durch das Hinscheiden seiner inniggeliebten Mutter, der Prinzessin Klementine, die mit gerechtfertigtem Stolz den Aufstieg des Sohnes verfolgt hatte, ihm in treuester und hingebendster Liebe wie mit sorgendstem Verständnis für alles, was ihn betraf, zur Seite stehend. Sie, die man mit Recht die „Mutter Bulgariens" genannt, erlebte leider nicht mehr den 15. August 1907, an dem der Fürst in Sofia festlich sein zwanzigjähriges Regierungsjubiläum begehen konnte, das ihm die freudige Anerkennung der Heimat wie des Auslandes eintrug. Das nächste Jahr brachte am 28. Februar dem Fürsten ein neues Glück durch seine Vermählung mit der Prinzessin Eleonore von Reuß j. L., die sich schnell in ganz Bulgarien wärmste Sympathien zu erringen wußte. Von ungewöhnlicher Intelligenz und umfassender Bildung, beschäftigt sich die Fürstin aufmerksam mit allen eindringlichen Fragen, welche unsere vielgestaltete Gegenwart bewegen, sich gern in ernste und schwierige Probleme vertiefend, um Erfahrungen und Lehren daraus zu ziehen für ihre eigene Stellung im Leben und die praktische Betätigung derselben. Nicht wie viele andere Fürstinnen übt sie Wohltätigkeit aus mit schönen Worten oder flüchtigen Besuchen dieses und jenes Krankenhauses, sondern mit vollster Hingebung und praktischer Tat; hatte sie sich doch während des letzten Russisch-Japanischen Feldzuges ein volles Jahr hindurch in den Dienst der Verwundeten und Erkrankten gestellt, alle Gefahren und Schrecken jenes blutigen Feldzuges voll ausharrenden Mutes ertragend. Mit innigster Zärtlichkeit nahm sie sich der vier Kinder ihres Gemahls an, die in ihr eine verständnisvolle, gütige, hochgebildete Mutter fanden, welche auf das liebreichste und sorglichste ihre Erziehung wie ihren Unterricht überwacht und leitet, sie mit warmer Freundschaft an sich ziehend und heiteren Sonnenschein in das bis dahin verödet gewesene Fürstenschloß bringend. An der Seite ihres Gemahls teilte und teilt sie sich mit ihm in die Pflichten der Repräsentation, wozu sich auch im Ausland reichlich Gelegenheit fand. Im Herbst 1908 weilte das Fürstenpaar zu Gast bei Kaiser Franz Joseph in Budapest, mit königlichen Ehren empfangen, und pflegte die freundnachbarlichsten Beziehungen zur rumänischen Königsfamilie.

Das nächste Jahr bildete dann den großen Wendepunkt in Bulgariens geschichtlicher Entwicklung. Verschiedene Ereignisse vereinten sich, um schneller, als man im westlichen Europa angenommen, den Fürsten Ferdinand zu seinem Ziele zu bringen. Auf die von amtlicher türkischer Seite in Konstantinopel erfolgte Beleidigung des bulgarischen diplomatischen Agenten Geschoff folgte der Streit der Angestellten der Orientbahn, der Bulgarien aus Gründen der eigenen Sicherheit veranlaßte, sich der das Land durchschneidenden Linie zu bemächtigen und in eigene staatliche Verwaltung zu nehmen. Die Zeit zum Handeln war gekommen! Man mußte in Sofia befürchten, daß die Mächte in den Streit sich einmengten, daß vielleicht auch die Jungtürken eine Kraftprobe zu geben gedächten, um Bulgarien die Abhängigkeit von der Hohen Pforte fühlen zu lassen, damit sie in der eigenen Bevölkerung an Ansehen gewönnen. Am Morgen des 5. Oktober traf, von Rustschuk kommend, Fürst Ferdinand mit sämtlichen Mitgliedern des Ministeriums in Tirnowa ein, wohin sich von Sofia aus seine Gemahlin begeben, und proklamierte auf dem trümmergekrönten Hügel, der einst die alte bulgarische Zarenburg getragen, in feierlichster Weise Bulgariens völlige Unabhängigkeit und die Erhebung zum Königreich, woran sich dann ein ergreifendes Tedeum in der kleinen, erinnerungsvollen Kirche zu den Vierzig Märtyrern schloß.

Mit jenem glorreichen Tage war für die bulgarische Nation, die so schweren Prüfungen ausgesetzt gewesen, eine neue, vielversprechende Epoche angebrochen; jetzt sah sie sich auch von den letzten Fesseln befreit, die sie an seine einstigen Unterdrücker geknüpft. Seiner gleichzeitig energischen wie weisen, kühnen wie klugen Politik verdankte König Ferdinand seine großen Erfolge und seine einflußreiche Stellung innerhalb der internationalen Diplomatie und europäischen Mächte. Nicht in überstürzter, rücksichtsloser, den europäischen Frieden gefährdender Weise war er seinen zur Höhe leitenden Weg gewandelt, sondern Schritt für Schritt, fest und stark, alles vorsichtig bedenkend und erwägend, dann klugsinnig handelnd, die Saat nicht eher erntend, als bis sie reif geworden.

Nun, nachdem das Haus stattlich nach außen hin errichtet, setzt der König seine ganzen Kräfte ein, um es auch im Innern stets sorgsamer auszubauen, damit es gegen alle Stürme, woher diese auch dringen mögen, gefestet sei. Mit seinen gemeinsam mit der Gemahlin unternommenen Reisen nach St. Petersburg, Konstantinopel und Paris wußte er wichtige politische Zwecke zu verbinden und überwacht mit eifrigstem Interesse die Fortschritte, die das junge



Das Sommerschloß in Euxynograd.

Königreich in kultureller Beziehung machte und fortgesetzt macht. Unter des Königs Führung strebt Bulgarien mit allen Kräften auf der Bahn nach vorwärts, und jeder, der in bestimmten Zwischenräumen das Land besucht, bemerkt die gewaltigen Fortschritte, die auf jeglichem Gebiete getan werden. Nicht in überhastender Weise arbeitet man an einer immer größeren Vervollkommnung, sondern wohlüberlegt, mit umsichtiger Ausnutzung der vorhandenen Kräfte. In König Ferdinand besitzt das Land einen Führer, der nur ein Ziel kennt: die Wohlfahrt, die Blüte und Größe Bulgariens. Davon zeugt sein bisheriges Lebenswerk. Möchte es noch eine lange und ruhmvolle Fortsetzung finden, ihm und seinem Volke zum Heil! Paul Lindenberg.

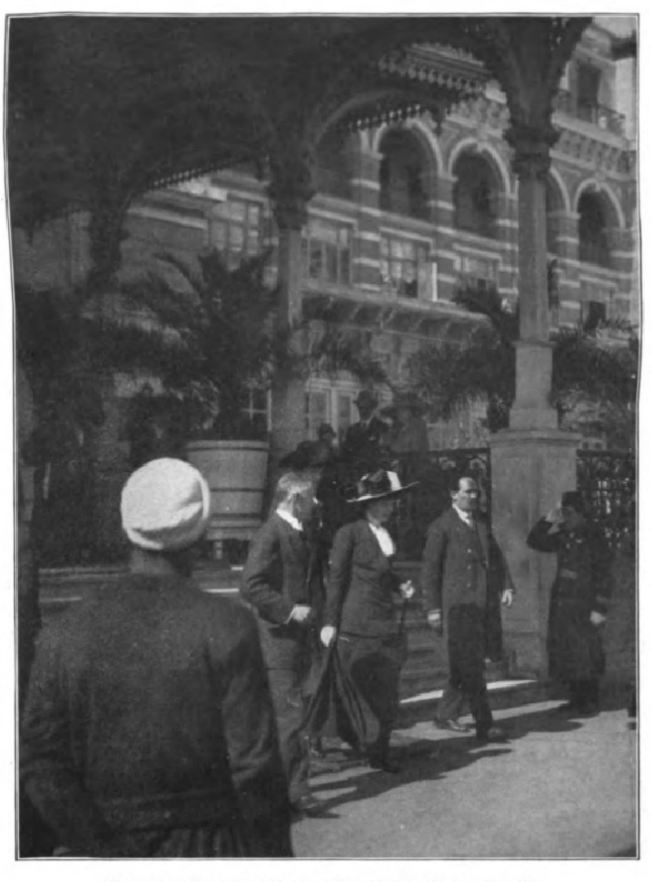
Bundesrat Dr. Adolf Deucher.

Am 15. Februar feierte der Senior des schweizerischen Bundesrates, Dr. Adolf Deucher, seinen achtzigsten Geburtstag in seltener geistiger und körperlicher Frische. Dr. Deucher, der seit dem Jahre 1883 der schweizerischen Bundesregierung angehört, ist neben dem mexikanischen Präsidenten sowohl der älteste wie auch der am längsten amtierende Staatsmann der Welt.

Dr. Deucher wurde am 15. Februar 1831 als Sohn eines Arztes in dem thurgauischen Steckborn am Untersee geboren und verlebte seine Jugend- und ersten Unterrichtsjahre in dem malerischen Heimatsorte. Die Gymnasialstudien absolvierte er in der Klosterschule von Fischingen und auf dem Lyzeum in Konstanz. Im Herbst 1847 bezog er die Heidelberger Universität, um sich hauptsächlich dem Studium der Philosophie und Geschichte zu widmen, im folgenden Jahre entschloß er sich jedoch, zum medizinischen Studium überzugehen, das er auf den Hochschulen von Zürich, Prag und Wien vollendete. Nach abgelegtem Staatsexamen und kurzer Assistententätigkeit im thurgauischen Kantonsspital in Münsterlingen ließ sich Dr. Deucher 1854 in seinem Heimatsorte Steckborn als praktischer Arzt nieder, 1862 siedelte er in gleicher Eigenschaft nach der Kantonshauptstadt Frauenfeld über; als ihn das thurgauische Volk 1879 zum Mitgliede der kantonalen Regierung wählte, gab er die ärztliche Praxis endgültig auf und widmete sich ganz seinen politischen Ämtern.

Dr. Deucher trat schon sehr frühzeitig ins politische Leben ein. Kaum daß er sich in seiner Heimatsstadt niedergelassen, wählte sie ihn auch schon zu ihrem Vertreter im thurgauischen Großen Rate und betraute ihn mit diesem Amte bis zu seiner Wahl in die Regierung, daneben war Deucher Präsident der Bürger- und Stadtgemeinde von Steckborn. Als 1868 die Bewegung zur Modernisierung der kantonalen Verfassung einsetzte, wurde Deucher Mitglied des Verfassungsrates, und 1869 entsandte ihn sein Heimatskanton als Vertreter in den schweizerischen Nationalrat nach Bern, dem er angehörte, bis ihn die Bundesversammlung im Frühjahr 1883 als Nachfolger Baviers zum Bundesrat wählte. Als solcher bekleidete Deucher viermal, in den Jahren 1886, 1897, 1903 und 1909 das Amt eines schweizerischen Bundespräsidenten, ein Rekord, den vor ihm kein Staatsmann erreichte, und der auch in Zukunft nicht so bald eingeholt werden wird. Auch hinsichtlich der Amtsdauer steht Bundesrat Deucher unerreicht da.

Seinem so arbeitsreichen Leben mangelte es nicht an äußeren Ehrungen und Anerkennungen. So ernannte ihn die Stadt Frauenfeld 1886 zu ihrem Ehrenbürger, und 1896 erwiesen ihm Stadt und Kanton Genf wegen seiner Verdienste um das Zustandekommen der Schweizerischen Landesausstellung dortselbst die gleiche Ehrung. Ferner ernannte ihn die Rechtsfakultät der Berner Universität 1899 zum Dr. jur. h. c., und die Feier seiner fünfundzwanzigjährigen Amtstätigkeit als Bundesrat brachte ihm neue Beweise von Sympathie und Anerkennung aus weiten Kreisen des Vaterlandes. Die wertvollste Gabe verlieh ihm jedoch die Natur, die ihn mit einer für die Zahl der Jahre ganz außergewöhnlichen Rüstigkeit und Frische beschenkte, die der Quell einer schier unversieglichen Arbeitslust ist.



Von der Ägyptenreise der Deutschen Kronprinzessin.

Die Kronprinzessin wird nach dem Besuch des Prinzen und der Prinzessin Rupprecht von Bayern im Hotel Continental zu Kairo am 2. Februar vom Prinzen an den Wagen geleitet.

Geheimrat Dr. Hugo Licht.

Ein um die bauliche Entwicklung der Stadt Leipzig hochverdienter Architekt, Geheimer Baurat Professor Hugo Licht, Dr. ing. h. c., feiert am 21. Februar seinen siebzigsten Geburtstag. Zu Nieder-Zedlitz bei Fraustadt in Posen



Die Herzogin Helene von Albany im Kreise ihrer Enkel: Der Kinder des Fürsten Alexander und der Fürstin Alice von Teck und des Herzogs Karl Eduard und der Herzogin Viktoria Adelheid von Sachsen-Koburg und Gotha.



Blücher schlägt am 26. August 1813 die französische Armee unter Marschall Macdonald an der K[illegible]

Nach einer Originalzeichnung von [illegible]

atzbach und Neiße: Das Zurückwerfen der französischen Artillerie und Kavallerie über die Katzbach.

Prof. Hans W. Schmidt, Weimar.



geboren, trat er nach absolvierter Schulzeit und nach mehrjähriger praktischer Tätigkeit am 1. April 1862 in das Atelier von Ende und Böckmann in Berlin ein und studierte dann seit Herbst 1864 an der Königlichen Bauakademie, jetzigen Technischen Hochschule, bis ihn sein Lehrer Professor Richard Lucae in sein Privatatelier nahm, dem er bis Mitte 1869 angehörte. Nach einem sich anschließenden Aufenthalt in Italien war er von 1871 bis Anfang 1879 in Berlin als Privatarchitekt tätig.

Am 1. April 1879 wurde Hugo Licht von den Städtischen Kollegien als Stadtbaudirektor nach Leipzig berufen, wo er, seine eigenen künstlerischen Wege gehend, ein reiches Feld für seine Lebenstätigkeit fand. Abgesehen von reinen Nutzbauten, die er aber doch eigenartig zu gestalten verstand,



Dr. Hugo Licht. Zum siebzigsten Geburtstag.

wie die des Siechenhauses und der Erweiterung des Krankenhauses St. Jakob, des Vieh- und Schlachthofes, der Markthalle und der Kasernen bei Möckern, nennen wir von seinen Leipziger Werken künstlerischer Natur den Um- und Erweiterungsbau des Museums am Augustusplatz, den Bau des Grassi-Museums, des Konservatoriums der Musik, des Predigerhauses am Nikolaikirchhof, der Städtischen Gewerbeschule, der Bauten des neuen Johannisfriedhofes, des Kaufhauses, der Johanniskirche, schließlich des Hauptwerkes seines Lebens, des Neuen Rathauses an Stelle der abgebrochenen Pleißenburg und des noch nicht ganz vollendeten Erweiterungsbaues desselben, des sogenannten Verwaltungsgebäudes. Außerhalb Leipzigs entstanden während seiner hiesigen Tätigkeit der Turm der Marienkirche zu Krossen a. d. Oder und das Kaiser-Wilhelm-Denkmal in Breslau, das er zusammen mit seinem Freunde, dem verstorbenen Bildhauer Prof. Christian Behrens, errichtete.

Neben dieser umfangreichen Baupraxis und neben seiner amtlichen Tätigkeit als Verwaltungsbeamter blieb ihm immer noch Zeit für Werke der Kleinkunst, für Studienreisen und für das Amt eines Preisrichters, zu dem ihn das Vertrauen der Bauherren, der Behörden und seiner Fachgenossen während seiner zweiunddreißigjährigen Tätigkeit in Leipzig ungezähltemal berufen hat.

Dr. Freiherr v. Griesinger.

Der deutsche Gesandtenposten in Belgrad, den bisher der zum Gesandten in Stockholm ernannte Wirkliche Geheime Rat v. Reichenau innehatte, ist mit dem bisherigen vortragenden Rat im Auswärtigen Amt, Wirklichen



Phot. Sandau — Sellin, Berlin.

Dr. Freiherr v. Griesinger, der neue deutsche Gesandte in Belgrad.

Legationsrat Dr. Julius Freiherrn v. Griesinger, besetzt worden. Freiherr v. Griesinger ist als einziger Sohn des 1899 verstorbenen ehemaligen Kabinettschef des Königs Karl von Württemberg, Julius Freiherrn v. Griesinger, am 25. August 1863 in Stuttgart geboren. Nach Absolvierung juristischer Studien und seiner Promotion zum Dr. jur. widmete er sich dem diplomatischen Dienst. Längere Zeit war er als Kommissar bei der griechischen Staatsschuldenverwaltung tätig und lernte den Orient aus eigener Anschauung kennen. Nach seiner Berufung in das Auswärtige Amt wurde er der politischen Abteilung zugewiesen und hatte zuerst das Dezernat des Orients, zuletzt das der romanischen Länder inne. Im Jahre 1905 vermählte sich Freiherr v. Griesinger mit einer Wienerin, Luise Grübl, doch verlor er bereits nach vierjähriger Ehe seine jugendliche Gattin durch den Tod. Infolge seiner genauen Kenntnis der schwierigen Verhältnisse auf dem Balkan ist Freiherr v. Griesinger zur Vertretung des Deutschen Reiches am Hofe des Königs von Serbien die geeignete Persönlichkeit.

General der Infanterie v. Woyrsch.

Der kommandierende General des VI. (schlesischen) Armeekorps, General der Infanterie Remus v. Woyrsch, ist durch Kabinettsorder vom 9. Februar in Genehmigung seines Abschiedsgesuchs unter Verleihung des Schwarzen Adlerordens zur Disposition gestellt worden. Einem alten schlesischen Adelsgeschlecht entstammend, hat er $7\frac{3}{4}$ Jahre an der Spitze des heimatlichen Armeekorps gestanden, als Nachfolger des Erbprinzen von Meiningen. Am 4. Februar 1847 auf dem väterlichen Schlosse zu Pilsnitz bei Breslau geboren, das jetzt ihm gehört, trat er im Frühjahr 1866 in das 1. Garderegiment zu Fuß ein und machte als Fahnenjunker den österreichischen Feldzug mit. Bei dem Sturme auf Chlum leistete er dem an seiner Seite tödlich verwundeten Prinzen Anton von Hohenzollern die letzten kameradschaftlichen Dienste. Von 1869 bis 1870 war er zur Unteroffizierschule in Weißenfels kommandiert und kam dann zum 1. Garderegiment zurück, in dessen Reihen er mit in den Krieg gegen Frankreich zog. Bei Saint-Privat wurde er verwundet; mit dem Eisernen Kreuz geschmückt, kehrte er heim. Bis zum Jahre 1901, in dem er zum Generalleutnant und Kommandeur der 12. Division in Neiße befördert wurde, verblieb er im Gardekorps und im Generalstabe; 1903 wurde ihm die Führung und im nächsten Jahre das Kommando des VI. Armeekorps übertragen; 1906 erfolgte seine Beförderung zum General der Infanterie. Eine besondere Ehrung erwies ihm der Kaiser dadurch, daß er ihn am Weihnachtsabende 1908 à la suite des 1. Garderegiments zu Fuß stellte und ihm damit die Berechtigung verlieh, die Uniform seines alten Regiments, dem er mit kurzer Unterbrechung fünfzehn Jahre angehört hatte, zu tragen. In demselben Jahre war General v. Woyrsch auf Präsentation des alten und befestigten Grundbesitzes der Fürstentümer Breslau und Brieg als lebenslängliches Mitglied in das preußische Herrenhaus berufen worden. Seit 1873 ist Exzellenz v. Woyrsch mit Thekla v. Massow, Tochter des verstorbenen Oberforstmeisters v. Massow, verheiratet, die sich große Verdienste um die Entwicklung des Frauenvereinswesens in Schlesien erworben hat. —tz.



Phot. Berthold Bing, Wien.

Dr. Alois v. Funke, † am 24. Januar.

Dr. Alois v. Funke.

Mit dem am 24. Januar in Leitmeritz infolge eines Schlaganfalles verstorbenen Bürgermeister Dr. Alois v. Funke ist einer der populärsten Männer Nordböhmens dahingegangen, ein echter, treuer deutscher Mann, ein überzeugter, ehrlicher und erfolgreicher Streiter für unser Volkstum, der aber selbst im heißesten Kampfe nie das ideale Ziel: einen ehrlichen Frieden aus dem Auge verlor.

Dreimal hatte er schon als Alterspräsident des österreichischen Abgeordnetenhauses fungiert, und trotzdem nahm er noch bis in die letzten Tage an der politischen Arbeit regen Anteil. Sein Leichenbegängnis war eine imposante Kundgebung, man könnte fast sagen, eine nationale Feier der Deutschen Österreichs.

Dr. Alois v. Funke wurde am 5. Januar 1834 in Leitmeritz geboren, wo er sich nach Absolvierung seiner Studien an der Prager und Wiener Universität als Advokat niederließ. Früh trat er in das öffentliche Leben, wurde 1864 das erstemal in die Gemeindevertretung seiner Vaterstadt, 1880 in den böhmischen Landtag und 1894 in das österreichische Abgeordnetenhaus gewählt.

Seit 1893 war er Bürgermeister seiner Vaterstadt, die ihm zum Teil den großartigen Aufschwung verdankt, den sie in den letzten Jahren nahm. Zahlreiche, darunter prächtige öffentliche Gebäude, die Wasserleitung und die Neukanalisierung der Stadt wurden unter Dr. v. Funke vollendet. Infolge seiner reichen kommunalen Erfahrungen und seines großen Wissens auf dem Gebiete der Stadtverwaltung wurde Dr. v. Funke auch an die Spitze des Deutsch-Österreichischen Städtetages berufen. Auch war er ein eifriger Förderer des deutschen Turn- und Feuerwehrwesens. C. J.



Kapitän z. S. Meyer-Waldeck, der Gouverneur von Kiautschou. (Phot. Ferd. Urbahns, Kiel.)



Bundesrat Dr. Deucher. Zum achtzigsten Geburtstag. (Artikel s. S. 279.) (Phot. F. Fuß, Bern.)



General der Infanterie Remus v. Woyrsch. (Phot. L. Klett, Breslau.)



Philipp Freudenberg, der deutsche Konsul in Colombo (Ceylon), † am 2. Februar.

Theater und Musik.

— „Der Schatz“, eine Komödie in vier Akten von David Pinski, rief bei der Erstaufführung im Deutschen Theater zu Berlin am 2. Februar anfänglich Heiterkeit, zum Schluß jedoch lebhafte Opposition hervor.

— „Der Kaiser“, Tragödie in fünf Akten von Hans v. Kahlenberg und Hans Olden, übte bei der Erstaufführung im Berliner Schiller-Theater O. am 3. Februar nur eine Augenblickswirkung aus.

— „Wieland“, ein Märchen in vier Akten und einem Vorspiel von Karl Vollmöller, erregte bei der Uraufführung im Deutschen Theater zu Berlin am 7. Februar starke Opposition.

— Im Neuen Theater zu Berlin ging am 8. Februar das dreiaktige Lustspiel „Mein erlauchter Ahnherr“ von Alfred Schmieden, dem Direktor des Neuen Theaters, mit gutem Erfolg zum erstenmal in Szene.

— „Das Objekt“, eine dreiaktige Anwaltsgroteske von Fritz Selten, fand bei der Erstaufführung im Berliner Lustspielhaus am 9. Februar ein beifallfreudiges Publikum.

— „Das Leutnantsliebchen“, Operette in drei Akten von Benno Sternberg, Text von Joseph Siener, brachte es bei der Uraufführung im Kölner Metropoltheater am 29. Januar dank dem geschickt gemachten Libretto und der melodiösen Musik zu einem starken Erfolg.

— „Eine halbe Stunde vor Tag“, ein vieraktiges Schauspiel von Hermann Reichenbach, erzielte bei der Uraufführung im Hamburger Thaliatheater am 9. Februar einen äußeren Erfolg.

— „Quo vadis?“, dramatisches Oratorium für Chor, Soli, Orchester und Orgel von Felix Nowowiejski, Textdichtung von Antonie Jüngst nach dem gleichnamigen Roman von Henryk Sienkiewicz, wurde bei der am 30. Januar in der Alberthalle zu Leipzig veranstalteten Erstaufführung dank seiner musikalischen Qualitäten und der vorzüglichen Interpretation durch den unter der temperamentvollen Leitung des Kapellmeisters Hagel stehenden Philharmonischen Chor und das Winderstein-Orchester mit sehr starkem Beifall aufgenommen. — Der Klavierauszug ist im Verlag von Alonys Maier, Königliche Hofmusikalienhandlung in Fulda, erschienen.

— „La Damoiselle élue“ (Die Auserkorene), ein lyrisches Gedicht nach Dante Gabriel Rossetti, für Frauenstimmen (Soli und Chor) mit Orchester von Claude Debussy, gelangte am 6. Februar in der Alberthalle zu Leipzig im Rahmen eines Abonnementskonzerts der Leipziger Musikalischen Gesellschaft zur deutschen Erstaufführung und hinterließ einen nachhaltigen Eindruck.

— Felix Weingartners Dritte Symphonie entfesselte bei der am 12. Januar in Wiesbaden erfolgten deutschen Erstaufführung enthusiastischen Beifall.



Geh. Baurat Prof. Karl v. Großheim, Präsident der Königlichen Akademie der Künste in Berlin († am 5. Februar; vgl. Beitrag in Nr. 3509 vom 29. September 1910), auf dem Totenbett. Nach einer Originalzeichnung von Ismael Gentz.

Karl Schönherr und seine Tragödie „Glaube und Heimat“.

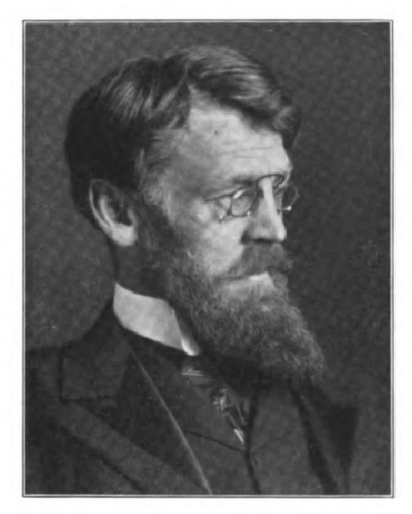
Karl Schönherr, dessen Name seit jenem Dezemberabend des vorigen Jahres, an dem sein wurzelechtes Bauerndrama „Glaube und Heimat“ im Deutschen Volkstheater zu Wien erstmalig über die Bretter wuchtete, in literarischen Interessenkreisen zu den meistgenannten der Gegenwart gehört und, was noch viel mehr besagen will, mit einer kaum je zuvor erlebten Schnelligkeit wirkliche Popularität erlangt hat, ist in der Bühnenwelt längst kein Fremder mehr. Schon, als kurz nach der Jahrhundertwende das aus Mosaiksteinchen und trotzigen Quadern seltsam gemischte Drama „Sonnwendtag“ erstmalig im Burgtheater erschienen war, horchte die Welt auf und blickte erwartungsvoll nach dem weitern Werdegang des jungen Wiener Poeten, der, Hebbelsche Eichenfestigkeit und Anzengrubersches Gemüt in sich vereinend, berufen schien, dem Drama neue Wege zu weisen, nachdem er schon zuvor mit dem Einakter „Die Bildschnitzer“, einer „Tragödie braver Leute“, dargetan hatte, daß er mit gutem Recht das bisher von ihm gepflegte Gebiet der Tiroler Dialektgedichte und humoristischer Studien verlassen hatte, um die Zeit, die ihm sein ärztlicher Beruf ließ, auf dramatisches Schaffen zu verwenden. Er produzierte dann verhältnismäßig rasch, mit wechselndem Geschick und schwankendem Glück. Dem düstern Einakter „Karrnerleut“ folgte das ziemlich unbeachtet gebliebene Schauspiel „Familie“, aber erst mit der rasch den Weg über viele Bühnen findenden Komödie „Erde“, die ihm den Volks-Schillerpreis einbrachte, steht er so recht auf eigenem Grund: ein starker Stamm, knorrig und kantig, doch in seinem Geäst üppige Blätter weltüberlegenen Verstehens, bestrahlt von leuchtend-derbem Humor. Dann wieder ein Abirren vom Wege: etliche aus unklaren Stunden herausgeborene Nieten, nicht wert, auch nur registriert zu werden, um jetzt desto sicherer mit einem Riesenschritt den Gipfel zu erklimmen — nicht nur den seines bisherigen Schaffens, sondern den der dramatischen Produktion der Gegenwart überhaupt. Denn diese höchste Staffel bedeutet seine Tragödie eines Volkes „Glaube und Heimat“ *).

Ganz zu Unrecht hat man in dem Werk eine religiöse (antikatholische) Tendenz gesucht und ihm um dieses Vorwurfes willen in mehreren Fällen den Weg zur Bühne versperrt. Daß Schönherr ein solch knapp gestecktes Ziel nicht genügte, erhellt schon daraus, daß er dem historischen Rahmen nur verschwommene Linien leiht: „Spielt zur Zeit der Gegenreformation in den österreichischen Alpenländern.“ Bezeichnender ist noch, daß der Repräsentant der katholischen Sache, „Ein Reiter des Kaisers“ zwar, als rauher Sproß einer fanatischen Zeit, das Schwert der Gewalt mit brutaler Kraft zu führen weiß, aber im Grunde genommen doch ein ehrenwerter Kerl ist, der seine hilfsbereite Freude an jedem Bauer und Bettler hat, den er vom „Fehlglauben“ abbringt, und dessen furchtloses Stoßgebet, als er unter den wütenden Händen des kinderlos gewordenen Rott sein letztes Stündlein gekommen wähnt, lautet: „Heilig Jungfrau, so stirb ich als dein treuer Knapp!“ Hätte Schönherr ein antiklerikales Drama schreiben wollen, so wäre sicherlich dieser Gestalt ein ganz anderer Gehalt verliehen worden, ebensowenig, wie er in diesem Falle einen mit seinem lutherischen Glauben ein etwas zweifelhaftes Spiel treibenden Charakter, wie den verschlagenen Alt-Rott als Senior der evangelischen Dörfler und den schließlich abtrünnig werdenden Sandperger so bedeutsam in den Vordergrund der Teilnahme geschoben hätte. „Glaube und Heimat“ will mehr sein und ist mehr als ein Tendenzstück. Es will dartun, wie die Treue gegen sich selbst: der „Glaube“, zu triumphieren vermag über alles, über die Liebe zum Leben, zu Weib und Kind, zu Haus und Besitz, zur „Heimat“. In ganz meisterlicher und dabei äußerst wortkarger Form — der Dichter läßt lieber die Geschehnisse für sich selber reden — wird der Konflikt der widerstreitenden Gewalten dieses Seelendramas aufgerollt. Hier die Sandpergerin, die lieber ihr Leben als ihre Bibel preisgibt, der Christoph Rott, der zum alles — selbst den Haß — überwindenden Bekenner emporwächst, dort dessen Frau, die, im Feuer der Not geläutert, willig ist, mit dem Gatten eine neue Heimat zu suchen, und Spatz, ihr noch in den Kinderschuhen steckender Sohn, der in lachender Lust sein Leben aufs Spiel setzt und verliert, als er gezwungen werden soll, sich von dem Vater zu trennen. Eine Handvoll von Menschen nur, aber trotzdem genug, um ein ganzes Volk in seinen verschiedenen Generationen und Geschlechtern zu verkörpern; ein wuchtiges Stück tragischen Menschheitsschicksals. Hält man alle diese Vorzüge zusammen, und mißt man daran die geringe Tragweite der Schatten, die sich in dieser Tragödie nachweisen lassen, so versteht man, daß das Preisgericht, das dem Schöpfer von „Glaube und Heimat“ den Grillparzer-Preis zuerkannte, seinen Beschluß damit begründete, daß diesem Werk „gewiß nur wenige dramatische Schöpfungen in der modernen deutschen Literatur gleich- oder auch nur nahekommen“.

„Glaube und Heimat“ gelangte bei seinem Triumphzug am 7. Februar nach Leipzig, wo die Tragödie im Alten Theater eine vom Regisseur Winds äußerst sorgfältig vorbereitete, von Beifallsstürmen begrüßte Wiedergabe fand. Die Rott-Familie wurde von Herrn Walter (Christoph), Herrn Haas (Alt-Rott) sowie den Damen Nolewska (Rottin), Retty-Großmüller (Spatz) mit sicher gestaltendem künstlerischen Geiste in einer trotziges Leben atmenden Weise auf die Bretter gestellt, und die Verkörperung des Reiters (Herr Decarli) und des Sandperger (Herr Demme) stand, ebenso wie die der meisten Nebenfiguren, sofern man in diesem ökonomisch konstruierten Dramenbau von solchen reden kann, diesen Meisterleistungen nicht nach.

Otto Sonne.

*) Die Buchausgabe erschien bei L. Staackmann in Leipzig.

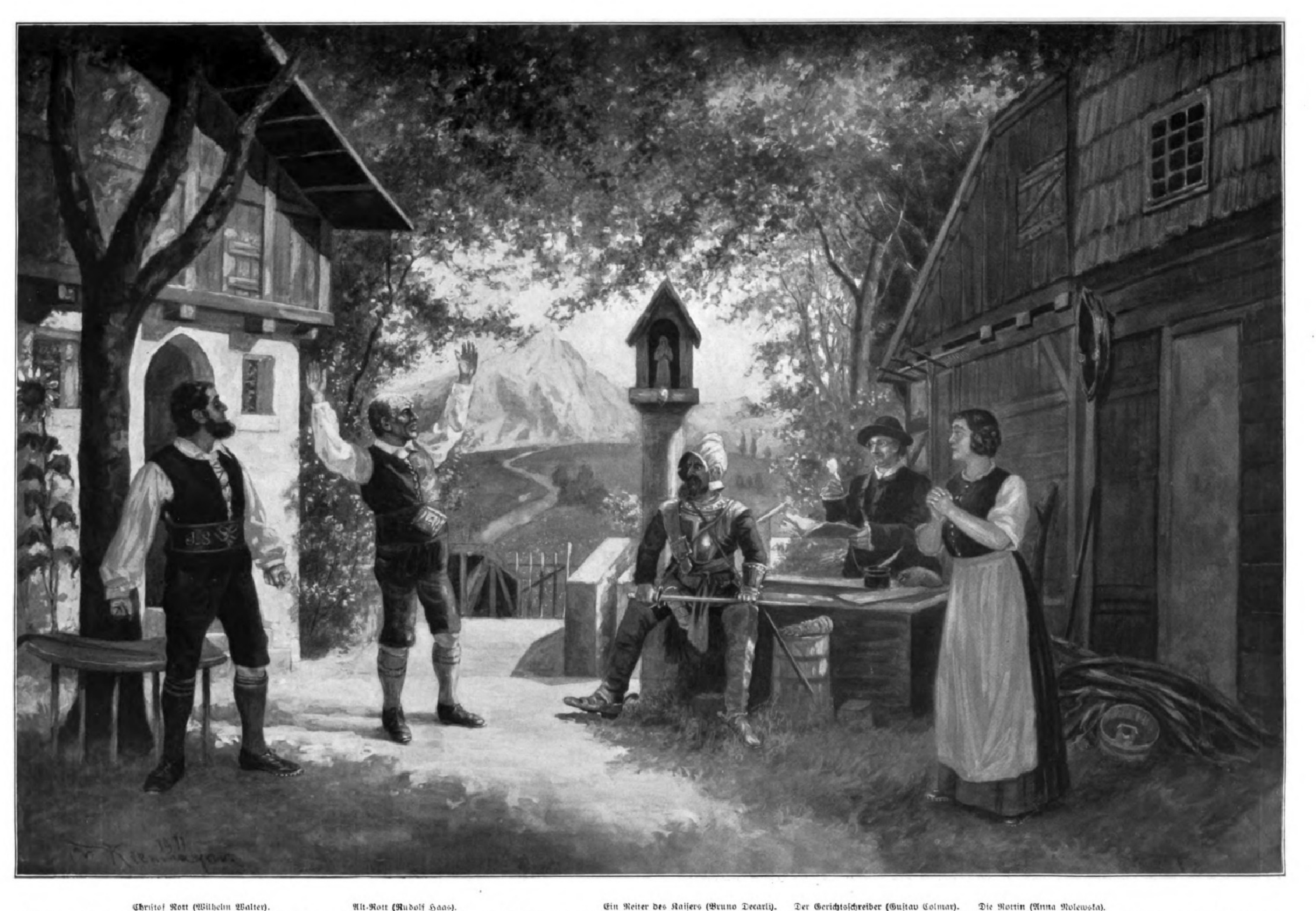


Dr Karl Schönherr

Dichter von „Glaube und Heimat“.



Vom Brand der Hohen Pforte in Konstantinopel am 6. Februar, bei dem die Bureaus des Staatsrats, ein Teil des Ministeriums des Innern und des Großwesirates vernichtet wurden.



Christof Rott (Wilhelm Walter). Alt-Rott (Rudolf Haas). Ein Reiter des Kaisers (Bruno Decarli). Der Gerichtsschreiber (Gustav Colmar). Die Rottin (Anna Nolewska).

„Glaube und Heimat." Die Tragödie eines Volkes. Von Karl Schönherr. Aufführung im Alten Theater zu Leipzig am 7. Februar. Nach einer Originalzeichnung unseres Spezialzeichners Franz Kienmayer.

2. Akt. Letzte Szene. Reiter: „Ja! So laß' ich alle Ketzer begraben!" — Alt-Rott: „Auf dem Schinderanger? Ein Alt-Rott . . . neben die krepierten Hund'? . . . Schreiber, an Paß! An Paß! Ritterreiter! Bin auch so einer! Ein evangelischer Christ!"

Volksleben in der bulgarischen Kunst.

Der junge bulgarische Staat strebt kraftvoll empor; in dem Volk wohnt gesunde Urwüchsigkeit, die für die Zukunft Ersprießlichstes hoffen läßt, und das straffe Band der Vaterlandsliebe wie der Religion schließt alle Stände und Schichten eng zusammen. Bei der Beurteilung Bulgariens darf man nicht vergessen, daß vier Fünftel der Bevölkerung der Bauernschaft angehören, die von unabhängigem demokratischen Geist erfüllt ist, dabei von einfachsten Sitten, unermüdlicher Tätigkeit, sorgender Sparsamkeit, im Besitze eines ungemein reichen und fruchtbaren Landes, das lange Zeit hindurch den Einflüssen der großen Kulturvölker verschlossen gewesen. Als König Ferdinand, als neuerwählter Fürst, im Sommer 1887 die Regierung übernahm, fand er noch vielfach Zustände vor, wie sie seit Jahrhunderten bestanden. Der bulgarische Bauer ackerte sein Feld noch mit derselben Art von Pflug, er bewohnte das nach uralten Überlieferungen errichtete Haus, er trug dieselbe Tracht wie seine Vorfahren im Mittelalter; sein Standpunkt in bezug auf häusliche Bequemlichkeit, geselliges Leben und allgemeines Wohlbefinden war kaum ein anderer als in den Zeiten, in denen er unter das Joch der Türken gebeugt wurde. Auch nach der Befreiung von diesem Joch vergrub er sein Geld und sogar seinen Wintervorrat an Korn in die Erde, da er gewohnt war, der Früchte seiner Arbeit beraubt zu werden, und wehrte sich hartnäckig gegen die Zulassung fremder Ideen in das Gebiet seines häuslichen und sozialen Lebens wie gegen die Einmischung Fremder in die Angelegenheiten seines Landes. Das hat auch seinen Ursprung in dem schroffen Unabhängigkeitssinn, dem Selbstvertrauen, der Charakterfestigkeit, die den Bulgaren so sehr von seinen slawischen Brüdern im Süden unterscheidet. Von tiefster Vaterlandsliebe erfüllt, bringt er gern harte Opfer für die Wohlfahrt seines Landes, in dessen Fortschritten er die sicherste Gewähr für einen selbständigen und ruhmvollen Bestand desselben erblickt. „Was die Völker gedeihen läßt," sagt E. v. Laveleye, der häufig die Balkanländer bereist, „ist den Bulgaren im höchsten Maße eigen — ungemein viel Arbeitsvermögen, ausdauerndes Beharren, natürlicher Verstand und sparsames Wirtschaften. Das Streben, sich Bildung anzueignen, wird gleichsam von einer unbewußten Triebfeder gelenkt, der die ganze Kraft des Instinktes innewohnt."



Johann Mrkvitchka: Rosenernte.

Dadurch konnte sich mit dem politischen Aufschwung des Landes, der nach den Jahren der Gärung in vollerer Weise erst mit dem Regierungsantritt König Ferdinands einsetzte, auch der geistige verbinden. Das Schulwesen wurde einer völligen Umwandlung unterzogen, neben Lehrerpräparandien rief man eine größere Reihe von Fachschulen, unter anderm solche für Handel, für Gewerbe, Landwirtschaft, Hausindustrie und einzelne Industriezweige, ins Leben, und die in Sofia begründete Universität erfreute sich von Jahr zu Jahr eines stärkeren Besuches und einer wachsenden Bedeutung. Die Kunst ward hierbei nicht vergessen, gerade auf ihrem Gebiet war ja viel vernachlässigt worden, ja, man mußte hier eigentlich ganz von neuem beginnen.

Auch hier griff der junge Fürst ganz persönlich ein, bestrebt, durch sein Beispiel zur Nacheiferung anzuspornen. Nicht nur, daß er bei der Ausschmückung seines Palais in Sofia bulgarische Künstler



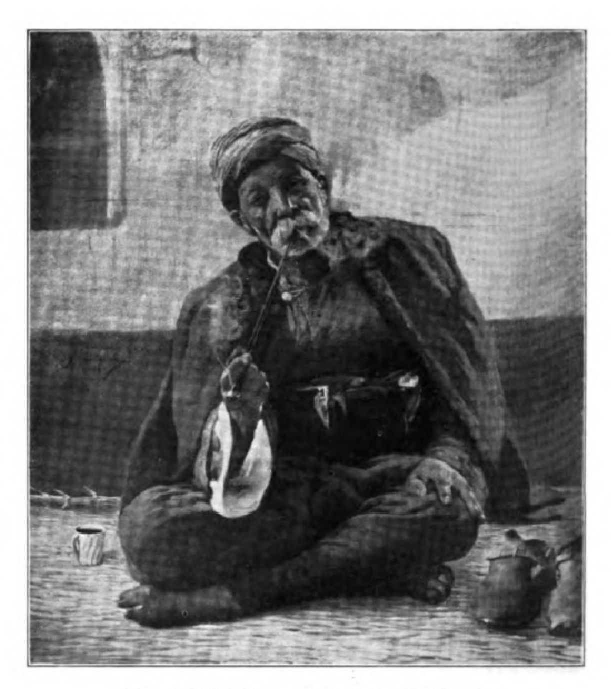
Anton Mittoff: Markt vor der Moschee in Sofia.

berücksichtigte, sondern er übte auch seinen Einfluß aus bei der Begründung der Kunstschule, bei der weiteren Entwickelung derselben und bei staatlichen Aufträgen an die hervorragendsten einheimischen Meister, wie er es auch aus seiner Privatschatulle unbemittelten jungen bulgarischen Künstlern ermöglichte, ihre Studien im Ausland fortzusetzen. Jene 1896 ins Leben gerufene „Nationale Schule der schönen Künste" entwickelte während ihres bisherigen fünfzehnjährigen Bestehens eine segensreiche Tätigkeit, da sie neben der bildenden Kunst auch dem Kunstgewerbe eine aufmerksame Pflege zuteil werden läßt; im Durchschnitt werden jetzt jährlich etwa zweihundert Schüler und Schülerinnen von etwa zwanzig Lehrern unterrichtet. Aus zum Teil recht unwürdigen Räumen wird die Kunstschule binnen kurzem in einen monumentalen Neubau verlegt werden, der in der Nähe der ihrer Vollendung entgegengehenden herrlichen Alexander-Kathedrale, die dereinst das imposanteste griechisch-katholische Gotteshaus in den Donaureichen sein wird, liegt.

Als ersten Direktor der Kunstschule hatte man Johann Mrkvitchka gewählt, der über ein Jahrzehnt dieses Amt auf das erfolgreichste bekleidete und auch noch heute an der Schule als Professor anspornend wirkt. Obwohl seine Wiege auf böhmischer Erde gestanden und er seine künstlerische Ausbildung auf der Prager Kunstakademie und später in München als



Johann Mrkvitchka: Am Brunnen.



Johann Mrkvitchka: „Kef" (Dolce far niente).

Schüler von Anton Seitz gefunden, darf man ihn heute als einen der hauptsächlichsten Vertreter der bulgarischen Kunst betrachten. Bereits 1881 folgte der damals Fünfundzwanzigjährige einem Rufe der bulgarischen Regierung und übernahm den Zeichenunterricht an der Oberrealschule in Philippopel. Jetzt konnte er dem Rat seines einstigen Münchner Lehrers, der ihm das eingehende Studium volkstümlichen Lebens und Webens empfohlen, befolgen. Sein farbenfroher Sinn, seine Freude an allem, was mit eigenartigem Volksleben zusammenhängt, sein liebevolles Sichversenken in altüberlieferte Sitten und Gebräuche fanden hier in Ostrumelien ein reiches, bisher fast gar nicht beachtetes Gebiet froher Schaffenslust, und als er wenige Jahre später im Verein mit seinem Kollegen A. Mittoff die erste bulgarische Kunstausstellung ins Leben rief, da erwarb er sich vollste Anerkennung und auch materielle Förderung, indem verschiedene seiner Gemälde vom Prinzen Ferdinand wie von anderen angekauft wurden. Ein weiterer Erfolg war seine Berufung nach Sofia, um am dortigen Gymnasium den Zeichenunterricht zu reformieren; genug Zeit verblieb ihm zu eigenem künstlerischen Vorwärtsstreben, das vollkommen nationalbulgarischen Charakter annahm, indem Mrkvitchka einzig und allein Vorwürfe wählte, die ihm seine zweite Heimat in unerschöpflicher Fülle darbot. Um für diese nationale Kunst in immer weiteren Kreisen Interesse zu erwecken, gründete er mit anderen gleichgesinnten und befreundeten Künstlern wie Bildhauern den Bulgarischen Kunstverein, der in Sofia jährliche Kunstausstellungen veranstaltete, welche wachsende Beachtung fanden.

Neben dem genannten Künstler sind in erster Linie noch J. Vesin, Anton Mittoff, Ivan Angeloff und B. Michailoff zu nennen, die, mit Ausnahme des ersteren, der gleichfalls in



Johann Mrkvitchka: Das Dreschen.



Anton Mittoff: Traubenmarkt in Varna.



Jaroslav Vesin: Jahrmarkt im Innern Bulgariens.

Böhmen das Licht der Welt erblickt und sich schnell eine glänzende künstlerische Stellung in Sofia erworben hat, in Bulgarien geboren wurden und einen wesentlichen Teil ihrer Studienzeit im Ausland, in Florenz, Rom, München, verbrachten. In heimatlicher Scholle mit ihrer Kunst wurzelnd, wußten sie diese draußen trefflich zur Geltung zu bringen und erwarben sich sämtlich auf den letzten großen Internationalen Kunstausstellungen, wie in Paris, Saint Louis, Florenz, Venedig, München, erste Auszeichnungen. Was bei den Werken dieser Künstler sofort regsame Aufmerksamkeit erweckt, ist die Treue in der Beobachtung des volkstümlichen Lebens, ihre Frische der Darstellung, die geschickte Wahl und Ausführung charakteristischer Gestalten und Szenen, die uns mit diesen auf das anschaulichste vertraut machen; bei Vesin auch die packende Darstellung militärischer Episoden.

Unerschöpflichen Stoff bietet diesen bulgarischen Meistern ihr Vaterland dar, auch in geschichtlicher Beziehung. Wie viele große Ereignisse umschließen allein jene blutumsponnenen Tage, die der endgültigen Befreiung des bulgarischen Volkes vorausgingen und die Vorboten waren des Russisch-Bulgarischen Krieges!



Johann Mrkvitchka: Bulgarischer Bauerntanz.

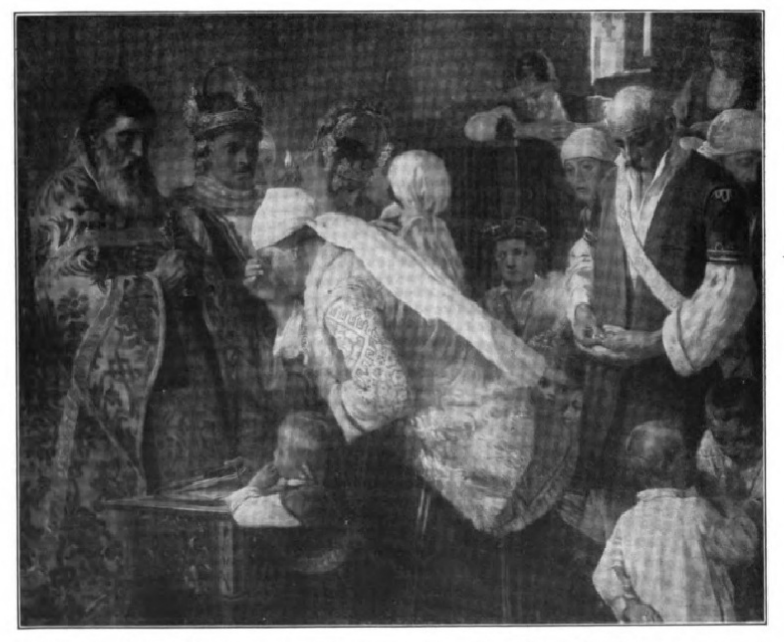
In ergreifender Weise tritt uns jene furchtbare Leidenszeit des bulgarischen Volkes in verschiedenen Gemälden jener Künstler entgegen, uns veranschaulichend, was diese kleine Nation im Erdulden und im Erringen durchgemacht. Daneben kommt aber auch die Gegenwart zu ihrem vollen Rechte. Gibt es doch tatsächlich innerhalb der Grenzen unseres europäischen Festlandes kaum ein zweites Land, das so viele malerische Motive darbietet wie Bulgarien. Schon in Sofia merkt man, wie eng Orient und Okzident zusammenstoßen, und welch fesselnde Gegensätze sich daraus ergeben. Hier längs der sauberen, abends von elektrischem Licht überfluteten Boulevards und Hauptstraßen die neuen, palastartigen staatlichen und städtischen Bauten, und dort die von mächtigen Stieren gezogenen, schwerfälligen, auf knarrenden Holzrädern ruhenden Wagen, von Bauern in langen Schafpelzen, unter denen gestickte, weiße Gewänder hervorgucken, geleitet; an jener Ecke Scharen junger Burschen, die fröhliche Lieder singen zum Klange des Dudelsacks, und in enger Nachbarschaft hat sich 's ein Zigeunertrupp bequem gemacht, deren Mitglieder den Polizisten, der sie fortweisen will, mit lautem Wortschwall überschütten. Und wie abwechslungsvoll in seinem buntfarbigen Gewühl ist der jeden Freitag stattfindende Markt, belebt von den aus nahen und entfernteren Ortschaften herbeigeeilten Bauern und Bäuerinnen mit ihren weißen, roten, blauen Gewändern mit den selbstgefertigten schönen Stickereien und den klingenden Silbermünzen daran, alt und jung, frisch und kräftig aussehend, alle lustig und guter Dinge.



Johann Mrkvitchka: Junge Frau aus der Umgebung Sofias, geschmückt mit einem nach dem Hochzeitstag erhaltenen Kranze.

Und wenn wir nun schon in der Hauptstadt des Landes derartige fremde Bilder finden, so kann man sich leicht vorstellen, was uns darin in den anderen Teilen des Reiches, die bisher wenig von ausländischen Einflüssen berührt wurden, entgegentritt. Hier vermischt sich das ursprünglichste, volkstümlichste Leben und Treiben mit einer oft großartig ernsten, oft anmutig weichen Landschaft.

In diesem von der Natur so mannigfach bedachten Lande wickelt sich auch in mannigfachster Weise das Volksleben ab, eine stets frisch sprudelnde Quelle für jene Künstler, die sich seinem Studium gewidmet. Denn wie schon erwähnt, haben sich die nationalen Eigentümlichkeiten fast völlig unberührt erhalten, genau wie die von den verschiedenen Distrikten abweichenden Trachten, auch die Einrichtungen der Häuser und Wohnungen, die Lieder und Gesänge, von denen einzelne in den entlegeneren Gebieten bis in fernste Zeit zurückreichen. Überhaupt zeigt sich in den Gebräuchen noch manches von den Tagen der Urväter her, in denen die Bulgaren noch nicht den christlichen Glauben angenommen, was erst im Laufe des neunten Jahrhunderts erfolgte. Verschiedene heidnisch-altslawische Überlieferungen vereinten sich mit den christlichen, ohne sich ganz mit ihnen zu verschmelzen, und beeinflussen noch heute bei vielen Bulgaren den Erdengang von der Wiege bis zum Grabe; andere Sitten wieder hefteten sich an die christlichen Feiertage des Julianischen Kalenders. Daneben sind in ihrer Ursprünglichkeit noch einzelne direkte heidnische festliche Traditionen vorhanden, die unter anderm den „Vilen" gelten, den Feen, die Wald und Feld, Bäume und Quellen, Wiesen und Flüsse bevölkern, wie man sich auch gern noch zur Weihnachtszeit der altslawischen Fee Koleda erinnert.



Johann Mrkvitchka: Die Hochzeit. (Ein neuvermähltes Paar nimmt Gratulationen entgegen.)

Inniges Zusammenhalten der einzelnen Familien — ein Reisender fand auf südbulgarischem Boden in einem von einer einzigen Familie bewohnten Hause neununddreißig Mitglieder in sechs Generationen vereint — und hohe Moralität, dabei eine bevorzugtere

gemessenen Formen bewegenden Tänze vollführen.

Man sieht, wie fest der Bulgare an patriarchalischen Sitten und Gebräuchen hält. Sonst lebt er der Gegenwart und sucht in hingebender Pflichterfüllung deren Anforderungen zu entsprechen. Dornenvoll war der Weg, der aus stürmischer Vergangenheit zur heutigen friedlichen Entwicklung führte, aber er erwies auch, daß das bulgarische Volk sich trotz der langen und drückenden Unterwerfung durch die Osmanen seine Spannkraft bewahrte. Nicht vergessen sind selbst in den entlegensten und kleinsten Ortschaften die Zeiten der einstigen weitreichenden bulgarischen Zarenmacht, und nicht vergessen ist, wie der heimische Boden zerstampft und verwüstet wurde und wildes Kriegsgeschrei die letzten Schlupfwinkel umtobte. Das neue Bulgarien ist sich seiner ernsten Aufgaben und Pflichten, aber auch seiner Kraft bewußt. Wohin man sich im jungen Königreiche wenden mag, überall merkt man ein emsiges Streben nach Vollendung. Außerordentlich tief sind die Eindrücke, die diese geradezu einzig dastehende Arbeits- und Schaffenskraft erwecken, dieser eiserne Wille, vorwärts zu kommen, das Versäumte nachzuholen, Neues zu leisten und Ersprießliches zu erreichen. Im gesamten Volke, vom König an, der ein pflichteifriges Beispiel gibt, bis zum ärmsten Bauern, spürt man diesen Drang, Bulgarien immer weiter in die Höhe zu bringen. Auch die Kunst nimmt mehr und mehr daran ihren Anteil, sie ist gleichfalls dazu berufen, dem Bulgarentum eine wirksame Stütze im eigenen Lande zu sein und ihm außerhalb seiner Grenzen Achtung auch auf diesem Gebiet zu erringen!



Johann Mrkvitchka: Zaduschnitza (Totenfest auf einem Friedhof).

Stellung der Frau als bei anderen slawischen Völkerschaften sind in ganz Bulgarien zu finden. An den Familienfesten nehmen Verwandte und Bekannte regsamen und frohsinnigen Anteil, besonders Verlobung, Trauung und Vermählung sind mit allerhand umständlichen Zeremonien verbunden, die wiederum in den einzelnen Provinzen verschieden sind.

Auch Tod und Begräbnis sind mit ganz besonderen Feierlichkeiten verknüpft, wobei hervorgehoben werden mag, daß der Bulgare dem Abschluß seines Erdenwallens mit ruhiger Gelassenheit entgegenblickt; ist er doch nicht nur von einer Fortdauer der Seele nach dem letzten Atemzuge des Körpers überzeugt, sondern er glaubt auch an ein physisches Weiterleben. Viermal im Jahre wird auf den Friedhöfen die „Zaduschnitza" begangen, ein Totenfeiertag, an welchem nur Frauen, Mädchen und Kinder, welch letztere zuerst fromme Gesänge anstimmen, die Gräber besuchen; auf diese legt man gekochten Weizen, Brot, Honig, Obst und Wein, der Priester, der nur vom Sakristan begleitet ist, segnet das Ganze und betet für die Toten, wobei er ein wenig Wein aus der Baklitza auf das Grab gießt, das häufig auch mit brennenden Kerzen versehen ist. Nach dem Gebet wird alles von den Gräbern genommen und an einer Stelle des Friedhofes vereint, nochmals spricht der Priester segnende Worte über die Vorräte, von denen er sich einzelne Stücke nimmt, das übrige wird von den Anwesenden verzehrt.

Eine große Reihe von Festtagen sorgt für Erholung inmitten unermüdlich harter Arbeit der ländlichen Bevölkerung. Bei Spiel und Tanz vereinen sich alt und jung; der Dudelsack, die Geige, Flöte und Schalmei ertönen, die Männer lassen sich den Raki, den Pflaumenschnaps, oder den Landwein munden. Schmuck und malerisch sehen bei diesen Gelegenheiten die Mädchen und Frauen aus, die dann den Truhen ihre schönsten Gewänder und oft auch altererbten Gold- und Silberschmuck mit Spangen und Münzen entnommen haben. Ein langes, an der Brust wie am unteren Saum buntgesticktes, weißes Übergewand mit langen weißen, gleichfalls buntgestickten Ärmeln wird oben von einem gestickten farbigen Mieder umschlossen, vorn sowohl als auch hinten trägt die Bulgarin je eine bunte, gestickte Schürze, welche beim Gehen aneinanderschließen, so daß sie einem Rock gleichen; in die Haare werden Bänder oder Blumen geflochten, gelegentlich auch allerhand kleinere Münzen. Unter den gemeinsamen Tänzen steht der aus Griechenland eingeführte „Koro" obenan, wobei unter volkstümlichen Weisen Mädchen und Jünglinge einander anfassen und sich je nach der Zahl der Teilnehmer und Teilnehmerinnen in kleinerem oder größerem Kreise rhythmisch bewegen. Nur von den Männern wird der „Ratchenitza" getanzt, bei dem zwei Personen mitwirken, nur von Mädchen der „Lazarki". Letzterer Tanz wird meist am Tage des heiligen Lazar, das heißt am letzten Sonntag vor Ostern, von den reich mit Blumen geschmückten Mädchen ausgeführt, von denen je zwei oder vier von Haus zu Haus gehen und dort mit erhobenen Händen ihre sich in



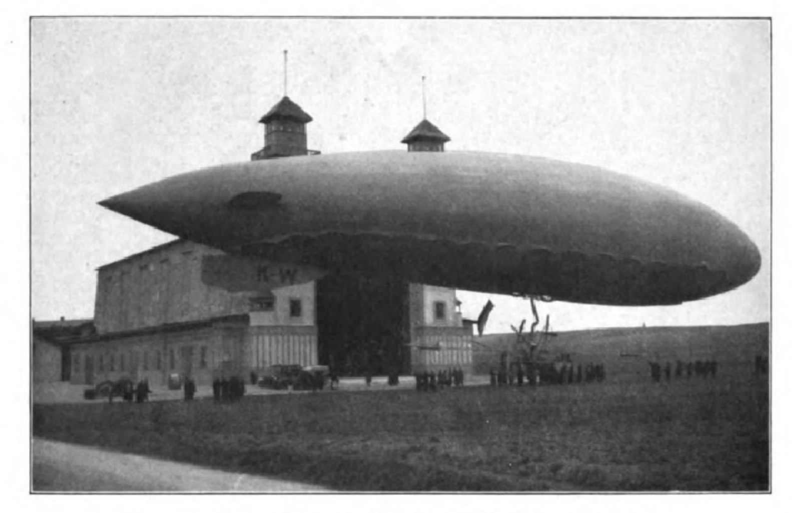
Johann Mrkvitchka: Das Segnen des Lammes am Tage des heiligen Georg. (Das Lamm wird nachher geschlachtet und gegessen.)



Ivan Angeloff: Nach dem Hagelschlag.

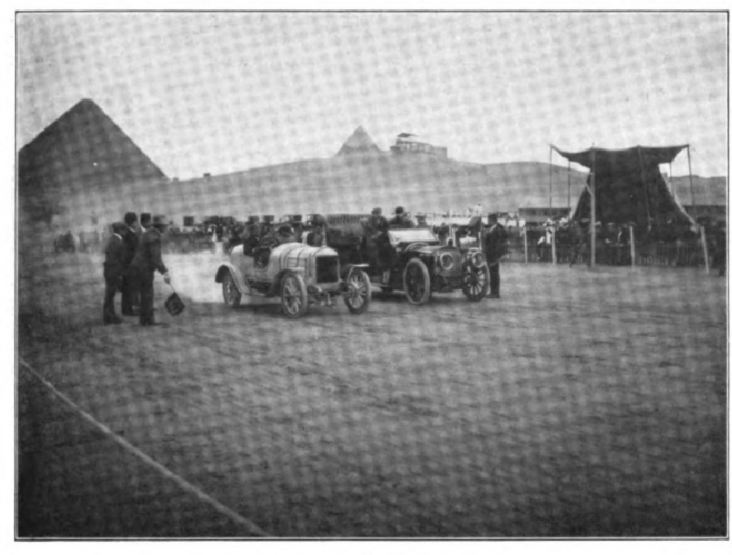
Ein neues österreichisches Luftschiff.

Eine Überraschung selbst für die Fachkreise bildete der am 1. Januar erfolgte erste und, wie vorausgeschickt sei, wohlgelungene Aufstieg eines neuen Luftschiffes, das, in Österreich und ganz aus österreichischem Material nach neuen Prinzipien erbaut, geeignet ist, die internationale Luftschiff-Industrie um eine Reihe neuer Erfahrungen zu bereichern. Erbauer des neuartigen Lenkballons, der in seiner äußeren Form einem fliegenden Riesenfisch gleicht, ist in Verbindung mit den Vereinigten Gummiwarenfabriken Harburg-Wien die Österreichische Maschinenbau-Aktiengesellschaft Körting in Wien. Die Ballonhülle hat bei einer Gesamtlänge von 68 m und einem größten Durchmesser von 10,5 m ein Fassungsvermögen von 3600 cbm. Das Luftschiff ist unstarrer Bauart, für die Prallhaltung sind zwei Luftsäcke eingebaut, deren Inhalt etwa 900 cbm beträgt. Wichtige Neuerungen zeigt die Konstruktion des Hauptgurts, die es ermöglicht, die Zahl der Aufhängepunkte gegenüber der bisherigen Anordnung wesentlich zu verringern. Die Gondel ist 7 m lang, 1,8 m breit und 2 m hoch. Verbunden sind damit vorn und rückwärts Auslegergerüste von je 9 m Länge, denen die Aufgabe der Versteifung des Tragkörpers zufällt. Die in den Spitzen dieser Auslegergerüste untergebrachten Wassertanks dienen der Höhensteuerung, die gleichzeitig auch mit Hilfe der Ballonettfüllung und -entleerung zu ermöglichen ist. Der Antrieb der vierflügeligen Holzpropeller von ungefähr 3 m Durchmesser erfolgt durch zwei Körtingsche achtzylindrige Luftschiffmotoren von je 75 P. S. Leistung. Die Motoren können gemeinsam und getrennt arbeiten, die bisher erzielte Stundengeschwindigkeit betrug mit einem Motor etwa 40, mit beiden etwa 49 km. Der Stabilisierung des Ballons dienen am hinteren Ende des Tragkörpers zwei horizontale oder eine vertikale Fläche. Der „K. W. III“ genannte Lenkballon wird voraussichtlich bald der militärischen Luftflotte des Nachbarlandes zugeteilt werden.



Das neue österreichische Luftschiff „K. W. III“.

Außerordentliche Leistungen im Eisschnellaufen sind in dieser Saison zu erwarten, und es ist höchst wahrscheinlich, daß diesem oder jenem Weltrekord ganz energisch zu Leibe gerückt wird. Der internationale Eislaufsport verfügt augenblicklich über zwei Schnelläufer, die ein ganz eminentes Können zu besitzen scheinen. Es sind dies der Russe Stunnikow und der Österreicher Thomas Bohrer. Bohrer lief vor kurzem in Davos ganz hervorragende Zeiten, und eine geradezu phänomenale Tat war es, daß er dem berühmten Rekord für 10000 m, den Östlund im Jahre 1900 aufstellte, bis auf wenige Sekundenbruchteile naherückte. Der Rekord ist so hervorragend, daß man seine Richtigkeit sogar einige Zeit allen Ernstes angezweifelt hat. Er steht auf 17 Min. $50^{3}/_{5}$ Sek. Auch über kurze Strecken hat Bohrer große Schnelligkeit gezeigt. Ein ebenbürtiger Gegner ist ihm nun in dem russischen Meister Stunnikow erwachsen, der soeben auf der Frognerbahn in Kristiania einen neuen 5000-m-Weltrekord aufgestellt hat, indem er den von J. J. Eden, dem berühmten Holländer, im Jahre 1894 geschaffenen Rekord von 8:$37^{4}/_{5}$ um $^{2}/_{5}$ Sekunden schlug. Wenn Bohrer und Stunnikow zusammentreffen, muß es Kämpfe geben, wie sie lange nicht stattgefunden haben. Die jetzt bestehenden Weltrekords lauten: 500 m 0:$44^{1}/_{5}$ von R. Gundersen am 27. Januar 1906 in Davos, 1000 m 1:$31^{4}/_{5}$ von O. Mathiesen am 30. Januar 1909 in Davos, 1500 m 2:$20^{3}/_{5}$ von L. Mathiesen am 6. Februar 1910 in Davos, 5000 m 8:$37^{1}/_{5}$ von N. W. Stunnikow am 4. Februar 1911 in Kristiania, 10000 m 17:$50^{3}/_{5}$ von P. Östlund am 11. Februar 1900 in Davos.



Start der großen Wagen.



Ringstechen in voller Fahrt.

Von der vom Ägyptischen Automobilklub am 27. Januar beim Mena House in der Nähe der Pyramiden veranstalteten Gymkhana.



Die an der am 3. Februar in Berlin im Eispalast zum Austrag gebrachten Weltmeisterschaft im Kunstlaufen von 1911 beteiligten Konkurrenten.

Von links nach rechts: F. Stidsroud (Kristiania), D. Poole (Australien), U. Salchow (Stockholm), der Verteidiger der Meisterschaft, der sie diesmal zum zehntenmal errang, W. Rittberger (Berlin), R. Johannson (Stockholm), A. Szende (Budapest), F. Kachler (Wien).



Obstbaum-Schädlinge I.

Obstbaum-Schädlinge.

Von Rud. Schiffel, Leipzig.

Im großen Haushalte der Natur hat der Mensch von jeher durch seine Kulturarbeit für den eigenen Bedarf reiche Mittel geschaffen. Die wogenden Getreidefelder, die wohlgepflegten Gemüse- und Obstgärten, die reichen Bestände an Haustieren legen Zeugnis dafür ab. Aber ungebetene Gäste und Kostgänger stellen sich ein, ernten mit und nehmen ein gut Teil, oft den ganzen Ertrag für ihren Tisch. Der großen Feinde vermag sich der Mensch zu erwehren, aber gegen die Legionen der kleinen und allerkleinsten Schädlinge ist der Kampf bei weitem schwieriger. Geringe Körpergröße und ungeheuere Vermehrungsfähigkeit schützen sie stets vor gänzlicher Vernichtung.

Besonders Kulturtiere und Kulturpflanzen werden von Parasiten heimgesucht, während die freilebenden Tiere und Pflanzen in ihrer ganzen Organisation besser ausgerüstet sind. Das ist eine Bestätigung des großen Gesetzes vom Ausgleich in der Natur. Wenn Tier und Pflanze, durch Züchtung gezwungen, ihre Lebenskraft nach einer bestimmten Seite hin äußern müssen, so erwächst für den Züchter die Pflicht, ihnen im Kampfe ums Dasein seine Hilfe zu bieten. Alle die Feinde des Menschen und seiner Kulturarbeit mit Erfolg zu bekämpfen, ist deshalb wohl eine der wichtigsten und edelsten Aufgaben der Zukunft.

Im folgenden sei auf drei der ärgsten Schädlinge unserer Obstgärten hingewiesen, die dem Obstzüchter sehr viel Verdruß und großen Schaden bereiten. Es sind Goldafter, Ringelspinner und Schwammspinner. Ihr massenhaftes Auftreten, ihr unersättlicher Appetit zerstören die schönsten Hoffnungen auf eine reiche Ernte. Darum lohnt es wohl, auch gegen sie den Kampf aufzunehmen. Aussicht auf Erfolg hat aber nur, wer diese Schädlinge in allen ihren Entwicklungsstufen genau kennt und mit ihren Lebensgewohnheiten vertraut ist.

Bekanntlich müssen die Insekten der gemäßigten Zone wegen ihrer geringen Körpergröße besonders gerüstet sein, den kalten Winter zu überdauern. In dem kleinen Körper mit seiner verhältnismäßig großen Oberfläche wird die Lebensintensität bei sinkender Temperatur schwächer. Selbst ein dichter Pelz bei Hummeln und bei behaarten Raupen vermag nicht für die Dauer einen Schutz zu bieten. Da nun im Winter auch so manche Nahrungsquelle versiegt, so ziehen es die Insekten vor, im Ruhezustand des Winterschlafes auf bessere Zeit zu warten. Dicht gedrängt in zierlichen Eiringen an dünnen Zweigen (siehe Ringelspinner!) oder in Eihäufchen, bedeckt mit wolligem Haarflaum, an der Rinde des Stammes (siehe Schwammspinner!) oder auch als winzige Räupchen in Raupennestern an den Zweigspitzen (siehe Goldafter!) schlummert das junge Leben trotz strengster Winterkälte. Jetzt ist die beste Zeit, mit wenig Mühe Hunderte und Tausende dieser Ungeziefer zu vernichten. Wartet man aber bis zum Eintritt wärmerer Zeiten, dann ist die Versäumnis nicht wieder einzuholen. Die Räupchen verlassen ihre Winterquartiere, jedes seine eigene Straße ziehend, und verbreiten sich über den ganzen Baum, von Baum zu Baum, von Garten zu Garten. Darum haben die Behörden mit Recht scharfe Strafverfügungen gegen die Gartenbesitzer erlassen, die ihre Pflicht versäumen. In Amerika ist der Schwammspinner, von Europa eingeführt, zur Landplage geworden, wie seinerzeit bei uns der von Amerika nach Europa verschleppte Kartoffelkäfer.

Die Flugzeit der Schmetterlinge der Obstbaumschädlinge währt nur kurze Zeit. Bald sterben sie, nachdem sie ihre Lebensaufgabe, die Fortpflanzung und Verbreitung der Art, erfüllt haben.

I.

Euproctis chrysorrhoea (Artaxa), Goldafter.

Erkennungsmerkmale: Männchen und Weibchen sind schneeweiß. Das Weibchen trägt am Ende des dicken Hinterleibes einen Büschel rostbrauner Wollhaare. Das Männchen hat einen schlanken Hinterleib und große Fühler. Länge des Schmetterlings 20 mm.

Flugzeit: Juni und Juli.

Eiablage und Entwicklung: Das Weibchen legt die Eier zu einem Häufchen vereint, in die braunen Wollhaare eingebettet, auf der Unterseite der Blätter von Obstbäumen ab. — **Im August schlüpfen die Raupen aus,** zerstören einige Blätter an den Spitzen der Zweige, überziehen sie mit feinen Gespinstfäden und schnüren sie zu einem Nest zusammen als Schutz gegen die Winterkälte. Diese teilweise aus welken Blättern bestehenden Gespinste bezeichnet man als **große Raupennester.** Im zeitigen Frühjahr verlassen die Räupchen ihr schützendes Nest nur auf wenige Stunden während des Mittags, gelockt durch die wärmenden Strahlen der Sonne, und fressen das erste zarte Grün der aufbrechenden Knospen. Abends kehren sie ins Nest zurück. Später verbreiten sie sich über den ganzen Baum, ohne ihr Nest wieder aufzusuchen. Sie verbreiten sich über die ganze Baumkrone und wandern bei Nahrungsmangel am Stamme hinab zum nächsten Baum. Länge der Raupe 30 mm. Farbe: grauschwarz, rot und weiß gefleckt, stark gelbbraun behaart.

Bekämpfung: Entferne im Winter (spätestens bis Ende März) die Raupennester und verbrenne sie! Zweckmäßig ist es, die Arbeit vorzunehmen, wenn eine dünne Schneedecke das Auffinden und Einsammeln der abgeschnittenen Raupennester erleichtert. Sind die Raupen dennoch ausgekrochen, so sind sie mit 2prozentiger Spekulinlösung zu bespritzen.

Man vermeide eine Berührung der Nester und Raupen mit der bloßen Haut (Hand, Gesicht, Hals).

Das Eckbild zeigt in starker Vergrößerung die gefährlichen, verästelten Haare der Raupen. Die kleinen Spitzen dringen durch unsere Haut, brechen ab und verursachen heftiges Jucken und schmerzende Geschwüre.

II.

Malacosoma neustria, Ringelspinner.

Erkennungsmerkmale: Flügel und Leib zeigen hellockergelbe bis dunkelbraune Farbe. Die Vorderflügel sind mit zwei roten Querbinden versehen. Länge des Schmetterlings 13 bis 18 mm.

Flugzeit: Juli bis August.

Eiablage und Entwicklung: Das Weibchen legt bis zweihundert und mehr Eier an die jungen Jahrestriebe der Obstbäume in Form eines dicht zusammengekitteten Ringes (Röhre) ab, die überwintern. Im Mai des nächsten Jahres schlüpfen die schwarzen Räupchen aus und zerstören die weichen Knospen oder bereits entwickelte Blätter. Die jungen Raupen leben eine Zeitlang gesellig und spinnen zwischen den Vergabelungen der jungen Triebe ein Nest, in dem sie bei Nacht und bei kühler Witterung Schutz suchen. Noch bis Anfang Juni leben die Raupen beisammen und suchen zwischen stärkeren Astverzweigungen Schutz gegen die Unbilden der Witterung. Später verbreiten sie sich über den ganzen Baum und vernichten die Blätter vollständig. — Die erwachsene Raupe, 45 bis 50 mm lang, ist weich behaart, blaugrau, von rotgelben Linien durchzogen; auf dem Rücken weiß. Der blaugraue Kopf trägt zwei große schwarze, augenartige Punkte.

Bekämpfung: 1. Das Einsammeln und Vernichten der Eier ist schwer durchführbar; am erfolgreichsten läßt sich diese Arbeit beim Schneiden der Edelreiser im Winter besorgen.

2. Einfach und leicht ist die Bekämpfung in der Zeit, wenn die jungen Raupen während der Nacht in das Nest (Gespinst) zurückkehren (Ende Mai bis Anfang Juni). Das Zerdrücken oder Zerquetschen des ganzen Gespinstes oder das Abschneiden und Verbrennen muß in den frühen Morgenstunden stattfinden, bevor die Tiere durch die warmen Sonnenstrahlen zur Wanderung veranlaßt werden. Bespritzen der befallenen Bäume mit 2prozentiger Spekulinlösung.

3. Unter den natürlichen Feinden ist die Meise die beste Gehilfin des Obstzüchters.

Das Eckbild zeigt einige Schuppen von den Schmetterlingsflügeln in starker Vergrößerung.

III.

Lymantria dispar (Psilura-Ocneria), Schwammspinner.

Erkennungsmerkmale: Das Weibchen ist plump und träge. Farbe der Vorderflügel schmutzigweiß, Zeichnung verschieden, Hinterflügel braun gefärbt. Der dicke Körper ist bis 43 mm lang. Das Männchen ist bedeutend kleiner. Vorderflügel graubraun, Hinterflügel braungelb. Länge 24 mm.

Flugzeit: Juli und August.

Eiablage und Entwicklung: Das Weibchen legt bis vierhundert Eier an Baumstämme, Zaunpfähle, Bretterwände und Mauern und bedeckt sie mit den braunen Wollhaaren der Leibesspitze, so daß die Eihäufchen einem Stück Feuerschwamm gleichen (Name „Schwammspinner"). Die Eier überwintern. Im nächsten Frühjahr schlüpfen die Raupen aus, bleiben einige Zeit gesellig beieinander, unter dünnem Gespinst, ihrer Nahrung nachgehend (besonders auf Kirschbäumen zu beobachten!). Länge bis 50 mm. Die Raupe ist lang behaart, mit rotbraunen und blauen Punkten geziert, äußerst gefräßig (Obstbäume und Laubhölzer). Anfang bis Ende Juli erfolgt die Verpuppung, drei Wochen später erscheint der Schmetterling.

In der Mitte unten zwei verschieden gefärbte Weibchen, oben ein Männchen mit buschigen Fühlern.

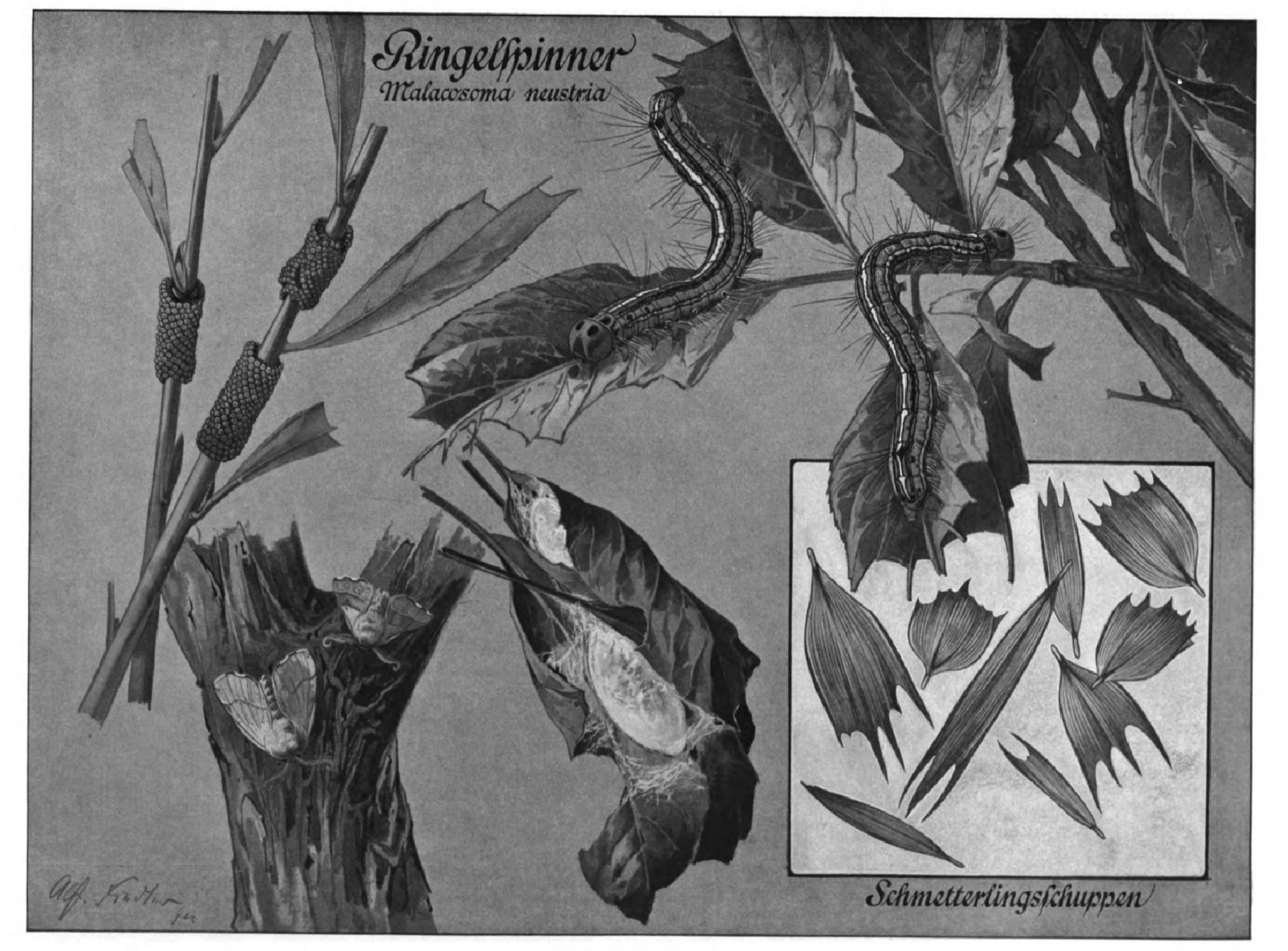
Bekämpfung: 1. Aufsuchen und Töten der Weibchen vor der Eiablage.

2. Einsammeln und Vernichten der Eihäufchen. Ein Zerdrücken der harten Eier ist nicht zweckmäßig, ratsam ist das Abtöten durch Verbrennen.

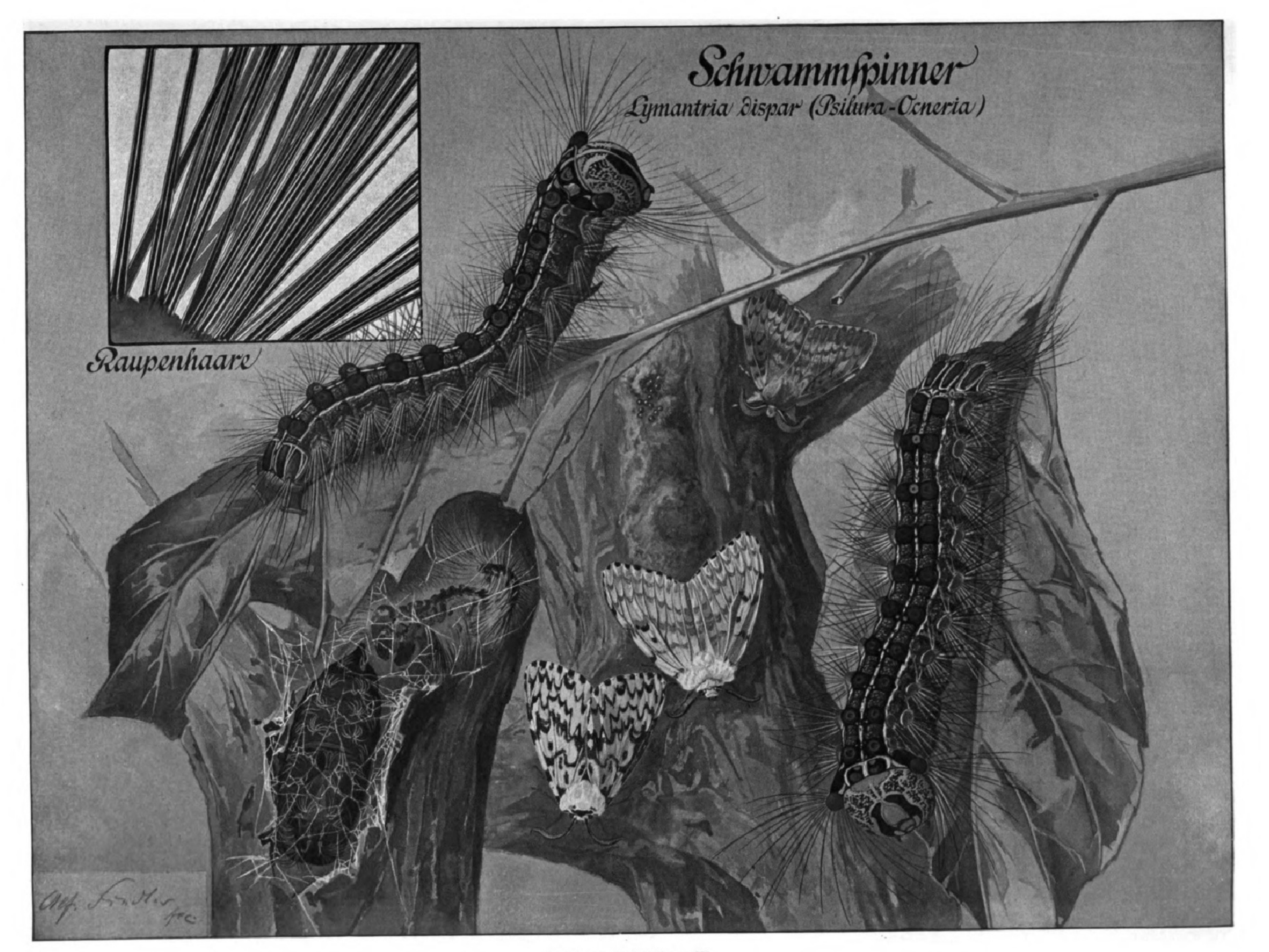
3. Erfolgreicher ist das Verbrennen der Raupen mit der Raupenfackel, solange sie noch beieinander sind. Wenn erforderlich, schneide man die betreffenden Zweige ab und verbrenne sie.

4. Von natürlichen Feinden kommt nur der Kuckuck in Betracht. Haben die Raupen das Gespinst verlassen, dann vernichte man sie durch Bespritzen mit 2prozentiger Spekulinlösung.

Das Eckbild bietet in starker Vergrößerung die Raupenhaare. Sie sind ungeteilt und infolgedessen bei weitem nicht so gefährlich wie die Haare des Goldafters.



Obstbaum-Schädlinge II.



Obstbaum-Schädlinge III.



Die Schönheit der Frau.

Von Dr. C. H. Stratz.

Die Frauen, welche von der öffentlichen Meinung zu Schönheiten gestempelt werden, verdanken diesen Ruhm neben regelmäßigen Gesichtszügen nicht zum wenigsten der geschmackvollen Kleidung und dem blendenden Schmuck.

Man bewundert eine schöne Gestalt, eine schlanke Mitte, einen kleinen Fuß, ohne zu ahnen, wie viele krumme und zu kurze Beine der Kleiderrock, wie viele verschnürte, mißformte und schlaffe Leiber die elegante Taille, wie viele verkümmerte Zehen der kleine Schuh verbirgt.

Um der wahren Schönheit gerecht zu werden, muß man ihre Zeichen nicht nur im Gesichte, sondern in der Gesamtheit der körperlichen Erscheinung zu erkennen suchen.

Naturwissenschaft und Kunst haben die Unbefangenheit beim Anblick des Nackten, die das Kind unbewußt besitzt, trotz einer prüden Kultur bewahrt und sie zum bewußten Ausdruck höchster Bildung



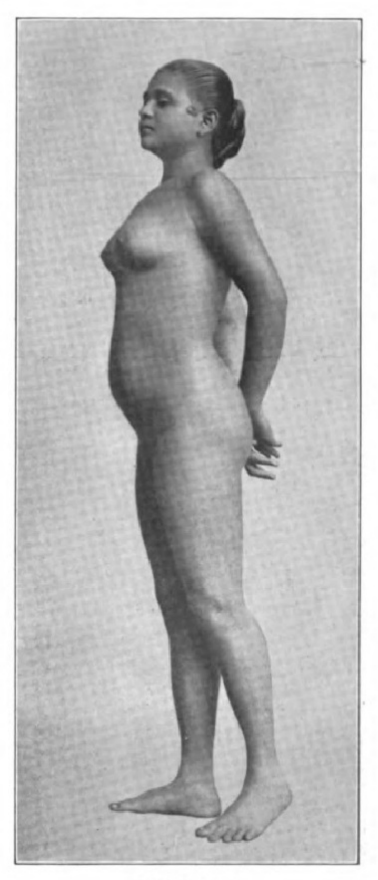
2. Japanerin.

erhoben. Vor ihren Augen findet die Schönheit strengere, aber auch gerechtere Richter als bei der flüchtig und oberflächlich urteilenden Menge.

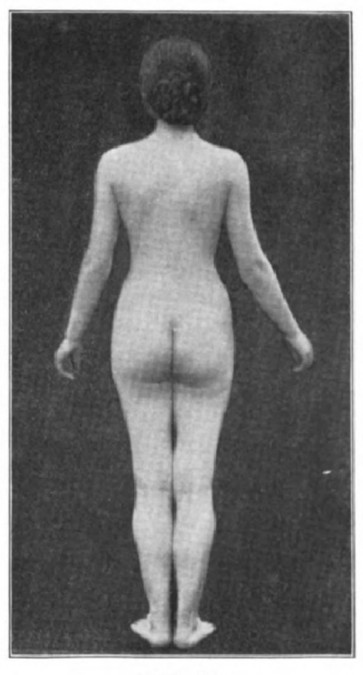
Die wichtigsten Merkmale körperlicher Schönheit sind: ein völlig ebenmäßiger Bau, richtige Proportionen — der Kopf muß ein Achtel, die Beine mehr als die Hälfte der Gesamthöhe messen, die Hand ein Neuntel, der Fuß ein Siebentel usw. — eine gerade Wirbelsäule und gerade Gliedmaßen mit feinen Gelenken und schmalen Händen und Füßen, eine breite, gut gewölbte Brust, eine ausgeprägte Muskulatur, glatte Haut und gesunde Zähne; dazu kommen die zarten Farben, die runden und doch zierlichen Formen, die schlanke Mitte, die breiten Hüften und das lange, volle Haupthaar des Weibes.

Jede Frau besitzt den einen oder anderen dieser Vorzüge; wo sie sich aber alle vereinigen, werden sie zur vollendeten Schönheit, die in individueller Weise zu den mannigfaltigsten Formen ausgebildet sein kann. Wie die Blumen, haben auch sie eine verschiedene, ihnen eigentümliche und doch in ihrer Art vollkommene Schönheit.

In königlicher Haltung und im vollen Bewußtsein des natürlichen Adels ihrer Formen steht die Singhalesin (Abbild. 1) da und straft das alte Vorurteil Lügen, daß Nacktheit Schande sei. Das kostbarste Gewand könnte die vornehme Zurückhaltung und edle Würde nicht besser zum Ausdruck bringen als dieser hüllenlose



1. Singhalesin.



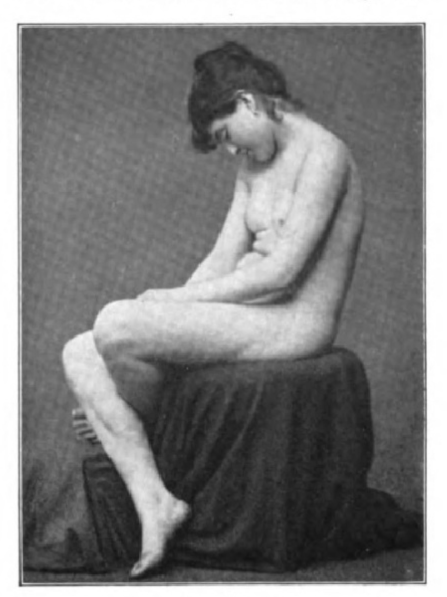
4. Französin.

Körper in seiner gesunden, blühenden Natürlichkeit. Den schärfsten Gegensatz zu dieser stolzen Erscheinung zeigt die zierliche Gestalt einer Nordländerin (Abbild. 3), ein Bild schüchterner, aufblühender Jungfrauenschönheit.

Die Verschiedenartigkeit dieser beiden Gestalten beweist, daß der Charakter, wenn auch das Gesicht als der Spiegel der Seele bezeichnet wird, sich doch im ganzen Körper ausprägt; dort bewußte, herbe Schönheit und verhaltene Kraft, hier hingebende Liebenswürdigkeit und schmiegsame Anmut.

Von Darstellungen griechischer Göttinnen würde die erste der Hera, die zweite der Psyche entsprechen.

Abgesehen von den für europäische Begriffe zu kurzen Beinen und anderen Eigentümlichkeiten der gelben Rasse weist auch eine junge Japanerin (Abbild. 2) große Vorzüge auf; besonders aber sind Halsansatz, Schulter, Arm und Nacken von tadelloser Gestaltung und der Fuß zwar breit, aber klein und wohlgebildet.



3. Nordländerin.

Sie ist ein Beispiel der passiven Ruhe, der dienenden Demut, eines stillen Pflanzendaseins, zu dem die Blumennamen vortrefflich passen, welche die japanischen Mädchen sich in den Reifejahren zulegen.

Von diesen drei Gestalten, die aufs Geratewohl aus der unendlichen Fülle weiblicher Erscheinungsformen herausgegriffen sind, ist jede in ihrer Art vollkommen; alle drei besitzen die gleichen Vorzüge und haben doch eine so ausgesprochene Persönlichkeit, daß es undenkbar wäre, die eine mit diesem oder jenem Vorzug der anderen ausstatten zu wollen, ohne die Harmonie ihres Wesens zu zerstören.

Gerade daraus geht aber wieder hervor, daß jeder kleinste Zug zum Gesamtbild ihres Schönheitscharakters unerläßlich ist.

Am Rücken soll die Wirbelsäule gerade, die mittlere Rückenfurche als Zeichen der guten Muskulatur deutlich sichtbar sein; zwischen den breiteren Schultern und Hüften soll sich die schmale Mitte gefällig abzeichnen, und die Umrisse der Hüften sollen in nach außen vorspringender Rundung gleichmäßig in die Schenkel übergehen, die Beine sich im geraden, geschlossenen Stand an dem oberen Teil der Oberschenkel, an den Knien, Waden und Knöcheln berühren (Abbild. 4). Je kräftiger die Muskeln, desto tiefer erscheint die mittlere Rückenfurche (Abbild. 7); je elastischer die Haut, desto deutlicher treten die Kreuzgrübchen (Abbild. 8) hervor.

Auch hier ist die individuelle Färbung der Schönheit deutlich zu erkennen; sie ist weich bei der Ersten (Abbild. 4), kräftig und voll bei der Zweiten (Abbild. 7) und jugendlich zart bei der Dritten (Fig. 8).

Der Physiognomie des ganzen Körpers müssen sich auch alle seine Teile in ihren Einzelheiten einfügen.

Die Hände sollen lang und schmal sein, die Finger gerade; der zweite länger als der vierte, der Daumen klein. Eine schöne Hand kann allen diesen Bedingungen genügen, dabei aber doch so ausgesprochen individuell sein, daß sie die sichersten Zeichen zur Erkennung der Persönlichkeit liefert, ein Umstand, den sich unter anderm auch die Chiromantie und die Kriminalistik zunutze gemacht haben.



5. Römisches Profil.

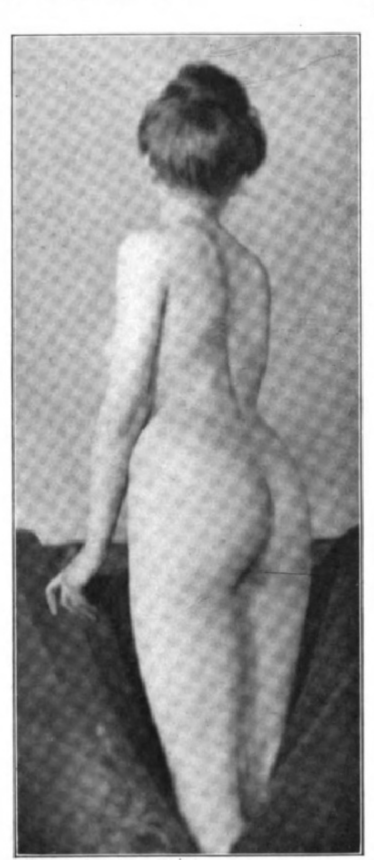


6. Nordisches Profil.

Physiognomik der Schönheit gibt, die dem ganzen Körper mit allen seinen Teilen das individuell so unendlich verschiedene Gepräge innerhalb der feststehenden Gesetze verleiht.

An anderer Stelle („Die Schönheit des weiblichen Körpers") habe ich alle Einzelheiten, die hier nur gestreift sind, ausführlich behandelt und ebenso („Die Pflege des weiblichen Körpers") die Mittel und Wege gezeigt, wie die angegebenen Vorzüge gepflegt und weiter ausgebildet werden können.

Denn mit der Schönheit erwächst der Frau auch die Pflicht, das ihr anvertraute Gut zu pflegen; sie dient damit nicht ihrer Eitelkeit, sondern dem heiligsten Gesetze der Natur, das nach stets größerer Vollkommenheit ihrer Geschöpfe strebt.



7. Schwedin.

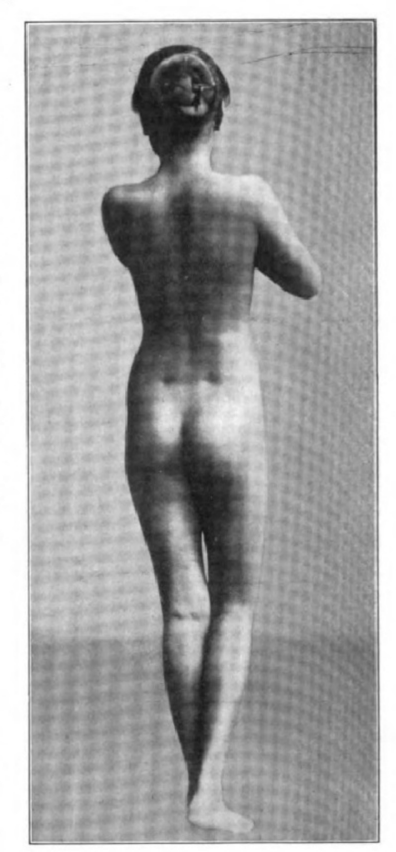
Von schönen Füßen wird verlangt, daß sie lang und schmal, hoch im Rist und so hohl an der inneren Wölbung sind, daß sich ein Vögelchen darunter verbergen kann; alle Zehen sollen gerade sein, und die zweite soll die erste an Länge übertreffen. Nirgends, selbst in China nicht, wird die natürliche Schönheit der Füße so viel und so allgemein durch verkehrte Bekleidung verdorben wie in Europa. Die in Abbildung 3 dargestellten Füße sind seltene Beispiele einer schönen, völlig unverdorbenen Bildung.

Was das Gesicht betrifft, sei hier nur ein einziger Vorzug erwähnt: das schöne Profil. Grundbedingung ist eine gut gewölbte Stirn, ein gerader, schmaler Nasenrücken und ein feingeschnittener Mund.

Man pflegte bisher dem sog. „griechischen" Profil den Vorzug zu geben, bei dem der Stirnumriß in gerader Linie an den Nasenrücken übergeht. Genauere Forschungen haben aber gezeigt, daß dieses Profil bei den Griechen selbst nur darum bevorzugt wurde, weil es sich am besten zur bildhauerischen Darstellung bei großen, auf hohem Fußstück stehenden Figuren eignete. Aber auch die Griechen haben schon bei kleineren Statuen, die dem Beschauer menschlich nähergerückt waren, den Winkel zwischen Stirn und Nase beibehalten und neben dem griechischen auch das römische und das nordische Profil schön gefunden und in ihrer Kunst verherrlicht.

Es gibt auch heute noch echt griechische Profile (Abbild. 9); neben ihnen verdienen aber auch die nordischen (Abbild. 6) und die römischen (Abbild. 5) als schön anerkannt zu werden; von rein naturwissenschaftlichem Standpunkt steht sogar das römische Profil obenan, weil bei ihm das Hervortreten der Nase als Zeichen der höheren Ausbildung des Vorderhirns am stärksten ausgeprägt ist.

Hier konnte nur eine kleine Blütenlese gegeben, nur in kurzen Worten auf die wichtigsten Vorzüge hingewiesen werden, aber immerhin genug, um den aufmerksamen Beschauer davon zu überzeugen, daß es eine bestimmte



8. Javanin.



9. Griechisches Profil.

Es gibt noch heute ebenso schöne Frauen wie die, welche Phidias und Praxiteles vor vielen Jahrhunderten in ihren unsterblichen Werken verherrlichten, vielleicht sogar noch schönere. Wer weiß es? So manche Venus stirbt unbekannt, weil sie nie von kundigen Augen gesehen wurde. Und wer kann sagen, ob nicht nach vielen tausend Jahren die Schönheit der Frau sich derart vervollkommnet hat, daß unsere heutigen Ideale nur noch historischen Wert besitzen und von späteren Geschlechtern mit mitleidigem Lächeln betrachtet werden!







Von der Bahn landeinwärts.

Die Eroberung der südamerikanischen Pampas.

Von **Ernst v. Hesse-Wartegg.**

Die vielen Tausende von deutschen Auswanderern, die in den letzten Jahren, zerstreut unter der großen Invasionsarmee von Italienern, Franzosen und Spaniern, als friedliche Eroberer in die unendlichen Pampas von Argentinien einzogen, wissen wohl nicht, daß diese anscheinend jungfräulichen Steppen vor Jahrhunderten schon bekannter und bevölkerter waren als zur Zeit der Festlegung der großen La-Plata-Republik.

Gewöhnlich werden die Pampas mit den Prärien Nordamerikas, westlich vom Mississippi, verglichen. Ich habe beide in den Anfängen ihrer Besiedelung, da es noch keine Eisenbahnen gab, durchstreift, und die Verhältnisse in den Prärien ähnelten damals in der Tat jenen in den vollständig flachen, trockenen, verstaubten Ebenen, die sich vom La-Plata-Strom bis zu den gewaltigen Schneeketten der Anden hinziehen. Hier wie dort galt es, die Steppen von den Indianern zu säubern, hier und dort wurden Forts und feste Militärlager zum Schutze der friedlichen Einwanderer angelegt, um die sich dann allmählich Ansiedelungen entwickelten. Das Dampfroß vollendete später die kulturelle Eroberung. Im sechzehnten Jahrhundert unterstand die südliche Hälfte Südamerikas dem spanischen Vizekönig, der in Lima Hof hielt. Das Königliche Gericht befand sich in den Bergen von Bolivia, in der Stadt Chuquisaca, dem heutigen Sucre. Die Tausende von Beamten, Priestern, Missionaren, Richtern, Soldaten, Abenteurern, Goldsuchern, die nach dem fabelhaften Inkareich Peru wollten, hatten keine andere Wahl, als vom La Plata aus durch die ungeheuren Pampas und Gebirge des Kontinents auf dem Landwege ihrem Ziele zuzustreben, wollten sie nicht auf den kleinen, gebrechlichen Karavellen das stürmische Kap Horn umfahren, dem bis auf die jüngste Zeit so viele, auch große Schiffe zum Opfer gefallen sind. Die Überlandreise erforderte mehrere Monate Zeit, denn sie dehnte sich über 5000 km aus, annähernd ebensoweit wie quer durch den nordamerikanischen Kontinent, dabei ebenso schwierig, anstrengend und gefährlich. Ein großer Troß von Soldaten und Arrieros

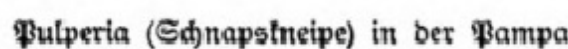


Die alte Pampa: Gauchos bei der Siesta.

(Lastenträgern) begleitete diese Züge, die sich von der damals kleinen Hafenstadt Buenos Aires über Rosario nordwärts durch Santa Fé del Estero bewegten. Auf dieser Route entstanden spanisch-maurische Städte, maurisch deshalb, weil das spanische Mutterland damals selbst noch in der maurischen Kultur steckte. Die größten waren Córdoba, Tucumán, Salta, Jujuy, das letztere schon nahe der Nordgrenze des heutigen Argentinien gelegen.

Die Indianer von damals befreundeten sich bald mit den weißen Eroberern, sie lernten von ihnen Pferd, Maultier und Rind kennen, aber die Freundschaft hielt nicht lange an. In demselben Jahre, in dem die nordamerikanischen Kolonien ihre Unabhängigkeit von England erklärten, 1776, wurde auch das heutige Argentinien vom Vizekönig von Lima unabhängig, bekam seinen eigenen spanischen Vizekönig und sein Gericht, die in Buenos Aires residierten. Die abenteuerlichen Züge durch die Pampas hörten auf, denn auch die Seeschiffahrt hatte sich entwickelt, und wer nach Lima wollte, schlug den Seeweg ein. Die weiten Steppen zwischen dem La Plata und den Kordilleren vereinsamten immer mehr, und die dortigen altspanischen Städte verloren Zuzug und Verkehr. Die Natur nahm von den Pampas wieder Besitz. Erst als gerade vor einem Jahrhundert auch Argentinien seine Unabhängigkeit erklärte, kam wieder Leben in die Steppen. Die tapferen Kreolen unter Anführung ihres heldenmütigen Führers San Martin schlugen und vertrieben die spanische Soldateska und unternahmen ihre tollkühnen Züge durch die Pampas und über die vereisten Kordilleren, um in Peru und Bolivia dem Washington Südamerikas, Simon Bolivar, die Hand zu reichen. Viele von den abenteuerlichen Revolutionären blieben in den Pampas, um dort zahlreiches Wild und den Strauß zu jagen, Pferde und Rinder zu züchten, und aus ihnen wie aus den Abkömmlingen der altspanischen Zeit entstanden die berühmten Gauchos, die ersten weißen Bewohner der Pampas. Die beiden Begriffe sind voneinander nicht zu trennen, und wer von den Pampas liest, lernt durch die Lektüre auch die Gauchos, diese Trapper und Cowboys von Südamerika, kennen. Er sieht sie vielleicht im Bilde, diese gebräunten,

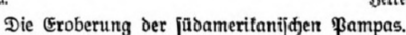




Pulperia (Schnapskneipe) in der Pampa.



Herrenhaus der Estancia Jesu Maria bei Córdoba.

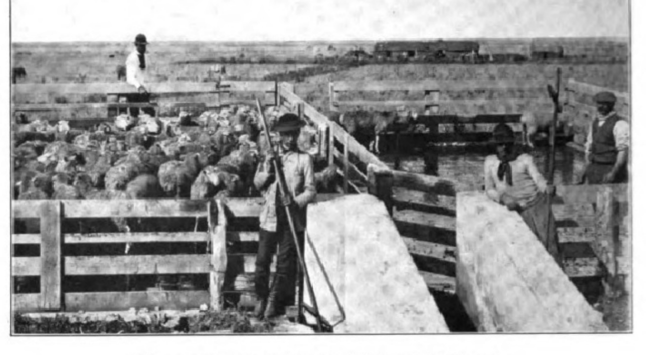


Die Eroberung der südamerikanischen Pampas.





Markieren der Rinder.



Die neue Pampa: Baden der Schafe auf der Pampa.

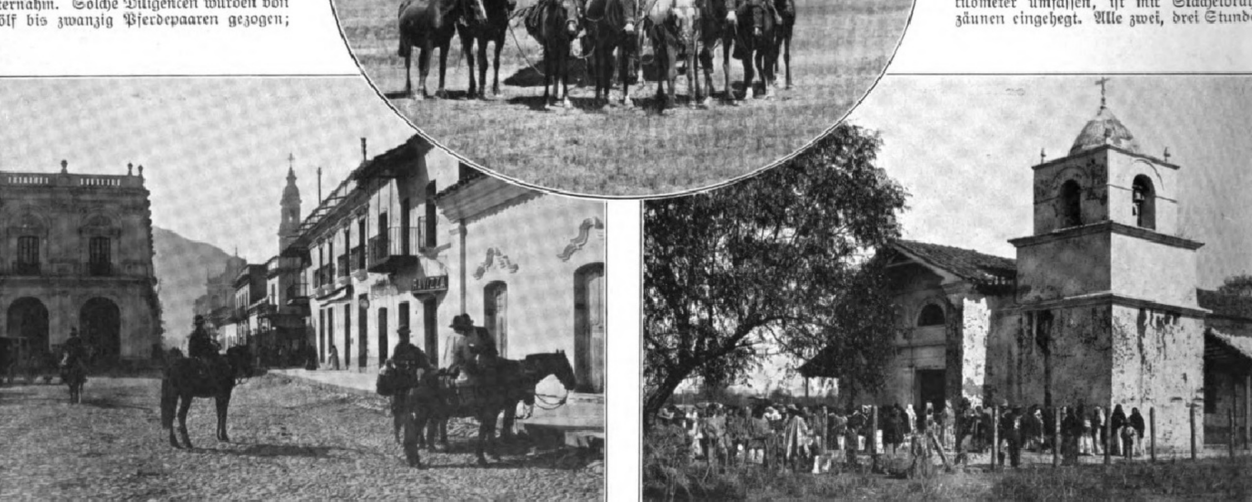
hohen, hageren Gestalten, in ihren Lederanzügen nach spanischem Schnitt, große Sombreros auf den bärtigen, verwilderten Köpfen, gewaltige Sporen an ihren Stiefeln, weniger mit Flinten als mit Dolchen und Pistolen bewaffnet, stets beritten, und am Sattelknopf unfehlbar das Lasso oder die Bolas, die Schnur mit zwei Steinkugeln zum Einfangen der Strauße. Wie so vieles in der spärlichen Pampakultur ist auch der Name Gaucho nicht spanischen, sondern maurischen Ursprungs. Er kommt von Schausch, Hordenführer. Der Sagenkranz, der die Trapper und Cowboys der Prärien umwoben hat, fehlt den Gauchos. Es gab in Argentinien keinen Washington Irving, keinen James Fenimore Cooper und Bret Harte. Vielen Argentiniern ist ihr Land unbekannt. Der Estanciero und Großgrundbesitzer lebt in den Städten, verzehrt dort seine Einkünfte und haßt das Reisen. Nur wenn es unbedingt nötig ist, in den seltensten Fällen, verläßt er für ganz kurze Zeit seinen Klub, seine Behaglichkeit, um so rasch wie möglich wieder der Pampa den Rücken zu kehren.

Von dem großen Einfahrtstor von Argentinien aus, dem rasch wachsenden Buenos Aires, dem Chicago Südamerikas, begann, ähnlich wie dort, die allmähliche Besiedelung der Pampas. Das Land war für Rinder- und Schafzucht vorzüglich geeignet, und so entwickelte sich zunächst diese rings um die Hauptstadt. Das Klima ist so mild, daß die Herden Sommer und Winter im Freien bleiben, besorgt von Gauchos. Schon vor den Freiheitskämpfen der Argentinier hatten sich die Indianer vom Ostfuß der Kordilleren über die Pampas gewagt, um solche Herden zu rauben. Sie hatten sich leicht ans Roß gewöhnt, waren nun durchweg beritten und trieben das Vieh vor sich her, in der Richtung gegen Chile, wo sie es an den Mann brachten. Die Routen, die sie einschlugen, waren die Anfänge der heutigen Verkehrswege durch die Pampas. Der weiche Boden wurde von den Rindern und Reitern in einer Breite von 30 bis 60 m, ja streckenweise bis 100 m gestampft, und in dieser Breite sind die Wege auch bis heute geblieben. Jahrzehntelang wurden sie von den Indianern, später auch von den Reiterexpeditionen Argentiniens gegen sie benutzt. Erst im Jahre 1880 waren die Rothäute, bis dahin die Herren der Pampas, vollständig bezwungen, die Viehzüchter durften sich weiter hinauswagen, und immer größere Strecken wurden von ihnen umzäunt. Auf den breiten Routen mehrte sich wieder der Diligenceverkehr nach den wenigen Städten, die sich in den Pampas aus der altspanischen Zeit, wie Inseln im Meere, abgeschlossen von der Außenwelt, erhalten haben. Die Spanier nennen die vorsintflutlichen Marterkasten Galeras, und sie erschienen mir in der Tat wie Galeeren, als ich wenige Jahre nach der Niederwerfung der Indianer meine erste Reise durch die Pampas nach den Kordilleren unternahm. Solche Diligencen wurden von zwölf bis zwanzig Pferdepaaren gezogen; jedes Paar von einem Reiter mit Schlapphut und fliegendem Poncho (Schal) gelenkt und unaufhörlich gepeitscht. So polterten diese Archen Noah mit ihren gepeinigten Insassen durch die menschenleeren, trockenen Steppen, in dichten Staub gehüllt, der sich bald fingerdick auf die Reisenden legte. Das ging so beispielsweise auf dem Wege nach Chile bis an den Fuß der Kordilleren bei Mendoza; wochenlang, überall und tagtäglich die gleiche Einsamkeit, der gleiche Staub. Mittags ein einsames Rancho, wo der Ranchero bei der Annäherung der schwarzen Staubwolke, als welche sich die Galera zeigte, ein Schaf schlachtete und es am Spieß über offenem Feuer, durch Mist genährt, briet; nach kurzer Siesta ging es weiter bis zum Abend, wo irgendeine Pulperia (Schnapskneipe) in einem kleinen Örtchen die Reisenden aufnahm. Nach wenigen Stunden Schlaf unter dem Sternenhimmel, in einige Ponchos gehüllt und einen Sattel als Kissen, ging es in der frühen Dämmerung mit zerschlagenen Knochen und wundem Sitzteil wieder in gleicher Weise vorwärts, immer dasselbe Einerlei, derselbe Staub, dieselbe Einsamkeit. Zuweilen bemerkten wir Opfer der Galera vor uns eine andere schwarze Staubwolke, und erreichte sie unser Marterkasten, gezogen von den galoppierenden Pferden, dann schälte sich aus dem erstickenden Staub ein Lastkarren heraus, von jener Sorte, die in vielen Gebieten von Südamerika noch heute den Frachtenverkehr vermitteln, geradeso wie die Galera. Zwischen zwei riesigen Rädern, plump und massig, sitzt der Radkasten auf einer hölzernen Achse, hochbepackt mit allerhand Warenballen. Daneben schreitet der Führer einher und lenkt die vier bis sechs Paar Zugochsen nicht mit einer Peitsche, sondern mit einer mehrere Meter langen Stange, die vorn eine Eisenspitze besitzt. Das Kreischen und Quietschen der Räder ist fürchterlich. Manchmal kamen wir an langen Reihen derartiger „Lastzüge“ vorüber.

Gegen Mendoza zu trafen wir Landmesser an der Arbeit. Nach der Niederwerfung der Indianer ließ die argentinische Regierung die ungeheuren Pampas vermessen, ein Gebiet von mehreren Millionen Quadratkilometern, und in Quadrate von je 100 km einteilen mit Grenzpfählen an den Ecken und Pflöcken bei jedem Kilometer. Schon waren stellenweise auch Ansiedler vorhanden mit großen Rinderherden, weit verstreut über ganze Fürstentümer, die die Regierung für wahre Linsengerichte verschleuderte. Besonders rings um die wenigen altspanischen Städte San Juan, Córdoba usw. waren diese Ländereien schon mit Drahtzäunen umschlossen, und hier und dort wurde die Einöde durch die bescheidenen, strohgedeckten Erdhütten neuer Ansiedler unterbrochen, aber ohne Garten, ohne Feld, ohne Baumwuchs, die traurigsten menschlichen Wohnungen, die man sich denken kann.

Seit meinem Besuche Argentiniens von damals, in dem Vierteljahrhundert, das seither verstrich, hat sich die Pampa gänzlich verändert. In dem eben vergangenen Sommer sah ich sie wieder und fuhr auf denselben Wegen wie damals in glänzenden Luxuszügen einher, in ebenso vielen Stunden dieselben Strecken durchfliegend, für die ich damals Tage gebraucht habe! Nur der Staub war geblieben, der selbst bei geschlossenen Fenstern sich in dicken Schichten auf Tische, Sitze und die Passagiere selbst legte.

Die europäische weiße Invasion hatte sich in der Zwischenzeit des Reiches der Gauchos bemächtigt. Eine wahre Völkerwanderung, über zwei Millionen Menschen umfassend, hatte ihren Weg hierher genommen und die Grundlagen geschaffen für den Aufbau des Landes und seine Entwicklung zur Weizenkammer Europas. Der Ackerbau übertrifft heute schon weitaus die früher alleinherrschende Viehzucht. Wie in Nordamerika die Prärien, so wurden nur ein Jahrzehnt später die Pampas mit blinkenden Schienenpaaren wie mit Lanzetten aufgestochen, und auf ihnen floß der Strom der Einwanderer in die ungeheuren Ebenen ab, sich zu beiden Seiten über die Pampas verteilend. Die Engländer haben mit Milliardenkapital hier seit den achtziger Jahren gegen dreißigtausend Kilometer Eisenbahnen geschaffen, und diese verbinden heute die einzelnen Provinzen untereinander, bis an die Grenzen von Paraguay und Bolivia. Die Arbeit wurde ihnen leicht gemacht, denn es gab keinen Gebirgen auszuweichen, keine Tunnels zu bohren, keine Steigungen zu überwinden und nur wenige Brücken zu bauen. Bis weit in das Herz der Pampas hinaus durchfuhr ich westlich, nördlich, südlich kilometergroße Getreide-, Mais- und Luzernefelder, unterbrochen von Estancias von der Ausdehnung deutscher Herzogtümer, auf denen Rinder, Schafe, Pferde nach vielen Tausenden weideten. Jedes Besitztum, und mag es mehrere tausend Quadratkilometer umfassen, ist mit Stacheldrahtzäunen eingehegt. Alle zwei, drei Stunden



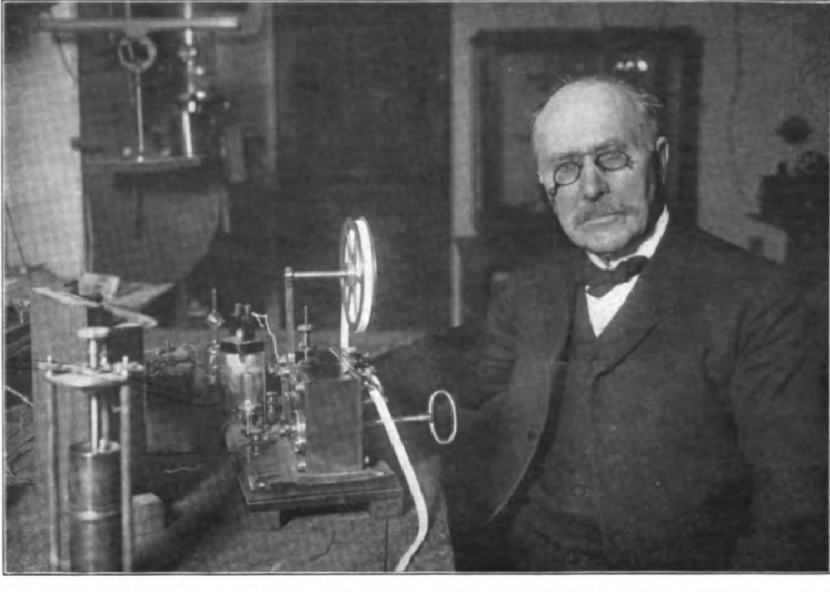
Cabildo-Straße im altspanischen Salta. Die neue Pampa: Wolltransport zur Bahn. Kirchgang in Jujuy (San Roque).

Die Eroberung der südamerikanischen Pampas.



ein kleines, neu entstandenes Städtchen mit Straßen so breit wie Unter den Linden, mit Häusern so klein wie Sennhütten, viele mit Gärtchen umgeben, alles verstaubt. In den Straßen liegt der Staub knöcheltief. Die Städtchen sind mit Plätzen, Avenuen, Boulevards ausgelegt, so groß wie Chicago, aber auf ihnen wächst Gras, und die Einwohnerschaft ist bei vielen nicht größer als die eines einzigen Himmelkratzers. Die einzigen Städte zwischen dem La Plata und den Kordilleren, welche mehr als 12000 Einwohner besitzen, sind Villa Mercedes und San Luis. Die erstere ist über Nacht aus dem Pampastaub gesprungen, eine moderne Schöpfung italienischer und baskischer Einwanderer, die zweite stammt aus der frühesten spanischen Kolonialzeit. Sie wie auch Córdoba, Salta und Jujuy sind die einzigen Städte mit Vergangenheit, Geschichte, interessanten alten Kirchen und Klöstern, für den Touristen sehenswert. Alles andere ist neu, eine Übernachtsschöpfung der Einwanderer. Wie den eingeborenen Yankees, so haben auch den Argentiniern nur das europäische Kapital und europäische Arbeitskräfte das Land erschlossen und ihm seinen heutigen Wert gegeben. Die argentinischen Grundherren, deren Vorfahren einst durch ihre Tapferkeit die Spanier verjagt und dem Lande die Unabhängigkeit gegeben haben, scheinen der Mehrzahl nach heute noch davon auszuruhen. Arbeit ist ihnen fremd. Die geradezu fabelhafte, sprungweise Wertsteigerung hat sie zu Millionären gemacht, ohne daß sie einen Finger zu rühren brauchten. Die einsichtsvolle Minderzahl der Eingeborenen war weitblickend genug, fremde Unternehmungen und die Einwanderung nach Kräften zu fördern. Sie schuf Ordnung, politische Ruhe, Sicherheit im Lande, und der Fremde kann sich nun der jungen, schäumenden, aufblühenden, übersprudelnden Kultur freuen. Überall auf den Stationen sah ich Leben, Geschäftigkeit; große Hallen für die zur Erntezeit eintreffenden Getreidemassen, Dampfmühlen, Vorrichtungen für die Millionen zur Verfrachtung nach den Häfen gelangenden Rinder und Schafe; Windmühlen, um bei Trockenheit Wasser aus den unterirdischen Flußläufen zu heben, sauber gekleidete, von Gesundheit strotzende Italiener und Gallegos, die das Hauptelement der Einwanderung bilden; der Boden, den sie zu Spottpreisen erwarben, ist zum größeren Teil sehr fruchtbar, und wenn auch zeitweilig Regenmangel und gewaltige, vom Chaco des Nordens kommende Heuschreckenschwärme die Ernten sehr schwächen, so ist dafür in anderen Jahren Überschuß vorhanden. Selbst in den alten Pampastädten blüht neues, von den Fremden zugeführtes Leben, der Fremde ist zum besseren Argentinier geworden als der angestammte Kreole.

Auf vielen Stationen sah ich noch dieselben biblischen Verkehrsmittel, deren ich mich vor einem Vierteljahrhundert überall bedienen mußte, denn die Bahnen führen nicht überall hin, und auf den weiten Strecken, die zwischen ihnen liegen, ist die Pampa doch so geblieben, wie sie in früheren Zeiten war. Dort ist auch der Gaucho, der Feind des modernen Verkehrs, noch zu finden in all seiner Ursprünglichkeit. Dort ist es noch einsam, und jungfräuliches Land harrt noch in vielen Millionen Hektaren des Spatens der fremden Einwanderer.



Edouard Branly, das neue Mitglied der französischen Akademie der Wissenschaften.

Edouard Branly.

In der Pariser Akademie der Wissenschaften spielte sich in den letzten Wochen ein Wahlkampf ab, so leidenschaftlich, wie ihn die gelehrte Körperschaft noch nicht in ihren Annalen verzeichnet hatte. Der Feminismus machte einen sehr berechtigten Vorstoß gegen das Institut de France — Mme. Curie, die Witwe des großen Physikers und Mitentdeckerin des Radiums, hatte ihre Kandidatur gestellt. Da in einer Gesamtsitzung der fünf Akademien die Mehrheit der Mitglieder nichts vom Eindringen der Frauen in das ehrwürdige Institut wissen wollte, war das Interesse groß, ob die Académie des Sciences sich unabhängig und fortschrittlich zeigen würde. Unter den fünf Gegenkandidaten der Mme. Curie befand sich insbesondere ein Mann, der seit langem die akademische Würde verdient hatte: Edouard Branly. Für ihn machten die Feinde der weiblichen Kanditatur eine sehr geschickte Propaganda, und wenn sie schließlich den Sieg errangen, mußten sie zugestehen, daß es wirklich nur der Wert ihres Mannes war, der ihnen erlaubte, die Vertagung der weiblichen Wahl herbeizuführen; denn Mme. Curie wird bei der nächsten Vakanz um so bestimmter „Académicienne“ werden. Edouard Branly ist vierundsechzig Jahre alt, seine Konkurrentin zweiundvierzig, sie kann etwas länger warten.

Im Jahre 1846 zu Amiens geboren, besuchte Branly die Ecole Normale Supérieure, wurde Professor in Bourges, dann am Collège Rollin und schließlich am Institut Catholique, wohin den Physiker seine religiösen Neigungen zogen. Im Jahre 1869 veröffentlichte er eine Abhandlung über die absorbierende Wirkung des atmosphärischen Wasserdampfs auf Sonnenstrahlen, 1873 über elektrische Potenzen, 1882 über Blutfarbstoffe, 1889 über den Einfluß violetter Strahlen auf Elektrizität in den verschiedenen Leitern. Weitere Forschungen über die Strahlenwirkungen auf Elektrizität führten ihn zu seiner folgenreichsten Entdeckung: er stellte fest, daß Hertzsche Wellen einen elektrischen Strom durch ein mit Eisenfeilspänen gefülltes Glasröhrchen hindurchgelangen lassen, und daß ein leichter

Stoß auf das Röhrchen genügt, um die Leitungsfähigkeit der Feilspäne zu unterbrechen. Damit war das Prinzip der drahtlosen Telegraphie gefunden. Marconi schaltete das Branlysche Röhrchen in eine elektrische Leitung ein; von einem elektrischen Funken aus der Ferne kommende Hertzsche Wellen erlaubten zum erstenmal eine Signalgebung ohne Draht. Der italienische Erfinder erkannte die Verdienste Branlys an und richtete seine erste Telefunkenbotschaft von Dover nach Wimereux (am 29. März 1899) an den französischen Physiker. Seitdem war Branlys Mitwirkung an einer der größten Errungenschaften der Neuzeit etwas in Vergessenheit geraten; er war einmal für den Nobel-Preis vorgeschlagen, aber nicht erwählt worden. Prof. d'Arsonval nannte seine Ernennung zum Akademiker „einen Akt der Gerechtigkeit und des Patriotismus“. — Zwei Wahlgänge waren am 23. Januar nötig gewesen; beim ersten entfielen auf Mme. Curie 28, auf Branly 29 und auf Brillouin eine Stimme, beim zweiten auf Mme. Curie 28, auf Branly 30 Stimmen.

C. Lahm.

Jugendnot.

Novelle von **Martha Granow.**

Im Zimmer neben dem Laden am dunkeleichenen Schreibtisch saß Edgar Lemke im feierlichen, schwarzen Rock. Er hatte den Kopf in beide Hände gestützt und starrte auf das Gewirr von Zeitungsausschnitten, die er dem offenen, grauen Kuvert entnommen, und die nun die Kladde und das Hauptbuch verdeckten. Von neuem las der junge Chef des ersten Modemagazins von Iburg die flüchtigen, etwas renommistischen Zeilen des Jugendfreundes: „Damit Du mir nicht ganz versauerst in Deinem warmen Nest, damit Du einmal einen Hauch verspürst von unserm hastigen, vorwärtsgepeitschten, angstvollen und doch so wunderbaren Leben! Komm, sage ich Dir, wirf die Elle beiseite — wenigstens für eine Weile, und laß Dir einmal einen Sturm, der Eichen knickt, um die Nase gehen — 3000 m hoch über unserer vielgeliebten, aber schon ein bißchen altfränkisch behaglichen Erde! Herrgott, Junge, wie hältst Du es nur bei Deinen Seiden und Kaschmiren aus, wo alles in einem Taumel von Erfindungen und Entdeckungen vorwärtsstrebt, vorwärts zu den Höhen der Menschheit? Wenn ich nicht Luftschiffer wäre, müßte ich sicher den Südpol erreichen — für den Nordpol kommt man leider schon zu spät.“

Seltsames Aprilwetter war draußen, leichte, ziehende Wolken verschleierten den Himmel und wehrten nur mühsam den werbenden Sonnenstrahlen. Es duftete nach jungem Grün und frischen Erdschollen. Die Luft war warm, feucht und schwer; sie machte nervös, daß man hätte aufspringen mögen, um etwas zu beginnen, etwas Kraftfrohes, Jungenhaftes!

Vom Laden scholl öfter die Klingel; Kunden kamen und gingen; Futterkattun wurde verlangt und gestreifter Batist. Der Kommis redete wie ein aufgezogenes Uhrwerk, bis der Käufer sich entfernte. Dann pfiff er gemächlich.

Manchmal war 's, als wollte der junge Lemke jäh emporschnellen, die schmalen Schultern zuckten krampfhaft; aber schwerer sank der dunkellockige Kopf in die hohlen Hände zurück.

Eine korpulente ältere Dame im braunen Seidenkleid erschien jetzt unter der dunkelgrünen Türportiere, die zu den Wohnräumen führte. „Edgar, du noch hier? Ich dachte, du hättest es vor Ungeduld nicht ausgehalten und wärest längst bei Anne?“ Sie lächelte ein behagliches Mutterlächeln.

Der junge Mann reckte sich auf. „Ach, Mama, ich komme noch zeitig genug zu meiner Verlobung.“ Er verzog bitter den von einem dünnen Schnurrbärtchen beschatteten Mund und spielte lässig mit dem Papiermesser.

„Gott, Junge, wie du jetzt öfter sprichst!“ sagte die Mutter erschrocken. „Aber Exner hat wohl einmal wieder geschrieben — na ja! Wie ich den hasse! Wie ausgewechselt bist du, seitdem er damals hier war. Solche Reden! Ja, zwingt dich denn jemand?“

„Zwingen? Ach Mutter, wenn man mich doch einmal zwingen oder mir etwas verbieten wollte; dann hätte ich Widerstand nötig, oder Energie“, meinte der junge Mann müde. „Aber so, wie geölt geht bei mir das ganze Leben — nun schlittere ich, von allseitigem Lächeln und Wünschen begleitet in die Verlobung — nach drei Monaten in die Ehe. Dann machen wir die übliche Hochzeitsreise, taufen zur rechten Zeit — na ja, und so weiter.“

„Na, da kann man doch wütend werden! Herrgott, Junge, versündige dich nicht; dir geht 's eben zu gut!“ Hastig schloß sie die Tür nach dem Laden und zog den schweren Friesvorhang zu. „Ja, schämst du dich denn nicht, am Verlobungstag so etwas zu reden? Hast du Anne denn nicht ein bißchen lieb?“

„Lieb? Ja, das wißt ihr doch besser wie ich; hübsch ist sie, süß!“ Er lächelte ironisch. „Ich wollt', sie wär' mein Liebchen, dann legte ich meinen Kopf in ihren Schoß und — hm, man denkt manchmal so dummes Zeug.“ Träumerisch blickte er durch die Scheiben.

„Ja, das ist dummes Zeug, mein Junge!“ erwiderte die Mutter nachsichtig, „du mußt eben heiraten, dann hast du das und noch vieles andere.“

Edgar Lemke fuhr sich heftig durch das buschige, braune Haar. „Dann macht 's mir keinen Spaß mehr! Verheiratete Leute! Pah! der Ehemann mit dem Schmerbauch und dem Siegelring auf dem Zeigefinger — die holde Gattin — na ja! Man sieht es ja zu oft, diese Ödigkeit.“

„Mein Jungchen, du verstehst dich eben selber nicht; es ist jetzt Frühling — nachher kommt dir das gar nicht so öde und langweilig vor; das Leben wird auch für dich bunt und wechselvoll genug sein; jeder hat sein Päckchen zu tragen. Komm jetzt! Wo hast du die Ringe? Vergiß sie nur nicht einzustecken bei deiner — hm!“ Frau Lemke lachte verschmitzt.

„Muttel, lach' du nicht auch so hinterhältig wie all die anderen Menschen, sobald Anne und ich in Sehweite sind. Das letzte bißchen Poesie könnt ihr einem mit eurem wissenden Lachen verscheuchen.“ Er erhob sich langsam. „Also rein in den deutschen Bund!“

„Ja, du mußt nun schon, ob wir dazu lachen oder nicht, mein Junge!“ entschied Frau Lemke mit Würde. „Du kannst nicht mehr zurücktreten und Anne mit der ganzen Familie Süßerot in Iburg unmöglich machen. Du bist ein Ehrenmann, da hält man sein Wort.“

„Du hast recht, Mutter! Ich komme!“

* *

Sie hatten ihren Verlobungsbesuch bei Amtmann Helbigs auf dem Vorwerk abgestattet. Nun bogen sie am Mühlgraben entlang zur Stadt zurück. Es war prächtiges Maienwetter. Trotz der heißen Sonne ging das Brautpaar krampfhaft Arm in Arm. Als Edgar vorhin die Hand seiner kleinen Braut erfaßte, um nach Kinderart schlenkernd mit ihr zu tändeln, meinte Anne: „Bitte, nein, das schickt sich nicht, sagt Mama, wir sind nun verlobt.“ Da hatte er bitter aufgelacht. Nachgerade reizte ihn die schwere, warme Hand, der gleichmäßig feste Schritt. Mißmutig hieb er mit seinem Stöckchen den läutenden Küchenschellen und den roten Kuckucksblumen die Köpfchen ab.

„O Edgar, die hübschen Blumen!“

„Schickt sich das auch nicht für Brautleute?“

„Aber Edgar, wie du jetzt immer bist. Ganz anders wie sonst!“ Sie hatte seinen Arm fahren lassen und sah ihn mit ihren braunen Kinderaugen traurig an. Das blonde Haar war ein wenig in Unordnung geraten, und der weiße übermoderne Hut saß schief. Traurig und trostlos wie ein Schifflein mit matten Segeln stand sie vor ihm, mit Tränen in den Augen. „Du behandelst mich jetzt so verachtend — und ich dachte, Brautzeit ist Glückszeit!“ schmollte sie.

Er war nun selber erschrocken über ihre Tränen. Es würgte ihm in der Kehle, Mitleid und Liebe; aber der eine große Zorn über sein unbefriedigtes Leben, der ihn seit Wochen zerfleischte, der übermannte ihn plötzlich und wollte seine Brust zersprengen. Unwillkürlich griff er nach der Hand seiner Braut; sie mußte ihn ja verstehen, denn sie war ja auch noch so jung! Sie würde seine Not mitfühlen. „Komm, Anne, wir wollen den Mühlgraben hinaufgehen, da trifft uns jetzt kein Mensch, wir müssen miteinander reden.“

„Jetzt? Ach, du weißt, Mama wartet mit dem Mittagessen.“

„Laß sie warten, du gehörst mir!“

„Aber was wird sie von uns denken? Sie hat immer solche Not mit dem Kochen, wenn du eingeladen bist“, wendete das junge Mädchen ein.

„Ich habe auch Not, große Not! Wir beide!“

„Ach, Edgar!“ Nur noch halb widerstrebend, aber mit hilfloser Angst vor etwas Fremdem, Unbegreiflichem hängte sie sich in seinen Arm. Er blickte in ihr verstörtes Gesichtchen und lächelte: „Fürchte nichts, kleine Braut!“

Hilfslos zutraulich schmiegte sie sich an ihn. „Nicht wahr, du tust mir nie etwas! Mama sagte, ich solle ... aber nicht wahr, wir heiraten ja bald — und du ...“

„Mama sagte — natürlich — Mama mischt sich in alles; sie wissen schon vorher unsere Gefühle und ahnen unsere Wünsche und Gedanken — alles wissen sie, deine

Mama und meine Mama; deine Pate und meine Pate — die ganze kleine Stadt beschäftigt sich nur mit unserm Liebesleben und belauscht uns!“ flammte er auf. „Wie sie mir auf den Nerven liegen, von der Frau Bürgermeisterin bis hinab zu Mutter Tielken, der wohllöblichen Waschfrau ...“

„Aber Edgar!“ Dennoch — Mama hatte sie klug gemacht: die Männer reden dann immer von etwas ganz anderm. Ein süßer Schauder ging ihr über die Haut.

„Du verstehst mich auch nicht, kleine Anne, obwohl wir uns binnen drei Monaten angehören sollen »in Freud und Leid«. Die Mamas besprechen ja schon die Möbeleinrichtung. Wenn da nur alles in Ordnung ist, nirgends ein Stuhl fehlt! Wir beide kommen erst in zweiter Linie — ach, und wir sind uns so fremd im Denken und Empfinden.“ Sie gingen jetzt innig aneinandergeschmiegt im Schatten der hohen Weiden, die ihr langsträhniges, goldgrünes Gezweig tief in das träumerisch dunkle Wasser tauchten.

„Du mußt mir nur alles sagen, lieber Edgar,“ bemerkte das junge Mädchen wichtig, „alles. Papa sagt auch alles der Mama — er kann sich nicht einmal allein einen Hut aussuchen; dann fragt er Mama auch immer, ob er noch ein Glas Bier trinken dürfe.“ Sie lachte leise.

„Pah! Das nenne ich nicht Vertrauen, das ist ... na schweigen wir!“ Er war wirklich wütend. Aber Anne konnte sicher nichts dafür. Wo sollte sie auch ihre Ansichten anders herbeziehen als von zu Hause? Bei ihrem untätigen Traumdasein zwischen Kaffeekränzchen und Tanzstundenbällen konnte sie freilich keine Ahnung bekommen vom Leben. Er mußte sie sich erziehen, zu bilden versuchen; aber war er nicht selbst ein Suchender, ein Unfertiger?

„So, Anne, hier wollen wir uns niedersetzen, komm!“

„Hier ins Gras? Ach, mein Kleid! Grade aus dem Blaßlila geht kein Fleck auszureiben.“

„Ich schenk' dir ein neues! Du weißt, ich habe ein ganzes Geschäft voller Stoffe.“

„Das sagst du so, aber Mama ...“

„Hör' nun endlich mit Mama auf; wir haben miteinander zu reden!“

„Ach, Edgar, ja doch, nur sei nicht böse.“

Er legte den Arm um ihre Hüfte. „Nun denk einmal nicht an Mama, sondern nur an uns. Wo fang' ich nur gleich an? Ja so: wir sind nämlich alle beide die reinen Babys, im Steckkissen. Man hat uns sehr lieb, man hat uns verhätschelt; aber um die Jugend, die sich selber die Welt erobern, die sich ihre Begriffe selber bilden will, die nach eigenen Anschauungen verlangt — darum hat man uns betrogen — mit Liebe betrogen. Nun sollen wir zwei Babys uns heiraten und kennen nichts vom Leben, uns selber nicht einmal. Wie soll das nur werden? Sag' mal, bist du schon einmal aus unserm lieben Iburg herausgekommen? So wirklich gereist?“

Anne lachte. „Natürlich, ich war doch in Dresden in Pension!“

„Ach ja, nun, da hat Mama ihr großes Kind der Pensionsmutter mit vielen salbungsvollen Worten übergeben — und die hat hier ein Bändchen gelockert — und da. Aber bist du schon einmal an Iburg vorübergefahren, so mit dem Schnellzug Berlin-München? Da, hörst du ihn, wie er stolz vorbeisaust? — dieses schrille, langgezogene Pfeifen macht mich ganz nervös. — Siehst du, dort steigt die Rauchsäule auf wie eine Siegesfahne! Lauter Menschen sind im Zug, die etwas wollen, die etwas erleben, teilhaben an dem unaufhaltsamen Vorwärtsschreiten der Menschheit. Um sechs Uhr ist der Zug in München, dann steigen die Leute aus, und es sind Maler unter ihnen, die wollen dort studieren; andere wollen weiter, nach Italien, Rom, oder vielleicht nach dem Bodensee, zum Grafen Zeppelin und seiner Luftschiffstation — sie leben alle, eilen vorwärts und wissen, was sie wollen — und wir, wir vegetieren nur.“

„Aber wir machen doch auch unsere Hochzeitsreise in die Schweiz!“

„Nun ja, da werden wir uns verliebt angucken — und ...“ Anne wurde bis über die Ohren rot.

„Warte, so! — Laß mich meinen Kopf in deinen Schoß legen — ja!“

Sie wehrte sich und dachte wieder an Mamas Rede, aber sie war doch auch sehr neugierig ... Nun lag er da auf ihren zuckenden Knien, sie fühlte seinen warmen Kopf und mußte mit ihren Händen über seine Stirn streichen und über sein Haar. Und sie überlegte, ob sie ihn jetzt küssen solle ...

„Ja, siehst du, Anne,“ sein sehnsuchtsvoller Blick ging an ihr vorüber in den sonnetrunkenen Himmel hinein, „das lohnt sich doch nicht, zu leben, wie wir es haben, so gar nichts zu erringen und zu erstreben. Immer Geld — das Geschäft, nun, das geht von allein. Dann du: sie wußten 's ja alle vorher, daß wir uns lieben würden, und daß wir uns heiraten werden. Nun machen sie unser gemeinsames Heim, deine Mama und meine Mama. Und draußen in der Welt gibt 's Menschen, die grübeln und brüten über die letzten Dinge, von denen wir nie eine Ahnung haben werden — sie erfinden immer Neues, die drahtlose Telegraphie zum Beispiel — und dann die Luftschifferei. Denk an die großen fliegenden Drachen, die zwischen und über den Wolken im Äther kreisen, im Äther, der nicht einmal eine Feder zu tragen vermag. Aus ihren Riesenleibern schauen Menschen über Stadt und Land, wie mögen die uns verachten, wenn sie einmal über Iburg hinwegfliegen! — Ach Gott, Anne, um uns könnte die Welt dreist hundert Jahre zurück sein; denn was nützen uns die Schnellzüge, wenn sie an uns vorüberpfeifen, was nützen uns die Luftschiffe, wir lesen nur gerade eine Notiz, daß irgendwo eins aufgestiegen. Und die riesigen Ozeandampfer, die großen Kanäle, die mächtigen Viadukte; wir bekommen kaum eins zu sehen. Ich werde täglich meinen Köper und Barchent verkaufen, und es wird ein Ereignis sein, wenn Frau Bürgermeister ein neues Seidenes bei mir bestellt oder die Frau Rechtsanwalt. — Und du, Anne? Du wirst — nun, zwischen Kleinsnäschenputzen und Staubwischen wirst du alt werden. Das ist alles, was wir vom Leben haben werden. Es geht verachtend an uns vorüber, das heiße, hastig vorwärtsdrängende Leben — es sucht uns gar nicht — wir strecken vergeblich die Hände nach ihm aus, die leeren verlangenden Hände, und bitten sehnsüchtig, mit blutendem Herzen um eine Gabe — es hat nichts für uns ...“

Er wühlte den Kopf tiefer in ihren Schoß und weinte vor Qual.

Anne war nun doch heftig erschrocken. Das Leben, ja, das Leben. Auch ihr stieg es heiß und verlangend zum Herzen, und heftige Röte überflog ihre Wangen. Sie dachte an Skizzen und Gedichte, die sie heimlich gelesen, und die manches andeuteten von süßer Leidenschaft und heimlichem Kosen — aber von Luftschiffen — na ja, das war interessant, aber darum weint man doch nicht. Sie fühlte sich dem Verlobten weit überlegen. Sie tröstete ihn und sagte ihm Liebesworte wie einem törichten Kinde, das um ein unerreichbar Spielzeug jammert, das — vielleicht ...

Edgar hatte sich ausgesprochen und ausgeweint, er hatte auch seinen Willen gehabt und den Kopf in Annes Schoß gelegt. Sie war lieblich, frisch. Heiß und verlangend sahen sie sich in die Augen. Die Sonne brannte. Die maigrünen Weidensträhnen breiteten einen goldenen Schatten über sie hin; das frische Grün duftete berauschend. Leise, heimlich gluckste das dunkle Wasser des Mühlgrabens. — Drunten im Städtchen aß man zu Mittag und streckte sich dann zu einem Schläfchen aufs Sofa.

„Ach, Edgar, Mama wird sich um uns ängstigen!“ Anne kicherte leise vor sich hin, während sie sich erhob.

„Ja — ja — ich komme — aber lache nicht so — so! Das macht mich nervös. Ich habe dir mein Herz ausgeschüttet; darüber lacht man nicht!“

* * *

„Ja, Mutter, ich muß Anne heiraten. Ganz Iburg würde über uns herfallen und sich beleidigt fühlen — und ich, pah! — ich bin auch nur ein waschechter Iburger, der nicht den Mut hat, sich selber durchzusetzen. Aber eins: ich will erst noch einmal reisen, zu Exner. Schüttele nicht den Kopf, ich bin jung und will einmal, ehe ich endgültig Philister werde, das Wunderbare spüren; das Neue, Gewaltige soll auch mich mit seinen geheimnisvollen Flügeln streifen. In München findet eine Luftschifferwoche statt; Exner wird dort sein. Das will ich sehen, erleben. Nachher mag Hochzeit sein!“

„Wenn dich die Reise froh macht, mein Junge, fahre nur! Aber werde diese peinigende Unruhe los. Glaube mir doch, du wirst mit Anne glücklich.“

„Vielleicht! Aber erst will ich nach München; ich fahre bis Wittenberg zurück und steige dort in den Schnellzug. Ich will einmal hier vorübersausen!“

Die Mutter lachte behaglich. „Im Grunde hängen alle deine weltstürmenden Gedanken an Kleinigkeiten; erfülle sie dir nur, du närrischer Kerl. — Aber tu es mir zuliebe und klettere nicht selbst in ein Luftschiff. Wasser hat keine Balken — und Luft nun gar; das versprichst du mir, mein Sohn!“

Edgar Lemke zögerte und sah zu Boden.

„O Gott, Edgar, du wolltest? Tu mir das nicht an, ich sterbe vor Angst! Wie damals, als ich dich plötzlich im Kahn auf der Mulde sah. Ich habe den Tod davon!“

„I wo, Mutterle! Damals und noch viel öfter bin ich gesund zu dir gekommen, trotz deiner Angst. Aber ich weiß nicht einmal, ob ich an solcher Fahrt teilnehmen könnte; ich verstehe ja nichts davon.“

„Ach, mein liebster Junge, wenn ich dich dort oben wüßte — tu es deiner alten Mutter zuliebe! Bleibe hier, dann kommst du nicht in Versuchung!“

„Mutterchen, nur das eine Mal; du mußt mich fortlassen, hinterher ist mein ganzes Leben zugeschlossen. Dies eine Mal!“ Der junge Mann war bleich vor Erregung. „Ich weiß nicht, was ich sonst tue, Mama!“

„Ach, Edgar, wenn es dein Unglück ist!“

„Glück oder Unglück, Mutter! Ich will und muß!“

„O großer Gott! Ich will nur nichts mehr dagegen sagen, mein Junge! Vielleicht heilt dich die Erfüllung!“

„Vielleicht!“

* * *

„Während der Eisenbahnfahrt.

Ein neuer Lebensabschnitt für mich. Ich fuhr an Iburg vorüber mit dem Mittags-Expreß. Die Maschine pfiff genau so höhnisch wie vorgestern, als ich der Frau Stadtrat die neusten Schantungs vorlegte — dieses langgezogene, überlegene Pfeifen, das einen langen Strich durch die öde Landschaft um Iburg zu machen scheint.

Anne und Mutter standen auf dem Bahnsteig und nickten und winkten, während ich so unerhört selbstverständlich vorüberglitt. Anne warf mir eine Kußhand zu; sie lächelte ihr impertinent kokettes Lächeln, das zu sagen schien: Du kommst mir schon wieder, ich habe keine Angst. Wie gleichgültig mir das jetzt ist . . .

Aber Mutter: ihre Augen wurden plötzlich so groß und angstvoll, sie hob die Hände, als wollte sie mich erreichen — festhalten — und so, mit diesen ausgestreckten Händen sah ich sie noch lange — unbeweglich. Ihr Einzigster, ihre letzte Hoffnung ging von ihr; zum ersten Male haben wir uns wirklich getrennt. Arme, gute Mutter, du machst dir schwere Sorgen, aber ich kann nicht anders . . .

Diese lieblichen Frühlingsbilder im reichsten Blumenschmuck! Sind denn bei uns die Wiesen nur auch so bunt? Und die Bäche so geheimnisvoll? — Jedes Bild möchte ich mir tief einprägen für mein ganzes Leben. Ich mache die Augen weit auf und lasse alle Schönheit nur so ins Herz spazieren — es ist ja meine erste und letzte Reise in Freiheit und Jugendglück. Nachher werde ich alt und bedächtig.

In Ewigkeit so fortfahren zu können durch das blühende Land . . . Manchmal tauchen freundliche Villen aus Flieder- und Goldregenbüschen auf, schöne und kluge Mädchen sitzen in weißen Kleidern auf blumigen Balkonen und lesen in lockenden Büchern. — Und dann wieder eine schmucke Stadt oder ein freundliches Dorf. Wie ein strahlendes Meer wogt das Sonnenlicht über der prangenden Erde — ein paar weißgeballte Wolken gondeln über die tiefe Himmelsbläue wie sehnsüchtige Gedanken. Vielleicht — segle ich einmal mit euch um die Wette . . .

Zwei Tage später.

Gewiß, es sind nur achtundvierzig Stunden vergangen; daß man so viel darin erleben kann! Jede Minute hat hier einen höheren und doppelten Wert. Vorgestern noch waren meine Sinne wie zugeschlossen — und morgen!

Es ist Wahrheit. Ich soll mit aufsteigen.

Mein Herz klopft zum Zerspringen, daß noch etwas dazwischen kommen könne, widrige Winde oder dergleichen. Mit dem »Sturmvogel« — ich war schon in der Gondel. Fassen kann ich es noch nicht, aber ich habe qualvolle Unruhe, eine nervöse, prickelnde Unruhe. Ob die wohl alle Luftschiffer haben? Mütterchen, ich sehe immer deine leeren, ausgestreckten Hände. Arme Mutter! Anne würde sich trösten; ihr größter Schmerz wäre wohl, daß ihr das — Paradies noch so lange verschlossen bliebe. Sie ist neugierig, die kleine Hexe!

Nun ist das ersehnte Morgen ein Heute geworden. In zwanzig Minuten steigen wir auf. Nichts mehr von Fieber, Unruhe. Die Erfüllung ist da, und ich will sie leben mit allen Sinnen, dankbar und freudig, was sie mir auch bieten mag. Alles spricht durcheinander. Mir schwirrt der Kopf von technischen Ausdrücken. Wie dumm komme ich mir vor, dumm und schüchtern wie ein Schulknabe. Ängstlich versteckte ich dieses Heftchen, und doch will ich jede Minute notieren, damit sie mir unverrückbar im Gedächtnis für mein ferneres Leben bleibt.

Die Sonne sinkt. Wir steigen auf . . . Die Dämmerung belauschen dürfen, zusehen, wie die dunkle, süße Nacht leise ihren schweren, sternengestickten Mantel breitet und die Erde zudeckt — uns auch, die wir im Äther schwimmen.

Zu Hause schließen sie jetzt die Laden; Mutter macht mit dem Kommis Kasse. Dann kommt Anne und zeigt meine Ansichtskarten.

Die Taue sind gelöst! Adieu, feste, gute Mutter Erde. Welche Gedanken werde ich haben, wenn meine Füße deinen heiligen Boden wieder berühren?

Mütterchen, strecke deine Hände nicht so angstvoll aus! Ich bitte dich!“

* * *

„Wie schon die Depeschen meldeten, ist das stolze Luftschiff »Sturmvogel« von einem furchtbaren, noch nie dagewesenen Geschick ereilt worden. Bei ungünstigem Wind kreuzte er in der hereinbrechenden Nacht in einem Wolkenheere. Ein Gewitter scheint sich dort oben entladen zu haben. Vom Blitze zerschmettert, stürzte das Luftfahrzeug mitsamt seinen Insassen zu Boden. Die Leichen des bewährten Ingenieurs Exner und die eines jungen Eleven Lemke sind bereits geborgen. Der Tod ist offenbar sofort und schmerzlos eingetreten, denn das Antlitz der jungen Helden zeigt einen entschlossenen, ja gespannten Ausdruck. Sie fielen als mutige Pioniere in dem heißen Kampf um die Eroberung der Luft. Ehre und Ruhm ihrem Andenken!“

Die Frage.

Die Zinne — wie ins Meer ein Riesenriff,
Schießt ins Geröllfeld lotrecht das Gestein.
An glatter Wand sucht meine Hand den Griff,
Der Kletterschuh sucht Halt — ich bin allein.
Blendende Sonne brennt, die Felsen flammen,
Da sieh! Dort vorn — was schrak ich jäh zusammen?
Vor meine Augen flutet dunkles Rot —
Ich seh' noch einmal hin — da ist es wieder:
Auf schmaler Felsenleiste hockt der Tod
Und sonnt die modergelben Knochenglieder
Und blickt aus Augenhöhlen, grau'nhaft weit,
Und sperrt den Weg mir, wie die Sphinx vor Theben.
„Ein Rätsel löse! Sag', was ist das Leben?
Zehn Schläge deines Herzens hast du Zeit.“
Hat er gesprochen, hat sein unverwandt
Herstarr'n die Frage in mein Hirn gebrannt?
Er harrt — mein Denken rast — Was war mein Leben?
Traumhaftes Dämmern einer Kinderseele,
Ein Dornenweg durch Irrtum, Qual und Fehle,
Ein oft getäuschtes, immer neues Streben,
Ein gierig Trinken aus der Schönheit Becher,
Ein wüstes Lied im Munde trunkner Zecher,
Ein Liebesrausch in schwülen Sommernächten,
Ein trotzig Kämpfen mit des Schicksals Mächten,
Ein keckes Klimmen zu der Wahrheit Höh'n —
Und stark war alles, war unendlich schön,
Auch Schmerz und Not, es war ja Leben, Leben!
Und leben will ich! Raum sollst du mir geben!
Hinab, Gerippe! Komm nur hergekrochen,
Ich packe dich an deine eklen Knochen,
Ich zerre dich mit der Verzweiflung Macht!
Du oder ich, hinab! — Zerschellend kracht
Der Spuk; wie Scherben prasselt 's durch die Wand;
Und um die Felsen krampfend Arm und Hand,
Hab ich geträumt? muß ich noch immer fragen,
Indes ich zitternd in die Tiefe schau',
Wo leises Rieseln geht im Schattenblau
Und ins Geröll die letzten Steine schlagen.

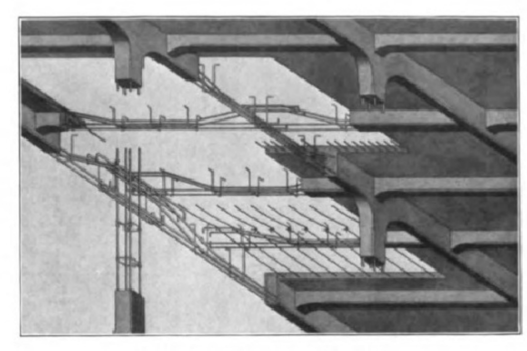
Karl Hagen.

Aus Jndustrie und Technik.

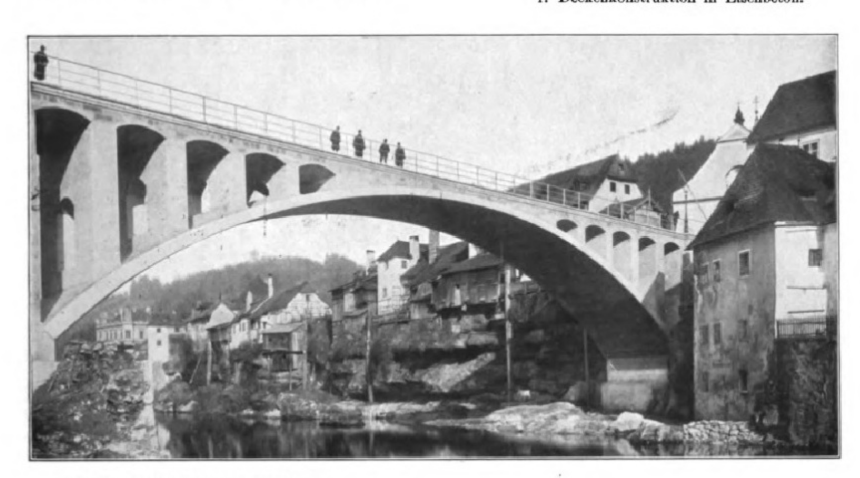
Eisenbeton-Brücken.

Von **Max Buchwald.** Mit sieben Abbildungen.

Als der Pariser Gärtner Joseph Monier in heller Verzweiflung darüber, daß seine hölzernen Pflanzenkübel stets und mit unheimlicher Geschwindigkeit immer wieder der Fäulnis verfielen, den Gedanken faßte, dieselben aus Drahtgeflecht mit Zementmörtel-Umhüllung anzufertigen, ahnte er keineswegs, daß damit eine Erfindung gemacht worden war, die eine nicht minder große Umwälzung auf dem gesamten Gebiete des Bauwesens im Gefolge haben sollte als seinerzeit die Einführung des Walzeisens. Als dann aber seine neuartigen Gefäße im praktischen Gebrauch eine Reihe von hervorragend guten Eigenschaften zeigten — sie waren sehr viel leichter als die vorher versuchten Kübel aus Beton allein, außerdem waren sie auch wasserdicht und so gut wie unverwüstlich — ging er an die Herstellung größerer Behälter zur Wasseraufspeicherung und nahm im Jahre 1867 ein französisches Patent auf seine Eisenbetonverbindung,



1. Deckenkonstruktion in Eisenbeton.



2. Zeller Hochbrücke über die Ybbs (Niederösterreich).

die nach ihm benannte Monier-Konstruktion. Der Grundgedanke derselben besteht bekanntlich darin, die in den einzelnen Baugliedern auftretenden Druckbeanspruchungen von dem hierzu besonders geeigneten Beton, den Zug dagegen in der Regel von den zähen Schmiedeeiseneinlagen aufnehmen zu lassen. Zur Veranschaulichung dieses Prinzips der Eisenbetonbauweise greifen wir dem zu schildernden Entwicklungsgange derselben vor und geben in Abbildung 1 eine das teilweise freigelegte Eisengerippe zeigende Deckenkonstruktion nach Hennebique, dem verdienstvollsten Nachfolger Moniers, wieder. Dem letzteren selbst gelang es vorerst nicht, seine neue Bauweise im eigenen Vaterlande in größerem Maßstabe einzuführen; ihre Anwendung blieb in der Hauptsache auf die Erzeugung von Röhren, Platten, Wasserbehältern und kleineren Gewölben beschränkt. Im Jahre 1884 jedoch gingen die deutschen Monier-Patente in deutsche Hände über (an C. Freytag und G. A. Wayss), und mit dieser Zeit beginnt, nachdem durch Belastungsversuche die hohe Tragfähigkeit derselben erwiesen und ihre Berechnung einigermaßen geklärt war, die Ausbreitung der Eisenbetonkonstruktion auf alle Zweige der Bautechnik, zunächst in der Gestalt der ebenen und der gewölbten Platte, später, durch den schon genannten französischen Ingenieur Hennebique erdacht, auch als einfacher und als sogenannter Plattenbalken (Abbild. 1). Damit war der Eisenbetonbau in seiner heutigen Gestalt geschaffen.

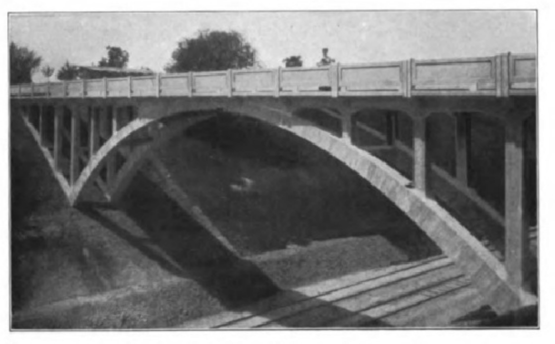
Wenn wir uns nun dem Einflusse desselben auf den modernen Brückenbau zuwenden, so haben wir hierbei die Bogen- und die Balkenbrücken zu unterscheiden. Beide haben durch die neue Bauweise weitgehende Umbildungen erfahren, die ersteren nähern sich in ihren neuesten Formen teilweise den reinen Eisenkonstruktionen, und in den letzteren ist mit dem Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts etwas ganz Neues, noch nicht Dagewesenes geschaffen worden.

Die Erscheinung eines massiven Brückenbauwerkes ist, abgesehen von dem verwendeten Material, noch durch das vom gewählten System abhängige Spiel der äußeren und inneren Kräfte bedingt. Die einfachen Bogenbrücken zeigen dieses am anschaulichsten; man fühlt gewissermaßen den Schub des schwer belasteten Bogens auf seine Widerlager und weiß auch, daß in demselben erhebliche Druckkräfte auftreten müssen. Der Eisenbeton hat sich auch dieser Jahrtausende alten Brückenform bemächtigt, und es sind durch die Ausführung der Gewölbe im Monier-Bau auffallend, ja fast beängstigend geringe Bogenstärken möglich geworden. Die Abbildung 2 gibt eine solche kühne und leichte Brücke von 44 m Spannweite wieder; die ähnlich ausgebildete Isarbrücke bei Grünwald in Bayern besitzt zwei Öffnungen von je 71 m Weite, und für die Überbrückung des Harlemflusses oberhalb Neuyorks ist ein solches Bauwerk mit einer 216 m weit gespannten Mittelöffnung geplant, das somit alle vorhandenen Steinbrücken an freitragender Länge um mehr als das Doppelte übertreffen wird.

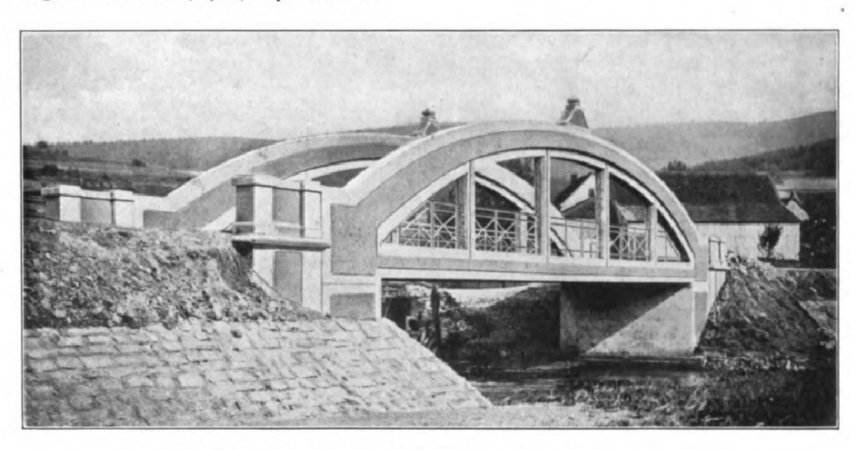
Eine durch das neue Baumaterial gegebene Weiterbildung und Auflösung der Bogenkonstruktion in einzelne freiliegende Rippen zeigt die Abbildung 3, die ein außerordentlich leichtes Bauwerk von sehr gefälliger Wirkung darstellt. Von diesen Ausführungen zu den Bogenbrücken mit obenliegenden Hauptträgern ist nur noch ein kleiner Schritt. Derartige Bauwerke kommen bei geringer verfügbarer Höhe zur Anwendung und scheiden sich in zwei Gruppen, in solche, die den Bogenschub auf die Widerlager übertragen — nur bei gutem Baugrunde möglich — und in Bogenbrücken mit Zugband. Die erstere Anordnung ist schon für Spannweiten bis zu 60 m und für Eisenbahnbetrieb zur Ausführung gelangt, und von letzterer ist in Abbildung 4 ein Beispiel gegeben. Man sieht hier deutlich das die Fahrbahn begrenzende und ebenso wie diese aus Eisenbeton hergestellte Zugband, das den Horizontalschub des Bogens aufnimmt und ausgleicht. Diese neuen Formen der Steineisenbrücken machen einen durchaus originellen Eindruck.

Wir kommen nunmehr zu den Balkenbrücken und haben diese einzuteilen in solche mit über den Trägern liegender oder mit tief liegender Fahrbahn. Eine Brücke der ersteren Art, bei der jene durch zwei eisenarmierte Betonbalken gestützt wird, ist in Abbildung 5 dargestellt. Diese horizontalen, ebenen Tragwerke waren früher nur aus Holz oder Eisen möglich, und erst der Eisenbeton hat die Steinbalkenbrücke entstehen lassen. Ein anderes System derselben gibt die Abbildung 6 wieder. Es ist dies eine Ausführung mit den von Prof. Möller angegebenen Hängegurtträgern, die zu mehreren unter der ebenen Fahrbahn angeordnet sind, und bei denen die Eiseneinlagen der den inneren Kräften entsprechend geformten unteren Begrenzungslinie des Trägers folgen. Diese Bauart zeigt gegenüber der Abbildung 5 einen eigenen aus dem Material herausgewachsenen Stil, und man wird nicht in die Lage kommen, bei der Betrachtung eines solchen Bauwerkes trotz der Oberflächenstruktur an einen zerbrechlichen Steinbalken zu denken, was bei den geraden Balken nicht ausgeschlossen erscheint.

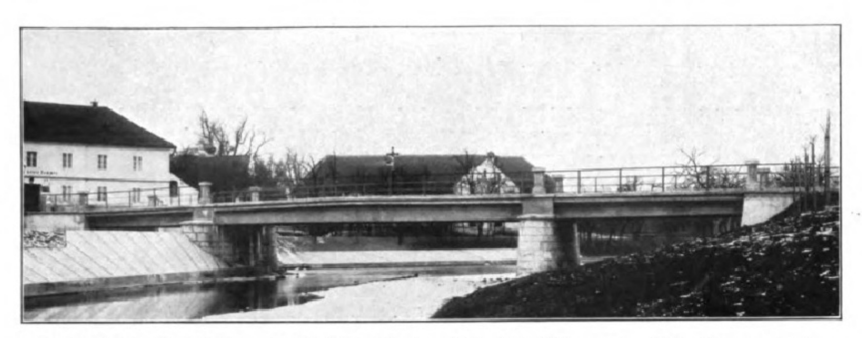
Die Abbildung 7 zeigt noch eine Brücke mit tief liegender Fahrbahn, eine sogenannte offene oder Trogbrücke. Hier sind die Hauptträger zur Gewichtserleichterung in ihrem mittleren Teile mit Sparöffnungen versehen, und es besitzt diese Anordnung, wie unsere Abbildung zeigt, obgleich sie nur ein einfaches, schmuckloses Bauwerk darstellt, eine eigenartige und das Material gut zum Ausdruck bringende Wirkung. In weiterer Fortbildung dieser bereits als Fachwerk ohne Diagonalen oder Schrägstreben anzusprechenden Konstruktion ist man in Frankreich sogar schon zur sklavischen Nachahmung des Eisenbaues gekommen, d. h. man hat dort Brücken errichtet, die vollständig den Eindruck einer aus irgendwelchem Grunde umkleideten Eisenkonstruktion machen. Sie wirken daher plump und unbefriedigend, ja direkt häßlich und sind als eine Verirrung zu betrachten. Die guten Eigenschaften des Eisenbetons — für das in Rede stehende Gebiet kommt die Leichtigkeit der Konstruktion gegenüber den steinernen Bogenbrücken, ferner die Widerstandsfähigkeit gegen Rost, Witterung und gegen die Stoßwirkungen des Verkehrs sowie die schnelle und verhältnismäßig billige Herstellung in Betracht — sichern ihm, ohne daß es notwendig erscheint, zu Künsteleien zu greifen, dennoch



3. Wegbrücke bei Rieden (Bayern). Spannweite 31 m.



4. Straßenbrücke über die Schlitz bei Bernshausen (Hessen). Spannweite 20 m.



5. Straßenbrücke über die Krems in Neuhofen (Oberösterreich). Mittelöffnung 20 m, Seitenöffnungen je 10 m.

sowohl im Brückenbau als auch im Wasser-, Tief- und Hochbauwesen ein ausgedehntes Anwendungsgebiet, auf dem er den anderen Baustoffen, dem Holz, Stein und Eisen, unbedingt überlegen ist.

Bergungsdocks für Unterseeboote.

Das Bergungsdock für Unterseeboote besteht aus zwei L-förmigen Schwimmkörpern. Jeder derselben ist durch ein Längsschott und drei Querschotte in acht wasserdichte Abteilungen zerlegt, die zum Senken des Docks mit Wasser gefüllt und beim Heben mit Zentrifugalpumpe und Rohrleitung gelenzt werden. Durch Hebel und Gestänge kann jede Abteilung von dem auf dem Oberdeck befindlichen Führerhause aus reguliert werden. Dort befindet sich ferner je ein Pendelapparat mit Zeigervorrichtung, der die jederzeitige Trimmlage des Docks erkennen läßt.

Der Wasserstand jeder einzelnen Stelle wird durch Schwimmer mit Schwimmerstange angezeigt, so daß von jedem Führerhause aus die Wasserstände sämtlicher Zellen beobachtet werden können.

Im oberen Teil des Seitenkastens ist ein Sicherheitsdeck angeordnet, das die Tauchtiefe des Docks begrenzt, so daß selbst beim Vollaufen sämtlicher Zellen ein völliges Untersinken des Docks unmöglich ist.

Soll ein gesunkenes Fahrzeug gehoben werden, so wird das Dock über demselben verankert und abgesenkt. Dann wird das Fahrzeug mittels einer besonderen Vorrichtung am Dock befestigt. Diese Vorrichtung besteht darin, daß die verschiedenen Lastpunkte, an denen die an dem gesunkenen Fahrzeug befestigten Taue angreifen, durch ein Ausgleichseil miteinander verbunden sind. Dieses Seil wird mit einer Winde angezogen und bewirkt, unter gleichmäßiger Anspannung der an den Lastpunkten hängenden Bergungstaue, die Hebung des Fahrzeuges. Zu gleicher Zeit wird auch das Dock durch Auspumpen des Ballastwassers gehoben, so daß schließlich das gesunkene Fahrzeug an den Trossen zwischen den Seitenwänden hängt. Es kann hierauf ausgepumpt, provisorisch abgedichtet und beliebig weitergeschleppt werden.

Wenn das Fahrzeug durch die Trossen nicht weiter gehoben werden kann, werden die zwischen den Rollenpaaren liegenden Teile des Ausgleichseiles durch Seilstopper abgefangen, damit jeder einzelne Lastpunkt unabhängig arbeitet und auch bei Seilbrüchen weitestgehende Sicherheit erreicht wird.

Das Dock besitzt eigene Maschinen- und Pumpenanlage, die imstande ist, das gesenkte Dock im belasteten Zustande in drei Stunden völlig zu heben.

Alle Schieber und Ventile werden vom Führerhause aus bedient. Um eine bequeme Kommunikation zwischen den beiden Teilen des Docks herzustellen, sind die Querverbände zugleich als Laufbrücken ausgearbeitet.

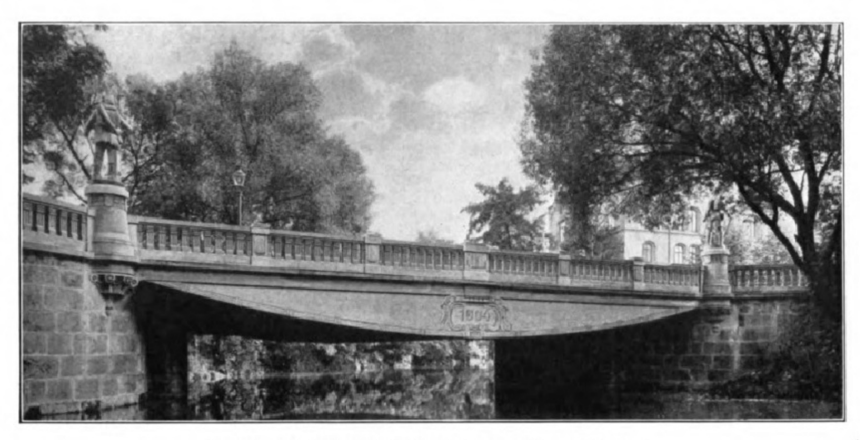
Außerdem sind in den Seitenkasten zwei Durchbrechungen vorgesehen, so daß man auch von dem unteren Pontondeck direkt nach dem gehobenen, zwischen den Seitenwänden hängenden Schiff gelangen kann. Die Enden des Pontons sind des besseren Schleppens wegen aufgeholt und abgerundet.

Die Konstruktion dieses für die Zwecke des Kaiserlichen Kanalamts erbauten Hebeschiffes ist eine Erfindung des Oberingenieurs der Howaldtswerke Philipp v. Klitzing, von dem auch die Idee zu dem Dockschiff „Vulkan“, welches sich bei der kürzlich erfolgten Hebung von „U 3“ gut bewährt hat, ausgegangen ist.

Die Goldschmidtsche Maschine für drahtlose Telegraphie.

Als es im Anfang der achtzehnhundertneunziger Jahre dem Unternehmungsgeist Marconis gelungen war, die durch namhafte Physiker, wie Heinrich Hertz, auf Grund von Laboratoriumsversuchen gefundenen elektrischen Wellen für die praktische drahtlose Nachrichtenübermittlung brauchbar zu machen, war hierdurch der Anfang einer neuen Epoche der Nachrichtenübermittlung gegeben, und man ahnte schon bei den ersten Versuchen, welchen gewaltigen Umschwung diese Erfindung später für unser praktisches Leben bedeuten würde.

Doch schon in kurzer Zeit mußte man zu der Überzeugung kommen, daß die Mittel, die man zur Erzeugung der elektrischen Wellen benutzte, und die im wesentlichen in einem Funkeninduktor bestanden, nicht geeignet waren, alle die Hoffnungen an die Erfindung zu knüpfen, welche man anfangs darein gesetzt hatte; denn die Energiemenge, die bei Verwendung der Funkenstrecke erzeugt wurde, war so gering, daß es im Anfang nur gelang, einige Kilometer zu überbrücken. Alle Bestrebungen der Technik gingen in der nunmehr zwanzigjährigen Entwickelung der drahtlosen Telegraphie dahin,

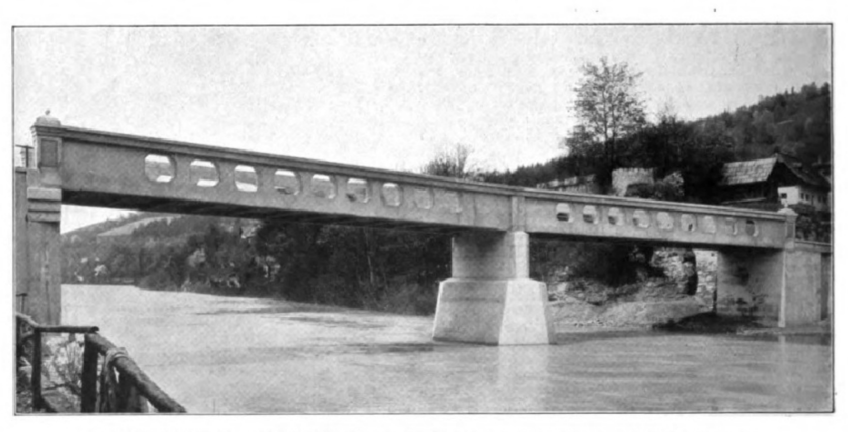


6. Fallerslebertor-Brücke in Braunschweig. Spannweite 22 m.

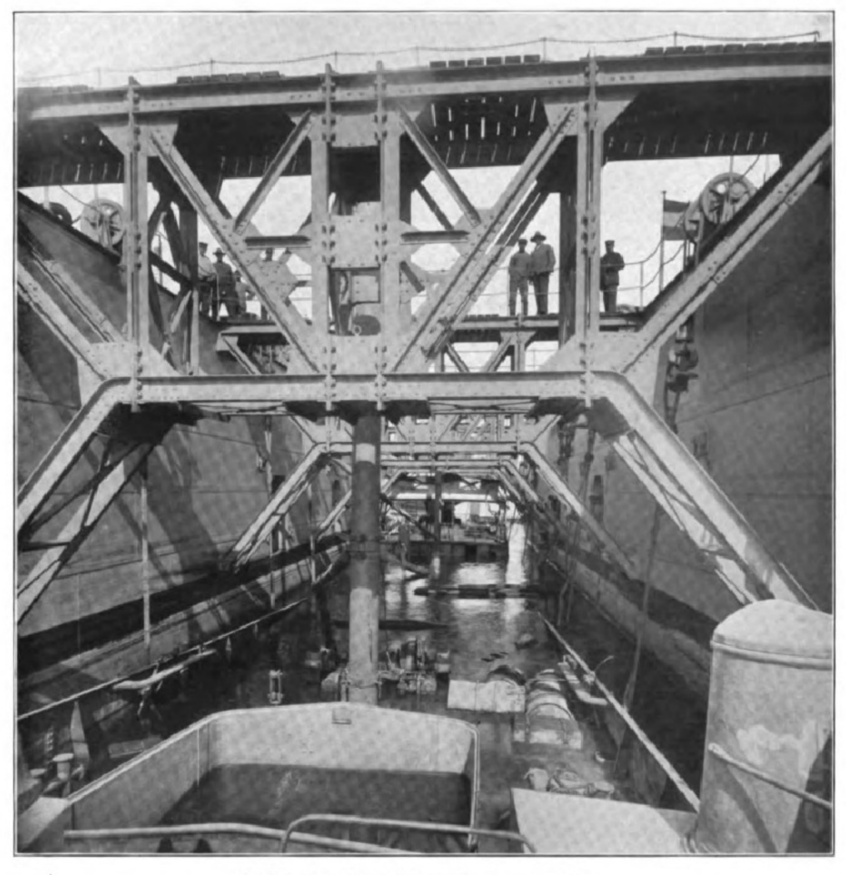
die Vorrichtungen zur Erzeugung elektrischer Wellen so auszugestalten, daß sie möglichst große Energiemengen aussenden konnten. Die mannigfachsten Verbesserungen und Vorschläge folgten in raschem Wechsel aufeinander. Männer wie Braun, Slaby, Arco, Poulsen, Wien, haben sich in den Dienst der Sache gestellt, um die Energie der ausgestrahlten Wellen so viel wie möglich zu steigern. Sie alle benutzten als Mittel, die Kraft der speisenden elektrischen Dynamomaschine in elektrische Wellen umzuformen, den elektrischen Funken oder, wie Poulsen, den elektrischen Lichtbogen. Durch letztere Methode war schon gegenüber der älteren, der Funkenmethode ein bedeutender Fortschritt erzielt insofern, als es Poulsen gelungen war, sogenannte ungedämpfte Wellen, d. h. Wellen, die ihre Amplitude nicht verändern, zu erzeugen. Alle diese Methoden haben sich jedoch als äußerst unökonomisch erwiesen, da der Wirkungsgrad sowohl beim Funken als auch beim Lichtbogen verhältnismäßig klein ist; außerdem ist es nicht möglich, bei Verwendung des Funkens oder Lichtbogens über eine bestimmte Energiemenge hinauszugehen, ganz abgesehen davon, daß die Einrichtungen für größere Energiemengen schwerfällig, kompliziert und teuer werden. Wenn es nun auch der rastlosen technischen Arbeit gelungen war, die bisherigen Methoden so zu verbessern, daß sie Entfernungen von mehr als 1000 m überbrücken können, so hatten die bisherigen Erfahrungen doch gelehrt, daß es nicht möglich sein würde, die Hoffnungen, welche man bei der Bekanntgabe der Marconischen Versuche gehegt hatte, nämlich daß es ohne weiteres möglich sein würde, eine transatlantische Telegraphie zu schaffen, die in ernsthafte Konkurrenz mit der transatlantischen Kabeltelegraphie treten könnte, zu verwirklichen. Man hatte sehr bald erkannt, daß man zur Erreichung dieses Zieles von dem bisherigen Wege abweichen müßte und zur Erzeugung der elektrischen Wellen weder den Funken noch den Lichtbogen, sondern die direkte Erzeugung durch die Dynamomaschine wählen müßte unter Vermeidung der energieverzehrenden und energiebegrenzenden Funken- oder Lichtbogenmethode.

Die Schwierigkeiten, die diesem Problem gegenüberstanden, leuchten ohne weiteres ein, wenn man sich klarmacht, daß eine gewöhnliche Dynamomaschine einen Wechselstrom von 50 Perioden pro Sekunde erzeugt, während man in der drahtlosen Telegraphie einen Wechsel von mindestens 30000 bis 100000 Perioden in der Sekunde benötigt. Versucht man nun, Wechselstrommaschinen für die direkte Erzeugung derart hoher Frequenzen, wie sie für die drahtlose Telegraphie gebraucht werden, zu konstruieren, so findet man sehr bald, daß man hier an eine äußere Grenze stößt, da, wie bekannt, die Periodenzahl abhängig ist von der Umdrehungsgeschwindigkeit des Ankers der Dynamomaschine und der Polzahl. Die Schwierigkeit steigert sich noch, wenn man nicht nur hohe Frequenzen erzeugen will, sondern, was ja der Zweck der Konstruktion sein soll, auch große Energiemengen aus der Maschine herausnehmen will. Je größer nämlich die Zahl der Pole wird, um so kleiner wird die Eisenmenge, und um so geringer wird die Energie, die die Maschine erzeugen kann. Der Umdrehungsgeschwindigkeit ist durch die mechanische Festigkeit der einzelnen Teile eine Grenze nach oben gesetzt, da man nach den heutigen Erfahrungen der Technik kein Material kennt, was mehr als etwa 160 Umdrehungen in der Sekunde aushalten könnte. Infolge dieser Schwierigkeiten war es bisher trotz zähester Arbeit nicht gelungen, eine „Hochfrequenzmaschine“ zu konstruieren, die den gewünschten Erfolg, d. h. größtmögliche Energieerzeugung, gehabt hätte. Alle derartigen Arbeiten, insbesondere die von Fessenden in Amerika, sind nur Laboratoriumsmaschinen geblieben.

Erst der Erfindung des Privatdozenten Dr.-Ing. Rudolf Goldschmidt in Darmstadt blieb es vorbehalten, das so lange erstrebte Problem zu lösen, nämlich eine Maschine zu konstruieren, die gleichzeitig die für die drahtlose Telegraphie nötigen Frequenzen bei beliebig zu steigernder hoher Leistung gibt. Dr. Goldschmidt hat bei seiner Erfindung, abgesehen von der nötigen hohen Umdrehungsgeschwindigkeit, die etwa 160 Touren in der Sekunde beträgt, und der großen Polzahl, eine Methode in Anwendung gebracht, welche es ihm ermöglicht, die Frequenz auf eine beliebige Höhe zu steigern. Er hat dies dadurch erreicht, daß er den Rotor, d. h. den drehenden Teil der Maschine, und den Stator, d. i. den feststehenden Teil der Maschine, mit einer sogenannten Kurzschluß-Wickelung versehen hat, so daß der Rotor und der Stator einander beeinflussen und hierdurch die Frequenz gegenseitig erhöhen. Man kann diese Methode mit einem feststehenden und einem rotierenden Spiegel vergleichen, zwischen denen die Lichtwellen



7. Straßenbrücke über die Ybbs in Unterzell (Niederösterreich). Spannweite 22 und 24,5 m.



Blick in die Hebeeinrichtung des Bergungsdockes.

hin und her geworfen werden, und wobei sich die Geschwindigkeit des Lichtes bei jeder Reflexion von dem feststehenden Spiegel auf den drehenden und umgekehrt verdoppelt. Genau so wird bei der Dr. Goldschmidtschen Hochfrequenzmaschine die elektrische Energie zwischen Rotor und Stator hin und her geworfen, und die Frequenz kann somit beliebig gesteigert werden.

Abbildung 1 zeigt den Erfinder, Dr. Rudolf Goldschmidt, mit der ersten nach seinem Prinzip gebauten Maschine. Diese Maschine liefert ungefähr $12,_5$ Kilowatt; es bereitet aber keinerlei Schwierigkeiten, Maschinen für $60,_{80}$ Kilowatt und mehr herzustellen. Die C. Lorenz Aktiengesellschaft in Berlin, der die deutschen Patentrechte gehören, hat nach rastloser Arbeit die Erfindung nunmehr so weit gefördert, daß die Maschine jetzt für die Praxis verwendbar ist, und es steht demnach der Überbrückung der größten Entfernung für drahtlose Nachrichtenübermittlung nichts mehr im Wege. In Abbildung 2 ist die in Eberswalde gelegene Radio-Versuchsstation der C. Lorenz Aktiengesellschaft mit dem dazu gehörigen 80 m hohen Signalmast dargestellt.

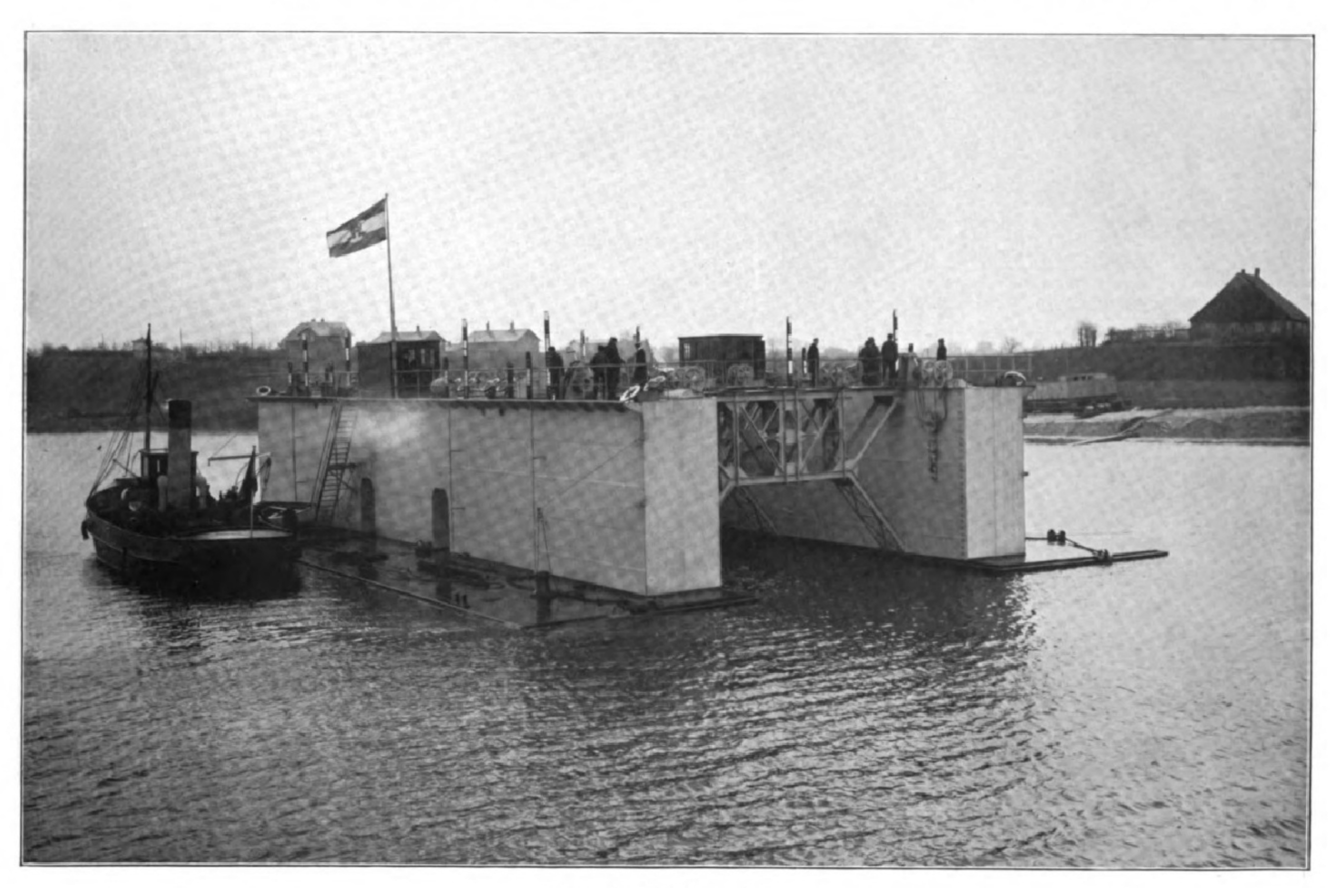
Somit ist die drahtlose Telegraphie an einer neuen Epoche angelangt, und das langerstrebte Problem, ohne Funken, ohne Lichtbogen, nur mit einer Dynamomaschine, die sich äußerlich gar nicht von einer gewöhnlichen unterscheidet, Wechselströme zu erzeugen von so schnellem Wechsel, wie sie die drahtlose Telegraphie benötigt, dürfte endgültig gelöst sein; die Vergrößerung der Energien zur Überbrückung der weitesten Entfernungen ist jetzt nur noch eine rein maschinelle Frage geworden, weil durch entsprechende Vergrößerung der Hochfrequenzmaschine ohne weiteres eine Vergrößerung der Energie geschaffen werden kann.

Zu erwähnen ist noch, daß die drahtlose Telephonie durch diese Maschine ohne weiteres ermöglicht ist, da diese vollkommen konstante Wellen erzeugt und durch ihr geräuschfreies Arbeiten ein sicherer Träger der Sprachschwingungen ist.

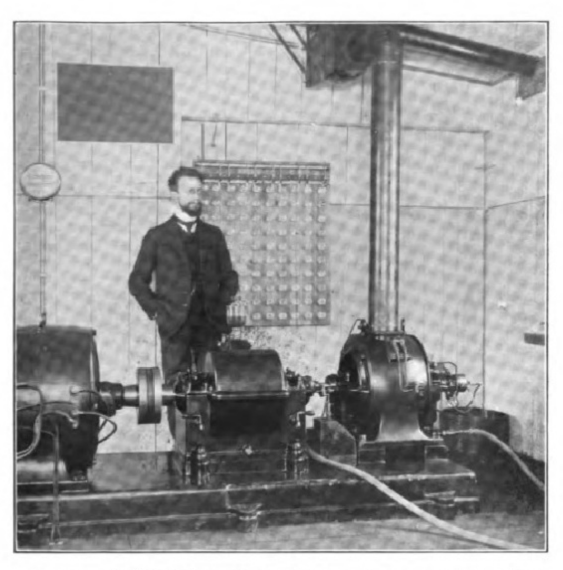
Welches Interesse diese Erfindung in maßgebenden Kreisen erregt, geht daraus hervor, daß die Versuchsstation in Eberswalde kürzlich von dem Prinzen Heinrich von Preußen eingehend besichtigt wurde, und daß vor einigen Tagen der Kaiser in Gegenwart des Prinzen Heinrich, des Staatssekretärs des Reichspostamtes, des Kriegsministers, des Staatssekretärs des Reichs-Marineamtes und des Chefs des Generalstabes sich in mehrstündigem Vortrag über die Erfindung und die bisher erzielten Resultate von Dr. Goldschmidt hat Bericht erstatten lassen.

Technische Literatur.

Die Bauführung. Von K. Knöll, Architekt und Oberlehrer in Königsberg. Leipzig, J. J. Weber; geb. 3 Mk. — Zu denjenigen Gebieten des Bauwesens, die bisher in der Literatur besonders stiefmütterlich behandelt wurden, gehört das der Bauführung. Man nahm eben, fußend auf der Ansicht der Fachkreise, an, daß es nicht möglich sei, die mit der Vorbereitung und Führung eines Hochbaues verbundenen Vorgänge auf dem Papier klarzumachen. War es doch bisher Sitte, daß man den jungen Techniker, damit er eben jene Manipulationen erlerne, einfach auf den Bau schickte und ihm dort einen erfahrenen Polier zur Seite stellte. Daß dieses Verfahren manches Gute, aber auch sehr vieles Nachteilige hatte, störte nicht; der Glaube half darüber hinweg. Und doch bieten nur die wenigsten Bauten dem Unerfahrenen



Bergungsdock für Unterseeboote.



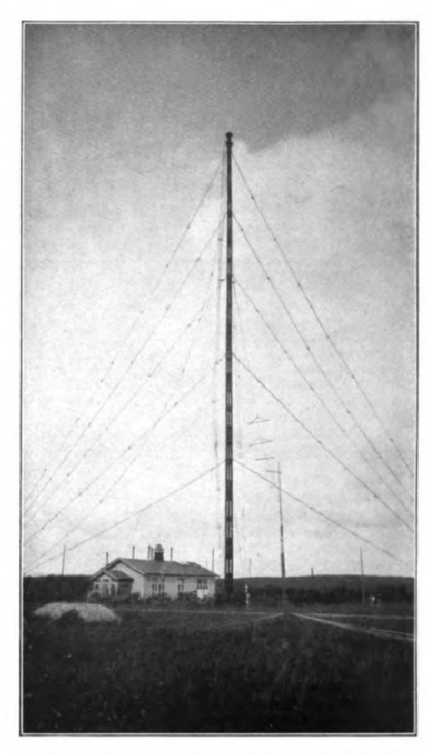
1. Dr.-Ing. Rudolf Goldschmidt mit der von ihm konstruierten Hochfrequenzmaschine.

Gelegenheit, wirklich etwas zu lernen; ihm fehlen die Grundbedingungen, die zum Lernen ohne Lehrer erforderlich sind, die Übersicht und das selbständige Denken und Urteilen.

Deshalb ist denn auch das vorliegende Werkchen nur mit Freuden zu begrüßen. Es ersetzt dem jungen Techniker den Lehrer und bietet ihm einerseits die Möglichkeit, sich zunächst über alle die Manipulationen klarzuwerden, die mit der Vorbereitung und der späteren Führung eines Baues zusammenhängen; anderseits aber findet er in dem Werkchen auch alle diejenigen gesetzlichen und örtlichen Bestimmungen, die mit der Bauausführung, bzw. Bauführung unmittelbar zusammenhängen.

Entsprechend der wechselnden Stellung, die der Bauführer bei den privaten und den öffentlichen Bauten einnimmt, sind die Verhältnisse des bürgerlichen Bauwesens sowie die Bauausführungen öffentlicher Art eingehend berücksichtigt. Dabei ist jedoch Wert darauf gelegt, daß nur allgemein und in allen deutschen Staaten gültige, den besten Regeln der Technik entsprechende Grundsätze aufgenommen wurden. Der Verfasser spricht zunächst über das Wesen der Bauführung, die Begriffe Bauherr, Bauleiter und Unternehmer. Er geht dann auf die Vorarbeiten sowie auf die Ausarbeitung des ausführlichen Bauentwurfes und Kostenanschlages ein, bespricht weiter das Gesuch der Bauerlaubnis, die Verdingung und schließlich die Ausführung des Baues. Der letztgenannten ist naturgemäß der weiteste Raum zugewiesen. Den Schluß bilden ein kurzer Abschnitt über die Bauübergabe und eine Sammlung von Mustern für Verträge usw.

Die **Dampfmaschinen.** (Kolbendampfmaschinen und Dampfturbinen). Bearbeitet von A. **Pohlhausen.** Band I: **Die Wärmemechanik und die Kolbendampfmaschine.** Dritte Auflage. Verlag der Polytechnischen Buchhandlung (R. Schulze) in Mittweida. — Von dem alten, allgemein bekannten unterscheidet sich der neue „Pohlhausen" sowohl äußerlich als auch dem Inhalte nach. Äußerlich insofern, als das Format kleiner, also handlicher geworden ist und die vielen Tafeln — nur zu ihrem Vorteile — etwas vermindert sind. Innerlich durch eine vollständige Neubearbeitung des Inhalts und Belebung desselben durch eine große Anzahl vorzüglicher Schnittzeichnungen. In dem ersten Abschnitt des Werkes werden in gedrängter Form diejenigen Vorgänge und Gesetze aus der Wärmemechanik behandelt, die zum Verständnis der Wirkungsweise und zum Berechnen der Dampfmaschinen unbedingt erforderlich sind. Im zweiten Hauptabschnitt haben nur die ortsfesten Transmissionsdampfmaschinen Berücksichtigung gefunden. Die beiden ersten Unterabschnitte geben Aufschluß über die Dampfverteilung und -berechnung der Ein- und Mehrzylindermaschinen. Der nächste Unterabschnitt enthält das Notwendigste über die Untersuchung der Kolbendampfmaschinen. Neben der Beschreibung und Behandlung der Indikatoren sind hier die Ermittlungen des Dampf- und Wärmeverbrauchs sowie des thermischen und indizierten Wirkungsgrades neu aufgenommen worden. Auch das Boulvinsche Verfahren ist hier kurz behandelt. Das Kurbelgetriebe bildet den Inhalt des vierten Unterabschnittes, während im fünften die Steuerungen ihre Erledigung finden. Der sechste Unterabschnitt ist den Regulatoren gewidmet, der siebente gehört den Kondensatoren. Der letzte Abschnitt endlich gibt Anskunft über die allgemeine Anordnung der Kolbendampfmaschine und die Ausführung und Berechnung sowie Konstruktion der Hauptteile. Wilcke.



2. Die Radio-Versuchsstation in Eberswalde mit dem 80 m hohen Signalmast.

Ende des redaktionellen Teils.

Ein moderner Hotelbau: Excelsior-Hotel Ernst in Köln a. Rh.

Wohl in keinem Zweige des gewerblichen und wirtschaftlichen Lebens machen sich die Forderungen unserer Zeit so gebieterisch geltend als im Hotelwesen. Die Erkenntnis von der Notwendigkeit einer durchgreifenden Reform war es auch, die den Besitzer des altrenommierten Hotel Ernst in Köln veranlaßte, an Stelle des bisherigen Hauses einen neuen Prachtbau erstehen zu lassen. Der Grundstein zu dem stattlichen Neubau wurde am 20. Juni 1909 gelegt, und am 21. September 1910 konnte das Haus, das den Namen Excelsior-Hotel Ernst erhielt, dem Betriebe übergeben werden.

Durch den Haupteingang in der Trankgasse gelangen wir zunächst in die stattliche Empfangshalle. Hellfarbige Marmorbeläge, hohe Holzpanele, reiche Stuckdecken und kunstvolle Beleuchtungskörper geben dem großen Raume ein ebenso vornehmes wie behagliches Aussehen.

In unmittelbarer Verbindung mit der Haupteingangshalle steht der Wintergarten, wo sich die vornehme Welt zum five o'clock tea einzufinden pflegt.

Zu beiden Seiten des Wintergartens befinden sich die Schreib- und Lesezimmer sowie die Damensalons im Stile Louis XV., mit auserlesenem Geschmack ausgestattet.

Mit dem Wintergarten durch drei große Flügeltüröffnungen verbunden ist das Hauptrestaurant. Hier war, wie für die meisten Räume des Hotels hinsichtlich der architektonischen Gestaltung und der dekorativen Ausschmückungen der fröhliche und graziöse Stil der Zeit Louis XIV.—XVI. vorbildlich. Neben dem Hauptrestaurant befindet sich der Speisesaal mit dem lebensgroßen Bilde Kaiser Wilhelms II. von Christian Heyden-Düsseldorf und anschließend daran der große Festsaal. — In unmittelbarer Nähe desselben mit gesondertem Eingang von der Bahnhofstraße aus befinden sich die hellen Konzertsäle und Versammlungszimmer, die, mit Safes versehen, für Syndikats- und Aufsichtsratssitzungen besonders geeignet sind.

Zu den vier Obergeschossen, in welchen die Hotelzimmer angeordnet sind, führt außer zwei Personenaufzügen die große Haupttreppe. Die breiten teppichbelegten Marmorstufen, die zierlichen Marmorkandelaber und prunkvollen Beleuchtungskörper gestalten die Treppenanlage zu einer hervorragenden Sehenswürdigkeit, zumal wenn zur Abendzeit die zahlreichen elektrischen Flammen ein Lichtmeer über dieselbe ergießen.



Empfangshalle.

Die Zahl der in den vier Geschossen angebrachten Zimmer beträgt 200, die der Badezimmer 60. Vornehm und behaglich, praktisch und hygienisch war die Losung bei der Ausstattung aller Gemächer. Erlesenen Luxus zeigen die sogenannten Fürstenzimmer.

Das Mobiliar aller Zimmer ist auf das vornehmste und bequemste ausgestattet, und wenn in den langen Zimmerfluchten selbstredend auch bürgerlichen Ansprüchen durch entsprechende Preisabstufungen Rechnung getragen ist, so werden die Bewohner dieser Zimmer in keiner Weise vom Vollgenuß des Komforts ausgeschlossen, den das Excelsior-Hotel Ernst in Köln seinen Gästen ausnahmslos bietet. Fließendes Kalt- und Warmwasser steht jedem Gast stets zur Verfügung. In jedem Zimmer befindet sich neben den üblichen Signalanlagen zur Herbeirufung der Bedienung ein Fernsprechapparat; durch Vermittlung der Hotelzentrale ist es jedem Gast ermöglicht, sowohl Stadt- wie Ferngespräche von seinem Zimmer aus zu erledigen. Doppelfenster nach außen und Doppeltüren nach den Fluren lassen keinerlei störendes Geräusch aufkommen; an Stelle des nerventötenden Klingelns sind Lichtsignale getreten, so daß auch nach dieser Richtung hin die namentlich in den Morgenstunden vielbeklagte Belästigung durch Läutewerke fortfällt. In ihrer gleichmäßigen Schönheit werden auch die Badezimmer und Toilettenräume, die teils direkt mit den Zimmern verbunden, teils gesondert mit Eingang vom Flur aus zu erreichen sind, die Bewunderung der Hotelgäste finden.

Der ganze umfassende Bau wurde von der Architektur- und Baufirma Boswau & Knauer, Filiale Köln, innerhalb einer Bauzeit von knapp anderthalb Jahren vollendet. Die gesamte Ausstattung des Hotels an Mobiliar wie auch die Innendekoration wurde von der Firma H. Pallenberg in Köln in mustergültiger Weise ausgeführt. Der Zweck und das Bestreben, einem internationalen, anspruchsvollen Reisepublikum eine Stätte wohligen Behagens zu schaffen, den Nerven die erquickende Ruhe und dem Auge ein glanzvoll-heiteres Bild zu bieten, dürfte hier im vollsten Umfange erreicht sein. Man wird sein Gesamturteil über die ganze Anlage dahin zusammenfassen dürfen:

„Daß das Excelsior-Hotel Ernst in Köln dazu berufen ist, die Gastlichkeit der rheinischen Metropole in der vornehmsten Form zu repräsentieren". Zweighaus Hotel Baur au Lac, Zürich.

Für die Redaktion verantwortlich Otto Soltau, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.

Jllustrirte Zeitung

Leipzig • Berlin | Erscheint seit 1843 | Wien • Budapest



Nummer 3530. | Hundertsechsunddreißigster Band. | 23. Februar 1911.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7.

Literarische Rundschau.

Neue Literatur zur Länder- und Völkerkunde.

Die zweifellosen Erfolge unserer Kolonialwirtschaft, besonders das rüstige Vorwärtsschreiten in den letzten Jahren, haben das Interesse am überseeischen Deutschland mächtig gefördert und die Kolonialliteratur besonders beliebt gemacht. Ein prächtiges Bilderwerk über die deutschen Kolonien wird von der Zeitschrift „Kolonie und Heimat“ unter dem Gesamttitel „Eine Reise durch die deutschen Kolonien“ (Berlin, Verlag kolonialpolitischer Zeitschriften, G. m. b. H.; 5 ℳ) herausgegeben. Vor uns liegt der erste Band, der Deutsch-Ostafrika in hundertneunundsechzig geschickt ausgewählten und gut ausgeführten Bildern bringt. Jedem Bild steht der zugehörige erläuternde Text in Form eines kurzen, in sich geschlossenen Aufsatzes unmittelbar gegenüber. Nimmt man dazu die streng systematische Anordnung der Abbildungen, so muß man sagen, daß wir hier ein höchst wertvolles und echt volkstümliches Anschauungsmittel bekommen haben.

Vom „Jahrbuch über die deutschen Kolonien“, herausgegeben von Regierungs- und Schulrat Dr. Karl Schneider, liegt der dritte Band (Essen, G. D. Baedeker; geb. 5 ℳ) vor. Weit reichhaltiger ausgestattet als die beiden ersten Jahrgänge, trägt der neue Band besonders den wirtschaftlichen Fragen in ausgedehnterem Maße Rechnung. In achtzehn vollständigen Aufsätzen wird von den verschiedensten Fachleuten über die wichtigsten und aktuellsten Fragen der deutschen Kolonialkunde berichtet, so daß der Leser über alles Einschlägige trefflich auf dem laufenden erhalten wird. Auch der nun fünfundzwanzigjährigen Kolonialbetätigung des Deutschen Reichs wird in besonderen Jubiläumsartikeln gedacht. Der Schlußteil enthält statistische Angaben und eine gleichfalls neue Tabelle der Kolonialwerte.

Prosper Müllerdorf, einer unserer bekannten Kolonialpolitiker, bringt als Frucht einer für die „Kölnische Zeitung“ unternommenen Reise das Werk „Ostafrika im Aufstieg“ (Essen, G. D. Baedeker; 2 ℳ 40 ₰). Der Verfasser stellt darin den Stand der kolonisatorischen Tätigkeit der Deutschen in Ostafrika im Jahre 1909 fest, also in jenem Jahr, das durch die lange verzögerte Aufschließung des Gebiets durch größere Schienenwege als glücklicher Markstein gelten kann. Besondere Aufmerksamkeit ist dabei den europäischen Großunternehmungen und der beginnenden oder wenigstens wünschenswerten Vervollkommnung der technischen Methode sowie der unleugbaren Besiedlungsmöglichkeit unserer größten Kolonie gewidmet. Das Buch wendet sich an alle Kreise, die der kolonialen Sache Interesse entgegenbringen, und wird jedermann überzeugen, daß Ostafrika beträchtlich im Emporsteigen ist.

Der Erforschung der afrikanischen Tierwelt ist ein Werk von Dr. A. Berger gewidmet unter dem Titel „In Afrikas Wildkammern als Forscher und Jäger“ (Berlin, Paul Parey; geb. 14 ℳ). In äußerst ansprechendem Plauderton gibt das Buch die Erlebnisse einer Reise wieder, die von Nairobi an der Ugandabahn zu dem Baringo-See, dem Mount Elgon, dem Norduser des Viktoria-Sees und dem Albert-See führte und dann dem Nil abwärts folgte. Wie selten einer versteht es der Verfasser, den Leser hineinzuversetzen in den großen rätselhaften Erdteil mit seinen ungezählten Wundern der Natur und des Menschenlebens. Nichts von trockener Wissenschaft berichtet er, sondern erzählt vielmehr in anschaulichster Weise, wie er und seine Begleiter Land und Leute erschauten und kennen lernten. In vorzüglichen Illustrationen werden uns dazu alle Seiten des Landschaftsbildes und des Völkerlebens vor Augen geführt. Aber da gemäß dem Reiseplan dem Tierleben besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde, so liegt das Schwergewicht auch in den Tierbildern. Diese machen das Buch so besonders wertvoll und sichern ihm einen der vordersten Plätze in der gesamten Afrikaliteratur. Die prächtigen Tierbilder, die das Werk als unretuschierte Photographien in vornehmster Weise schmücken, sind in der Tat als die vollendetsten Tageslichtaufnahmen aus dem äquatorialen Afrika anzusprechen. Das sind wirkliche „Natururkunden“, und auf Grund solcher Unterlagen ist es uns möglich, den Bau und das Leben der Giraffen und der Zebras, der Antilopen und der Gazellen, der Nilpferde und der Nashörner und der Elefanten klar und lebenswahr zu erfassen. Der Leser aber, der das Buch mit höchstem Genuß wieder und wieder zur Hand nehmen wird, ahnt wohl gar nicht, wieviel Mühe es gekostet hat, die vielen wohlgelungenen Aufnahmen zu erzielen. Wenn man einem Nashorn auf dreißig Schritt ohne Deckung mit der Kamera auf den Leib rückt, so will das schon etwas heißen.

In den Süden Afrikas führen uns die Skizzen von Carl Jos. Moerschell, die unter dem Titel „An der Grenze der Zivilisation“ (Würzburg, H. Stürtz; geb. 3 ℳ) über einen fast zwanzigjährigen Aufenthalt im Lande der Buren berichten. Der Verfasser verließ als junger Kaufmann die Heimat, um sich in Südafrika niederzulassen, und beleuchtet nun rückwärtsschauend die Umstände und die Schwierigkeiten, mit denen man in jenen Breiten und zu jener Zeit rechnen mußte. Zugleich aber, und darauf kommt es ihm noch mehr an, gibt er uns ein Bild von Land und Leuten, das zwar unverkennbar subjektiv gefärbt ist, aber durch die Art der Darstellung uns recht nahe gebracht wird. Wir lernen den dort üblichen Tauschhandel kennen, fahren mit dem Ochsenwagen über den Limpopo, werden in das Jägerleben eingeführt und nehmen teil am Schürfen auf Diamanten. Besonderes Interesse aber wird des Verfassers Bericht über den Burenkrieg finden.

Unter den Reisewerken, die dem asiatischen Kontinent gewidmet sind, nimmt Prof. Dr. Ph. Bockenheimers „Rund um Asien“ (Leipzig, Klinkhardt u. Biermann; geb. 12 ℳ) eine besondere Stelle ein. Der gelehrte Verfasser, ein Berliner Mediziner, hatte sich auf zahlreichen früheren Reisen ein gutes Stück von der Welt angesehen. Als vornehmstes Ziel seiner Sehnsucht stand ihm aber die Wunderwelt Asiens vor Augen, die er dann auf seiner letzten Fahrt eingehend studierte. Von Genua aus ging die Reise zunächst nach Ceylon zu Büffel- und Elefantenjagden. Von hier zog der Verfasser ins südliche und westliche Indien, ins Reich des Schiwa, und weiter über Bombay mit den Reitelefanten des Maharadschas nach Amber. Dann wurden Kaschmir, Ost- und Nordindien durchstreift, ferner Birma, Java, Siam, Süd- und Nordchina, Korea und endlich Japan. Das Schlußkapitel ist der Rückreise durch Sibirien gewidmet. In anschaulicher Weise berichtet der Verfasser von seinen Eindrücken und Erlebnissen und zeigt uns, daß seine Reise eine echte, rechte Vergnügungsreise war, die nicht bloß der Erholung diente, sondern auch der Belehrung in weitestem Umfange nutzbar gemacht wurde. Er behandelt eins der inhaltreichsten Themata, die es für jeden Freund fremder Länder überhaupt gibt, in einer Vielseitigkeit und in einer farbenprächtigen Schilderung, die das Werk zu einem Hausbuch für jeden Gebildeten machen. Auf die allgemeinen Winke über das Reisen in fremden Ländern, die sich im ersten Kapitel finden, sei noch besonders hingewiesen. Sie sind geeignet, so manchen, der die gleiche Sehnsucht hegt wie der Verfasser, der Erfüllung seiner Wünsche ein gutes Stück näher zu bringen.

Ein höchst wertvolles Reisewerk hat uns ein junger Gelehrter, Max Moszkowski, beschert, indem er uns „Auf neuen Wegen durch Sumatra“ (Berlin, Dietrich Reimer; geb. 14 ℳ) führt und uns Bericht erstattet über seine beiden Forschungsreisen im Sultanat Siak und in den Rokanstaaten. Seine Forschungen galten in der Hauptsache der Ethnographie. Im Innern Sumatras ist der Tropenwald wertvollen ethnographischen Schätzen eine bergende Hülle gewesen. Wir erleben dort das wundersame Schauspiel, daß Menschen auf äußerst primitiver Stufe der Kultur leben: echte Steinzeitmenschen, wie sie die germanischen Lande lange vor Beginn der sogenannten Weltgeschichte sahen. Der Erforschung dieser Orang Sakai, von denen man bisher nur sehr wenig Sicheres wußte, widmete sich der Verfasser. Auf monatelangen Fahrten, mit Hackmesser und Beil, durch Sumpf und Dorn mußte er sich den Weg zu ihnen bahnen. Als Biolog daraufhin erzogen, alles vom Standpunkt der Entwicklung aus zu betrachten, hat er sich bemüht, von den unentwickelten Zuständen jener Stämme eine Stufenfolge aufzubauen bis zu den hochstehenden malaiischen Stämmen hin. Das Werden der Wirtschaftsformen und der Gesellschaftsordnung wird uns ebenso klar vorgeführt wie die Entwicklung des Wohnhauses und der Kunst. Daneben begegnen wir zahlreichen Schilderungen der Flora und der Fauna, gewürzt durch Berichte aus dem Jagd- und Lagerleben im Urwald. Was uns die Lektüre besonders angenehm gestaltet, sind die wohlgerundeten Einzelbilder, wie z. B. „Im Floßdorf“, „In der Urwälder Dämmerschatten“, „Unter den Ureinwohnern Sumatras“, „Kulturzustände an den Tapungs“, „Im Herzen Sumatras.“

Vor zwei Jahren hatte Generalleutnant z. D. E. v. Hoffmeister die Ergebnisse seiner Reisen in dem Buche „Aus Ost und Süd“ zusammenfassend veröffentlicht. Heute liegt ein neues Reisewerk aus der Feder des vielgewanderten und vielgewandten Verfassers vor uns: „Kairo-Bagdad-Konstantinopel“ (Leipzig, B. G. Teubner; geb. 8 ℳ). Es lag in der Absicht des Verfassers, auf Grund einer besonders planvoll angelegten Reise seine jahrelangen Studien über Geschichte und Gegenwart in Natur und Volkstum des Orients schriftstellerisch zu verwerten. Hierzu wählte er eine Wanderung aus der ägyptischen Oase Fayum über Kairo und Damaskus nach Mesopotamien, um dann nach der Durchquerung von Kleinasien Konstantinopel zu erreichen. In den vier Monaten, die diese Reise erforderte, erschaute er alles, was seinem Reiseplan entsprach: seltene Wege und wenig berührte Gegenden, des Orients bedeutendste Städte und interessanteste Ruinenfelder (Palmyra, Babylon, Assur und Ninive), die große Wallfahrtsstätte Kerbela und so manches andere. In glänzendem Stil, der reich ist an prächtigen, lebensvollen Schilderungen, hat der begeisterte Verfasser alles das niedergeschrieben, was ihm die Reise bot. Recht wohltuend berührt auch der köstliche Humor, der häufig zum Durchbruch kommt, und indem der Verfasser auch sonstige Eindrücke aus einem reich bewegten Leben einfügte, hat er die ganze Darstellung zu einer Art von Reisephilosophie gestaltet. Daher lautet auch der Untertitel des Buches mit Recht: „Wanderungen und Stimmungen“. Daß auch die Errungenschaften der Neuzeit in jenen fernen Gegenden, wie z. B. die Hedschas-, die Bagdad- und die Anatolische Bahn, ausführlich behandelt sind, sei beiläufig erwähnt. Das mit vorzüglichen Bildern, fast nur Originalaufnahmen des Verfassers, ausgestattete Buch sei allen denen empfohlen, die ein liebevolles Verständnis für Vergangenes und Gegenwärtiges, für Natur und Menschentum haben.

Von dem großen Werk über „Island in Vergangenheit und Gegenwart“ aus der Feder von Paul Herrmann liegt nun der dritte Teil („Zweite Reise quer durch Island“; Leipzig, Wilhelm Engelmann; geb. 8 ℳ 50 ₰) vor. Der Band, der zwar auch als selbständiges Werk betrachtet werden kann, bildet die notwendige Ergänzung und den eigentlichen Abschluß des im Jahre 1907 erschienenen Hauptwerkes. Der Verfasser liefert uns ein Gesamtbild Islands von seiner ältesten Geschichte an bis in die jüngste Zeit, und zwar auf Grundlage der Beschreibung der eignen Reise. Im vorliegenden Teil beginnt der Verfasser mit einer Rundfahrt um Islands Küsten, die zugleich praktische Winke für die Besucher jenes vulkanischen Eis- und Sagenlandes enthält. Sodann schildert er Surtshellir, die größte Lavahöhle Islands, Snaefellsnes, Holar, Skalholt und wie die einzelnen Landschaften und Städte der Insel alle heißen. Dabei zieht er die reichhaltige einheimische Literatur früherer Jahrhunderte zur Belebung seiner Darstellung heran. Wesentlich umfangreicher als das erstemal sind die geologischen Teile ausgefallen. Der Text wird wieder durch gute Illustrationen erläutert, von denen das farbige Titelblatt Borg, den Wohnsitz des Skalden Egill, wiedergibt.

Erzherzog Ludwig Salvator, dem wir schon so manches schöne Reisewerk und so manchen wertvollen Beitrag zur Länder- und Völkerkunde des Mittelmeeres verdanken, schildert uns in einem stattlichen Band von 493 Seiten „Die Felsenfesten Mallorcas“ (Prag, Heinrich Mercy Sohn) nach Geschichte und Sage. Auf jener Insel, die der Erzherzog vor allem liebgewonnen hat, erheben sich — freilich nur noch in Ruinen — die drei Felsenschlösser de Santueri, de Alaró und del Rey und erinnern an die Zeiten maurischer Herrschaft. In äußerst gewissenhafter Weise hat der Erzherzog alle sicheren Daten über diese Felsenfesten zusammengestellt und zugleich auch die Volkssagen in seiner anziehenden Darstellung verwertet. Mögen die einst so stolzen Zinnen allmählich ganz zerfallen, ihre Geschichte und besonders ihr Anteil an dem Geschick der spanischen Könige werden den Forscher immer interessieren. Ist daher das Werk dem Freunde der Geschichte jener Länder bedeutungsvoll, so gewinnt es an besonderem Interesse für die Mittelmeerreisenden. Wer je die Höhen der Festen ersteigt und von ihnen den Blick in die Weite schweifen läßt, dem wird sich an der Hand dieser Aufzeichnungen eine um so tiefere Einsicht in jene Landschaft erschließen. Der Wert des Buches wird noch erhöht durch die beigegebenen vier Lagepläne, die dem Verständnis des gegenwärtigen Zustandes der Mauern dienen. B.

Die englische Literatur im Zeitalter der Königin Viktoria. Von Leon Kellner. Leipzig, Bernhard Tauchnitz; geb. 11 ℳ.

Als Ergebnis jahrelanger eingehender Beschäftigung mit der englischen Literatur im Zeitalter der Königin Viktoria gibt uns Kellner eine historische Darstellung dessen, was im Verlauf dieser denkwürdigen Regierung auf literarischem Gebiete Großes und Schönes geschaffen wurde. In der kurzen Einleitung wird mit wenigen, aber markanten Strichen das Zeitalter treffend gekennzeichnet, und die Hauptmerkmale der englischen Literatur von 1837 bis 1901 werden gebührend hervorgehoben. Das biographische Material wurde von der literarischen Besprechung scharf geschieden; Analyse, Stoffgeschichte und ästhetische Würdigung bilden stets ein eigenes Kapitel. Da Professor Kellner die Feder äußerst gewandt zu führen weiß, so findet sich in dem umfangreichen Werke trotz aller gelehrten Forschung nicht eine Seite, die nicht spannend wäre. Der Verfasser kennt eben England wie nur wenige Literarhistoriker, und bei seinen zahlreichen Aufenthalten in diesem Lande war es ihm vergönnt, vielen bedeutenden Männern, deren Werke er in seinem Buche bespricht, näher zu treten, was seiner Arbeit oft eine besondere Frische und ein lebhaftes Kolorit verleiht. Eingehende Inhaltsangaben und vortreffliche Übersetzungen — vier der letzteren rühren von der Tochter des Verfassers her — erleichtern das Verständnis des Gebotenen. Professor Kellner behandelt in seinem grundlegenden Werke neben der schönen Literatur auch die Philosophie und Geschichtschreibung im Viktorianischen Zeitalter; stets bietet er eine Fülle anregender Gedanken, weshalb jeder, ob Lehrer oder Schüler, das Buch gern und oft zur Hand nehmen wird. s. h.

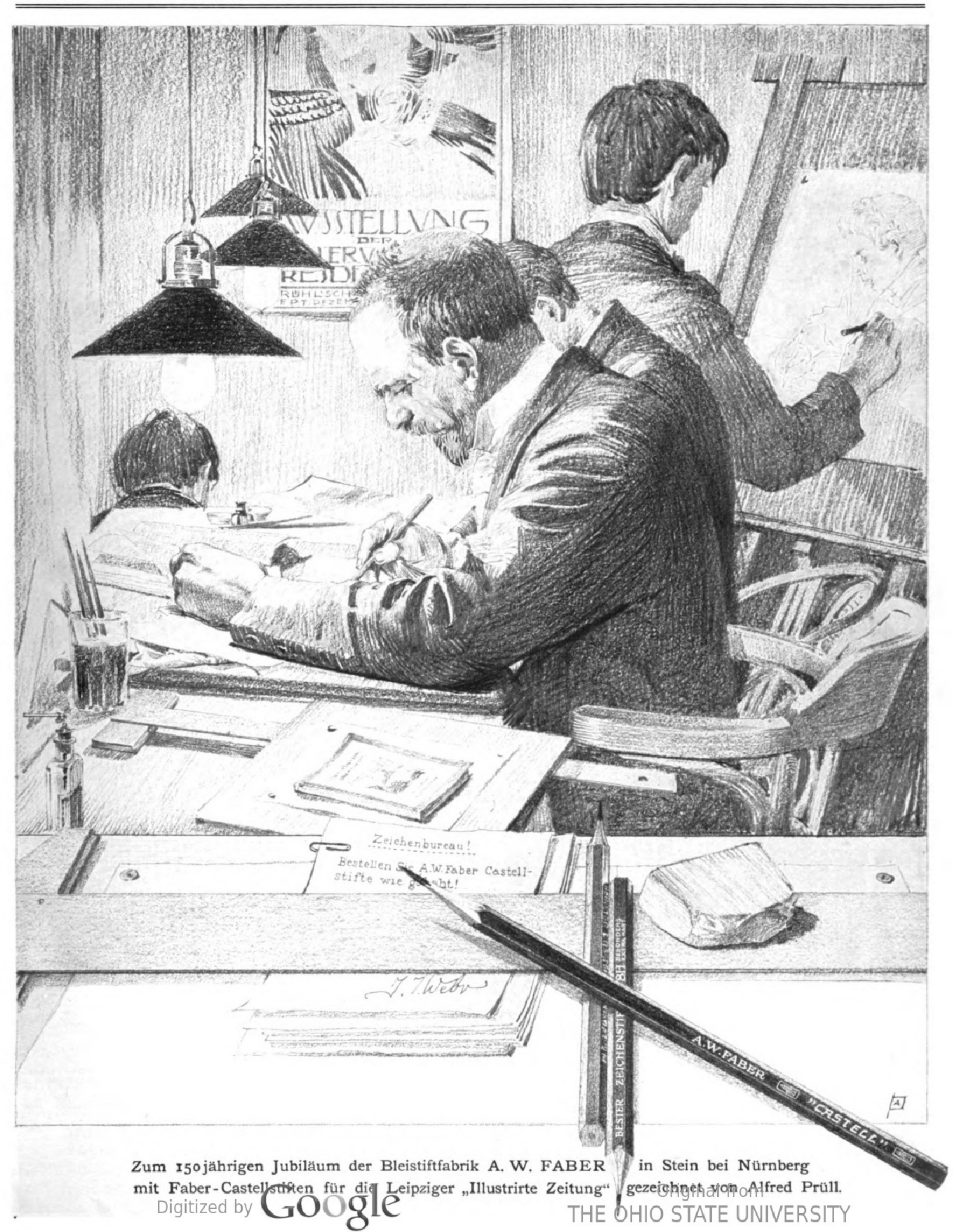
Altfranzösische Novellen. Band 1, 2. Leipzig, Insel-Verlag; geb. 10 ℳ.

Diese Novellen alter französischer Meister der Erzählungskunst werden als Seitenstück zu den „Altitalienischen Novellen“ desselben Verlags bei allen Kennern und Genießern feiner, alter Literatur dieselbe begeisterte Aufnahme finden wie diese. Paul Ernst, einer der besten Kenner dieser Literaturgattung, hat auch in diesen Sammlungen das Köstlichste der altfranzösischen Erzählungskunst aus schwer zugänglichen und gelehrten Ausgaben ausgewählt. Unbekannte Meister des dreizehnten Jahrhunderts eröffnen den Reigen, unter anderm mit der einzig schönen Novelle „Aucassin und Nicolette“; es folgen Erzählungen aus den „Hundert neuen Novellen“, dem „Heptameron der Königin von Navarra“, von Des Periers, Nic. von Troyes, François de Rosset, Scarron, Lesage bis hin zu Voltaire. Diese altfranzösische Novellistik steht der des Boccaccio nahe. Es sind meist kleine, anekdotische Erzählungen, handlungsreich, voll Abenteuer und gewagter oder komischer Situationen, in einem prägnanten und pointenreichen Stil und einem freien, kulturgesättigten Geiste vorgetragen. Für literarische Feinschmecker sind sie eine begehrte Kost. Die stilistischen Kostbarkeiten der Originale sind auch in der feinen, nachempfindenden Übersetzung Paul Hansmanns in ihrer Frische und ihrem besonderen Arom erhalten geblieben. Dem appetitlichen, feinschmeckerischen Inhalt entsprechend, ist auch das äußere Gewand dieser Bände, wie man es beim Insel-Verlag gewohnt ist.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 3530. 136. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint jeden Donnerstag vormittag. Vierteljährlicher Bezugspreis: durch eine **Buchhandlung** 8. M, frei ins Haus 8. M 25 ₰; bei einer **Postanstalt** bestellt: Deutsches Reich 8. M 12 ₰, Deutsche Schutzgebiete 8. M, Österreich 10 K 56 h, Ungarn 10 K 20 h; Schweiz 10 Frs. 80 Cts. In den übrigen Ländern des Weltpostvereins erfolgt die direkte Zusendung unter Kreuzband halbjährlich für 28. M portofrei. Einzelpreis einer Nummer 1. M. Die Insertionsgebühren betragen für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1. M 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2. M. Einsendung der Inserate spätestens zehn Tage vor Erscheinen. **23. Februar 1911.**



Zum 150jährigen Jubiläum der Bleistiftfabrik A. W. FABER in Stein bei Nürnberg mit Faber-Castellstiften für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" gezeichnet von Alfred Prüll.





Verzeichnis der im Sommer-Halbjahre 1911 an der Universität Leipzig zu haltenden Vorlesungen.

Der Anfang des Semesters ist auf den 19. April, der Schluß auf den 19. August festgesetzt.

I. Theologische Fakultät.

Ord. Proff. **Hauck** (Dekan bis 31. Okt. 1911): Kirchengeschichte d. Mittelalters; Geschichte d. apostol. Zeitalters; Kirchengeschichtl. Übungen.
A. Hofmann: Liest nicht.
Brieger: Reformationsgeschichte; Kirchengeschichtl. Seminar; Kirchengeschichtl. Proseminar.
Rietschel: Prakt. Theologie I; Geschichte d. Pädagogik; Homilet. Seminar; Homileticum d. Lausitzer Predigergesellschaft.
Heinrici: Erklär. d. Matthäusevang.; Erklär. d. 1. Korintherbriefs; Übungen d. Neutestamentl. Seminars; Biblico-theologicum d. Lausitzer Predigergesellschaft.
Kirn: Theolog. Ethik; Erklär. d. Epheserbriefs; Seminar I f. systemat. Theologie; Wissensch. Übungen des Theolog. Studentenvereins.
Kittel: Erklär. d. Genesis; Die messian. Weissagungen d. Alten Test. mit einleit. Übersicht ü. d. Wesen d. Prophetentums; Geschichte Kanaans u. Israels v. d. Urzeit b. z. Tode Salomos; Hebräische Üb. f. jüngere (auch erste) Semester; Alttestamentl. Seminar.
Ihmels: Dogmatik II; Enzyklopädie u. Methodologie d. Theologie; Seminar II f. systemat. Theologie; Katechet. Üb. d. Lausitzer Predigergesellschaft.
Rendtorff: Einleit. in das Neue Testament; Taufe u. Abendmahl als Probleme d. Geschichtsforschung u. der kirchl. Praxis; Die evangel. Heidenmission d. Gegenw.; Prakt.-theolog. Konversatorium; Katechet. Seminar.
Ord. Hon.-Prof. **Gregory**: Biblische Theologie d. Neuen Testaments; Ausleg. d. Hebräerbriefs; Christentum u. soziale Fragen (f. Hörer aller Fakult.); Neutestamentl.-exeget. Gesellschaft.
Außerord. Proff. **Guthe**: Erklär. d. Psalmen; Einleit. in d. Alte Testament; Alttestamentl. Gesellschaft.
Schnedermann: Dogmatik I; Ausleg. d. Evang. Johannis; Exeget. Gesellsch. Neuen Testaments; Katechet.-didakt. Gesellschaft.
Thieme: Das Leben Jesu; Dogmat. Repetitorium.
Priv.-Dozz. **Jeremias**: Vergleich. Religionsgeschichte; D. Christusmythe u. d. geschichtl. Christus.
H. Hoffmann: Die Theologie Luthers; Aufgaben u. Probleme d. Theologie (als Teil einer „Einleit. in die Geisteswissenschaften").
Hermelink: Dogmengeschichte d. Mittelalters (von Augustin bis Luther); Dante u. d. Weltanschauung d. Mittelalters.
H. Windisch: Erklär. d. Römerbriefs; Literatur d. Spätjudentums; Neutestamentl. Übungen.
Schulrat Dr. ph. **Frenzel**: Praktische pädagog. Übungen u. Besuche v. Lehr- u. Erziehungsanstalten. Die Vorles. werden v. 25. April an beginnen.

II. Juristische Fakultät.

Ord. Proff. **E. Hölder** (Dekan bis 31. Okt. 1911): Einführung in d. Rechtswissenschaft (jurist. Enzyklopädie); Röm. Rechtsgeschichte m. Einschluß d. Zivilproz.; B.-G.-B.: Schuldverhältnisse; Schriftl. u. mündl. Üb. im deutschen bürgerl. Recht f. Anf.
Binding: Gemeines deutsches Strafrecht.
Wach: Deutscher Strafprozeß; Deutscher Zivilprozeß; Strafrechtspraktikum m. mündl. u. schriftl. Üb.
Sohm: Deutsche Rechtsgeschichte; Kirchenrecht u. Eherecht; Praktikum im Handels-, Wechsel- u. Seerecht mit schriftl. Übungen.
Strohal: B.-G.-B.: Sachenrecht; B.-G.-B.: Familienrecht; Mündl. u. schriftl. Üb. im deutschen bürgerl. Recht f. Vorgerücktere; Königl. Sächs. Privatrecht.
Mitteis: System d. röm. Privatrechts; B.-G.-B.: Allg. Teil; Pandekten-Exegese m. schriftl. Arb.
O. Mayer: Deutsches Reichs- u. Landesstaatsrecht; Völkerrecht.
Jaeger: B.-G.-B.: Erbrecht; Besond. Verfahrensarten d. Z.-P.-O.; Konkursrecht; Zivilprozeßpraktikum; Einführ. in d. Staats- u. Rechtslehre (Bürgerkunde, jurist. Teil) f. Hörer aller Fakult.
Ehrenberg: Grundzüge d. deutschen Privatrechts; Handels-, Wechsel- und Schiffahrtsrecht.
Ord. Hon.-Proff. **Stein**: Die Zwangsvollstreck. in d. bewegl. u. unbewegl. Vermögen; Konversatorium üb. ausgew. Teile d. Zivilprozeßrechts.
Häpe: Deutsches u. sächs. Verwaltungsrecht: Verwalt. d. Innern I.; Kursor. Lektüre d. Institutionen Justinians.
Außerord. Proff. **Stintzing**: Grundlehren d. Pandektenalsromanist. Einführ. in d. heut. bürgerl. Recht.
Beer: Praktikum im Handels-, Wechsel- u. Seerecht, m. schriftl. Arb.; Internationales Privatrecht.
Priv.-Doz. **Planitz**: Urheber- u. Verlagsrecht; Übungen zur deutschen Rechtsgeschichte: A. Im jurist. Seminar, B. Für Historiker i. Institut f. Kultur- u. Universalgeschichte.

III. Medizinische Fakultät.

Ord. Proff. **Flechsig** (Dekan bis 31. Okt. 1911): Psychiatr. Klinik; Forens. Psychiatrie mit Krankenvorstellung.
F. Hofmann: Hygiene mit Demonstr.; Bakteriolog. Kurs; Schutzpockenimpfung u. Impftechnik; Arb. im Hygien. Institut f. Geübtere.
Boehm: Pharmakologie mit d. Arzneiverordnungslehre; Prakt. Üb. in d. mikroskop. Untersuch. offizineller Drogen u. Pflanzenpulver (Pharmakognost. Praktik.); Experimentelle Arbeiten im Pharmakolog. Institut f. Fortgeschr.
F. A. Hoffmann: Medizinische Poliklinik (Ambulanz); Distrikts-Poliklinik; Spezielle Therapie.
Zweifel: Geburtshilfl.-gynäkolog. Klinik u. Poliklinik.
Sattler: Klin. Unterricht in d. Augenheilkunde.
Trendelenburg: Chirurg. Klinik; Chirurg. Operationskurs; In f. Auftrage: a) Dr. **Sievers**: Über Frakturen u. Luxationen; b) Drr. **von Gaza** u. **Sandrock**: Verbandkursus.
Hering: Physiologie d. Kreislaufs, d. Atmung, Ernähr. u. Absonderung (mit Dr. **von Brücke**); Arb. f. Geübtere im Physiolog. Institute.
Marchand: Allg. Pathologie u. patholog. Anatomie; Prakt. Kurs d. patholog. Histologie; Patholog.-anatom. Sektions- u. Demonstrationskurs (mit Dr. **Versé**); Arb. im Patholog. Institut f. Geübtere.
Rabl: Entwicklungsgeschichte m. Demonstr.; Topograph. Anatomie m. Demonstr.; Arbeiten f. Geübtere im Anatom. Institute.
von Strümpell: Medizinische Klinik.
Ord. Hon.-Proff. **Soltmann**: Klinik u. Poliklinik f. Kinderkrankheiten; Krankheiten d. Bauchhöhle im Kindesalter.
Rille: Klinische Vorlesungen üb. Hautkrankheiten u. Syphilis, sowie Blennorrhöe u. Komplikationen; Prakt. Üb. in d. Diagnose d. Haut- u. Sexualkrankheiten.
Außerord. Proff. **Hennig**: Geburtshilfe m. Übgn.; Frauenkrankheiten m. Demonstr.
Tillmanns: Chirurg. Poliklinik m. orthopäd. Übgn.; Chirurgie d. Kindesalters. Klinische u. poliklin. Operationen u. Demonstr. im Kinderkrankenhause.
Schroeter: Augenspiegelkursus (sechswöch.); Funktionsprüfung d. Augen.
Kölliker: Poliklinik d. orthopäd. Chirurgie; Verbandkurs mit Instrumentenlehre; Kriegschirurgie u. Feldsanitätsdienst.
Spalteholz: Einführung in d. Studium d. Medizin; Systemat. Anatomie d. Menschen (Knochen u. Gelenke); Histolog. Üb. (mit Prof. **Held**); Situsdemonstrationen; Anatom. Besprechungen.
O. Fischer: Einführg. in d. mathemat. Behandl. d. Naturwissenschaften (Analyt. Geometrie, Differential- u. Integralrechn.) m. Üb., f. Stud. d. Medizin u. d. Naturw., insbes. d. Chemie; Allg. Gelenklehre, im Anschl. an d. Vorles. üb. systemat. Anatomie d. Menschen (Knochen u. Gelenke) v. Prof. **Spalteholz**.
Schoen: Augenspiegelkursus (Dauer 6 Woch.); Augenärztl. Untersuchungsmethoden; Die Refraktionsanomalien u. Funktionskrankheiten d. Auges (Star, Glaukom usw.).
A. Barth: Untersuchungsmethoden u. Praktikum der Ohren-, Nasen- u. Halskrankheiten; Hörprüfung, m. prakt. Üb.
Siegfried: Physiolog. Chemie (im Anschl. an d. Vorles.: Physiologie d. Kreislaufs, d. Atmung, Ernährung u. Absonderg., v. Prof. **Hering**); Physiolog. Praktikum (mit Drr. **von Brücke** u. **Dittler**); Physiolog.-chem. Praktikum; Chem. Praktikum f. Mediziner.
Kockel: Gerichtl. Medizin (m. Demonstr.); Gerichtsärztl. Praktikum, f. Ärzte u. Stud.; Arbeiten im Institut f. gerichtl. Medizin.
O. Schwarz: Funktionsprüfung d. Augen (m. Üb.); Die Bedeut. d. Augenstör. f. d. Diagnose d. Nervenkrankh.; Augenspiegelkursus.
Kaestner: Über Mißbildungen.
Kollmann: Poliklinik f. Hautkrankheiten, Syphilis u. Krankh. d. Harnorgane; Kurs d. Krankh. d. Harnorgane.
G. Köster: Neuropatholog. Demonstr. u. Übg. in d. Untersuch. Nervenkranker; Elektrodiagnostik u. -Therapie, mit prakt. Übungen.
Sudhoff: Einleit. in d. Stud. d. Medizin; Geschichte d. Medizin II.; Arbeiten i. medizingeschichtl. Seminar.
Arth. Birch-Hirschfeld: Funktionsprüf. d. Auges m. prakt. Üb. im Brillenbestimmen usw.; Kolleg üb. d. Bezieh. d. Augenerkrank. zu Allgemeinleiden (m. Demonstr.).
Bielschowsky: Augenspiegelüb. f. Anf. u. Geübtere.
Dependorf: Poliklinik f. Zahnkrankheiten: a) f. Anf. (durch Hilfslehrer Zahnarzt **Schuster**); b) f. Fortgeschr.; Zahnärztl. Poliklinik (Extraktionskursus) f. Mediziner; Operativer Kursus d. konserv. Zahnheilkunde einschl. d. Zahnfüllungsmethoden. Für Anf.: Kursus d. konservier. Zahnheilkunde am Phantom (mit Hilfslehrer Zahnarzt **Schuster**). — Arbeiten f. Geübtere im histolog. u. im Röntgenlaboratorium; In f. Auftrage durch Hilfslehrer Zahnarzt **Schuster**): a) Vorles. üb. Pathologie u. Therapie d. Zahnkrankh., mit Demonstr.; b) Die Bedeut. u. Anwend. d. Kataphorese in d. Zahnheilkunde, m. Üb. am Patienten; c) Vorles. üb. Zahnfüllungsmethoden i. Anschl. an den Phantomkursus.
Riecke: Die Störungen d. Geschlechtsfunktionen beim Manne; Spezielle Pathologie u. Therapie d. wicht. Hautkrankheiten.
Lange: Schulhygiene u. Schulkrankheiten; Therapie d. Kinderkrankh.
Rolly: Kursus d. Perkussion u. Auskultation f. Geübtere.
Pfaff: Die Zahn- u. Kieferanomalien m. Einschl. d. Kieferbrüche u. ihre Behandl.; Kursus d. Zahnersatzkunde u. d. Orthodontie; Kursus d. Zahnersatzkunde u. d. Orthodontie nur f. Fortgeschr.; Klin.-techn. u. orthodont. Praktikum (nur f. Fortgeschr.); Orthodont. Kolloquium m. Einschl. d. Röntgentechnik; In f. Auftrage a) durch Dr. **Schönbeck**: Über zahnärztl. Materialienkunde m. Experimenten; b) durch Zahnarzt **Rauenburg**: Über chirurg. Prothesen; c) durch Zahnarzt **Eigen**: Über Kronen- u. Brückenarbeiten.
Held: Allg. Histologie; Feinerer Bau d. Zentralnervensystems u. d. Sinnesorgane; Systemat. Anatomie d. Menschen f. Stud. der Zahnheilk. Histolog. Üb. (mit Prof. **Spalteholz**).
Döllken: Kriminalpsychologie; Unfallneurosen u. ihre Begutachtung.
Heineke: Chirurgische Poliklinik; Allg. Chirurgie II. Hälfte.
Steinert: Kursus d. Perkussion u. Auskultation f. Anf.; Physikal. Therapie, m. prakt. Üb. in d. Technik d. Hydrotherapie u. Massage; Einführung in d. innere Medizin (einschl. d. klin. Untersuchungsmethoden) f. Stud. d. Zahnheilkunde.
Priv.-Dozz. **Haake**: Liest nicht.
Küster: Augenärztl. Praktikum.
Frhr. von Lesser: Chirurgische Poliklinik; Chirurg. Verbandkursus m. besond. Berücks. d. Knochenbrüche u. d. Verrenkungen (sechswöch.); Chirurg. Operationslehre II
P. Wagner: Nierenchirurgie.
Heymann: Übungen in d. Untersuch. v. Kehlkopf, Rachen, Nase u. Ohr (f. Anf.).
Schütz: Psychiatrie m. Demonstr.
Friedheim: Spezielle Therapie d. Geschlechtskrankh.
Seiffert: Allg. Biologie als Grundlage staatsbürgerlicher Bildung, I. Teil.
von Criegern: Poliklinik f. innere Kranke; Ausgew. Kapitel aus d. Gebiete d. Herzkrankheiten; Auf Wunsch: Röntgenverfahren in d. inneren Medizin.
Stutsch: Kurs geburtshilfl. Operationen; Gynäkolog. Diagnostik; Gynäkolog. Poliklinik.
Quensel: Demonstr. u. Üb. in d. Untersuch. von psych. u. Nervenkrankheiten; Unfallnervenkrankheiten, mit prakt. Üb. in d. Begutachtung.
Petersen: Beurlaubt.
Klien: Diagnostik d. Nervenkrankheiten (m. Demonstr.); Üb. in d. neurolog. Diagnostik.
Löhlein: Beurlaubt.
Stadler: Klin. Propädeutik (enzyklopäd. Einführ. in d. Medizin. Klinik); Kursus d. klinisch-chem. u. -mikroskop. Untersuchungsmethoden am Krankenbett.
Hohlfeld: Spezielle Therapie d. Kinderkrankheiten; Kurs d. klin. Mikroskopie u. Bakteriologie.
Schmidt: Über d. Bekämpf. d. Tropenkrankheiten; Über auserwählte Kapitel a. d. Gebiete d. Hygiene.
Wolfrum: Propädeut. Kurs in d. Augenheilkunde; Operationskurs in d. Augenheilkunde.
Versé: Übungen in d. mikroskop. Diagnostik d. Geschwülste; Patholog.-anatom. Demonstrations- u. Sektionskurs (mit Prof. **Marchand**).
von Brücke: Grundzüge d. Physiologie d. Menschen (f. Stud. d. Zahnheilk.); Physiolog. Praktikum (mit Prof. **Siegfried** u. Dr. **Dittler**); Physiologie d. Kreislaufs, d. Atmung, Ernährung u. Absonderung (mit Prof. **Hering**).
Seefelder: Ausgew. Kapitel a. d. Pathologie d. Auges (mit klin. u. anatom. Demonstr.); Arbeiten im Laboratorium d. Augenklinik f. Fortgeschr.
Läwen: Chirurg. Propädeutik u. kleine Chirurgie; Spezielle Chirurgie; Krankheiten d. Mund- u. Rachenhöhle (f. Stud. d. Zahnheilk.).
Lichtenstein: Geburtshilfl. Operationslehre m. Operationsüb. am Phantom; Geburtshilfl. Propädeutik Einfüh. in d. Physiologie u. Pathologie d. Schwangerschaft u. Geburt. m. Demonstr.
von Rießl-Mayendorf: Die Erkennung d. Geisteskrankheit in d. Privatpraxis u. d. ersten therapeut. Maßnahmen; Einleit. in d. Stud. d. Histologie u. Histopathologie d. Großhirnrinde (mikroskop. Demonstrationskursus).
Gregor: Untersuch. v. Geisteskranken; Psychologie u. Psychopathologie d. Gedächtnisses.
Sick: Aus d. Grenzgebieten d. operativen Chirurgie.
Dittler: Physiolog. Besprech.; Physiolog. Praktikum (mit Prof. **Siegfried** u. Dr. **von Brücke**).
Gros: Pharmakologie u. Toxikologie f. Zahnärzte.
Wichern: Kursus d. Röntgendiagnostik in d. inneren Medizin; Kurs d. diagnost. u. therapeut. Technik am Krankenbett.
Börner: Allg. Dermatologie, m. Demonstr.

IV. Philosophische Fakultät.

Ord. Proff. **Chun** (Dekan bis 31. Oktober 1911): Allgemeine Zoologie nebst Demonstr.; Prakt. Üb. im Laboratorium.
Wundt: Völkerpsychologie; Psycholog. Laboratorium (m. Dr. **Klemm** u. Prof. **Wirth**).
Leskien: Ausgew. Abschnitte aus d. Syntax d. slav. Sprachen; Üb. im Lesen und Erklären altslav. Texte.
Lipsius: Erklär. von Demosthenes Kranzrede m. Einleit. üb. Demosthenes u. die zeitgenöss. Redner.
E. Windisch: Sanskrit-Grammatik f. Anf.; Überblick üb. d. epische u. dramat. Literatur d. Inder; Böhtlingk's Chrestomathie; Rgveda; Pāli; Keltisch.
Bruns: Sphärische Astronomie; Prakt. Analysis II; Üb. z. Instrumentenkunde; Prakt. Üb. in d. Sternwarte (m. Prof. **Peter**).
Brugmann: Latein. Grammatik II: Flexionslehre u. Syntax; Elemente d. Sprachwissenschaft (Einführ. in d. wissenschaftl. Sprachstudium), bes. f. klass. Philologen, Germanisten u. Romanisten; Grammat. Erklärung altital. Inschriften.
Pfeffer: Allg. Botanik; Mikrosk. Üb. f. Anf.; Botan. Laboratorium f. Vorgeschr.
Kirchner: Landwirtschaftl. Betriebslehre; Gewinnung u. Verwert. d. Milch; Welt-Produktion u. -Handel landwirtschaftl. Erzeugnisse; Landw. Laboratorium; A. Großes Praktikum, B. Kleines Praktikum; Landw.-bakteriolog. Laboratorium (mit Dr. **Löhnis**): A. Großes Praktikum, B. Kleines Praktikum; Demonstr. auf d. Versuchsfelde d. Landwirtschaftl. Instituts in Oberholz.
Rd. Birch-Hirschfeld: Französ. Syntax; Roman. Seminar (mit Dr. **Friedmann** u. Lektor **Monod**).
Lamprecht: (Rector Magnificus bis 31. Okt. 1911): Deutsche Kulturgeschichte in d. Zeit d. Klassizismus; Geschichte d. Expansion d. europ. Mächte ü. die Welt von d. Mitte d. 18. b. z. Ende d. 19. Jahrh.; Überblick üb. d. Geschichte d. Geisteswissenschaften in den letzten Jahrh. (als Teil einer „Einleitung in die Geisteswissenschaften"; Institut für Kultur- u. Universalgeschichte.
Sievers: Wolframs v. Eschenbach Leben u. Werke nebst Erklär. d. Parzival; Phonetik; Üb. d. Deutschen Seminars (ält. Abt.); Üb. d. Deutschen Proseminars (mittelhochd. Abt.).
Bücher: Allg. Volkswirtschaftslehre (Theoret. Nationalökonomie); Geschichte, Organisation u. Technik d. Zeitungswesens; Üb. in d. Verein. staatswiss. Seminaren.
Schmarsow: Altniederl. Malerei von H. u. J. van Eyck bis Q. Metsys (m. besond. Rücksicht auf Kunstschätze Spaniens); Lessings Laokoon als Beitrag z. Ästhetik d. bild. Künste (f. Stud. aller Fakult. u. angehende Lehrer insbes.); Kunsthistor. Seminar.
Volkelt: Erkenntnistheorie als Einleit. in d. Philosophie; Die Philosophie Kants; Schiller als Philosoph; Philosoph. Seminar.
Credner: Paläontologie; Geolog. Bau d. Königr. Sachsen (Erzgebirg. Provinz); Geolog.-paläontolog. Kolloquium u. Praktikum.
Seeliger: Abendländ. Geschichte im Zeitalter d. Frührenaiss. u. d. Vorreformation; Urkundenlehre (Diplomatik), einschl. Siegel- u. Wappenkunde; Histor. Institut B (Seminar f. histor. Hilfswissenschaften u. mittlere Geschichte).
Studniczka: Einleit. in d. klass. Archäologie (Systematik, Quellenkunde u. Geschichte dieser Wissensch.); Üb. im Erklären antiker Denkmäler zur Ergänz. d. „Einleitung"; Archäolog. Seminar.
Beckmann: Organ. Chemie mit bes. Berücks. ihrer Anwend.; Chem. Praktikum; Arb. auf d. Gebiete d. Nahrungsmittel-Chemie; Pharmazeut.-chem.-toxikolog. Praktikum; Chem. Praktikum f. Mediziner u. Zahnärzte; Chem. Vollpraktikum f. Vorgerücktere (mit Drr. **Heller**, **Deußen**, **Scheiber**, **Sieverts** u. **Waentig**); Chem.-techn. Praktikum (mit Dr. **Heller**).
Stieda: Spezielle Volkswirtschaftslehre u. Wirtschaftspolitik (Prakt. Nationalökonomie); Finanzwissenschaft; Volkswirtschaftl. Seminar (m. Dr. **Danner**).
A. Köster: Geschichte d. deutschen Literatur im Zeitalter d. Romantik; D. Sturm- u. Drangzeit; D. Entwickl. d. Bühne v. 15.—20. Jahrh., mit Anschauungsmaterial; Erklär. v. Goethes Faust II; Üb. d. Deutschen Seminars (neuere Abt.); Üb. d. Deutschen Proseminars (neuere Abt.).
O. Hölder: Allg. Theorie d. Funktionen einer komplexen Veränderlichen; Algebr. Gleichungen; Mathemat. Seminar.
Wiener: Experimentalphysik I.; Mathemat. Ergänz. dazu; Selbständ. physikal. Arb. f. Vorgeschr.; Physikal. Praktikum (mit Dr. **Jaffé**); Physikal. Praktikum f. Mediziner (mit Dr. **Jaffé**); Physikal. Praktikum f. Pharmaz. (mit Prof. **Scholl** u. Dr. **Jaffé**); Physikal. Kolloquium (mit Prof. **Des Coudres**); In f. Auftr. durch Universitätsmechaniker **Donner**: Handfertigkeitsunterricht.
A. Fischer: Arab. Grammatik; Syr. Grammatik; Marokkan. Texte; Arab. Gesellschaft.
Zimmern: Babylonisch-Assyrisch II.; Äthiopisch; Sumerisch; Biblisch-Aramäisch (Buch Daniel); Assyriolog. Gesellschaft.
Des Coudres: Elektrizität u. Magnetismus (Maxwellsche Theorie); Ergänz. bezw. Üb. z. Maxwellschen Theorie; Selbständ. physikal. Arb. f. Vorgeschr.; Physikal. Kolloquium (mit Prof. **Wiener**).
Hantzsch: Anorgan. Chemie; Ergänz. z. anorgan. Chemie; Chem. Praktikum f. Analytiker (mit Dr. **Schaefer**); Pharmazeut.-chem.-toxikolog. Praktikum (mit Dr. **Schaefer**); Chem. Praktikum f. Mediziner (mit Prof. **Ley**); Chem. Vollpraktikum f. Vorgerücktere (mit Proff. **Stobbe**, **Rassow** u. **Ley**).
Brandenburg (Prokanzellar bis 31. Okt. 1911): Allg. Geschichte im Zeitalter d. nationalen Einheitskämpfe; Einleit. in d. Stud. d. Geschichte u. d. Hauptprobleme d. histor. Forschung u. Auffassung; Histor. Institut C (Seminar f. neuere Geschichte.)
Steindorff: Ägyptisch II.; Kopt. Grammatik; Einführ. in d. Neuägyptische u. Erklär. hieratischer Texte; Kopt. Lektüre; Altägypt. Kulturgeschichte; Ägyptolog. Seminar.
Rohn: Analyt. Geometrie d. Ebene; Üb. hierzu (mit Prof. **Koebe**); Projektive Geometrie; Kegelschnitte u. Flächen 2. Gr. vom invariantentheoretischen Standpunkt.
Partsch: Geographie d. Alpenländer; Üb. d. Geograph. Seminars.
Wilcken: Geschichte d. röm. Kaiserzeit; Histor. Institut A (Seminar f. alte Geschichte).
Bethe: Homer; Philolog. Seminar; Philolog. Proseminar, Abt. A (f. Anf.).
Heinze: Röm. Literaturgeschichte (v. Ausgange d. Republik ab); Philolog. Seminar; Philolog. Proseminar, Abt. B (f. Vorgeschr.).
Le Blanc: Überblick üb. d. theoret. u. techn. Elektrochemie, mit Demonstr.; Physikal.-chem. Betrachtung d. Weltalls (f. Studier. aller Fakult.); Physikal.-chem. Praktikum (mit Drr. **Drucker** u. **Freundlich**); Photochem.-photograph. Praktikum (mit Prof. **Schaum**); Chem. Praktikum f. Analytiker (mit Prof. **Böttger**); Physikal.-chem. Einführungskurs, auch f. Mediziner, Darstell. elektrochem. Präparate (mit Prof. **Schall** u. Dr. **Drucker**); Photochem. Üb. (Spektralanalyse, mikrochem. Analyse, photograph. u. photochem. Methoden) (mit Prof. **Schaum**); Physikal.-chem. Kolloquium (mit Proff. **Schaum** u. **Böttger** u. Drr. **Drucker** u. **Freundlich**).
Schmid: Statistik II. (Statistik d. geistig-sittl. u. d. wirtschaftl. Lebens); Ausgew. Kapitel d. Verwaltungslehre: Kolonialwesen, Armenverwaltung, Städtepolitik; Üb. in d. Vereinigten staatswissenschaftl. Seminaren.
Herglotz: Ausgew. Kapitel d. Differential- u. Integralrechnung (Fortsetz. d. Wintervorles.); Randwertaufgaben d. Potentialtheorie; Mathemat. Seminar (mit Prof. **Koebe**).
Rinne: Gesteinskunde. Übersicht d. Gesamtgebietes; Mineralog. Praktikum f. Anfänger. Ausüb. kristallograph. Untersuchungsmethoden; Mineralog.-petrograph. Praktikum f. Vorgeschr. Eingehendes Studium mineralog. u. petrograph. Methoden, ev. anschließ. Anleit. zu mineralog. od. petrograph. Untersuch. (mit Prof. **Reinisch**); Mineralog.-petrograph. Kolloquium (mit Prof. **Reinisch**); Kohlen u. Erdöl (f. Hörer aller Fakult.).
Förster: Histor.-vergleich. Grammatik des Englischen I. Chaucers Leben u. Werke, nebst Erklär. d. Prologs d. „Canterbury Tales" z. Einf. in d. Mittelenglische; Englisches Seminar (mit Dr. **Weyhe** u. Lektor **Danzler**).
Meumann: Psychologie auf experimenteller Grundlage; D. pädagog. Reformbewegung d. Gegenwart; Philosoph.-pädagog. Seminar.
Ord. Hon. Proff. **von Oettingen**: Geometrisch-perspektivisches Zeichnen.
Stumme: Türkisch; Arab. Schriftsteller üb. Zauberei u. Geisterglauben; Neuarab. Üb.; Afrikasprachl. Üb.
Außerord. Proff. **Gardthausen**: Röm. Geschichte; Latein. Epigraphik.
Schreiber: Ausgew. Werke d. ält. griech. Plastik, erläut. an d. Abgüssen d. akad. Museums; Üb. einer Kunsthistor. Gesellsch.; Archäolog. Üb. f. Philologen.
von Bahder: Deutsche Grammatik (Gotisch, Alt-, Mittel- u. Neuhochdeutsch); Mittelhochd. Üb.
Howard: Erfolge d. angewandten exakten Rechnung i. d. Landwirtschaft.
Settegast: Vergleich. Grammatik d. roman. Sprachen II.
Lindner: Allg. Religionsgeschichte; Altpers. Grammatik u. Erklär. d. Keilinschriften; Lektüre ausgew. Stücke des Avesta; Altarmen. Lektüre.
Scholvin: Russ. Grammatik II.
Zarncke: Geschichte d. griech. Tragödie.
Felix: Vulkanologie; Geolog. u. paläontolog. Üb. mit Exkursionen.
Brockhaus: Beurlaubt.
Mogk: Überblick üb. d. nordgerman. Sprachen u. Literatur; Deutsches Proseminar (nordische Abt.); Üb. im Institut f. Kultur- u. Universalgeschichte.
Simroth: Die niederen Tiere d. Heimat, mit Exkursionen.
Strecker: Kultur d. Wiesen u. Weiden, mit prakt. Üb. im Erkennen u. Bestimmen der Gräser; Prakt. Geometrie, mit Üb. im Feldmessen u. Nivellieren. Bonitierung u. Kartierung d. Bodens; Landwirtschaftliche Maschinenkunde mit Demonstr. Techn. Exkursionen; Kulturtechn. Praktikum.
Witkowski: Geschichte d. deutschen Literatur im Zeitalter d. Renaissance, d. Reformation u. d. Barockstils. D. deutsche Roman d. 19. Jahrh.; Methodik d. deutschen Literaturgeschichte mit Anleit. zu selbständ. wissenschaftlichen Arbeiten.
Holz: Geschichte d. deutschen Literatur v. 1250—1350; Mittelhochd. Grammatik (f. Anf.) mit anschließ. Üb.; R. Wagners „Ring des Nibelungen" u. seine Grundlagen; Deutsches Proseminar (althochd. Abt.); Üb. im deutschen Stil (f. Fortgeschr., bes. f. Ausländer).
Hirt: Einführ. in d. Griechische (f. Realgymnasialabiturienten u. a.); Griechisch (f. Realgymnasialabit. u. a.), Abt. f. Vorgerücktere; Einführ. in d. Studium d. griech. Dialekte; Deutsche Etymologie u. Wortforschung; Einführ. in d. Gotische mit Üb.; Üb. üb. deutsche Etymologie u. Wortforschung.
Weigand: Einl. in d. Studium d. roman. Sprachen; Ausgew. Kapitel d. rumän. Wortbildungslehre; Vergleich. Syntax d. Bulgarischen, Rumänischen u. Albanesischen; Albanesisch-gegische Grammatik (Fortsetz.); Institut f. rumän. Sprache; Institut f. bulgar. Sprache.
Conrady: Anfangsgründe d. Chinesischen; Chines. Lektüre I; Chines. Lektüre II; Überblick ü. d. indochines. Sprachen; Üb. im Institut f. Kultur- u. Universalgeschichte.
P. Barth: Logik u. Einleit. in d. Philosophie; Geschichte d. Pädagogik v. d. Renaissance bis Herbart; Üb. im Philosoph. Seminar.
Eber: Zeugung u. Geburt nebst Krankheiten d. Zuchttiere u. der Neugeborenen; Die Seuchen d. landw. Haustiere, ihre Ursachen u. ihre Bekämpfung; Demonstr. f. Landwirte (unter bes. Berücks. der bei Unglücksfällen u. plötzl. Erkrank. erford. ersten Hilfeleistung); Wissensch. Arbeiten im Veterinärinstitut.
Peter: Theorische Astronomie (Planeten- u. Kometenbahnen); Prakt. Üb. in d. Sternwarte (mit Prof. **Bruns**).
Stobbe: Organ. Experimentalchemie; die aromat. Verb.; Chem. Vollpraktikum f. Vorgerücktere (mit Proff. **Hantzsch**, **Rassow** u. **Ley**).
Soerensen: Wird später ankündigen.
Riemann: Einf. in d. Analyse musikal. Werke (Motivbestimmung auf harmonisch-rhythmischer Grundlage, Formenlehre, Vortragslehre); Hauptzüge d. Entwicklung d. Notenschrift seit d. griech. Altertum (mit illustrier. Beispielen); Collegium musicum (Musikwissenschaftl. Seminar); In f. Auftrage unter Leitung von Dr. **Schering**: Histor. Kammermusikübungen.
J. Wagner: Chem. Praktikum f. Lehrer (Schulversuche, Analyse u. Präparate); Didakt. Besprech. z. Chem. Praktikum f. Lehrer (Massenwirkungsgesetz); Technik d. Experimentalchemie u. Demonstr. von Schulversuchen.

Fortsetzung auf nächster Seite.



Verzeichnis der Vorlesungen an der Universität Leipzig (Fortsetzung).

Weule: Völkerkunde Australiens u. Ozeaniens, mit bes. Berücks. d. deutschen Schutzgebiete; Ethnolog. Kolloquium; Leitung wissenschaftl. Arbeiten im Museum f. Völkerkunde.

Jungmann: Geschichte d. gelehrten Unterrichts v. d. Reformation bis z. Gegenw.; Prakt.-pädagog. Seminar (mit Proff. **Lehmann** u. **Hartmann**).

Salomon: Unsere deutschen polit. Parteien, ihre Geschichte u. ihre Wirksamkeit; Üb. im Histor. Institut C (Seminar f. neuere Geschichte).

Falke: Spezielle Pflanzenbaulehre (Getreide, Hülsenfrüchte, Futterpflanzen); Spezielle Tierzuchtlehre (Pferdezucht u. Schafzucht); Pflanzenzüchtung u. Saatgutbehandlung; Landwirtschaftl. Taxationslehre, verbunden mit betriebswissenschaftl. Üb.; Üb. im Seminar f. angewandte Tierzuchtlehre; Üb. f. Pflanzenzüchter; Landwirtschaftl. Exkursionen.

Rassow: Chem. Technologie, Brenn- u. Leuchtstoffe sowie ausgew. anorg. Betriebe mit Exkursionen; Gewinnung u. Verwend. d. techn. wicht. Metalle, f. Hörer aller Fakult., m. Exkurs.; Chem. Vollpraktikum f. Vorgerücktere (mit Proff. **Hantzsch, Stobbe** u. **Ley**); Techn.-chem. Praktikum.

Prüfer: Das Leben Rich. Wagners; Zur Vorbereit. auf d. Bayreuther Festspiele im Sommer 1911: II. D. Meistersinger v. Nürnberg u. d. Bühnenweihfestspiel Parsifal v. Rich. Wagner, m. Erläut. am Klavier; Musikwissenschaftl. Übungen.

P. Schwarz: Koran; Hebräische Formenlehre; Syrisch: Chronik des Josua Stylites; Neupers. Grammatik u. leichte Texte; Üb. im Institut f. Kultur- u. Universalgeschichte.

Martini: Lektüre u. Interpretation d. Elegien d. Propertius (mit einer Einleit. ü. die erot. Elegie d. Griechen u. Römer); Üb. im Philolog. Proseminar, Abt. C.

Eulenburg: Kolonialwirtschaft u. Kolonialpolitik; Einführ. in d. Wirtschafts- u. Finanzlehre (Bürgerkunde, nationalökonom. Teil), f. Hörer aller Fakult.; Geld-, Kredit-, Bank- u. Börsenwesen; Üb. in d. Vereinigt. staatswiss. Seminaren.

Kötzschke: D. wirtschaftl. Entwickl. Deutschlands u. ihre kulturgeschichtl. Bedeut.; D. histor. Methode in den Geisteswissenschaften (als Teil einer „Einleitung in die Geisteswissenschaften''; Seminar f. Landesgeschichte u. Siedelungskunde; Üb. im Institut f. Kultur- u. Universalgeschichte.

Weißbach: Geschichte d. alten Vorderasiens; Üb. auf d. Gebiete d. oriental. Altertumskunde.

Woltereck: Spezielle Zoologie: Echinodermen, Arthropoden Mollusken; Vorfragen d. Deszendenztheorie; Hydrobiolog. Exkursionen u. Besprechungen.

Richter: A. Schopenhauer u. Fr. Nietzsche.

Reinisch: Aus d. Geschichte d. Petrographie; Mineralog.-petrograph. Praktikum f. Vorgeschr. Eingehendes Studium mineralog. u. petrograph. Methoden, ev. anschließ. Anleit. zu mineralog. od. petrograph. Untersuch. (mit Prof. **Rinne**); Mineralog.-petrograph. Kolloquium (mit Prof. **Rinne**); Üb. im Bestimmen v. Mineralien.

Wirth: Psychophysische Maßmethoden; Üb. zur psycholog. Methodenlehre; Psycholog. Laboratorium b (mit Prof. **Wundt**).

Friedrich: Wirtschaftsgeographie v. Europa; Üb. f. d. Studier. d. Handelshochschule: 1) f. Anf.: Das Wichtigste aus d. phys. Geographie als Grundlage d. Wirtschaft; 2) f. Fortgeschr.: Wiederholungskursus d. Länderkunde.

Marx: Theorie d. Ätherfrage.

Miehe: Systemat. Botanik m. Berücks. d. offizinellen Pflanzen; Die Vegetation d. Tropen m. Berücks. d. trop. Kulturpflanzen; Üb. im Pflanzenbestimmen; Bakteriolog. Praktikum; Botan. Exkursionen.

Ley: Physikal.-chem. Methoden d. Konstitutionsbest. bei organ. Verbind.; Valenz u. Elektrovalenz; Chem. Vollpraktikum f. Vorgerücktere (mit Proff. **Hantzsch, Stobbe** u. **Rassow**); Chem. Praktikum f. Mediziner (mit Prof. **Hantzsch**).

Scholz: Geschichte d. Kirchenverfassung im Mittelalter; Üb. im Histor. Institut B u. C (Seminare f. histor. Hilfswissenschaften, mittlere u. neue Geschichte).

Schaum: Absorption u. Lumineszenz, mit Demonstr.; Anleit. z. Projektion; Photochem.-photogr. Praktikum (m. Prof. **Le Blanc**); Photochem. Üb. (Spektralanalyse, mikrochem. Analyse, photogr. u. photochem. Methoden (m. Prof. **Le Blanc**); Physikal.-chem. Kolloquium (m. Proff. **Le Blanc, Böttger** u. Drr. **Drucker** u. **Freundlich**).

Lipps: Hauptprobleme d. Philosophie; Philosoph. Üb. (Vorträge u. Diskussionen) im Anschluß an Hegels Phänomenologie d. Geistes.

Nathansohn: Die botan. Grundlagen d. Abstammungslehre.

Doren: Die Blütezeit d. Florentiner Kultur; Üb. im Institut f. Kultur- u. Universalgeschichte.

Plenge: Kapital u. Kapitalismus; Krisen u. Konjunkturen (mit statist. Demonstr.); Üb. in den Vereinigten staatswiss. Seminaren.

Biermann: Geschichte d. Nationalökonomie, einschl. d. Anarchismus u. Kommunismus, nach dogmat. Methode; Die Entwickl. d. Reichsfinanzen u. d. Reichsfinanzreform, f. Stud. aller Fakult.; Üb. im Volkswirtschaftl. Seminar; Üb. im Institut f. Kultur- u. Universalgeschichte.

Dittrich: Elemente d. Religionsphilosophie; Allg. Rhythmik u. Metrik; Systematik d. Geisteswissenschaften mit besond. Rücksicht auf Philosophie u. Sprachwissenschaft (als Teil einer „Einleitung in die Geisteswissenschaften'').

Graf Vitzthum von Eckstädt: Architektur u. Plastik d. roman. Epoche; Üb. z. mittelalterl. Ikonographie.

Schall: Physikal.-chem. Einführungskurs, auch f. Mediziner, Darstell. elektrochem. Präparate (mit Prof. **Le Blanc** u. Dr. **Drucker**).

Böttger: Quantitative (Maß- u. Gewichts-)Analyse mit Demonstr.; Chem. Praktikum f. Analytiker (mit Prof. **Le Blanc**); Physikal.-chem. Kolloquium (mit Proff. **Le Blanc** u. **Schaum** u. Drr. **Drucker** u. **Freundlich**).

Scholl: Einf. in d. Elektrotechnik (Gleich- u. Wechselstromtechnik in elementarer Behandl., mit Experimenten), f. Hörer aller Fakult.; Üb. in Aufbau u. Vorführung physikal. Schulversuche; Physikal. Praktikum f. Pharmazeuten (mit Prof. **Wiener** u. Dr. **Jaffé**).

Koebe: Gewöhnl. Differentialgleichungen; Algebraische Analysis; Üb. z. analyt. Geometrie d. Ebene (mit Prof. **Rohn**); Üb. z. Infinitesimalrechnung u. zu den gewöhnl. Differentialgleichungen (mit Prof. **Herglotz**).

Priv.-Dozz. **Mentz:** Fragen d. Erkenntnislehre.

Brahn: Geschichte der griech. Philosophie.

D. Th. Schulz: Himmelsbild u. Weltanschauung im griech. u. hellenist. Altertum; Grundzüge d. altgeschichtl. Quellenkunde nebst Interpret. einig. Papyri.

Heller: Chemie d. organ. Farbstoffe; Chem. Vollpraktikum f. Vorgerücktere (mit Prof. **Beckmann** u. Drr. **Deußen, Scheiber, Sieverts** u. **Waentig**); Chem.-techn. Praktikum (mit Prof. **Beckmann**).

Schneider: Hume u. Kant (mit Lektüre); Üb. im Institut f. Kultur- u. Universalgeschichte.

Deußen: Das neue Deutsche Arzneibuch (5. Ausg.); Chem. Vollpraktik. f. Vorgerückt. (mit Prof. **Beckmann** u. Drr. **Heller, Scheiber, Sieverts** u. **Waentig**).

Löhnis: Landwirtschaftl. Produktionslehre (f. Stud. aller Fakult., speziell f. Juristen); Landw. bakteriolog. Praktikum (mit Prof. **Kirchner**): A. Großes Praktikum, B. Kleines Praktikum.

Drucker: Chemisches Rechnen; Physikal.-chem. Praktikum (mit Prof. **Le Blanc** u. Dr. **Freundlich**); Physikal.-chem. Einführungskurs, auch f. Mediziner, Darstell. elektrochem. Präparate (mit Proff. **Le Blanc** u. **Schall**); Physikal.-chem. Kolloquium (mit Proff. **Le Blanc, Schaum, Böttger** u. Dr. **Freundlich**).

Fredenhagen: Einführ. in d. theoret. Physik.

Herre: Allg. Geschichte im Zeitalter d. Reformation u. Gegenreformation; Üb. im Histor. Institut B u. C (Seminare f. histor. Hilfswissenschaften, mittlere u. neuere Geschichte).

Freundlich: Kapillarchemie (Chemie d. Kolloide u. verwandte Gebiete); Physikal.-chem. Praktikum (mit Prof. **Le Blanc** u. Dr. **Drucker**); Physikal.-chem. Kolloquium (mit Proff. **Le Blanc, Schaum, Böttger** u. **Dr. Drucker**).

Strieder: Preuß. Geschichte bis z. Tode Friedr. d. Gr. m. bes. Berücksich. d. wirtschaftl. Entwickl. u. d. Wirtschaftspolitik; Üb. im Histor. Institut B u. C (Seminare f. histor. Hilfswissenschaften, mittlere u. neuere Geschichte).

Schering: Umfang, Bestimmtheit u. Grenzen d. musikal. Ausdrucks (mit Analysen älterer u. neuerer Tonwerke); Grundzüge d. Geschichte d. kom. Oper; Musikwissenschaftl. Üb.; Im Auftrage v. Prof. **Riemann:** Histor. Kammermusikübungen.

Scheiber: Konstitutionsbestimmung organ. Verbind.; Chem. Vollpraktikum f. Vorgerücktere (mit Prof. **Beckmann** und Drr. **Heller, Deußen, Sieverts** und **Waentig**).

Sieverts: Katalyse (mit bes. Berücks. techn. Prozesse); Chem. Vollpraktik. f. Vorgerücktere (m. Prof. **Beckmann** u. Drr. **Heller, Deußen, Scheiber** u. **Waentig**).

Ostwald: Experimentelle Kolloidchemie II.

Merker: Geschichte d. deutschen Lyrik; Schrift u. Buchwesen in Deutschland; Lektüre d. „Armen Heinrich'' Hartmanns v. Aue.

Jaffé: Elemente d. statistischen Mechanik; Physikal. Praktikum (mit Prof. **Wiener**); Physikal. Praktikum f. Mediziner (mit Prof. **Wiener**); Physikal. Praktikum f. Pharmazeuten (mit Prof. **Wiener** u. Dr. **Scholl**).

Dieterich: Byzanz u. seine Bedeut. f. d. Weltliteratur; Einführung in d. hellenist. u. byzantin. Griechisch m. Textinterpret.; Üb. im Institut f. Kultur- u. Universalgeschichte.

Steche: Ausgew. Kapitel aus d. vergleich. Physiologie der Tiere II.

Schmeidler: Geschichte d. Nord- u. Ostseereiche bis z. Niedergang der Hansa; Geschichte d. Kolonisation d. deutschen Ostens im Mittelalter; Üb. im Histor. Institut B u. C (Seminare f. histor. Hilfswissenschaften, mittlere u. neuere Geschichte).

Klemm: Die Hauptströmungen d. Philosophie in d. jüngsten Vergangenh. u. Gegenwart; Psycholog. Laboratorium a (mit Prof. **Wundt**).

Waentig: Anwend. physikal. Methoden in d. Nahrungsmittelchemie; Chem. Vollpraktikum f. Vorgerücktere (mit Prof. **Beckmann** u. Drr. **Heller, Deußen, Scheiber** u. **Sieverts**).

Süß: Lateinisch f. Anfäng. (Formenlehre u. leichtere Lektüre); Philolog. Proseminar, Abt. D; Lektüre u. Interpret. des Petronius (m. einer Einleit. üb. den antiken Roman).

Schaefer: Methodik u. Technik d. analyt. Chemie, mit Demonstr.; Chem. Praktikum f. Analytiker (mit Prof. **Hantzsch**); Pharmazeut.-chem.-toxikologisches Praktikum (mit Prof. **Hantzsch**).

Friedmann: Einführ. in das vergleich. Studium des Altprovenzalischen u. Altfranzösischen mit Zugrundelegung altprovenzal. Texte; Molières Komödien; Romanisches Seminar (mit Prof. **Birch-Hirschfeld**).

Lilienfeld: Experimentelle u. techn. Kapitel aus d. Gebiete tiefster Temperaturen.

Bergmann: Geschichte der neueren Philosophie (von Descartes bis Kant).

Bergt: Kristalline Schiefer, mit Exkursionen.

Weyhe: Die Vorgänger Shakespeares; Englisches Proseminar (mit Prof. **Förster**).

Hempelmann: Allg. vergleich. Entwicklungsgeschichte.

Dr. **Seydel,** Lehrer der Vortragskunst u. Liturgie: Prakt. Kursus in rednerischer Stimmbildung u. Vortragskunst; Hierzu ein Parallelkursus; Vortragsüb. f. Vorgeschr.; Üb. in deutscher Rede (Vorträge, freies Sprechen u. Disputation); Liturg. Üb. f. Theologen.

Monod, Lector publicus: Le Mouvement poétique moderne (depuis 1870); Exercices pratiques de français (Prononciation. Lecture. Conversation), f. Stud. aller Fakult.; Roman. Seminar (m. Prof. **Birch-Hirschfeld**).

Dantzler, Lector publicus: American Literature II — Later 19th Century Writers: Longfellow, Lowell, Emerson etc.; Einführ. in d. engl. Umgangssprache; Englisches Seminar (mit Prof. **Förster**).

Grabbe, Lehrer f. Obst- u. Gartenbau: Obst- u. Formobstbau in Garten u. Feld; Gemüsebau in Garten u. Feld nebst Verwertung, Samengemüsebau u. feldmäßiger Anbau von Gewürzkräutern; Allg. Gartenbau inkl. Treiberei v. Gemüse u. Blumen.

Dr. **Blachstein,** Lektor f. Stenographie: Über das Gabelsbergerische Stenographie-System (Satzkürzung u. fremdsprachl. Übertragungen); Graphische Grenzgebiete (Anagrammatik u. künstl. Sprachen).

Dr. **Kuhr,** Universitäts- u. Oberturnlehrer: Allg. Akad. Turnabend an d. Universität Leipzig: Gemein-, Geräte- u. Schwedisches Turnen; Turnspiele, volkstüml. Turnen, sportl. u. leichtathlet. Üb. — Die Einteil. d. Riegen- u. Spielmannschaften erfolgt nach d. Fertigkeit.

Prof. **John:** Für Mitglieder d. „Pädagog. Seminares f. Landwirtschaftslehrer'': Die histor. u. pädagog. Grundlagen d. landw. Unterrichtsanstalten; Unterrichtslehre f. Landwirtschaftslehrer; Prakt. Üb. in d. Übungsschule d. Seminars (Fachschule f. Land- u. Gartenbau).

Prof. **Weigand:** Turnen an Geräten u. Freiüb. in mehreren, nach Fertigkeit geteilten Riegen.

Groh: Seminarlehrer u. Oberturnlehrer: Leiter des Staatlichen Turnlehrerkursus für Studierende. 1) Unterricht in all. Übungsarten d. deutschen Turnens, Geschichte u. Literatur, Systematik u. Methodik des Turnens, Lehrüb. in all. Jahrgängen; Gerätkunde; 2) Durch Dr. med. **Jäger:** Physiolog. Anatomie. Eintritt u. Beginn: November. Hospitieren Studierender zu jed. Zeit gestattet. Näheres wird zu Beginn des Kursus am Schwarzen Brett bekannt gegeben.

Roux, Universitätsfechtmeister: Fechtunterricht in allen Waffengattungen.

Sack, Universitätsstallmeister: Reitunterricht.

Prof. **M. Seliger,** Direktor d. Königl. Akademie f. graph. Künste u. Buchgewerbe, gestattet d. Studierenden d. Universität Teilnahme an sämtl. praktischen u. theoret. Übungen in der Akademie.

Hamburgisches Kolonialinstitut.

Verzeichnis der Vorlesungen und Übungen

vom 15. April bis 12. August 1911.

I. Vorlesungen.

Vorbemerkung: An den Exkursionen können nur die Hörer der zugehörigen Vorlesungen teilnehmen.

1. Geschichte, Rechts- und Staatswissenschaften.

Prof. Dr. **Keutgen:** Allgemeine Kolonialgeschichte der Neuzeit. I. 1stündig. — Prof. Dr. **Perels:** 1) Kolonialrecht, II. Teil. 2stündig. 2) Übungen im Kolonialrecht für juristisch vorgebildete Hörer. 2stündig. — Dr. **Radlauer:** Übungen zur Einführung in das Kolonialrecht. Für juristisch nicht vorgebildete Hörer. II. Teil. 2stündig. D. Dr. **Richter (Schwanebeck):** Die Geschichte der protestantischen Missionen in den deutschen Kolonien im Rahmen der allgemeinen Kultur- und Kolonialbewegung. — Prof. D. Dr. **Schmidlin (Münster i. W.):** Die katholischen Missionen in den deutschen Kolonien. — Dr. **Graef (Düsseldorf):** Verwaltungspraxis in den Kolonien mit besonderer Berücksichtigung der Eingeborenenverwaltung. Alle 14 Tage. 2stündig. — Prof. Dr. **Rathgen:** Kolonialpolitik mit Übungen, II. Teil: Koloniale Wirtschaftspolitik. 4stündig. — Prof. Dr. **Rathgen** und Prof. Dr. **Voigt:** Besichtigung von Warenlagern, Aufbereitungsanstalten u. industriellen Anlagen. — **Koock:** Buchführung und Bilanzkunde mit Übungen. 2stündig.

2. Kolonialwirtschaft und Naturwissenschaften.

Prof. Dr. **Fesca:** 1) Allgemeine Ackerbaulehre (Klima und Bodenlehre). 2stündig. 2) Spezielle Pflanzenbaulehre (Ernährungsfrüchte, Südfrüchte). 2 stündig. 3) Tierische Ernährungslehre. 1 stündig. 4) Landwirtschaftliches Laboratorium in Gemeinschaft mit Dr. **Grimme.** 2stündig. — Prof. Dr. **Voigt:** 1) Koloniale Nutzpflanzen, ihre Kultur und ihre Produkte, mit Demonstrationen. (Nur im Sommersemester). 3 Kurse. 2) Praktische Übungen im Erkennen und Untersuchen pflanzlicher Erzeugnisse des Handels. 4 Kurse. — Prof. Dr. **Voigt** und Prof. Dr. **Rathgen:** Besichtigung von Warenlagern, Aufbereitungsanstalten und industriellen Anlagen. — Prof. Dr. **Zacharias:** Spezielle Botanik. 2stündig. — Prof. Dr. **Klebahn:** 1) Die Grundlagen der landwirtschaftlichen Pflanzenzüchtung. 1stündig. 2) Einführung in die Lehre von den Pflanzenkrankheiten 1stündig. — Dr. **Reh:** 1) Tierische Schädlinge der Kulturpflanzen unserer Kolonien und ihre Bekämpfung. 1 stündig. 2) Zoologische Exkursionen. — Prof. Dr. **Brick:** Krankheiten der tropischen Kulturpflanzen, verbunden mit praktischen Übungen. 1stündig. — Dr. **Heering:** Grundzüge der Pflanzengeographie mit besonderer Berücksichtigung der natürlichen Grasvegetation der deutschen Kolonien. 6 Stunden. — Dr. **Neumann:** 1) Die natürlichen und wirtschaftlichen Faktoren der Landwirtschaft mit Berücksichtigung der Verhältnisse der Kolonien. 1 stündig. 2) Pferde- und Rindviehzucht mit Berücksichtigung der Verhältnisse der Kolonien. 2stündig mit praktischen Demonstrationen. 3) Landwirtschaftliche Exkursionen. — Prof. **Glage:** Gesunde und kranke Milch (Milchhygiene). 1stündig. — Prof. Dr. **Peter:** 1) Die hauptsächlichsten Tierseuchen in den Kolonien, die Maßnahmen zu ihrer Verhütung und Tilgung (Reichsviehseuchengesetz). 1 stündig. 2) Verschiedene Krankheiten der Haustiere mit Demonstrationen, ausgewählt nach ihrer wirtschaftlichen, forensischen oder hygienischen Bedeutung. 1stündig. — Prof. Dr. **Fülleborn:** Einige für die Kolonien wichtige Tierseuchen. 3 Stunden. — Fischereidirektor **Lübbert:** 1) Ausnutzung von Fischgewässern an der Küste und im Binnenlande, mit praktischen Demonstrationen. 1stündig. 2) Fischereiliche Exkursionen. — Dr. **Sokolowski:** Führungen durch den Zoologischen Garten und Hagenbecks Tierpark, verbunden mit Demonstrationen von Nutz- und Wirtschaftstieren unserer Kolonien. 2stündig. — Prof. Dr. **Voller:** Experimentalphysik, II. Teil. Elektrizitätslehre. Für Landwirte. 2stündig. — Prof. Dr. **Sennewald:** Experimentalchemie mit besonderer Berücksichtigung der Technik und Landwirtschaft. II. 2stündig. — Baumeister **Uhde:** Übersicht über das Maschinenwesen unter Betonung der für die Kolonien wichtigen Einrichtungen mit Besichtigungen industrieller und gewerblicher Anlagen. (Fortsetzung). 2stündig. — Prof. Dr. **Gürich:** 1) Die wichtigsten nutzbaren Minerale und Gesteine der deutschen Schutzgebiete, erläutert in praktischen Übungen. 2stündig. 2) Geologische Exkursionen. 3) Praktische Übungen im geologischen und agronomischen Kartieren.

3. Landes- und Völkerkunde.

Prof. Dr. **Passarge:** 1) Landeskunde der deutschen Kolonien (Südsee u. Kiautschou). 2stündig. 2) Anthropogeographie. 4stündig. 3) Geographische Übungen. 2stündig. 4) Anleitung zu geographischen Beobachtungen. 2stündig. 5) Exkursionen. Alle 14 Tage — Dr. **Schlee:** Grundzüge der allgemeinen Erdkunde (zur Einführung in das Verständnis der Länderkunde). 2stündig. — Dr. **Graff:** Anleitung zu Routenaufnahmen und geographischen Ortsbestimmungen, verbunden mit praktischen Übungen. 2stündig. Auf der Sternwarte Bergedorf. — Prof. Dr. **Becker:** Geschichte und spezieller Charakter des Islams in Afrika. 2stündig. — Prof. Dr. **Thilenius:** 1) Völkerkunde der deutschen Kolonien (Afrika). 2 stündig. 2) Kolloquium und Anleitung zur Sammlung ethnographischen Materials. — Dr. **Reche:** Anthropometrisches Praktikum. 1 bis 2 stündig.

4. Hygiene.

Prof. Dr. **Mühlens:** Ausgewählte Kapitel aus der Tropenhygiene. 8 Stunden.

5. Sprachen.

Prof. **Meinhof:** 1) Suaheli für Anfänger. 4stündig. 2) Suaheli für Fortgeschrittene. 2stündig. 3) Phonetik mit besonderer Berücksichtigung der afrikanischen Sprachen. 1stündig. 4) Vergleichende Grammatik der Bantusprachen. 1stündig. 5) Übungen im Suaheli mit dem Lektor **Mtoro bin Mwenyi Bakari.** Täglich außer Sonnabends. 2stündig. 6) Herero, Ewe, Ful, für Anfänger. — Prof. Dr. **Franke:** 1) Erklärung chinesischer Texte modernen Stils für Fortgeschrittene. 2stündig. 2) Erklärung chinesischer Texte klassischen (alten) Stils für Fortgeschrittene. 2stündig. — Prof. Dr. **Schädel:** Grundzüge der allgem. Phonetik unter besonderer Berücksichtigung des Französischen. Mit Demonstrationen und Lichtbildern. 1stündig. — Prof. Dr. **Hagen:** Japanisch I. für Anfänger. — **Hara:** Japanisch II. für Fortgeschrittene. 2stündig. — Dr. **Tschudi:** 1) Arabisch für Anfänger. 2stündig. 2) Persisch für Anfänger. 2stündig. 3) Türkisch für Anfänger. 2stündig. — Dr. **Panconcelli-Calzia:** 1) Italienisch I. für Anfänger. Fortsetzung des Winterkursus. 4stündig. 2) Italienisch II. für Fortgeschrittene. 2stündig. 3) Phonetisches Praktikum. 2stündig. — Dr. **Ziebarth:** 1) Neugriechisch I. für Anfänger. 2stündig. 2) Neugriechisch II. für Fortgeschrittene. 2stündig. — **Harris:** 1) Englisch I. für Anfänger. Neuer Kursus. 4stündig. 2) Englisch f. Anfänger. Fortsetzung des Winterkursus. 4stündig. 3) Englisch II. für Fortgeschrittene. 2stündig. — Dr. **Lavoipière:** 1) Französisch I. für Anfänger. Fortsetzung des Winterkursus. 4stündig. 2) Französisch II. für Fortgeschrittene. 2stündig. — **Cortijo:** 1) Spanisch I. für Anfänger. Fortsetzung des Winterkursus. 4stündig. 2) Spanisch II. für Fortgeschrittene. 2stündig. — **Frl. Ey:** 1) Portugiesisch I. für Anfänger. Fortsetzung des Winterkursus. 4stündig. 2) Portugiesisch II. für Fortgeschrittene. 2stündig.

II. Unterricht in technischen Hilfsfächern

Prof. Dr. **Voigt:** Demonstration von Ausrüstungen für botanisches Sammeln auf Reisen. Einmal 2 Stunden. — Dr. **Reh:** Anleitung zum Sammeln, Beobachten und Konservieren von Tieren. 2 Stunden. — Prof. Dr. **Fesca:** Übungen im Anlegen und Bewirtschaften kolonialer Nutzgärten; Demonstration von Obstanlagen in Gemeinschaft mit Obergärtner **Warnecke.** — Oberingenieur **Sperber:** Haus-, Wege- u. Brückenbau in den Kolonien. 1stündig. Kaidirektor **Winter:** Kai- u. Hafenbetrieb. 2stündig. — Dr. **Förster:** Anleitung zum Segeln auf Fluß und See. Vorträge und praktische Übungen. — **Präparatoren des Naturhistorischen Museums:** Anleitung zum Abbalgen, Skelettieren, Konservieren und Ausstopfen der höheren Wirbeltiere.

In Aussicht genommen sind:

1) Kursus der Photographie nach Vereinbarung. 2) Anleitung zum geographischen und ethnographischen Zeichnen in den Instituten nach Vereinbarung.

III. Unterricht in körperlichen Übungen.

Reitunterricht und Fechtunterricht nach Vereinbarung.

Zur Ergänzung der Vorlesungen des Kolonialinstituts werden die Hörer und Hospitanten auf die Vorlesungen und Übungen des Allgemeinen Vorlesungswesens hingewiesen. Das Diplom über die **koloniale Ausbildung** kann nach einem einjährigen Kursus erworben werden. Das **kolonial-landwirtschaftliche Studium** dauert vier Semester und kann ebenfalls mit einem Diplomexamen abgeschlossen werden.

Das Vorlesungsverzeichnis, das auch die Vorschriften für die Hörer und Hospitanten über Zulassung, Gebühren usw. und ferner die Vorlesungen und Übungen des Allgemeinen Vorlesungswesens enthält, ist vom Bureau des Kolonialinstituts, Hamburg 36, Dammthorstr. 25, gegen Einsendung von 30 Pf. in Marken zu beziehen.

Bösendorfer Klaviere



Gespielt von Liszt, Rubinstein, Bülow und allen lebenden Meistern



Musikinstrumente für Orchester, Schule und Haus.



Preisliste No. 1 frei! Grosses Lager von allen italien., deutschen, franz. Geigen.

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Echte billige **Briefmarken**
100 As., Afrik., Austr. 2.– | 500 versch. nur 3.50
1000 versch. nur 11.– | 2000 „ „ 48.—
Max Herbst, Markenhaus, Hamburg Z.
Grosse **illustr.** Preisliste gratis u. franko.

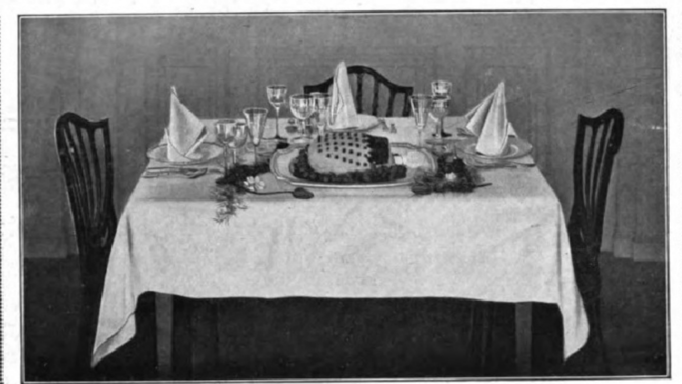
IN DEN APOTHEKEN.



Bestandteile: 50% Gummi, 40% Zucker, 10% Isländ. Moos; d. h. das Decoct aus demselben.

FABRIK: FRANKFURT A/M.

VERLAG von J. J. WEBER in LEIPZIG 26



Probeabbildung aus nachverzeichnetem Werke.

Die vornehme Gastlichkeit der Neuzeit

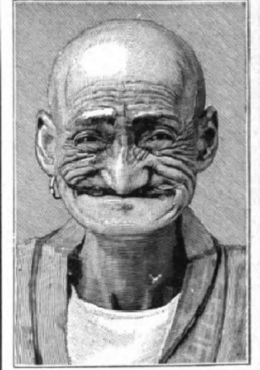
Ein Handbuch der modernen Geselligkeit, Tafeldekoration und Kücheneinrichtung.

Unter Mitwirkung von M. Rapsilber und A. Steimann und in Verbindung mit hervorragenden Fachleuten herausgegeben von RICHARD GOLLMER. Mit 392 Abbildungen und 12 Originalmenüs in authentischen Nachbildungen. — Preis in Originaleinband 5 Mark.

Dieses Buch ist auch als dritter (Ergänzungs-)Band von Webers Universal-Lexikon der Kochkunst, achte Auflage, erschienen. Bei gleichzeitigem Bezuge mit diesem Werke kostet „Die vornehme Gastlichkeit der Neuzeit" im Einband des Universal-Lexikons der Kochkunst statt 5 Mark nur 4 Mark.

Ausführliche illustrierte Prospekte stehen unentgeltlich zur Verfügung.

Verlag von J. J. Weber, Leipzig 26



Der Mimiker Morimoto.

Fahrend Volk.

Abnormitäten, Kuriositäten und interessante Vertreter der wandernden Künstlerwelt.

Von **Signor Saltarino.**

Mit 135 authentischen Abbildungen.

In Originalleinenband 12 Mark.

Inhalt: Akrobaten und Gymnastiker. Athleten, Ringkämpfer und Riesen. Zwerge. Schlangenmenschen. Zauberkünstler. Kunstschützen u. Messerwerfer. Hungerkünstler. Zusammengewachsene Menschen. Rumpf- und Fußkünstler. Mimiker und Hautmenschen. Haar- u. Bartmenschen. Tättowierte. Rechenkünstler. Schnelläufer. Schnellmaler. Schwertakrobaten. Strazini, barfuß auf Glasscherben tanzend, den Kopf in Glasscherben vergrabend, feuerspeiend. ::

Die junge Frau.

Betrachtungen und Gedanken über Schwangerschaft, Geburt u. Wochenbett von **Dr. Wilhelm Huber.** In Originaleinband 3 M., in vornehmem Geschenkeinband mit Goldschnitt 4 M.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.



Verlangen Sie unser Fabrikat in den einschlägigen Spezial-Häusern u. Manufakturwaren-Handlungen:
Nur Erstklassiges Fabrikat in
Portieren
Galerieborten, Kissenplatten
Möbelbezügen, Fenstermänteln
Tischdecken
aus Tuch, Filztuch, Velvet, Mohair
Plüsch, Leinen, Kochelleinen etc.
Nächste Bezugsquelle wird gerne nachgewiesen.
Martin Hauer's Wwe
Mechanische Stickerei
Nürnberg.



Vorstehendes Warenzeichen ist auf Grund des Gesetzes zum Schutz der Warenbezeichnungen vom 12. Mai 1894 gemäss der Anmeldung vom 26. Juni 1909 für Actiengesellschaft vorm. Apotheker Richard Brandt zu Schaffhausen, Schaffhausen (Schweiz), am 13. Oktober 1909 unter 122385 in die Zeichenrolle eingetragen. — Aktenzeichen A. 7620, Klasse 2. — Geschäftsbetrieb, in welchem das Zeichen verwendet werden soll: Fabrikation und Vertrieb von Abführpillen. — Waren, für welche das Zeichen bestimmt ist: Abführpillen.

Kaiserliches Patentamt.

(Stempel des Kaiserlichen Patentamtes.)

Villen und kleine Familienhäuser

von **Georg Aster.** Elfte Auflage. Mit 112 Abbildungen von Wohngebäuden im Bauwerte von 2600 bis 60000 Mark nebst dazugehörigen Grundrissen, 23 in den Text gedruckten Figuren und einem Anhang über schwedische und deutsche Holzhäuser. In Originalleinenband 5 Mark.



Wohnhaus für eine Familie.

Familienhäuser für Stadt und Land

als Fortsetzung von „Villen und kleine Familienhäuser" von **Georg Aster.** Zweite Auflage. Mit 110 Abbildungen von Wohngebäuden im Bauwerte von 5000 bis 100000 Mark nebst dazugehörigen Grundrissen und 6 Textfiguren. In Originalleinenband 5 Mark. :: :: :: ::

Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.



Binokel, Ferngläser, Barometer.
Nur erstklassige Fabrikate.
Bequemste Zahlungsbedingungen ohne jede Preiserhöhung.
Illustr. Preisliste Nr. 24 kostenfrei.
G. Rüdenberg jun.
Hannover und Wien.

Vorher!



Gegen Korpulenz gebraucht man in Paris „Le Thé Mexicain du Dr. Jawas"

ohne die Gesundheit zu schädigen, mit vorzüglichem Erfolg. Ohne jede Diät.

„Thee Mexicain wird zubereitet in der Apotheke Narodetzki-Rezall, Paris."

Die Korpulenz beeinflusst nicht allein die Eleganz der Figur, sondern macht vor der Zeit alt, **Thee-Mexicain von Dr. Jawas macht schlank und verleiht graziöse Taille.**

Erfolg überraschend! Man hüte sich vor Nachahmungen und achte auf den Namen **„Thee-Mexicain"** von Dr. Jawas, Paris.

Erhältlich in den Apotheken. Preis per Paket M. 4,50.

Engrosdepot in Deutschland: Ludwigsapotheke München; Berlin C., Apotheke zum weissen Schwan; Breslau, Naschmarkt-Apotheke. **in Oesterreich-Ungarn:** Josef von Török, Budapest.

Nachher!







Abbazia-Veilchen
von
Hahn & Hasselbach
Dresden.
Natürlichster
Veilchenduft.
In allen Apotheken, Drogerien u. Parfümerien.

Wie werde ich größer?



Ein Körperbildungssystem von Dr. Henry Waldow. **Entwickelt** schnell alle Muskeln u. **stärkt** den ganzen Organismus. Das Buch enthält bisher unbekannte Anleitungen, Ihre Körpergröße um **10—15 cm** zu erhöhen. Preis **Mk. 2,20**, Nachn. 2,40.
Richard Rudolph
Dresden 10/308, Sachsen-Allee 9.



Es gibt nichts Schöneres

als die Pflege und die Zucht seltener Gewächse. Rothschild, Joseph Chamberlain, Trevor Lawrence, Baron Schröder und viele andere hervorragende Mitglieder der Gesellschaft betreiben die Pflanzenzucht als Sport, und stehen in ihren Gewächshäusern Pflanzen, die ein Vermögen gekostet haben. Höntsch's Wintergärten und Höntsch's Gewächshäuser in ihrer klar durchdachten Konstruktion ermöglichen jedem Blumenfreund, seinen Lieblingen selbst mit bescheidensten Mitteln in vornehmer Weise einen anheimelnden Aufenthaltsort zu schaffen

Verlangen Sie kostenlose Zusendung unserer illustrierten Broschüre :: ::

Höntsch & Co., Dresden-Niedersedlitz 44
Spezialfabrik für Gewächshausbau, Wintergärten, Heizungsanlagen mit Höntschkessel.

Rasse-Hunde-Zucht-Anstalt u. -Handlung
Arthur Seyfarth
Köstritz i. Thür.
Weltbek. Etablissement. Gegr. 1864.



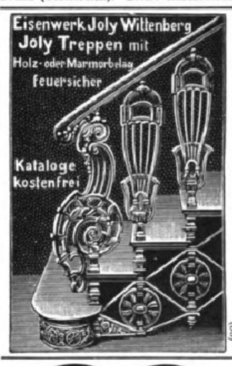
Lieferant vieler europ. Höfe. Präm. mit höchsten Auszeichnungen.

Versand sämtlicher moderner
Rasse-Hunde
edelst. Abstamm. vom kleinst. Salon-Schosshündchen b. z. gr. Renommier-, Wach- u. Schutzhund, sowie alle Arten
Jagd-Hunde. Gar. erstkl. Qualität.
Export nach allen Weltteilen unter Garantie gesund. Ank. zu jed. Jahresz. Preisliste franko. Illustr. Pracht-Album mit Preisverzeich. nebst Beschreib. der Rassen M. 2. Das interess. Werk: „Der Hund und seine Rassen, Zucht, Pflege, Dressur, Krankheiten" M. 6. (527)



(501)

Damen die ihre Gesundheit nicht verlieren wollen, erhalten in diskreten Fällen eine zuverläss. Gesundheit schonende ärztl. Hilfe. Auch Medikamente. Adr. D. Kurpiel, Facharzt, Minoritengasse 8, Brünn (Oesterreich). Briefe einschreiben.



(53)



(138)

Der gute Ton und die feine Sitte. Von Eufemia v. Adlersfeld. 4. Aufl. Preis 2 M. J. J. Weber, Leipzig 26.



Körperpflege durch Wasser, Luft und Sport. Eine Anleitung zur Lebenskunst von **Dr. Julian Marcuse.**
Mit 121 Abbildungen. In illustriertem Rohleinenband 6 Mk.
Ausführliche Prospekte stehen unentgeltlich zur Verfügung.
Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

Dauernd Freude und Genuss!

Adler
Fahrräder



sind seit Jahrzehnten
unübertroffen
wegen vorzüglicher Qualität in Material und Arbeit, ihres spielend leichten Laufes und eleganten Aussehens.
Zahlreiche Erfolge in grössten Dauerfahrten.
Herren-, Damen- und Jugendräder. — Adler Freilauf. — Doppel- und dreifache Uebersetzung. — Adler Kettenlos, etc.

Geschäfts-Räder
Besonders kräftige Bauart und Ausstattung. — Vorzügliche Bereifung. — In verschiedenen Lackierungen. — Spezial-Firmen-Schilder.

Man verlange Katalog Lp. 3.

Adlerwerke vorm. **Heinrich Kleyer A.G.**
Frankfurt a. M.
Gegründet 1880. ca. 3500 Arbeiter.
Fabrikation: Fahrräder, Automobile aller Arten, Schreibmaschinen, Luftschiffmotore.
Spezial-Kataloge auf Wunsch.
Zahlreiche Auszeichnungen im In- und Auslande.
Preuss. Staatsmedaille in Gold. 1910 (240)
Brüsseler Weltausstellung
Zwei Grands Prix.



Aug. Grote & Co., Frankfurt a. M.
Gegr. 1867.
(538)



Ein Atom genügt. Preis 3 u. 6 Mk.
Blütentropfen ohne Alkohol im **Leuchtturm**
:: Wundervoller, täuschend natürlicher Duft des **frischen Maiflieders** ::
Brüssel 1910: Grand Prix. Georg Dralle Hamburg.



(512)



(237)

Echte Briefmarken. Preisliste gratis sendet **August Marbes, Bremen.** (28)

Strümpfe u. Trikotagen
Bestes deutsches Fabrikat.
Abgabe direkt an Private.
Günstige **Bezugsquelle** bei **Aussteuer.**
Spezialität: **Feine Strümpfe** und **Socken in Wolle, Baumw., Flor u. Seide.**
Ersatzfüsse. (564)
— Trikot-Leibwäsche. —
Gotthardt Schröder, Zeulenroda.
Bitte Preisliste zu verlangen.

Schachspielkunst. V. K. J. S. Portius. 12., verm. u. verb. Auflage. 2 M. 50 Pf. Verlag von J. J. Weber, Leipzig 26.

Felsche, Leipzig-Gohlis
Wilhelm Felsche
Königl. Sächs. Hoflieferant
Cacao Chocolade

Illustrirte Zeitung

Nr. 3530. 136. Bd. Leipzig, 23. Februar 1911.

Chemigraphische Anstalt von J. J. Weber in Leipzig.

Karneval. Nach einem Gemälde von F. Skarbina.

Die Philippinen unter amerikanischer Herrschaft.

Als Spanien nach seinem unglücklichen Kriege mit den Vereinigten Staaten von Amerika vor zwölf Jahren die Philippinen dem Sieger abtreten mußte, erhielt es als Kaufsumme noch 80 Mill. ℳ, für den Besiegten ein glänzendes Geschäft, denn die Inseln wären auch ohne diesen Krieg, bei dem die Vereinigten Staaten durch ihre Hilfe nur den sicheren Sieg der seit Jahren aufständigen Bevölkerung beschleunigt hatten, verloren gegangen. Die Amerikaner wurden damals von allen anderen Nationen um ihren neuen Besitz beneidet, bis sich herausstellte, daß sie nur einen Trümmerhaufen erworben hatten, auf dem alles mit ungeheueren Kosten und Mühen wieder aufgebaut werden mußte, ohne dabei die Aussicht auf dauernden Besitz zu gewährleisten. Die Sünden der spanischen Kolonialpolitik hatten sich so auch noch an dem Sieger gerächt. Ein kurzer Rückblick in die Vergangenheit der Inseln gibt hierfür die Erklärung.

Die Spanier haben in den 328 Jahren ihrer Herrschaft nur einen kleinen Teil des Volkes, und zwar bloß den besitzenden, Bildung und Gesittung gelehrt, der bei weitem größte Teil war kaum mehr als Sklaven der Spanier oder der eingeborenen Grundbesitzer, der sogenannten Caciques. Aber auch diesen ward es unmöglich gemacht, irgendwelche Anhänglichkeit an die spanische Herrschaft und an spanische Einrichtungen zu gewinnen, da sie ebenfalls als niedere Rasse behandelt wurden und ihnen jeder Einfluß oder Anteil an der Regierung versagt war. Die Früchte ihrer Arbeit kamen nicht dem Lande zugute, sondern Spanien, vor allem den spanischen Kolonialbeamten. Die Geschichte der Inseln weiß daher eigentlich nur von Unterdrückung sich immer wiederholender Aufstände und von fruchtlosen Expeditionen in das nur halb unterworfene Innere zu berichten, daneben aber auch von ewigen Streitigkeiten zwischen weltlichen und geistlichen Behörden. Als dann der Einfluß der spanischen Geistlichkeit, besonders der Orden, auf das Volk gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts abzunehmen begann, hauptsächlich weil die mißachtete eingeborene Geistlichkeit, die nur zu den untersten Stellen zugelassen ward, den Spaniern ihre Unterstützung versagte, war der spanischen Herrschaft ein ruhmloses Ende beschieden; sie verschwand, fast ohne eine Spur zu hinterlassen, mit ihr das ganze Staatsgebäude, alle sozialen Einrichtungen und Schranken. Von Spaniern selbst blieb nur eine kleine Anzahl Kaufleute und Gewerbetreibende im Lande.

Für die Bevölkerung bedeutete dieser lange ersehnte Zeitpunkt eine ungeheuere Enttäuschung und eigentlich erst den Beginn ihrer größten Leidenszeit. Sie hatte geglaubt, sich die Freiheit erobert zu haben, und wurde gewahr, daß sie in den Amerikanern nur einen neuen Herrn erhalten hatte, der ihrem orientalischen Fühlen und Denken weit ferner stand als ihr früherer und dazu nicht einmal desselben Glaubens war wie sie. Aus den bisherigen Verbündeten wurden alsbald erbitterte Feinde. Die Aufständischen, im offenen Felde geschlagen, hetzten die in Anarchie zurückgefallene Landbevölkerung auf, so daß der jetzt beginnende, fast zwei Jahre währende Krieg von den Amerikanern nur dadurch siegreich zu Ende geführt werden konnte, daß das Land mit mehr als fünfhundert Militärstationen übersät wurde, wozu eine Truppenmacht von 465 000 Mann erforderlich war, doppelt so viel, als die Spanier je auf den Inseln gehabt hatten. Dafür ward die Eroberung aber auch vollständig und der wirkliche Machtbereich weiter ausgedehnt, als es je unter der spanischen Herrschaft der Fall gewesen war.

Nach Niederwerfung des Aufstandes begann der Wiederaufbau des Gemeinwesens, ein Werk, das nicht nur deshalb von großem Interesse ist, weil es auf rein theoretischen Grundsätzen beruht, sondern auch, weil es in all und jedem der früheren spanischen Herrschaft entgegengesetzt ist, sich aber außerdem auch von den Kolonisationsmethoden aller anderen Völker unterscheidet. Die Amerikaner verzichteten eben auf jegliche Erfahrung anderer Nationen. Sie hatten sich bei Übernahme der Inseln den Philippinos gegenüber verpflichtet, dereinst die Inseln wieder zu räumen, sobald diese zur Selbstregierung befähigt sein würden. Von rein egoistischem Standpunkt aus hätten sie also ihre Regierungsmethode nur der früheren spanischen ähnlich zu gestalten brauchen und wären sicher gewesen, daß die Eingeborenen nie die Fähigkeit zur Selbstverwaltung erreichen würden. Diese einseitige Politik war, abgesehen von ihrer Unvereinbarkeit mit dem demokratischen Geist der Vereinigten Staaten, auch durch die exponierte Lage der Philippinen China und Japan gegenüber ausgeschlossen, denn dem Angriffe dieser nahen Nachbarn gegenüber können die Amerikaner nur dann sich zu behaupten hoffen, wenn sich ihre Herrschaft auf die Anhänglichkeit und das Vertrauen der Bevölkerung stützt und deren Hilfe gewiß ist. Hiernach war als Richtschnur für die amerikanische Kolonialpolitik gegeben, erstens, sich die Sympathien der Philippinos zu erwerben, und zweitens, sie nach Möglichkeit zu amerikanisieren, damit sie eine völlige Lostrennung auch in Zukunft nicht anstreben. Von diesen Gesichtspunkten aus ist die Politik der Vereinigten Staaten auf den Philippinen leicht verständlich.

Grundprinzipien ihrer Herrschaft sind: Gewährung von Gleichberechtigung der Eingeborenen mit den Amerikanern, politische Erziehung des Volkes durch Selbstregierung, soweit dies möglich, und Hebung seines geistigen Niveaus durch Ausdehnung des Schulwesens, wie es in anderen zivilisierten Ländern wohl gebräuchlich, auf den Philippinen bisher aber völlig unbekannt war. Auf welche Weise und mit welchem Erfolge diese Prinzipien in die Wirklichkeit übersetzt worden sind, sollen einige charakteristische Maßnahmen der Regierung zeigen.

An der Spitze der Regierung steht der Generalgouverneur, dem das Parlament, das sich in Oberhaus oder Regierungskommission und Unterhaus (assemply) scheidet, beigegeben ist. Das Oberhaus setzt sich nur aus acht Personen zusammen, unter ihnen der Gouverneur und die drei jeweiligen Minister, die sämtlich Amerikaner sind, dazu kommen vier Eingeborene, die vom Gouverneur ernannt werden. Da ohne das Oberhaus kein Gesetz zustanden kommen kann, so konnte das Unterhaus den Eingeborenen völlig überliefert werden. Seine Mitglieder werden nach einem wenig amerikanisch anmutendem Wahlsystem gewählt, das nur etwa zwölf Prozent der Bevölkerung zu Wählern zuläßt. Nur wer englisch oder spanisch spricht oder sieben Dollar Steuern zahlt, ist wahlberechtigt. Diese Bestimmung bezieht sich sowohl auf die Parlamentswahlen als auch auf die Provinzial- und Kommunalwahlen. In der Annahme, daß das Unterhaus trotz der Sichtung der Wählermassen streiken könnte, ist in der Verfassung vorgesehen, daß im Falle einer Nichtbewilligung des Budgets das Budget des vorigen Jahres automatisch weiterzugelten habe. Die Regierungsmaschine kann also im Notfalle auch ohne das Unterhaus arbeiten. Eine weitere Sicherheitsmaßnahme besteht darin, daß alle Gesetze dem Veto des Kongresses in Washington unterliegen.



Plakette der Eleonora Duse. Von Iginio Montini, Berlin.

Das erste Parlament wurde 1907 gewählt. Von einer auch nur kleinen, Amerika anhänglichen Partei ist nichts darin zu spüren. Die Parteien unterscheiden sich nur darin, ob sie für sofortige Selbständigkeit sind oder die Amerikaner noch einige Jahre länger auf den Philippinen dulden wollen. Das Unterhaus unterbreitete alsbald dem Kongreß eine Resolution, in der es hieß: „Die Nation der Philippinos, felsenfest davon überzeugt, daß sie die Fähigkeit zur Selbstregierung als eine zivilisierte Nation besitzt, hat den glühenden Wunsch, unabhängig zu sein." Tatsächlich hat sie diese Fähigkeit noch nicht bewiesen. Zwar sind die Provinzial- und Kommunalregierungen gleich dem Unterhaus den Eingeborenen überliefert, aber mit der wesentlichen Einschränkung, daß die Verwaltung der öffentlichen Gelder überall einem Amerikaner anvertraut ist, eine Maßnahme, die sich bei dem völligen Mangel an Ehrgefühl und Ehrlichkeit bei den Eingeborenen als durchaus notwendig erwiesen hat. Die Stadt Manila wird nur von Amerikanern verwaltet.

Ebenso geringe Erfolge, wie die Amerikaner bis jetzt mit ihrer teilweisen Gewährung von Selbstverwaltung erreicht haben, sind durch ihre mit Feuereifer betriebenen und überhasteten Erziehungsversuche erreicht worden. Kaum war ihre Herrschaft fest begründet, als sich ein Heer von tausend amerikanischen Lehrern und Lehrerinnen, das bald auf zweitausendvierhundert erhöht wurde, über das Land ergoß. Von Kenntnis der spanischen oder der Landessprache war bei diesem überall in den Vereinigten Staaten zusammengelesenen Personal keine Rede, es hatte daher auch nur sehr geringe Erfolge aufzuweisen. Gegenwärtig sind an seine Stelle fünftausend eingeborene Lehrerinnen getreten, die auf den Seminaren aber nur so wenig Englisch gelernt haben, daß auch ihre Erfolge, die Jugend neben den Elementarfächern Englisch zu lehren, gering sind. An eine schnelle Verbreitung der englischen Sprache, wie sie bis vor kurzem erhofft wurde, ist daher nicht zu denken, um so weniger als bis jetzt trotz aller Anstrengungen nur etwa vierzig Prozent der Kinder Unterricht erhalten. Und doch hängt in den Augen der Amerikaner sehr viel davon ab; denn mit der Sprache, so hofft man, wird auch amerikanischer Geist in die Philippinen einziehen. Außerdem wird dadurch eine allen Eingeborenen verständliche Verkehrssprache geschaffen. Das Spanische war es nicht, kaum sieben Prozent der Bevölkerung hat jemals spanisch sprechen können. In spanischer Zeit war es auch nicht nötig, den sechzehn verschiedene Idiome sprechenden Eingeborenen ein Verständigungsmittel zu geben; die arme, unwissende Landbevölkerung war an die Scholle gebunden, Eisenbahnen und Verkehrswege, die jetzt überall erstehen, fehlten gänzlich.

Wenn die Erfolge der Elementarschulen auch nur langsam heranreifen, so sind sie doch mit Sicherheit zu erwarten. In bezug auf die höheren Schulen wagt man aber auch darauf nicht mehr zu hoffen. Die Amerikaner machen hier dieselben schlechten Erfahrungen wie die Engländer in Indien. Westliche Ideen von Gleichheit und Selbstbestimmung erregen in orientalischen Köpfen nur Unzufriedenheit und Selbstüberhebung. Man hat die Beobachtung gemacht, daß die eingeborene Jugend der höheren Klassen mehr noch als ihre Eltern davon überzeugt ist, der amerikanischen Herrschaft nicht mehr zu bedürfen.

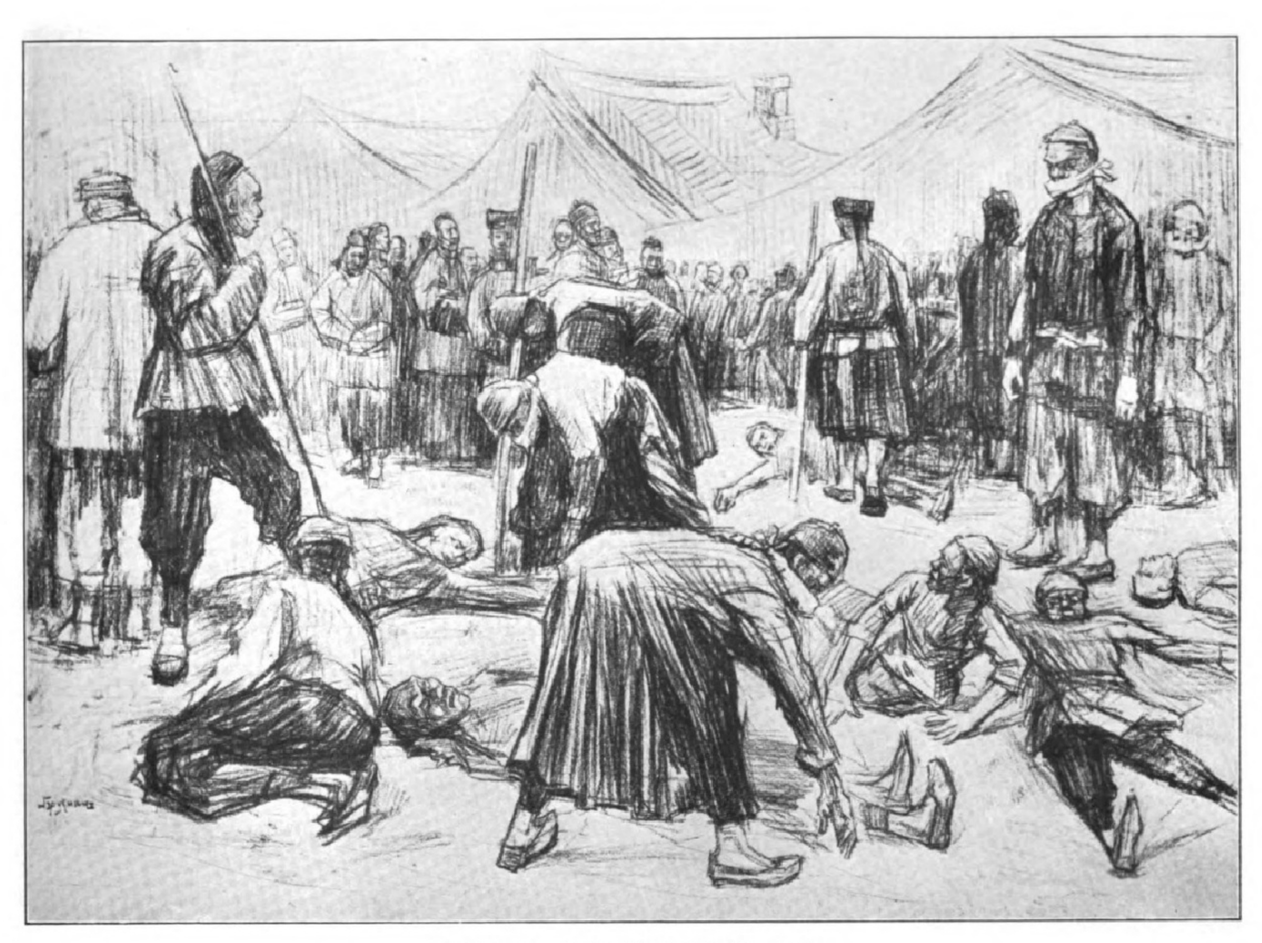
Aussichtsvoller als Eroberungen auf geistigem und politischem Gebiet ist die wirtschaftliche Erschließung des Landes, obgleich sich auch hier große Hindernisse entgegenstellten. Der Schutt der spanischen Herrschaft ist aber weggekehrt und der Same zu späteren Erfolgen gesät. Zunächst handelte es sich um eine genaue Festlegung des Besitzes von Grund und Boden, an die sich die Spanier niemals herangewagt hatten; sie wurde durch die Gesetzgebung und zum Teil durch Ablösung erreicht. So erhielten die geistlichen Orden für ihre großen und fruchtbaren Ländereien auf Luzon auf Grund direkter Verhandlungen mit dem Vatikan eine Ablösungssumme von 28 Mill. ℳ. Die früheren sogenannten Pächter, die in Wirklichkeit kaum mehr als Leibeigene waren, sucht man jetzt zu freien Eigentümern zu machen, ein Unternehmen, das durch den Mangel an Selbständigkeit und Unternehmungsgeist, vor allem aber an körperlicher Befähigung und Fleiß der Bevölkerung verlangsamt wird. Erschwert wird die Ausdehnung des Kulturlandes und die Schaffung eines freien Bauernstandes ferner durch den Mangel an Viehbestand. Kurz nach der Besitznahme wurde die Bebauung des Landes durch die Rinderpest und eine eigenartige Pferdekrankheit, die drei Viertel des Viehbestandes dahinrafften, fast völlig lahmgelegt. Die Regierung tat alles, um den Notstand zu mildern. Der Kongreß bewilligte eine Zubuße von 6 Mill. ℳ, trotzdem hat das Land noch jetzt an den Folgen zu leiden.

Alle diese Umstände wirken zusammen, daß die neugeschaffenen Verkehrsmittel, Eisenbahnen und Kunststraßen, ihre segensreiche Wirkung nur in beschränktem Maße haben zeigen können und der überseeische Handel sich nicht gehoben hat; allerdings tragen hieran noch andere Ursachen die Schuld, wie das Sinken des Preises von Manilahanf, dem Hauptausfuhrartikel der Philippinen. Der letzte offizielle Bericht*) gibt für 1909 die Ausfuhr auf nur 123 Mill. ℳ gegen 120 im Jahre 1904 an. Die Einfuhr betrug 110 gegen 132 Mill. im Jahre 1904, davon entfallen auf die Vereinigten Staaten nur siebzehn Prozent. Ein kläglicheres Resultat in bezug auf die direkten Handelsvorteile für die Vereinigten Staaten ist bei den vielen aufgewendeten Millionen kaum denkbar. Die Amerikaner haben daher zur Hebung ihres Handels mit der Kolonie zu ähnlichen Mitteln gegriffen wie Frankreich, nämlich die meisten Produkte der Philippinen zollfrei einzuführen, ebenso die der Vereinigten Staaten nach den Philippinen, falls sie auf amerikanischen Dampfern verfrachtet werden. Es dürfte mit diesem Mittel dieselben schlechten Erfahrungen machen, die Frankreich, abgesehen von Algier und Tunis, damit gemacht hat.

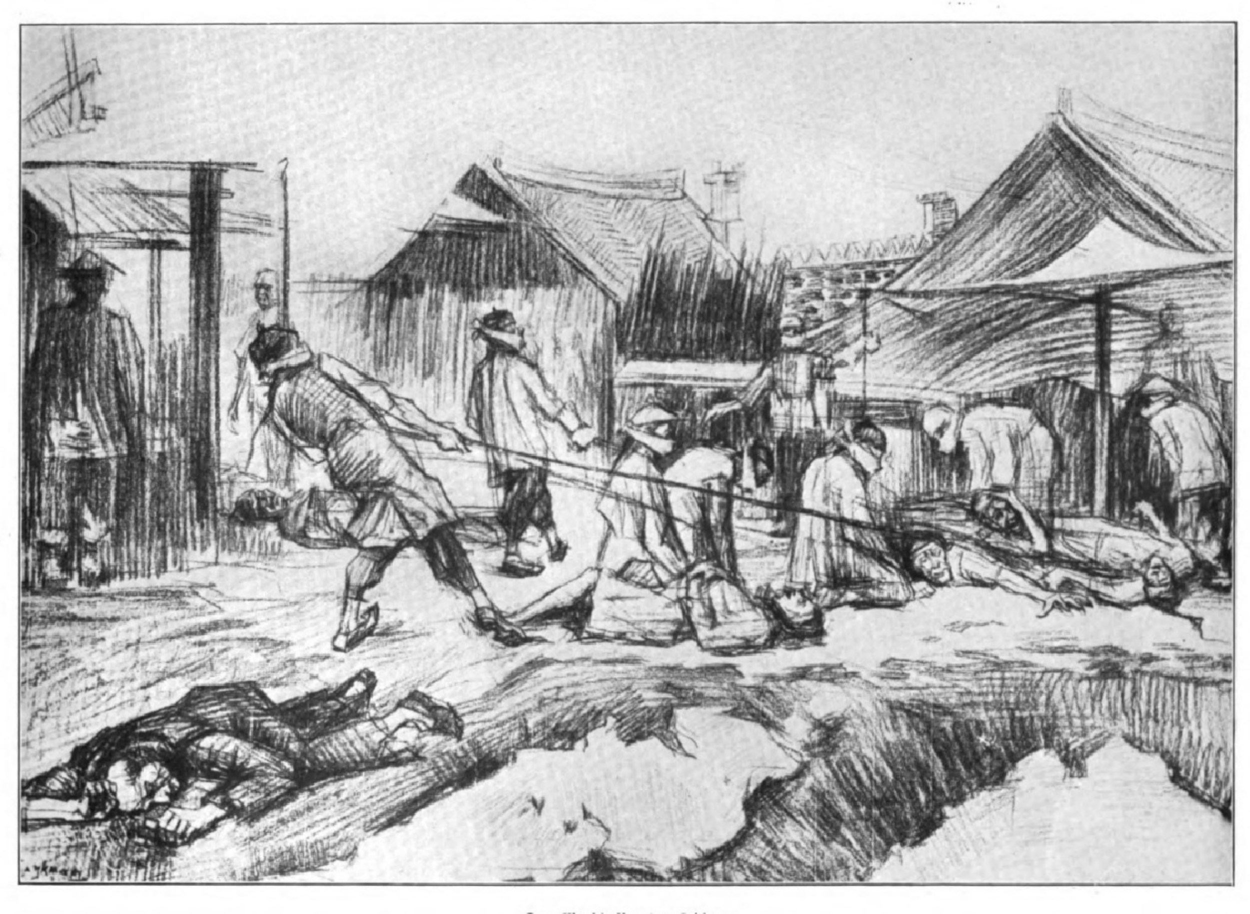
Die Aussichten auf eine zukünftige schnellere Entwicklung des Landes werden durch die Ungewißheit der politischen Verhältnisse insofern getrübt, als niemand weiß, wann die Vereinigten Staaten ihr Versprechen der Übergabe der Regierung an die Philippinos erfüllen werden. Der Ansicht dieser, daß sie schon jetzt zur Selbstregierung reif seien, steht die der amerikanischen Regierung gegenüber, nach der noch ein Menschenalter darüber hingehen würde. Roosevelt sowohl als auch Taft hat dieser Meinung Ausdruck gegeben, dennoch ist das amerikanische Kapital mißtrauisch, und der Goldstrom nach den Phillippinen für landwirtschaftliche und industrielle Anlagen und Bergwerksunternehmen fließt nur dünn, so daß eine Eroberung der Inseln durch das Kapital, wie es bis zu einem gewissen Grade bei England in Südafrika der Fall ist, kaum erhofft werden kann. Nach all diesen schlechten Erfolgen kann man wohl verstehen, daß in den Vereinigten Staaten ein Teil der demokratischen Partei von den Philippinen überhaupt nichts mehr wissen will.

*) „Report of the chief of the bureau of insular affairs."





Sterbende und gestorbene Chinesen auf offener Straße.



Das Wegschaffen der Leichen.

Die Pest in der Mandschurei. Nach Originalzeichnungen von W. Bruckmann.

Sich allein überlassen, würden die Inseln mit Sicherheit ein Raub Chinas oder Japans werden, deren Bevölkerung kräftiger, arbeitsamer und widerstandsfähiger ist als die Philippinos und von ihnen noch mehr gehaßt wird als die Amerikaner. Daß die Einsicht über ihre gefährliche Lage den Philippinos dereinst kommen muß, kann wohl mit Sicherheit erwartet werden.

Unter amerikanischer Herrschaft sind die Inseln gegen einen Angriff der Ostasiaten in den nächsten Jahren gesichert. China ist noch lange nicht so erstarkt, daß es an eine aggressive Politik, besonders über See, denken kann, und mit Japan haben die Amerikaner 1908 ein Abkommen getroffen, in dem sich beide Mächte die Aufrechterhaltung des Statusquo in bezug auf den territorialen Besitz garantieren. Seitdem ist aber Japan finanziell derart schwächer geworden, daß es an einen nennenswerten Ausbau seiner Marine nicht denken kann, während die amerikanische Marine von Jahr zu Jahr bedeutend erstarkt und mit Fertigstellung des Panamakanals im Jahre 1915 noch weiter erstarken wird.



Phot. Karl Müller, Altenburg.

Herzogin Adelheid von Sachsen-Altenburg mit ihren Kindern, der Prinzessin Charlotte, dem Erbprinzen Georg-Moritz und der Prinzessin Elisabeth, auf dem Eise.

Einem bewaffneten Aufstand der Philippinos sind die Amerikaner, im Gegensatz zu den Spaniern, gewachsen. Heißt es doch in dem letzten offiziellen Bericht, daß schon die Hälfte der amerikanischen Truppen eine genügende Garantie gegen jegliche möglichen inneren Unruhen gewähren. Ihre Truppenmacht beträgt 12000 Weiße und 4000 Eingeborene.

Roosevelt tat während seiner Präsidentschaft den Ausspruch: „Im Laufe des neuen Jahrhunderts muß der Stille Ozean unter den Einfluß der Union kommen, der allein die Herrschaft über ihn zukommt.“ Genau im Sinne dieses Ausspruchs handelt die Politik der Vereinigten Staaten, denn anders hätten der schnelle Ausbau der Flotte, die beschleunigte Fertigstellung des Panamakanals und der Kriegshäfen auf Hawai und den Philippinen keinen Sinn. Sie werden deshalb die Philippinen auch niemals völlig aufgeben und ihren Flottenstützpunkt, den sie sich durch den Ausbau eines stark befestigten Kriegshafens bei Manila mit großen Kosten herstellen, gegen jegliche Angriffe uneinnehmbar zu machen suchen. P. Walther, Fregattenkapitän z. D.

Aus der chinesischen Peststadt.

Fudjiadjan-Charbin, 4. Februar (22. Januar) 1911.

Kaum viertausend Pestkranke der Chinesenstadt Fudjiadjan sind nach der amtlichen Statistik der Seuche verfallen. Über zwölftausend zählen die unbefangenen Ärzte auf Grund eigener täglicher Beobachtung. Dreitausend Pestleichenverbrennungen innerhalb der beiden letzten Tage weist der gleiche dienstliche Apparat auf, während der unabhängige Beobachter von mindestens sechstausend spricht. Ohne Hinzurechnung der hinter Hecken und Erdwällen, an Grabenrändern und Wasserufern im Schnee eingegrabenen, von Raben umkreisten, von ausgehungerten großen Hunden umstandenen Hunderte und aber Hunderte von der Todessichel Dahingerafften. So wenig wie die zahllosen einfach und kurzerhand in einen Stromarm geworfenen, hinweggeschwemmten oder auf nassem Grunde für immer gebetteten Opfer der erbarmungslos wütenden Seuche. Nach der einen Schätzung haben Hunderte, nach der anderen Tausende Verschontgebliebener oder auch mit dem den sicheren Tod bedeutenden Krankheitskeim Behafteter die Flucht ergriffen und in das Landinnere, wissend und unwissend, die verheerende Epidemie über die chinesische Mandschurei weithin über alle Niederlassungen, Dörfer und Städte bis Peking und darüber hinaus verbreitet.

Diese Irreführung durch stark auseinandergehende Angaben und Zahlen ist sowohl in den Vertuschungsabsichten der Behörden als auch in dem Mangel jeglicher Organisation zur Überwindung und Bekämpfung der



Einzug des Königs Peter von Serbien an der Seite des Königs Viktor Emanuel von Italien in Rom am 15. Februar.

Seuche, der Unzulänglichkeit des ärztlichen und Wärterpersonals und nicht zuletzt in dem ängstlichen Mißtrauen des in schrofffster, unversöhnlichster Feindschaft zum Russentum lebenden Chinesen in der Mandschurei begründet.

Erst in den letzten Tagen ist auf Betreiben des feuereifrigen, unter Drangabe seiner gesamten Praxis als gesuchtester Frauenarzt sich ausschließlich der Pestforschung widmenden baltischen Barons Dr. v. Budberg ein unter seiner Leitung stehendes, von dem russischen Verwaltungschef General Horvath beaufsichtigtes und unterstütztes wissenschaftliches Nachrichtenbureau, das sogenannte Pestbureau, eingerichtet worden. Mit den Hauptaufgaben zum Zweck, das authentische Material über Zahl, Herkunft, Alter, Beschäftigung, Ansteckungsherd, Krankheitsverlauf, Leichenverbleib und -vernichtung zu sammeln und dabei der Wahrheit tunlichst nahezukommen. Dem eigentlichen Schöpfer, Dr. v. Budberg, stehen ein Assistent, ein Sekretär und vier als Geheimpolizisten dienende findige russische Soldaten zur Seite.

Diese fliegende Kolonne ist Tag und Nacht auf den Beinen, stöbert Krankheitsherde und Leichenverstecke auf, stellt Nachforschungen in systematischer Verfolgung an und erstattet mündlich und telephonisch, durch Boten und schriftlich über alle bemerkenswerten Vorgänge kurzen Bericht. Die auf diesem Wege gewonnenen, vielfach geprüften Materialien werden außer ihrem augenblicklichen Wert für die Behörden wegen ihrer Zuverlässigkeit und einzigartigen Beschaffenheit für alle zukünftige Pestforschung grundlegende Bedeutung gewinnen.

Opiumraucher und durch Leidenschaften entnervte Spieler, auch zu normalen Zeiten durch besondere Hagerkeit und eingefallene, tiefblasse Gesichter erkennbar, fallen der Seuche am leichtesten zur Beute, ebenso die Ärmsten, die, oft zu zwanzig in einer engen, schmutzstarrenden Lehmhütte hausend, allesamt auf einer niederen Pritsche unter einer gemeinsamen, Generationen hindurch nie gereinigten Decke schlafen.

Unter Verzichtleistung auf die damit erzielten hohen Staatseinnahmen hat die chinesische Regierung den Opiumanbau im ganzen Lande eingestellt und verboten. Die Opium-, Spiel- und Lasterhöhlen werden — soweit nicht schon geschehen — fortab mit Stumpf und Stil ausgerottet. Mit diesem Neujahr verkündete Gesetze stellen Opiumrauchen unter Todesstrafe, Falschspiel, Totschlag bei Spielraufereien, Frönung und Verleitung zu anderen geheimen, Körper wie Nerven zerrüttenden Lastern unter lebenslängliche Zwangsarbeit bei schweren Züchtigungsstrafen.

Um so stärker äußert sich die Entrüstung der chinesischen Autoritäten gegen das ihnen ohnehin bis zum letzten Blutstropfen verhaßte russische Regime, unter

Prinz Wilhelm von Schweden, Herzog von Södermanland, zweiter Sohn des Königs Gustaf von Schweden, mit seiner Gemahlin Maria, Großfürstin von Rußland, in seinem Automobil, mit dem er am 12. Februar an der Wettfahrt Göteborg-Stockholm teilnahm.

dem, wie in gelben Kreisen allgemein behauptet und geglaubt wird, in Charbin allein schätzungsweise mindestens drei- bis viertausend Spiel- und Opiumhöhlen unterhalten und, trotz aller Anzeigen von chinesischer Seite, durch Abgaben an die niederen Polizeiorgane, deren Nebeneinnahmen auch aus den Freudenhäusern, Singspielhallen usw. phantastische Höhen erreichen sollen, geduldet werden. So zwar, daß der Chinese, dem in Fudjiadjan oder einem andern Orte unter einheimischer Oberhoheit die Strafe augenblicklichen Geköpftwerdens beim Ergreifen auf verübter Tat droht, durch einen Spaziergang von zwanzig bis fünfundzwanzig Minuten nach dem von Rußland besetzten Landgebiet sich mühelos Straffreiheit sichert, mag er gegen die Gebote seines Landes sündigen, soviel es ihm Spaß macht.

Je mehr die politische Annäherung zwischen Japan und Rußland sich vollzieht, desto fanatischer das eifersüchtige Mißtrauen und das Rachegelüste Chinas gegen beide. Trotzdem ist ein kriegerisches Aufeinanderplatzen in weite Ferne gerückt. China kennt seine Schwächen genau, ebenso wie seine Kriegsunfertigkeit.

Wohl aber ist das Reich der aufgehenden Sonne aus seinem lethargischen Schlaf längst zu neuer, zielbewußter Arbeit erwacht. Gestützt auf seine tausendjährige Kultur und unter Ausnutzung aller Errungenschaften neuzeitlicher Fortschritte des Westens, verfolgt es bienenemsig konsequent in äußerlich ruhigem Gleichmut, doch in haarscharfem, unermüdlichem Auslug auf dem Wachtposten der Reichsgrenze wie in rastlosem Schärfen und Disziplinieren der eigenen Schlagfertigkeit das Ziel: Rückeroberung der verlorenen Landeshoheit in Mandschurien und uneingeschränkte Herrschaft im eigenen Hause.

Dr. Adrian Polly.



Die Sturmverheerungen am Rathaus in Nauen (Mark Brandenburg) am 17. Februar.

Im Luftschiff über den Atlantischen Ozean.

Die Idee, im Luftschiff den Atlantischen Ozean zu überfliegen, ist wohl schon in verschiedenen Köpfen aufgetaucht, doch gilt der deutsch-amerikanische Journalist Joseph Brucker als Erster, der systematisch an deren Verwirklichung herangetreten ist und als beste Route die Region des Nordostpassats vorgeschlagen hat. Der bekannte Versuch Wellmans mußte an den meteorologischen Verhältnissen der von ihm gewählten Route scheitern. Bei dem jetzigen Stande der Luftschiffahrt darf niemand versuchen, nördlich vom 35. Breitegrad den Atlantik zu überfliegen; Stürme und Gewitter, die größten Feinde der Luftschiffahrt, sind dort zu häufig zu erwarten.

Brucker reiste bereits im Juni 1909 von Neuyork ab, um während der „Ila" in Frankfurt a. M. mit Aeronauten, Meteorologen und Erbauern von Luftfahrzeugen zu konferieren. Dort traf er auch mit dem „Vater der Ila", Dr. Gans-Fabrice, dem in weitesten Kreisen bekannten Privatgelehrten, Luftschiffer und Sportsmann, zusammen und wußte diesen so sehr für das Projekt zu interessieren und von dessen Ausführungsmöglichkeit zu überzeugen, daß er sich sofort an die Spitze des Unternehmens stellte und dessen technische und finanzielle Leitung übernahm. Er wird als Kommodore gemeinschaftlich mit Brucker als Kapitän des Luftschiffes die Expedition leiten.

Die Beratungen über die Form und Größe des Luftschiffs und vor allem des seetüchtigen Motorboots, das statt der Gondel angehängt werden soll, der Motoren, Propeller usw. nahmen Monate in Anspruch. Auch die Finanzierung ging anfangs nur langsam voran, so daß erst im April 1910 die Gründung der „Transatlantischen Flugexpedition" erfolgen konnte. Das Luftschiff „Suchard" — als Akrostichon: „Sieg und Cultur haften am Ruhme Deutschlands", zu lesen — wurde bei der Ballonfabrik A. Riedinger in Augsburg und das Gondelmotorboot bei der Bootswerft von Fr. Lürssen in Aumund-Vegesack in Auftrag gegeben. Die Ballonhülle faßt bei einer Länge von $60,_{5}$ m und einem größten Durchmesser von $17,_{3}$ m 10000 cbm. Das eingebaute Ballonet hat ein Volumen von 3500 cbm. Eine neuartige Vorrichtung gestattet das Besprengen der Hülle, wodurch die Wirkungen der Sonnenbestrahlung ausgeglichen werden sollen.

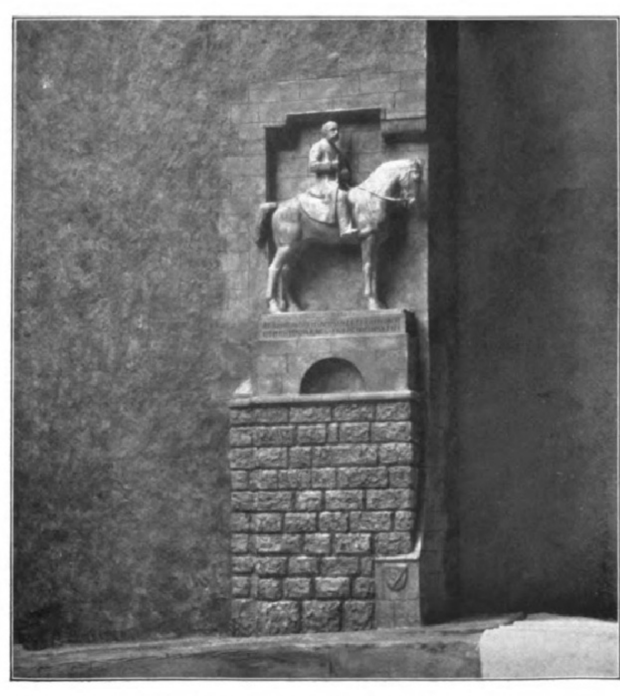
Das Boot hängt an vierzehn Seilen am Gurt des Luftschiffs; es ist 10 m lang und in der Mitte $3,_{5}$ m breit. Die zwei 100-P. S.-Motoren treiben die beiden seitwärts von der Mitte des Boots angebrachten Zeise-Propeller.

Das Boot enthält Tanks für Trinkwasser, Öl und Benzin, eine Beleuchtungsanlage, einen kleinen Motor zur Bedienung des Ventilators usw.; es wird mit den besten nautischen, aeronautischen und meteorologischen Instrumenten sowie mit Vorrichtungen zum Heraufholen von Wasser zur Regulierung des Auftriebs ausgerüstet. An der Expedition, die in erster Linie wissenschaftlichen Zwecken dient, nehmen sechs Personen teil.

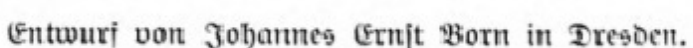
Die Cap Verdischen Inseln, von denen die Expedition ihren Ausgang nehmen soll, liegen inmitten der breiten Zugstraße des Nordostpassats, so daß die in dessen nördlichem Randgebiet auftretenden veränderlichen Winde daselbst nicht zu befürchten sind. Die Leiter der Expedition hoffen, bei einem Mitwind von 7 m per Sekunde und einer Eigengeschwindigkeit des Luftschiffs von 7 bis 8 m per Sekunde die etwa 4000 km lange Strecke in fünf Tagen zu überfliegen. Im Winter weht der Nordostpassat kräftiger als im Sommer und ist auch keiner der westindischen Hurrikane zu befürchten, die nur vom Juni bis zum November eintreten.

Die Taufe des Luftschiffs hat am 15. Februar in Kiel in Gegenwart des Prinzen und der Prinzessin Heinrich von Preußen stattgefunden. Wenn die in der nächsten Woche zu erwartenden Probefahrten, wobei auch das Gondel-Motorboot bei einer Landung im Kieler Hafen einer Prüfung unterzogen werden soll, ein zufriedenstellendes Resultat ergeben, so wird die Verschiffung des gesamten Materials nach der Insel St. Vincent unverzüglich vorgenommen werden, damit der Aufstieg noch in diesem Frühjahr erfolgen kann.

Die Auspizien für dieses Unternehmen können nur als günstig bezeichnet werden; dem Zufall bleibt es so wenig wie möglich überlassen, und es wird deutschem Unternehmungsgeist, deutscher Gründlichkeit bei der Konstruktion des Luftschiffes und deutscher Opferwilligkeit zum unvergänglichen Ruhme gereichen, wenn die Expedition von Erfolg gekrönt werden sollte.







Entwurf von Johannes Ernst Born in Dresden.

Entwurf von Walter Hauschild in Grunewald-Berlin.

Zwei von den mit einem ersten Preis ausgezeichneten Entwürfen für das König-Albert-Denkmal in Bautzen.





Momentbilder vom Margaretentag zu Leipzig am 11. Februar. Nach

Der zum Besten des Leipziger Heims für gebrechliche Kinder und des Leipziger Kinderkrankenhauses abgehaltene Margaretentag hatte sich in hohem Grade der Gunst i
Morgen bis zum späten Abend als Verkäuferinnen von Margaretenblümchen tätig. Der Inhalt der Sammelbüchsen betrug durchschnitt



iner Originalzeichnung unseres Spezialzeichners Otto von der Wehl.

Leipziger Publikums zu erfreuen und gelang bei prächtigem Winterwetter in allen seinen Teilen aufs beste. Im ganzen waren etwa fünftausend Damen vom frühen 19 ℳ. Das finanzielle Ergebnis der Veranstaltung, die die erste ihrer Art in Leipzig war, bezifferte sich auf insgesamt 156000 ℳ.

Albert Freiherr v. Rothschild.

Am 11. Februar ist Albert Freiherr v. Rothschild, der Chef der Wiener Familie und des dortigen Bankhauses S. M. v. Rothschild, einem Schlaganfall erlegen. Er stand erst im siebenundsechzigsten Lebensjahr und war vorher selten krank gewesen. Nicht nur durch seinen Reichtum, sondern in hervorragender Weise auch durch seine persönlichen Eigenschaften war er eine der bekanntesten und beliebtesten Persönlichkeiten der Wiener Gesellschaft.

Zwar schenkte Freiherr v. Rothschild seinem Bankhaus

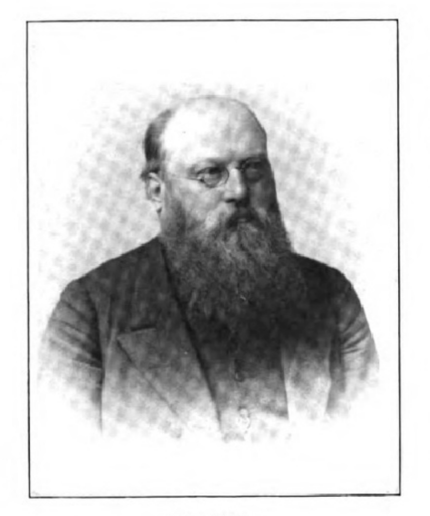


Phot. Professor Hans Lenhard, Wien.

Albert Freiherr v. Rothschild, † am 11. Februar.

stets volle Aufmerksamkeit, stand Jahre hindurch selbst im Mittelpunkt der finanziellen Geschäfte der Monarchie und leitete persönlich zahlreiche Unternehmungen; aber trotzdem fand er Zeit, sich auch der Kunst und der Wissenschaft, dem Sport und der Wohltätigkeit zu widmen. Freiherr v. Rothschild hatte nicht nur den Vorsitz in dem sogenannten Rothschild-Konsortium, das, 1873 gegründet, seither bei allen österreichischen und insbesondere ungarischen Staatsanleihe-Geschäften beteiligt war, sondern er galt auch als die führende Autorität in allen staatsfinanziellen Fragen. Er war ebenso wie sein ihm im Tode vorangegangener Bruder Nathaniel von großer Wohltätigkeit und hat insbesondere zum Andenken an seine früh verstorbene liebenswürdige Gattin Baronin Bettina zahlreiche Stiftungen gemacht. In jüngeren Jahren sah man ihn stets auf dem Eislaufplatz, und er zählte hier zu den besten Vertretern der Wiener Schule im Kunstlauf. In Niederösterreich besaß er herrliche Jagden, die vorzüglich gepflegt und in jeder Hinsicht mustergültig waren. Auch als Schachspieler hat er sich ausgezeichnet und war eins der eifrigsten Mitglieder des Wiener Schachklubs. Freiherr v. Rothschild hat auch der Wissenschaft große Summen gespendet, insbesondere für die Astronomie interessierte er sich lebhaft. Der Wiener Sternwarte hat er mehrere erstklassige Instrumente geschenkt, für die österreichischen Astronomen errichtete er eine den Namen seines verstorbenen jüngsten Sohnes Oskar tragende Stiftung, wie er auch selbst zwei Observatorien besaß, das eine auf seinem Palais in der Heugasse in Wien und das andere auf seinem herrlichen Jagdschloß in Langau.

Ebenso wie der Wissenschaft war er auch der Kunst ein Mäzen. Er war ein leidenschaftlicher Kunstfreund und Sammler, aber er war auch selbst als Photograph hervorragend künstlerisch tätig. Der bekannte Wiener Professor Hans Lenhard, dessen Kunst wir auch das vortreffliche Bild des Verstorbenen danken, war hier sein Lehrer und später sein Berater und Freund. Freiherr v. Rothschild hat sehr schöne Bilder geschaffen, sowohl



Hans Richter.

Zu seinem Rücktritt von der Leitung der Hallé-Konzerte in Manchester.

charakteristisch aufgefaßte Porträte als auch prächtige Landschaften. In den letzten Jahren wendete er dem Lumièreschen Autochromverfahren seine besondere Aufmerksamkeit zu. C. J.

Oberpräsident Freiherr von der Recke von der Horst.

Der Oberpräsident der Provinz Westfalen und frühere preußische Staatsminister Eberhard Freiherr von der Recke von der Horst, der am 1. April dieses Jahres aus Gesundheitsrücksichten aus seinem Amte scheiden wollte, ist am 16. Februar in Münster einem unheilbaren Magen- und Nierenleiden erlegen. Der Verstorbene stand im vierundsechzigsten Lebensjahr. Er war am 2. April 1847 in Berlin als Sohn des 1869 verstorbenen Ministerialdirektors im preußischen Finanzministerium August Ludwig Freiherrn von der Recke von der Horst geboren, hatte das Friedrich-Wilhelm-Gymnasium in Berlin besucht und danach an den Universitäten Berlin und Heidelberg Jurisprudenz studiert. Er trat dann in preußische Justizdienste und wurde 1867 als Auskultator im Kammergerichtsbezirk Berlin vereidigt, 1869 zum Referendar ernannt. Beim Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges trat er beim 2. Garde-Dragonerregiment als Avantageur ein und wurde am 2. September 1870 zum Portepeefähnrich, am 27. September zum Sekondeleutnant befördert. Nach Beendigung des Krieges schied er aus dem aktiven Dienst aus und wurde zunächst bei den Kreisgerichten in Templin und Bromberg als Assessor beschäftigt. Im Jahre 1874 ging er in den Verwaltungsdienst von Elsaß-Lothringen über und war dann Kreisassessor in Kolmar und Mülhausen i. E. Aus dem Reichsdienst trat er 1877 in den preußischen Staatsdienst zurück und wurde Landrat des Kreises Eckernförde; 1881 als Hilfsarbeiter in das Ministerium des Innern berufen, wurde er 1882 zum Geheimen Regierungsrat und vortragenden Rat in diesem Ministerium ernannt. Von 1887 bis 1889 war Freiherr von der Recke Regierungspräsident in Königsberg, von 1889 bis 1895 in Düsseldorf. Am 8. Dezember 1895 wurde er als Nachfolger des Herrn v. Köller preußischer Minister des Innern. Infolge der Ablehnung des Mittellandkanals im preußischen Abgeordnetenhause trat er am 2. September 1899 von seinem Amte zurück und wurde unter Belassung des Titels und Ranges als Staatsminister zum Oberpräsidenten der Provinz Westfalen ernannt. In dieser Stellung, die er bis zu seinem Tode elfeinhalb Jahre innehatte, hat er eine verdienstliche Wirksamkeit entfaltet. Namentlich fanden soziale Wohlfahrtsbestrebungen bei ihm eine verständnisvolle Unterstützung. Er stand an der Spitze des Vereins zur Förderung des Kleinwohnungswesens, regte die Gründung eines Vereins für Säuglingsfürsorge an und protegierte die Lungenheilstättenbewegung. Auch den Heimatschutzbestrebungen wandte er sein reges Interesse zu. Seinen eifrigen Bemühungen ist auch der Ausbau der Akademie zu Münster i. W. zur Westfälischen Wilhelms-Universität zuzuschreiben. Die Universität Münster stattete ihm ihren Dank dafür durch Ernennung zum Dr. phil. honoris causa ab. Mit Freiherrn von der Recke ist ein pflichttreuer Staatsbeamter aus dem Leben geschieden, dessen Andenken in Ehren bleiben wird.



Oberpräsident Freiherr von der Recke von der Horst, † am 16. Februar.

Emil Mosse.

Der frühere langjährige Mitinhaber und Mitleiter der Firma Rudolf Mosse in Berlin, Emil Mosse, ist am 15. Februar in seiner Berliner Wohnung nach monatelangem, schwerem Leiden im Alter von siebenundfünfzig Jahren einem Herzschlag erlegen. Emil Mosse war am 1. Januar 1910 aus der Firma ausgeschieden, die er fünfundzwanzig Jahre lang in Gemeinschaft mit seinem elf Jahre älteren Bruder Rudolf geleitet und zu deren Aufschwung er durch seinen klaren kaufmännischen Blick und seine seltenen organisatorischen Fähigkeiten das Seinige beigetragen hat. Am 1. Februar 1854 geboren, hatte Emil Mosse zuerst die Schule in Posen und danach das Köllnische Gymnasium in Berlin besucht. Am 1. April 1870 trat er auf Veranlassung seines Bruders in dessen Firma ein und bewährte sich so gut, daß er 1874 Filialleiter in Köln, 1878 in München und 1880 in Frankfurt a. M. wurde. Im Mai 1884 kehrte er nach Berlin zurück und wurde Teilhaber und Mitleiter der Firma, für deren Emporblühen er seine ganze ungewöhnliche Arbeitskraft und Energie einsetzte. Wegen schwerer körperlicher Leiden schied er nach fünfundzwanzigjähriger erfolgreicher Wirksamkeit aus der Firma aus. Durch private Wohltätigkeit und eine Reihe von Stiftungen hat der Verstorbene viel Segen verbreitet. Er begründete gemeinsam mit seiner Gattin unter dem Namen „Emil und Gertrud Mosse-Stiftung“ einen mit einer halben Million Mark dotierten Unterstützungsfonds. Außerdem gab er seit Jahren die für die Speisung armer Berliner Gemeindeschüler erforderlichen Mittel her. In seinen Mußestunden widmete sich Emil Mosse der Blumenzucht. Seine Lieblinge in der Pflanzenwelt waren die Orchideen, die in den seltensten Arten in seinen Treibhäusern vertreten waren und eine Sehenswürdigkeit bildeten. Als Mensch genoß Emil Mosse wegen seiner liebenswerten Eigenschaften allgemeine Achtung und Wertschätzung.



Prof. Dr. Th. Escherich, namhafter Vertreter der Kinderheilkunde in Wien, † am 15. Februar. (Phot. L. Grillich, Wien.)



Emil Mosse, Zeitungsverleger, † am 15. Februar.



Professor Dr. Wolfgang v. Oettingen, der neue Direktor des Goethe-Schiller-Archivs in Weimar. (Phot. Louis Held, Weimar.)



Eduard Reuß, Musikgelehrter, † am 18. Februar.





Vorderseite. (Etwa um die Hälfte verkleinert.) Rückseite.

Der neue Hundertmarkschein der Deutschen Reichsbank.

Hans Richter.

Die zurzeit nach Deutschland herübergeklungene Nachricht, daß der seit dem Jahre 1897 in Manchester lebende Meisterdirigent Hans Richter von der Leitung der dortigen berühmten Hallé-Konzerte zurückgetreten ist, weckt diesseits des Kanals viel dankesfreudiges Erinnern an künstlerische Großtaten, die der allerblondeste, allergermanischste Kapellmeister der Wagner-Zeit ehedem auf dem europäischen Festlande gewirkt und vollbracht hat. Hans Richter, der am 4. April 1843 zu Raab in Ungarn als Sohn des dortigen Domkapellmeisters das Licht der Welt erblickt hatte und vom Vater früh schon in die Künste des Klavierspielens, des Kirchensingens, des vierstimmigen Satzes, des Orgelspielens und — des Paukenschlagens eingeführt worden war, hat von seinem zehnten Lebensjahre ab als Hofsängerknabe der K. K. Wiener Hofkapelle den Generalbaßunterricht des namhaften Theoretikers Simon Sechter genossen und bei tüchtigen Meistern das Violinspiel und das Waldhornblasen erlernt. Schon 1862 trat er in das Wiener Hofopernorchester ein und verblieb darin bis zum Spätherbst 1866, der ihn mit einer Empfehlung Heinrich Essers nach Luzern zu Richard Wagner führte, woselbst er als freundschaftlich aufgenommener Famulus des Meisters die eben vollendete „Meistersinger"-Partitur für den Druck zu kopieren und die Stichkorrekturen zu besorgen hatte. Bald darauf konnte er Hans v. Bülow bei der Münchner Einstudierung und Uraufführung der „Meistersinger" behilflich sein. Im Jahre 1868 wurde er zum Dirigenten der Münchner Oper bestellt, gab aber dieses Amt wegen der unleidlichen Wagner-Hetze in München schon im nächstfolgenden Jahre wieder auf, brachte zu Anfang des Jahres 1870 in Brüssel enthusiastisch aufgenommene erste „Lohengrin"-Aufführungen heraus und kehrte dann wieder nach Luzern zurück, um dort in traulichstem Verkehr mit Richard Wagner und der ganzen Familie Wagner den „Siegfried" kopieren zu helfen. Von 1871 bis 1875 funktionierte Richter als Kapellmeister an dem Nationaltheater in Pest und wurde dann Dirigent der Hofoper und der Gesellschaftskonzerte sowie späterhin auch noch erster Kapellmeister der Hofkapelle in Wien, das ihm bis 1897 Heimstätte geblieben ist. Ruhmbringender aber als all sein verdienstvolles Wirken in Wien war für Hans Richter die Berufung und seine selbst den Meister in höchstem Grade zufriedenstellende Betätigung als Dirigent der den „Ring des Nibelungen" bringenden ersten Bayreuther Bühnenfestspiele (1876), und „solch' ungeheurer Tat enttagte des Helden Ruhm", der fürderhin auch vielfach mit der Leitung deutscher und englischer Musikfeste betraut wurde, 1897 das undankbare Wien verließ und nach Manchester übersiedelte, und seit 1904 auch die deutschen, vornehmlich Wagner geltenden Covent Garden-Opernaufführungen in London dirigierte. Wer jemals Hans Richter, der beim Musizieren und Dirigieren fast nie einer Partitur benötigte, den „Ring des Nibelungen" oder „Die Meistersinger" vorführen gehört hat, wer ihn bei den Bayreuther Vorproben mit Klavier ohne vorliegende Noten jede beliebige Szene anstimmen und unter genauestem Angeben aller Stichworte und Einsätze durchführen gesehen hat, wer sich je an der Stetigkeit der Richterschen Zeitmaße, an der Großzügigkeit seiner dynamischen Nuancierungen und an der durchaus lebensvollen Plastik seines Interpretierens erfreuen durfte, dem lebt Hans Richter in der Erinnerung für immerdar als die allermännlichste, allermusikalischste und allerehrlichste Dirigentenerscheinung des neunzehnten Jahrhunderts fort, als der durch seine vorbildliche Leitung der ersten „Nibelungen"-Festspiele und vieler späteren Bayreuther Aufführungen geadelte Meister- und Musterdirigent von Bayreuth.

Arthur Smolian.



Die neuen Briefmarkentypen nach Entwürfen von Professor Fritz August v. Kaulbach, München.



KÖNIGREICH BAYERN POSTKARTE 5 PF

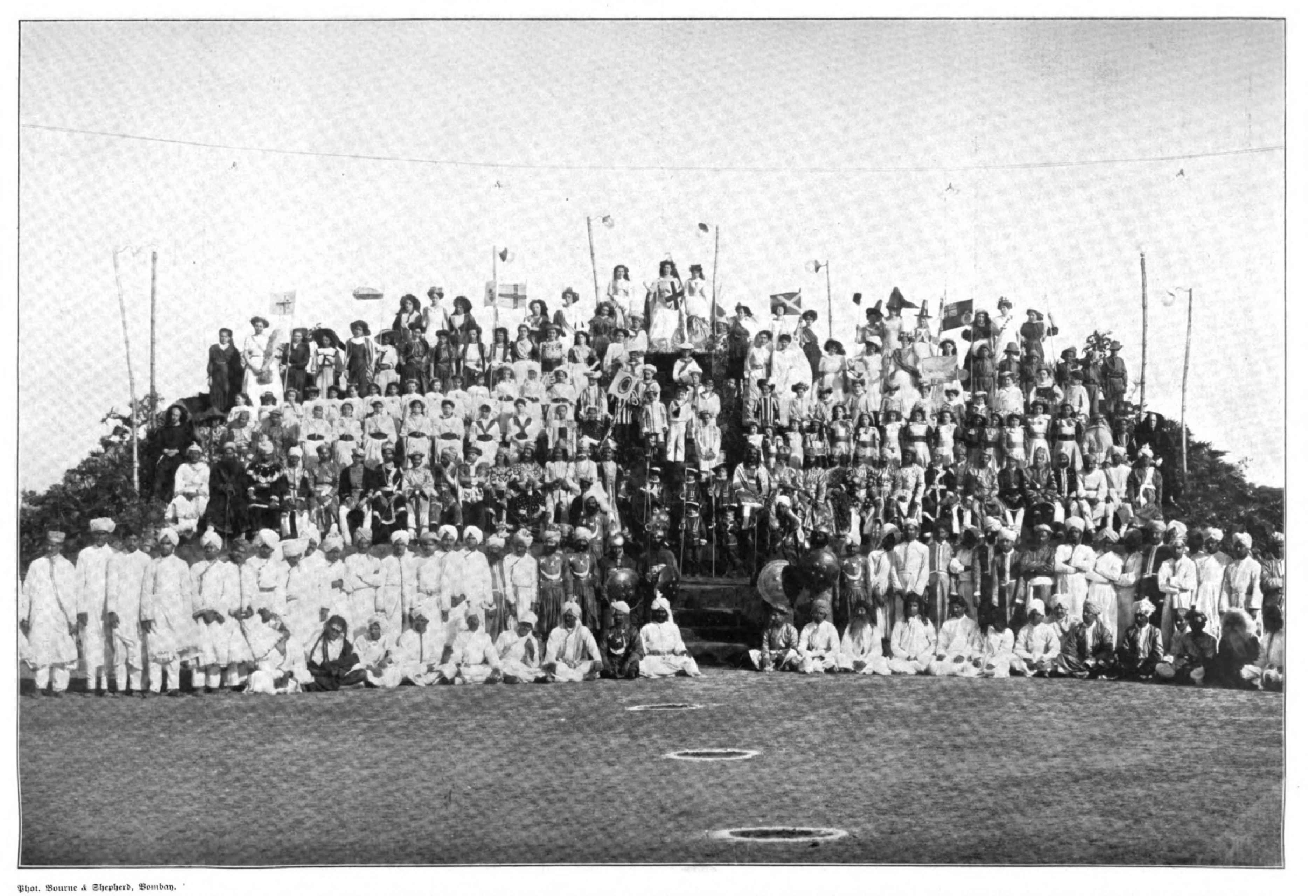
Eduard Reuß.

Am 18. Februar ist in Dresden der bekannte Klaviervirtuos, Klavierpädagog und Biograph Franz Liszts, Eduard Reuß, gestorben. Geboren am 16. September 1851 in Neuyork, erhielt er seine Bildung in Deutschland. Schon frühzeitig traten in ihm musikalische Fähigkeiten hervor, die ihre erste Pflege (in den Jahren 1862 bis 1869) bei Eduard Krüger in Göttingen erhielten und dann später, insbesondere soweit pianistische Studien in Frage kamen, von Franz Liszt in Weimar weiterentwickelt und zur Reife gebracht wurden. Reuß zählte zu den Lieblingsschülern des großen Weimarer Meisters. Als ausübender Pianist und Lehrer nahm Reuß nach Abschluß seiner Studien zunächst in Karlsruhe (im Jahre 1880) seinen Wohnsitz; später siedelte er nach Wiesbaden über, wo er nach dem Rücktritt von Albert Fuchs (im Jahre 1899) vorübergehend die Leitung des dortigen Konservatoriums übernahm. Seit etwa zehn Jahren lebte er in Dresden. In Wiesbaden hatte er sich mit der gefeierten Wagner-Sängerin Luise Belce verheiratet. Reuß schrieb eine ausgezeichnete Liszt-Biographie, eine Monographie über Liszts Lieder, bearbeitete dessen „Concert pathétique" (Konzertsolo) für Klavier und Orchester und wirkte auch mit Erfolg als Redner über musikalische Zeitfragen. Sein ersprießliches Wirken als Klavierpädagog steht in lebendiger Erinnerung.



Die Jubiläums-Postkarten nach Entwürfen von Professor Julius Diez, München.

Die bayrischen Jubiläums-Postwertzeichen und -Postkarten.



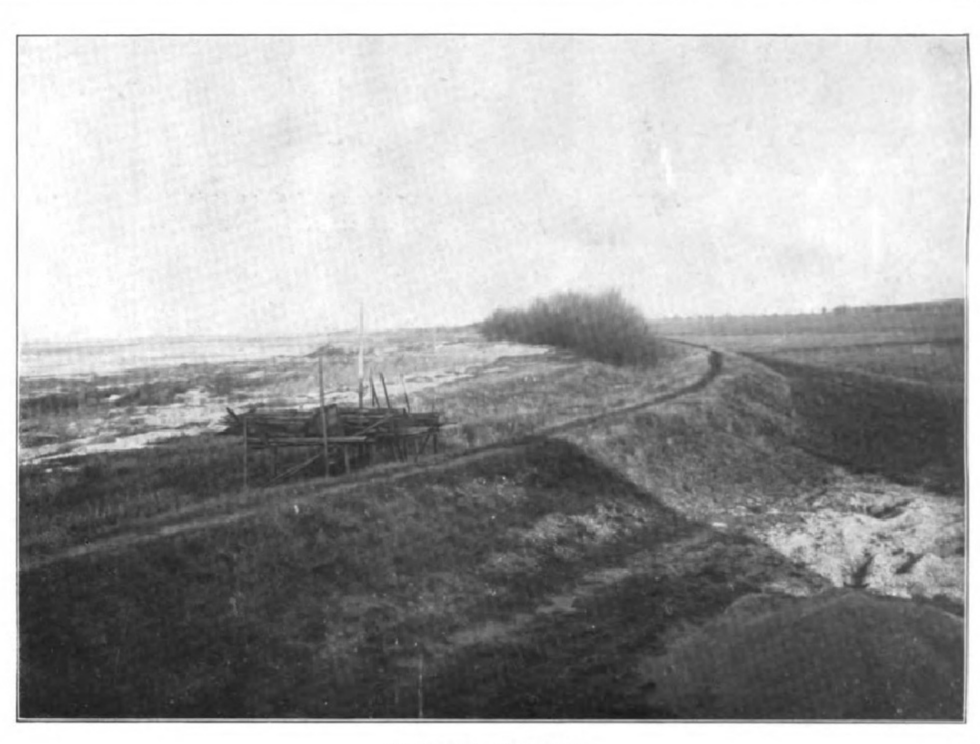
Phot. Bourne & Shepherd, Bombay.

Von der Ostasienreise des Deutschen Kronprinzen: Kaisergeburtstagsfeier in Allahabad (Vorderindien) am 27. Januar. Die einheimischen Festgäste auf der Tribüne während der Parade der englischen Truppen.

Die Moorkulturarbeiten auf dem kaiserlichen Gut Kadinen.

Nach dem von Kaiser Wilhelm in der Sitzung des Deutschen Landwirtschaftsrats am 17. Februar zu Berlin gehaltenen Vortrag.

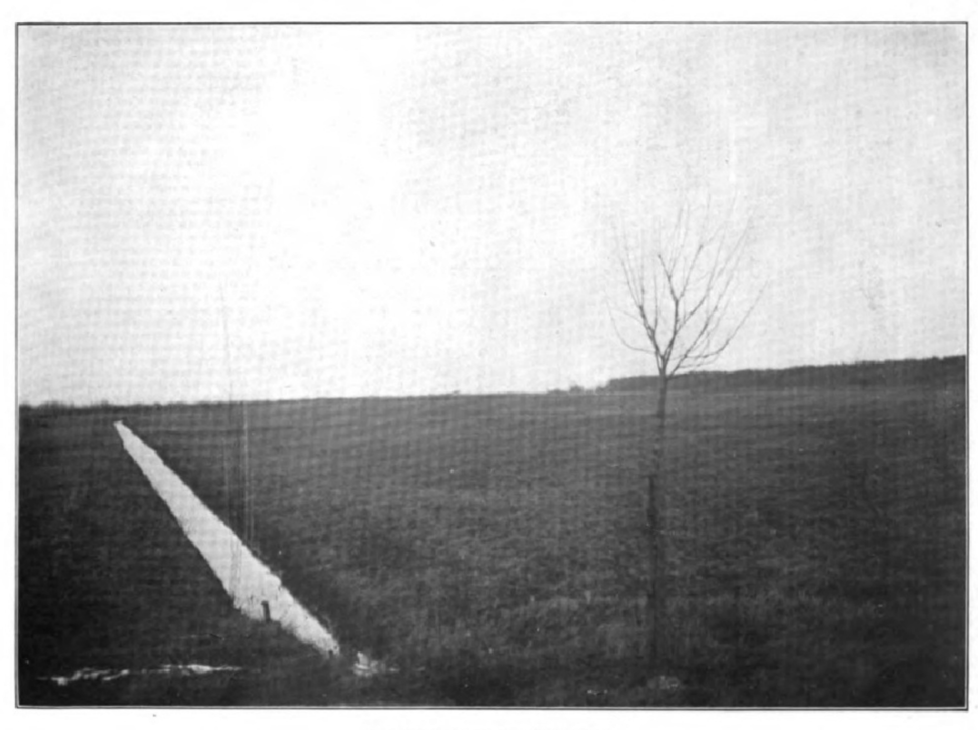
In verständnisvoller Würdigung der Bedeutung der Moorkultur für die deutsche Volkswirtschaft hatte der Deutsche Landwirtschaftsrat auf die Tagesordnung seiner am 17. Februar im Sitzungssaal des Herrenhauses in Berlin abgehaltenen Schlußsitzung der diesjährigen Tagung einen Vortrag über „Die deutschen Moore und ihre Bedeutung für die Volkswirtschaft“ gesetzt, den der Leiter der Moorversuchsstation in Bremen, Professor Dr. Tacke, übernommen hatte. Zu dieser Schlußsitzung war auch der Kaiser erschienen, dessen warmes Interesse für die deutsche Landwirtschaft bekannt ist. Er nahm im Anschluß an das Referat selber als Diskussionsredner das Wort, um, zum Teil in launiger Form, über seine eigenen Moorkultivierungsarbeiten in Kadinen (Westpreußen) zu berichten. Nach den interessanten Ausführungen des Kaisers handelt es sich in Kadinen um eine Melioration von ungefähr rund 500 Morgen bis dahin gänzlich unbrauchbaren sumpfigen Torflandes, die in den letzten Jahren auf Befehl des Kaisers ausgeführt worden ist. Als Kadinen 1899 vom Kaiser erworben worden war, ließen die wirtschaftlichen Verhältnisse dort sehr viel zu wünschen übrig. Besonders ungünstig waren die Zustände auf den dem Gute gehörigen, nach dem Haffstrande zu liegenden Ländereien. Dort wuchsen nur Erlen, Weiden, Schilf, Sumpfgras. Dieses schwierige Gelände sollte im Laufe der Zeit durch Melioration der Bewirtschaftung erschlossen werden. Der Kaiser berief zu diesem Zwecke eine Konferenz und ließ einen Arbeitsplan aufstellen. Um das Haffwasser von dem Gelände abzulenken, wurde beschlossen, eine Entwässerungsanlage einzurichten. Zunächst zog man einen 3 km langen Wall, um eine Überflutung des Geländes zu verhüten. Dann wurde, da eine natürliche Entwässerung wegen der niedrigen Lage des Geländes nicht in Frage kommen konnte, ein Schöpfwerk angelegt, das durch einen elektrischen Motor getrieben wurde. Die Kabelleitung zu diesem Motor wurde so gelegt, daß sie zu gleicher Zeit über die zu dem Gut gehörigen Felder führte und dort den Anschluß für das elektrische Dreschen abgab. Einige höher liegende Stellen konnten sich bei niedrigem Haffwasserstand selbst entwässern. „Im Jahre 1906“, so führte der Kaiser weiter aus, „waren fünf Sechstel des gesamten in Frage kommenden Geländes eingedämmt, die Entwässerung war durchgeführt, und es war die Vorbedingung gegeben für die Herstellung guter Wiese. Das Schöpfwerk wurde im Oktober fertiggestellt, und bereits im nächsten Sommer war das gesamte sumpfige Gelände trockengelegt, so daß man mit einem Automobil darüber hinwegfahren konnte. Auch nach den stärksten Niederschlägen war es ein leichtes, die Wiesen in anderthalb Stunden trockenzulegen. Als die Entwässerung vollständig durchgeführt war, wandte ich mich an die Bremer Hochmoorkulturstation. Es wurde mir ein interessanter Bericht eingeschickt und die Bewirtschaftung des Bodens warm empfohlen. Die moorigsten Flächen wurden mit Sand befahren, und es wurde auch künstliche Düngung zu Hilfe genommen. Die Gesamtkosten für die Anlage beliefen sich auf 73850 ℳ oder auf 150 ℳ pro Morgen. Das Ergebnis der ausgeführten Meliorationen war in jeder Beziehung zufriedenstellend, alle Erwartungen wurden übertroffen. Schon jetzt in der kurzen Zeit haben sich die wirtschaftlichen Verhältnisse wesentlich verbessert.“



Die geschützten Weideanlagen.

Der Kaiser berichtete dann weiter über die neben den Meliorationsarbeiten hergehenden Bestrebungen, die Viehhaltung zu verbessern. Der Kaiser wandte sich an Herrn Hagenbeck in Hamburg, um eine Verbesserung der Milchproduktion auf Kadinen zu erreichen. Hagenbeck, der durch seine Kreuzungsversuche der Retter der deutschen Landwirte in Südbrasilien geworden ist, gab den Rat, zur Auffrischung des Kadiner Viehes Kreuzungsversuche mit dem indischen Zebubullen (bos zebu indicus major) zu machen. Das geschah, und der Erfolg entsprach durchaus den Erwartungen.

Zum Schluß seines Vortrags betonte der Kaiser, daß die deutsche Landwirtschaft die Viehhaltung vergrößern könne und müsse, denn wir müßten in der Fleischversorgung vom Auslande unabhängig werden. „Diese Absicht,“ so fuhr der Kaiser fort, „uns in der Ernährung immer unabhängiger vom Auslande zu machen, muß und kann zur Tat werden. Ich versuche persönlich dabei etwas mitzuwirken. In Kadinen habe ich einen bescheidenen Anfang in dieser Beziehung gemacht. Ich möchte auch nicht unerwähnt lassen, daß die Kadiner Anlagen insofern auch einen großen moralischen Erfolg gehabt haben, als sie zu ähnlichen Maßnahmen in der ganzen Nachbarschaft geführt haben, während früher dort nie daran gedacht worden war. Aus den Nachbarorten kommen alljährlich zahlreiche Landwirte, um die Anlagen zu besichtigen, und zu meiner Freude wird auch ein leidlich günstiges Urteil über die Anlagen von diesen Fachleuten gefällt. So ist zu hoffen, daß die Anlagen vorbildlich wirken und Nachahmung finden werden.“



Das Gelände nach der Melioration.

Aufnahmen von Kadinen, die Kaiser Wilhelm im Anschluß an seinen Vortrag durch Geheimrat v. Etzdorf in Lichtbildern vorführen ließ.



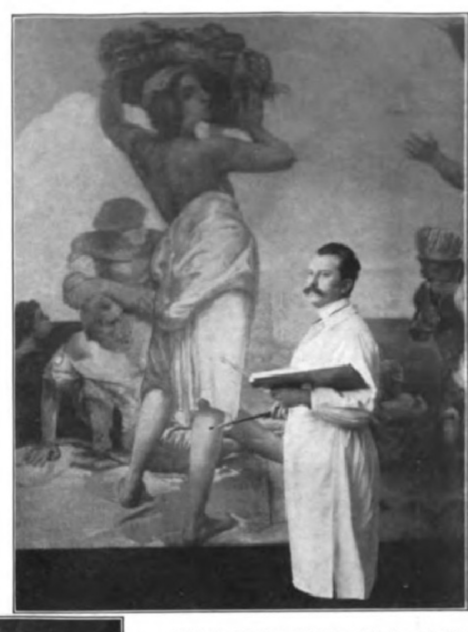
Aufnahme von Kadinen, die Kaiser Wilhelm im Anschluß an seinen am 17. Februar in der Sitzung des Deutschen Landwirtschaftsrats gehaltenen Vortrag durch Geheimrat v. Etzdorf in Lichtbildern vorführen ließ: Das Gelände im früheren Zustande während des Winters.

Die Wandgemälde für den Sitzungssaal des Bundesrates.

Die bildliche Ausschmückung des großen Sitzungssaals des Bundesrats im Reichstagsgebäude ist nunmehr vollendet. Der Künstler, dem die schwierige Arbeit anvertraut war, Raffael Schuster-Woldan, hatte bereits in den Jahren 1902 bis 1903 die Felder des Plafonds mit Geschöpfen seiner Phantasie bevölkert, und es blieb ihm danach noch übrig, auch die Wandflächen mit Bildern auszufüllen. Die koloristische Lösung der Aufgabe war durch die reiche Täfelung des Saals und die ungünstigen Beleuchtungsverhältnisse erschwert, aber es ist dem Künstler trotzdem gelungen, eine wirkungsvolle Farbigkeit und einen guten dekorativen Gesamteffekt zu erzielen. Im Gegensatz zu dem prononzierten Farbenauftrag der Deckengemälde sind die Wandbilder diskreter in den Farben gehalten und erhöhen dadurch die Wirkung des Plafonds.

Die Sujets der Wandgemälde bilden symbolische und allegorische Darstellungen. Auf den beiden Feldern der Nordwand (Kaminwand) sehen wir den „Triumph der Kultur“. Das links vom Kamin befindliche Bild gibt den „Einzug der Kultur“ wieder. Ein vorstürmender Reiterzug wirft das kulturfeindliche barbarische Element nieder. Die Frauengruppe auf dem Bilde rechts vom Kamin hält die verschiedenen Empfindungen fest, mit denen dem Vordringen der Kultur in dem eroberten Gebiet begegnet wird: leidenschaftliche Anteilnahme, bange Verzagtheit, freudiges Beglücktsein, stille Erwartung. Die Bilder der Ostwand lassen in ihren ruhevollen oder doch nur mäßig bewegten Figuren den bewußten Gegensatz zu den temperamenterfüllten Gruppen des Nachbarfeldes erkennen. Das Feld links vom Fenster nehmen die in ruhender Haltung dargestellte, ernst vor sich hinsinnende Figur des „Landbaues“ und die nackt dahinschreitende Dianagestalt der „Jagd“ ein. Das Feld rechts vom Fenster bringt eine Verkörperung der „Gesamtheit der deutschen Volksstämme“, die teils in anmutigen Frauengestalten ihren plastischen Ausdruck gefunden haben, teils in einer in eifrigem Disput begriffenen Männerschar, die den Vordergrund rechts und eine offene Halle dahinter füllt. Die sich anschließende Südwand enthält auf dem ersten Felde Allegorien des „Friedens“, des „Ruhms“ und eine „patriotische Figur mit dem Kriegsbanner des Deutschen Reiches“, auf dem zweiten Felde Allegorien der „Land- und Seemacht“, mit deren Rüstzeug Putten beschäftigt sind. Die durch einen von zwei Monumentalfiguren flankierten Uhraufsatz geteilte Westwand zeigt auf dem Felde links eine bildliche Darstellung der Beziehungen zwischen „Handel und Kolonien“, auf dem Felde rechts die hoheitsvolle Figur der „Geschichte“ und einen „Reiter mit einem Begleitenden“. Die Gruppe leitet geschickt zu dem Reiterzug des ersten Feldes des „Triumphes der Kultur“ auf der Nordwand über.

Der Künstler, der diese dekorativen Bilder geschaffen hat, Raffael Schuster-Woldan, ist ein geborener Schlesier. Seine Wiege stand in Striegau, wo er am 7. Januar 1870 als Sohn des Amtsgerichtsrats Heinrich Schuster-Woldan das Licht der Welt erblickte. Er besuchte die Gymnasien zu Liegnitz und München und danach die Akademie der bildenden Künste in München. Vom Jahre 1893 an war er in München selbständig tätig. Ein längerer Aufenthalt in Italien, besonders in Rom, gab ihm starke künstlerische Eindrücke. Im Jahre 1903 verheiratete er sich mit Gabriele Gräfin v. Thürheim, der Tochter des bayrischen Generalleutnants z. D. Hermann Grafen v. Thürheim. Als Schöpfer hervorragender Frauenbildnisse machte sich der Künstler zuerst einen Namen. Seine Gemälde für den Bundesratssitzungssaal zeigen, daß er auch größeren Aufgaben gewachsen ist. Er hat damit zwar noch nicht ein Werk von monumentaler Wirkung geschaffen, aber es ist zu bedenken, daß der ganze Raum von vornherein nicht für eine monumentale Malerei berechnet war.



Raffael Schuster-Woldan bei der Arbeit.



Ansicht des Bundesratssitzungssaales.

Totenschau.

Christian Max Baer, bekannter Maler, ist am 31. Januar nach kurzem Krankenlager in München gestorben. Am 24. August 1853 zu St. Johann bei Nürnberg geboren, besuchte Baer die Nürnberger Kunstschule, dann die Münchner Akademie. Er machte sich zuerst als Stillebenmaler bekannt und wandte sich danach der Genremalerei zu. Sein Bild „Martin Behaim erklärt den ersten Globus“ (1883) ging in den Besitz des Königs von Rumänien über. Für sein Gemälde „Fastenzeit“ erhielt er 1894 in München die zweite Goldene Medaille.

Heinrich Eickmann, begabter Radierer und Maler, ist am 29. Januar im Alter von vierzig Jahren an den Folgen einer Blutvergiftung gestorben. Zu Lübeck am 13. Juni 1870 geboren, erhielt Eickmann seine künstlerische Ausbildung von 1894 bis 1897 an der Münchner Kunstakademie, siedelte nach Berlin über und eröffnete dort ein Schüleratelier. Als Motive für seine Arbeiten wählte er mit Vorliebe Szenen aus der Bibel oder aus dem Bauernleben.



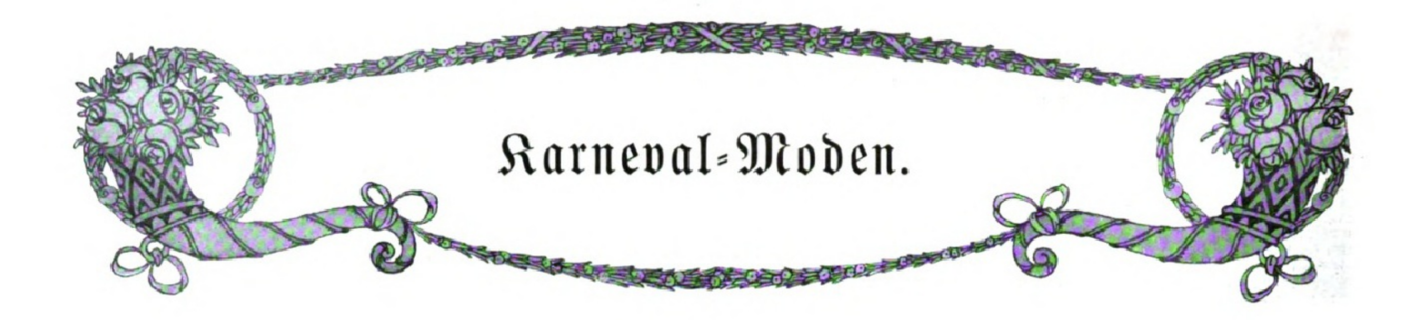
Landbau (ruhende Figur) und Jagd.



Handel und Kolonien.

Wandgemälde für den Bundesratssitzungssaal im Reichstagsgebäude von Raffael Schuster-Woldan.

Nach Photographien von H. L. von Cranach, Wartburg.



Chemigraphische Anstalt von J. J. Weber in Leipzig.

1. Glückskarten: Eichelwenzel und Coeurdame.



2. Burgundische Fürstin. Perlenhaube aus Goldbrokat und mit Goldrand eingefaßtem Tüllschleier; Toilette aus purpurrotem Goldbrokat.

3. Bosnisches Kostüm aus Originalleinen mit Fransenschürze.

4. Fischerjunge aus der Bretagne. Königsblaue Samtbeinkleider mit roter Schärpe, weißer Bluse.

5. Weiblicher Harlekin. Buntgemalter Atlas mit Flitterbesatz.

6. Dompteuse. Anliegendes, türkisblaues Seidenwams und ebensolche Trikots, darüber Spitzenfrack und Beinkleid.

In den Tagen der Faschingsfreuden hält man gern Umschau unter alten Raritäten; gibt doch die eine oder die andere Anlaß zu einer guten Idee für Mummerei und Maskenscherz. Zu einer wahren Fundgrube werden da alte Modejournale mit ihren noblen, gemalten Kupferstichen und preziösen Berichten, die versunkene Karnevalslust zu neuem Leben erwecken können. Vor mir liegt ein Bändchen aus dem Jahre 1811. Sehr interessant; denn seine dünnen Monatsheftchen bringen außer Kunst- und Theaterkritik (die uns in ihrer wunderlichen Verschiedenheit vom Heute höchst seltsam anmutet) auch die Modeberichte der vielen damaligen deutschen Residenzen, in denen sich ein merkwürdig ausgeprägtes und selbständiges Modeleben entfaltet haben muß. Entzückende Dinge werden da z. B. in Weimar getragen; man fühlt, die geistige Kultur der Musenstadt durchdringt auch die Toilette beider Geschlechter. Im Januar berichtet man aus Frankfurt a. M., daß sich die Damen aller Kreise und Stände zu einer großartigen Kundgebung vereinigt haben. Man will — man höre und staune — im Jahre des Heils 1811 dort nichts Geringeres als eine nationale deutsche Frauentracht herausbringen! Es wird beschlossen (als geschähe das Ganze in einem heutigen modernen Kleider-Reformverein!), „daß ihre Form ein für allemal festzustehen habe und nur Farbe und Stoffe das Bewegliche im Wechsel der Zeiten sein dürfen". Der Februar zeitigt in einer Hauptversammlung und Festlichkeit das Resultat. O Karneval des Lebens! Die guten Frankfurterinnen sind insgesamt, wie es heißt, in „altrömischen" Toiletten erschienen. Das war die neue deutsche Nationaltracht! Lachend blättert man weiter und stößt auf berauschte Lustigkeit, die aus den Berichten aus Kassel aufsteigt. Dort feiert man wirklich und wahrhaftig Karneval. Jérôme hat ihn und seine dionysische Freude nach dem Norden verpflanzt. In der alten Kurhessenstadt reiht sich Maskenball an Maskenball den ganzen Fasching über, und lange noch nach Karnevals feierlich burleskem Begräbnis gibt König „Immerlustik" allwöchentlich einen großen höfischen Bal masqué, auf dem zuerst alles in dunkeln Dominos intrigiert, um dann gleich Schmetterlingen aus diesen seidenen Hüllen zu flattern und „im Tanz von Seligkeit zu Seligkeit zu gaukeln". Aus einem Orangen- und Myrtenhain im letzten Saal der fürstlichen Gemächerflucht ragt ein lächelndes Marmorbild empor: Venus Cytherea! Die Maskencharaktere spielen sich in südlicher Grazie und nordischem Humor gegeneinander aus. Unter Phantasiegestalten, Griechengöttern und Figuren der Comedia dell' arte wandelt z. B. ein deutscher Kachelofen, in dessen Röhre duftende Bratäpfel leise zischen. Wehe, wer danach greift; eine dunkle Bärentatze fährt aus dem Rußloch und langt nach dem Diebe — für schöne Demoiselle hält die rauhe Pranke indessen auch Bonbonnieren bereit. Es war eine von den wunderlichen Spießbürgermasken, die ein halbes Jahrhundert lang die Menge amüsierten und wohl die sonderbarsten Karnevalserscheinungen zeitigten, die sich eine hausbackene Phantasie vorstellen kann. Aber schon in jenen Tagen noch gar nicht reflektierender, ausgelassener Maskenherrlichkeit weht ein neuer Zug in das Faschingstreiben. Das Aufblühen der deutschen Theaterkunst hat gleichzeitig das Interesse an der Kostümhistorie geweckt, und die Vergangenheit der Mode beginnt mit Prachtstadien die Maskenbälle zu beherrschen, um sich nach und nach in diejenige spezielle Art des Vergnügens umzuwandeln, die heute als „Kostümfest" das Karnevalswesen beherrscht und das alte Maskenspiel mit seinen verhüllten Gesichtern und unverhüllten Intrigen immer mehr verdrängt. In der „Fridericiana" in Berlin hat es in den letzten zwei Jahren einen Höhepunkt erreicht, auf dem sich alles entfaltete, was große Massen an Stileinheitlichkeit von einer Kostümepoche aufzubringen vermögen. Die vorausgegangenen Kostümabende dieses Faschings anderer großer Vereinigungen spiegelten fast alle die Freude am historischen Kostüm wider, daß man sagen kann, die eigentlichen Maskenphantasien treten dadurch so zurück, daß es uns gar nicht wundern würde, wenn man sich die Entfaltung historischer Pracht oder die (billigere) Vorführung von Volkstrachten in einiger Zeit gründlich sattgesehen hätte. Möge ihnen wieder die Feerie der Phantasiekostüme folgen, in der sich der Karneval zu einer neuen Phase entwickeln könnte.

Es ist ganz interessant, zu beobachten und zu vergleichen, wie sich die herrschenden Modenlinien und die des Karnevalgewandes immer im Zeitgeschmack verschmelzen. Gleicherweise aber hat das gänzlich Abstechende da auch wieder seine größte Anziehung. So hat man niemals so viele Krinolinenkostüme auf Maskenfesten beobachtet wie eben jetzt zur Zeit des Futteral-, Humpel- und Hosenrocks. Im Gegensatz dazu hatte sich vorher die Frau nie so gern in Hosenrollen auf öffentlichen Festen gezeigt als in der Zeit, da die ungeheuerlichen Reifröcke der Kaiserin Eugenie getragen wurden und die Hose sozusagen ihr äußerstes Extrem als Frauenkleidung darstellte. Allerdings ist sie auch heute wieder sehr beliebt geworden, und zwar namentlich auf den Kostümfesten, die die Frauen untereinander versammeln. Unsere hübschen Kostüme (Abbild. 1, 3, 4, 5 und 6) dürften noch im Ausklang der Karnevalssaison manche Liebhaberin finden. Als besonders originell erscheint uns da die Maske Dompteuse (Abbild. 6), obwohl wir sie nur einer ebenmäßigen, schlank gewachsenen Gestalt empfehlen möchten. Das Kostüm besteht in einem Spitzenfrack, der nach Art der Tierbändiger-Attilas mit weißen oder silbernen Brandebourgs besetzt ist, und der Spitzenhose, die einen breiten Seidenstreifen erhielt. Große seidene Reverse legen sich um den Ausschnitt, die Ärmel sind in gleicher Weise mit Manschetten abgeschlossen. Unter dem Kostüm wird ein blaßblaues Seidentrikot angelegt, das nach Art der Akrobaten noch mit einer straffen, fest anliegenden Atlastaille und kurzen, schlanken Atlashosen vervollständigt wird. Das fesch frisierte Haar schmückt eine Schleife. Hellblaue Atlasschuhe mit Bindebändern zieren den Fuß. Einfacher, d. h. weniger pikant, erscheint der bretonische Fischerknabe (Abbild. 4). Die königsblauen, weiten Samthosen sind seitlich mit hellgelben Seidenblenden und blanken Knopfreihen geziert; auf jeder Tasche wiederholt sich eine ovale Figur von Knöpfen. Eine rote Kaschmir- oder Seidenschärpe mit Fransen gürtet eine weiße Woll- oder Rohseidenbluse; dazu wird ein gepunkteter Bindeschlips getragen. Die dritte im Bunde dieser Hosenrollen ist eine reizende Harlekinmaske, die vierte unsere Glückskarte „Eichelwenzel" (Abbild. 1). Die in der Abbildung 1 wiedergegebenen Kostüme gehören einer Maskengruppe Glückskarten und Trümpfe an, die alle Atouts der verschiedenen Kartenspiele zu einer Kartenquadrille vereinigt und als solche reizend wirken muß. Unser Eichelwenzel erhält das hübsche Kostüm eines Pagen aus dem sechzehnten Jahrhundert. Grüner Atlas mit Pelzbesatz und Samtärmel zieren das schmucke Wams, das die deutsche Eichel in ihrer charakteristischen Stilisierung in Samt appliziert erhält. Hohe, dunkellila Seidentrikots und ein Federhut vervollständigen die reizende Maske. Seine Partnerin „Coeur-Dame" hat ein Kostüm von starrem, grauem Taft erhalten, auf den die Herzfigur in ceriserotem Samt wie ein regelmäßiges Muster appliziert oder beliebig auch nur aufgemalt wird. Die glatte Schneppentaille, mit einer bunten Steinchatelaine

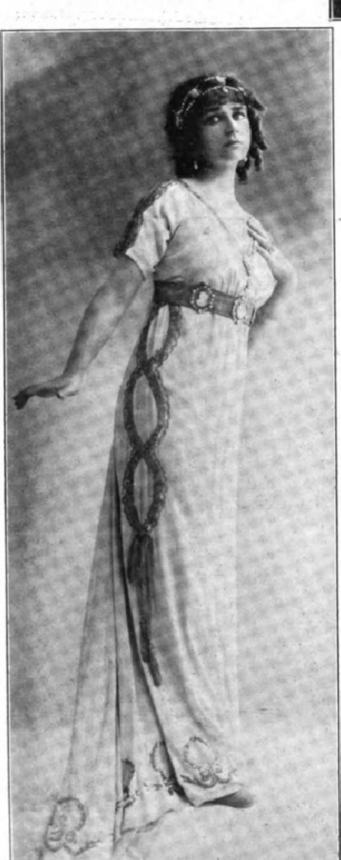
abgeschlossen, ist ebenso geziert. Sie erhält kurze, graue Glockenärmel, aus denen die Samtpuffen und die Batistunterärmel hervortreten. Um den Hals legt sich die charakteristische Krause der Renaissancetracht, das Haar deckt ein Spitzenhäubchen. Unser Harlekin wäre eine gute Verkleidung für den Pagat des Tarocks. Das Kostüm besteht aus Kniehöschen und einem Wams von weißem Atlas, die beide durchweg so mit Gold oder Silberborte benäht werden, daß sie große Vierecke bilden, in denen noch einmal kleinere Blockkaros zu sehen sind. Diese kleineren Karos werden mit Heliosfarben so bunt wie möglich getönt, aber dennoch so, daß das Ganze keine Disharmonie ergibt und in einer geschlossenen Farbenskala gehalten ist. Borten und Karos werden ausgeflittert. Um den Ausschnitt legt sich ein Kragen aus Batiststickerei, der aber auch durch eine runde Halskrause ersetzt werden kann. Die Höschen sind mit goldgelben, enganliegenden Samtblenden und Schleifen abgeschlossen, der weite Gürtel ist von gleichem Material. Aus der ebenfalls mit Schleifen geschmückten Lockenfrisur fällt ein Zweig Rosen. Sehr niedlich ist auch das Pärchen Page und Bürgermädchen (Abbild. 7 und 8). Das Wams des Pagen besteht aus leicht gebeiztem Leder; die weiten Samtpluderhosen sind unten mit Schleifen geziert. Graue Trikotstrümpfe und braune Lederschuhe mit Lederpatten und ein Schlapphut mit vollgekräuselter Feder vervollständigen das Ganze. Der Rock von Abbildung 8 ist weit, in geraden Bahnen zusammengesetzt und am Gürtel eingekraust. Die weiten Puffärmel aus altgoldener Seide werden durch Samtspangen gehalten. Das Leibchen ist glatt und ganz anliegend mit kurzem Schoß. Hohe weiße Batistmanschetten mit Spitzenfalbeln, Batistkragen und Aufschlaghaube geben dem Ganzen eine frische Note.

Zu den herrlichsten, augenblicklich aber noch sehr selten gesehenen historischen Kostümen gehören die burgundischen Trachten. Das Burgunderreich war sozusagen der Ausgangspunkt der mitteleuropäischen Modenepoche, der burgundische Hof bestimmte mehrere Jahrhunderte hindurch die Mode der vornehmen Welt, und die damalige Prachtentfaltung innerhalb einer Epoche ist noch heute unerreicht. Seltsamerweise hat man bis jetzt die burgundische Tracht nur wenig auf Kostümfesten bemerkt. Der Grund dafür lag wohl in ihrer anspruchsvollen Kostbarkeit wie in der seltsamen Gestaltung des fraulichen Kopfputzes. Unsere Mode hat uns mit Riesenkopfbedeckungen bekannt gemacht, daß uns die Hauben und Spitzhüte der Burgunderinnen nicht mehr abschrecken, vielmehr unser ganzes Interesse hervorrufen. Die Mode kannte darin damals zwei Hauptformen, nämlich den etwa $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ m hohen zuckerhutähnlichen Schleierhut, von dem ein langer Schleier bis zum Erdboden herabwehte, eins der merkwürdigsten Modengebilde, die jemals ersonnen worden sind. Die zweite Fasson war eine mitraartige Haube, wie wir sie auf unserer Abbildung 2 bemerken. Sie besteht aus einer ovalen Kappe, an die sich zwei schalenförmige Flügel, mit Brokat überzogen und mit Seidenornamenten appliziert, ansetzen. Reiche Perlenstickerei und bunter Steinschmuck zieren diese weitläuftige Haube, die alles Haar verbirgt und das Gesicht mit ihren kostbaren Besätzen schmal und vornehm umrahmt. Aber diese merkwürdige Kopfbedeckung ist noch einmal überhöht von weißen Tüll- oder Chiffonschleierflügeln, die so entstanden sind, daß man ein großes Tüllviereck diagonal, von einer Spitze ausgehend, bis zum Mittelpunkt durchschneidet und von da aus so weit mit goldbesponnenen Drähten einzieht, als erforderlich wird, um die beiden Enden, wie auf Abbildung 2, in Bogen über der burgundischen Haube aufzustellen und noch etwa 30 cm lange Tüllenden herabfallen zu lassen. Der Schleier selbst wird ringsum mit Gold eingerandet und hängt im Rücken spitz herab. Aber die burgundische Modenepoche brachte uns auch jene herrlich gemusterten Brokate, die sich gerade unsere Tage zum Vorbild genommen haben, um sie uns an den großen Repräsentationstoiletten als das Modernste aufzutischen. Allerdings sind ja die modischen Kleiderlinien mit ihren hochgegürteten Taillen in mancher Weise dem burgundischen Kleiderideal genähert. So zeigt uns die glatte Prinzeßrobe aus purpurrotem Velours lamé d'or eine mäßig weite Schleppe mit Glockenfall. Sie wird knapp unter der Brust gegürtet und ist bei Abbildung 2 mit einer antiken, perlengezierten Passementerie geschlossen. Bis zum Rokoko und Empire hat die Mode keine stilvollere Tracht als ebendiese königlichen Burgundertoiletten besessen, und es wäre angebracht, sie in den Zeiten des jetzigen aufblühenden Reichtums in das Kostümfest einzustellen. Unsere Kostüme Abbildung 9 und 10 reihen sich dieser Staatsrobe würdig an. Das Empirekleid (Abbild. 9) braucht keine weitere Erklärung als die, daß seine goldnen applizierten Kränze auf weißem Seidentuch lagen und der wieder sehr moderne Kameenschmuck die Robe charakteristisch zierte. Das Watteau-Kleid (Abbild. 10) war von blaugestreiftem Damast und mit einer pompösen Seidenstickerei geziert, die durch einzelne Perlen und Flitter noch erhöhten Glanz erhalten hatte. In gleicher Weise ist die lange Schneppentaille mit einem runden Ausschnitt gehalten, der beide Schultern ziemlich weit freiließ. Die Ärmel sind mit einer breiten Manschette versehen, die aus diskret buntem Brokat hergestellt und noch mit ebensolcher Stickerei, wie sie der Rock aufwies, versehen wurde. Ihren Abschluß bilden echte Spitzenvolants. Die elegante Schneppentaille hatte den charakteristischen Rokokoschnitt. Sie erhielt bei diesem Modell eine interessante Dekoration von einem Seidenrosenkranz, der sich bandeauartig von der linken Schulter schräg über die Taille unter den rechten Ärmel bis hinten in den tiefen Gürtelschluß zieht. Die Robe entstammt ihrem Stile nach der frühesten Rokokoperiode und zeigt daher zwei flache Brokatpaniers, die hinten über der Turnüre in einer wasserfallartigen schmalen Tunika endigen. Unter dieser ist auch die eigentliche Schleppe angebracht, hier von dunkelblauem Tüll, der köstlich mit einem großzügig applizierten Blumenmuster und ausgeflitterter Plattstickerei verziert wurde. Unser Biedermeierkostüm (Abbild. 12) zeigt den heitern Krausenstil auf einem weiten Krinolinenrock, als Ausputz figuriert einzig das charakteristische, durch Spitze durchgezogene Samtbändchen. Daneben sehen wir ein entzückendes Zofenkostüm (Abbild. 11) aus weißem Batist mit zartrosa Seidenjäckchen. Das Phantasiekostüm „Rose mignonette" (Abbild. 13) besteht aus Chiffon mit Röschenkränzchen, die Holländerin (Abbild. 14) ist in Delfter Blauschattierung gehalten, von der sich das weiße Brusttuch und die Spitzenhaube wirksam abheben.

Die Mode hat uns inzwischen ein paar Neuheiten gebracht, die sich passenderweise zum Karneval einstellten, denn sowohl die englischen Pascha- als auch die französischen Hosenröcke tragen eher den Charakter von Faschingsscherzen als den von ernst zu nehmenden Kleidungsstücken. Vor allen Dingen sind sie total überflüssig; denn was die Frau an Beinkleidern für Sport- und Arbeitszwecke braucht, ist längst da und wird von niemand mehr angefeindet. Das Beinkleid aber in die repräsentative oder Luxuskleidung einzuführen wäre eine Torheit, die die



7 und 8. Renaissancepage und Bürgermädchen aus dem siebzehnten Jahrhundert. Der Page trägt zu dunkelgrünem Samt ein Lederwams; die Dame ist in Hellblau und Altgold gekleidet.



9. Empirekostüm mit Kameenschmuck.

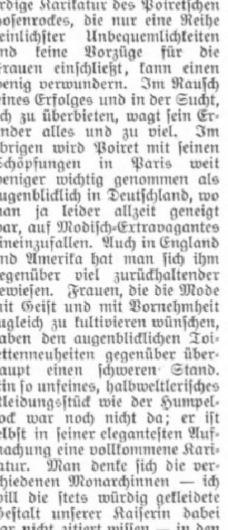


10. Rokoko-Kostüm mit reicher Stickerei.



11. Zofe aus der Barockzeit. Rock aus weißem Mull; Jäckchen aus rosa Seide; Tüllhaube mit Spitzen.

Frauen, noch viel mehr aber die Modenindustrie in allen ihren Zweigen aufs schwerste zu büßen hätte, und die die letztere um ihrer selbst willen aufs heftigste bekämpfen müßte. Der Frauenrock (wie das Frauenkleid im ganzen) ist dasjenige Objekt, an dem die Luxusindustrie in ihren einträglichsten Produktionen zur Entfaltung gelangt. Man sieht ja an der heutigen Männerkleidung, wohin man dabei schließlich gelangt: an einer einzigen eleganten, breit entfalteten Frauentoilette ist zehnmal mehr zu verdienen als an zehn schicken Männeranzügen. Würde sich das Beinkleid für die Frau wirklich einführen, so kann sich nur noch einer ins Fäustchen lachen — nämlich der Juwelier. Er war für ein paar Jahrhunderte der einzige Erbe, der von dem versinkenden Luxus der männlichen Toilette profitierte, bis ihn die kahle Eleganz der heutigen Männerkleidung auch matt gesetzt hat. Wenn man den französischen Hosen- und den englischen Pascharock vergleicht, muß man sagen, daß der letztere das vernünftigere Kleidungsstück ist, soweit diese beiden Neuschöpfungen überhaupt Beachtung verdienen. Die merkwürdige Karikatur des Poiretschen



Hosenrockes, die nur eine Reihe peinlichster Unbequemlichkeiten und keine Vorzüge für die Frauen einschließt, kann einen wenig verwundern. Im Rausch seines Erfolges und in der Sucht, sich zu überbieten, wagt sein Erfinder alles und zu viel. Im übrigen wird Poiret mit seinen Schöpfungen in Paris weit weniger wichtig genommen als augenblicklich in Deutschland, wo man ja leider allzeit geneigt war, auf Modisch-Extravagantes hineinzufallen. Auch in England und Amerika hat man sich ihm gegenüber viel zurückhaltender bewiesen. Frauen, die die Mode mit Geist und mit Vornehmheit zugleich zu kultivieren wünschen, haben den augenblicklichen Toiletteneuheiten gegenüber überhaupt einen schweren Stand. Ein so unfeines, halbweltlerisches Kleidungsstück wie der Humpelrock war noch nicht da; er ist selbst in seiner elegantesten Aufmachung eine vollkommene Karikatur. Man denke sich die verschiedenen Monarchinnen — ich will die stets würdig gekleidete Gestalt unserer Kaiserin dabei gar nicht zitiert wissen — in den neuesten Extremen der Humpel- und Hosenröcke! — und als letztes Ideal in dieser Reihe die königliche Staatstoilette der Königin von Siam, nach unseren Begriffen eine Karikatur auf alle fürstliche Repräsentation. Vielleicht liegt es daran, daß die Frauenmode auf solche Abwege geraten konnte, weil ihr eine kühne Lenkerin auf den Thronen fehlt, wie zuletzt Eugenie von Frankreich ihr eine gewesen ist. Eugenie war allerdings in bezug auf Geschmack und Erfindung ein Genie ersten Ranges. Sie hatte auch den Ehrgeiz, sich selbst zu kleiden, nicht bloß das zu tragen, was ihr die Meister der „grande couture" vorschrieben. In den Tagen ihres Glanzes hatte auch die Mode eine Glanzepoche, von der sie heute, trotz allem protzigen Luxus, weit entfernt ist. Dennoch könnte das Modewesen, heute wie damals, mit einem Schlage in andere Bahnen gelenkt werden, wenn eine unserer vielen noch jungen und schönen Fürstinnen dem wirtschaftlich wohl enorm wichtigen Kulturzweige „Mode" das richtige Interesse entgegenbrächte und kühn das Zepter ergriffe. Die heutige Politik hat zwar wenig Ursache, sich die Mode zur Bundesgenossin zu wünschen, aber die Moden haben, wie es uns ihre Historie lehrt, immer gewonnen, wenn sie im Dienste einer größeren Idee gestanden oder den geistigen Strömungen ihrer Zeit Rechnung getragen haben. Wie sehr sich das noch heute bewahrheitet, beweist die vollendet ausgebildete Sportkleidung, die von der neuen Muse unserer Tage, der Technik, inspiriert wurde. Unsere Abbildungen sind nach photographischen Aufnahmen von Ernst Schneider, Berlin (Abbild. 1, 7 und 8); Becker & Maaß (Abbild. 3 und 12); Hanni Schwarz (Abbild. 14); Reutlinger (Abbild. 4, 5, 9, 10, 11 und 13); Henri Manuel (Abbild. 6); Bert (Abbild. 2) hergestellt worden.

Antonie Steimann.

12. Biedermeierkostüm aus malvenrosa Seide mit Samtbändchenbesatz und großer Krinoline.



13. Flatterröschen. Rokoko-Phantasiekostüm aus Elfenbeinchiffon, mit rosa, weißen und gelben Flatterröschen-Girlanden besteckt.



14. Holländisches Kostüm aus papierblauem Wollstoff.

Der Wunsch der kleinen Jacqueline.

Novelle von W. Bornemann.

I.



Jacqueline, die zehnjährige Baronesse von Klinkström, war der jüngste Kurgast in der Villa Margherita am Gardasee. Da sie keine Gespielinnen fand und nur Erwachsene sie umgaben, so langweilte sie sich manchmal. Was half dagegen die Schönheit der Landschaft jenes gesegneten Striches, der sich an der breiten Ausbuchtung des Sees nach Süden kehrt, und den allenzlich ein Strom deutscher Gäste überschwemmt? Jacqueline empfand noch nichts für die wunderbare Komposition von hundert Dingen, die da zu einem wahren Hohenliede des Malerischen zusammenklingen. Auch die Leute im Hause hatten ihr nicht viel zu bieten. Gewiß war sie schnell der Liebling der Fremden geworden. Ihre lichte Erscheinung, leicht, zierlich und flügge wie ein schwebender Falter, ihre dunklen Augen, die wie zwei leuchtende Kugeln auf dem bläulichen Weiß schwammen, ihr etwas üppiger Mund, der zwei Reihen blankester Zähne verschloß, ihre im Vergleich zum ganzen Gesicht etwas derb erscheinende Nase, ihr dichtes braunes Haar, das sie in zwei schweren Flechten trug: alles wirkte wie ein Einschlag der Helle und Fröhlichkeit in der aus Kranken und erholungsbedürftigen Personen bestehenden Gästeschar der Villa. Aber diese Herren und Damen waren in Liegestühlen verpackt, lasen in Büchern, tranken Milch und steckten von Zeit zu Zeit ein Fieberthermometer in den Mund, was von weitem aussah, als ob sie alle Zigaretten rauchten. Jacqueline fühlte stets so etwas wie Bedrückung, wenn sie länger unter ihnen verweilen mußte, so nett und freundlich auch jeder zu ihr war. Sie merkte die Spitalstimmung, die auf dem hochgelegenen, von Sonne übergossenen Rasenplatze herrschte, wo alle die Liegestühle placiert waren.

Mit Tante Adelgunde war vollends nichts Amüsantes anzufangen. Sie respräsentierte zu Hause bei ihrem verwitweten Bruder, dem Freiherrn Hans von Klinkström, die Hausfrau. Darum hatte es ihr obgelegen, die kleine Jacqueline nach dem Süden zu geleiten, wo sich das Kind nach einem bösen Scharlachfieber, das es im Januar durchgemacht, erholen und kräftigen sollte. Tante Adelgunde war sehr gemessen, sehr förmlich und dazu, weil sie auf dem linken Bein ein wenig hinkte, recht bequem. Zu weiteren Spaziergängen oder gar Exkursionen konnte sie sich nicht entschließen. Weshalb auch Jacqueline, obwohl sie sich gern im Weiteren getummelt hätte und auf die Berge geklettert wäre, zumeist auf das Gehege des parkartigen Gartens angewiesen blieb, der die Villa Margherita in ansehnlicher Ausdehnung umgab. Und zwischen diesen Beeten und Baumgruppen und auf den knirschenden Kieswegen konnte man immer nur säuberlich spazierengehen oder allenfalls sein Wägelchen mit den zwei Puppen hin und her fahren. Das war auf die Dauer nicht eben unterhaltend, so daß Jacqueline bald anfing, nach der Freiheit des väterlichen großen Rittergutes zurückzuverlangen.

Eines Morgens kam sie dazu, wie ein Gärtnerbursch an einem Blumenbeet arbeitete. Das interessierte sie, und sie blieb stehen und sah zu. Der Gärtner schien sich dadurch ein wenig behindert zu fühlen. Oder war es Höflichkeit? Er hielt mit der Arbeit inne, richtete sich empor und schaute Jacqueline fragend an. Zwei strahlende Augen blitzten ihr entgegen, zwei fein geschwungene Lippen waren leicht geöffnet, wie zu einem Lächeln. Jacqueline wunderte sich, wie ein gewöhnlicher Arbeitsmensch ein so überraschend schönes Gesicht haben konnte. Da der Knabe still blieb, so fragte sie: „Bist du der Gärtner?" Der Angeredete verstand nicht sofort; doch hatte er wohl eine Ahnung vom Deutschen und erwiderte mit lebhaftem Kopfnicken: „Si, si, il giardiniere!" Jacqueline ward nun ein wenig verlegen, wie sie die Unterhaltung fortsetzen sollte. Da fielen ihr die Blumen ein. Sie zeigte auf einen Rosenbusch, an dem sich die Blüten eben zu erschließen begannen, und erkundigte sich: „Wie heißt das auf italienisch?" Der Gärtner begriff und antwortete prompt und mit singendem Klang: „Rosaio." Und Jacqueline fragte weiter und ward jedesmal mit gewinnendem Tone belehrt: „garofano" — „primola" — „viola". Bis sie ungefähr auf jede Blume und jeden Baum gezeigt hatte, die ringsumher standen. Dann wollte sich der Junge wieder auf sein Beet bücken. Doch Jacqueline war dreister geworden und sagte: „Kannst du gar nicht Deutsch sprechen?" Er richtete sich auf und sagte treuherzig: „O niente, nix Deutsch." Der Akzent, mit dem das letzte Wort herausgestoßen wurde, amüsierte die Fragerin, so daß sie hellauf lachte. Der Italiener schlug die Augen nieder und errötete. Jetzt fühlte Jacqueline, daß ihr Lachen verletzt hatte. Sie wollte das gutmachen, aber sie wußte nicht, was sie sagen sollte. Da erscholl auch Tante Adelgundens Stimme: „Jacqueline!" Das Frühstück stand bereit: frische Milch, die zu trinken stets ein gewisser Widerwille überwunden werden mußte.

Jacquelines besondere Freundin war Josepha, das Stubenmädchen, ein munteres Ding, das in seinem molligen Wiener Dialekt gern plauschte und plauderte. Diese wurde alsbald über den Gärtnerjungen ausgefragt und erzählte gleich eine ganze Geschichte: Er heiße Taddeo Marignola, sei der Sohn des alten Gärtners Beppo und erst vierzehn Jahre alt. Nur aus Mitleid mit dem alten Manne werde Taddeo im Hause mitbeschäftigt; sonst würde er hungern und betteln müssen. Beppo habe früher in sizilianischen Bergwerken gearbeitet und auch eine Sizilianerin geheiratet, die die Mutter Taddeos sei. Diese wäre längst gestorben. Beppo habe schließlich die schwere Bergwerksarbeit nicht mehr ausgehalten und sei mit Taddeo an den Gardasee gekommen, weil da, und zwar in Maderno, seine Heimat wäre. Hier im Hause müßten beide höchst kümmerlich in einem Verschlag unter der Treppe wohnen; aber sie kriegten reichliches Essen und verdienten auch einiges Geld. Der Taddeo sei ein netter Bursch, den alle im Hause gern leiden möchten. „Und hübsch ist er, gelt?" Jacqueline verspürte bei dieser Frage, mit der Josepha ihren wortreichen Bericht schloß, so etwas wie eine leise Verlegenheit. Weshalb, wußte sie nicht . . .

Hinter der Villa Margherita ging es gleich tüchtig bergan. Ein Plateau war geebnet und auf ihm eine nach Süden offene Holzhalle erbaut, in der die Kranken und Rekonvaleszenten bei schlechtem Wetter auf ihren Ruhestühlen lagen. Dann folgten Oliven, bis sich die Höhen in kahler, doch blumenreicher Wildnis fortsetzten. Die kleine Jacqueline zog es schon lange dort hinauf. Sie wagte aber die Kletterei nicht allein. Nun sah sie am anderen Morgen, nachdem sie mit Taddeo Bekanntschaft gemacht hatte, diesen droben hantieren. Es war nur ein paar Schritte weit. Und da eben alle Kurgäste der Ruhe pflegten und Tante Adelgunde in einen Roman vertieft war, so riskierte Jacqueline den kleinen Aufstieg bis zu den Oliven und begrüßte Taddeo mit einem fröhlichen „Guten Morgen!" Er nahm seinen schäbigen, verwitterten Hut ab und erwiderte mit schöner Artigkeit: „Buon giorno, signorina." Jacqueline zögerte einen Augenblick und sagte dann, nach oben zeigend: „Geht da ein Weg hinauf?" Der Italiener verstand und bestätigte: „Si, si!" Und die Kleine bat: „Komm mit und zeig' mir den Weg." Taddeo begriff die Aufforderung und wies auf einen schmalen Pfad, der links von den in ein Viereck eingeteilten Oliven aufwärts führte. Jacqueline schritt voran, und der Junge folgte. Nach wenigen Minuten war der Wiesenhang erreicht. Der Wind wehte freier, und die Aussicht umspannte den ganzen südlichen See. Da das ferne Gestade in Dunst gehüllt war, so hatte das Ganze den Anschein, als ob man in die Weite des Meeres schaute. Mehr aber als von dem Ausblick wurde Jacquelines Aufmerksamkeit von den vielen gelben Schlüsselblumen und blauen Veilchen gefesselt, die ringsumher sproßten und blühten. „Oh, die wollen wir pflücken!" rief sie und begann sogleich damit. Taddeo half. Und bald hatten sie einen großen Strauß beisammen. Die Blumen ein wenig zu ordnen, setzte sich Jacqueline ins Gras, während Taddeo achtungsvoll stehenblieb. „Setz' dich doch auch", bat sie. Zögernd ließ sich der Knabe nieder. So saßen sie eine Weile stumm in dem leuchtenden Sonnenschein, in den von Zeit zu Zeit ein kalter Lufthauch hereinstrich. Jacqueline maß ihren Begleiter mit heimlichen Blicken und merkte erst jetzt, wie ärmlich gekleidet er war. Die in der Farbe völlig verschossene Jacke war ihm viel zu klein geworden; sein Wollhemd schien von gröbster Sorte, und sein Beinkleid zeigte überall schlecht eingesetzte Flicken. So sahen ja zu Hause nicht einmal die Landstreicher aus. Ein warmes Mitleid floß in Jacquelines Seele, und sie dachte daran, Tante Adelgunde zu bitten, daß sie irgend etwas für diesen armen Jungen tun solle. Zugleich trieb es sie, ihm eine Freundlichkeit zu sagen. Wenn er nur Deutsch gekonnt hätte! Doch Jacqueline vertraute darauf, daß ja alle in der Villa Deutsche waren und füglich auch Taddeo ein wenig davon verstehen müsse. Sie fragte: „Du mußt wohl viel arbeiten?" Taddeo hatte in der Tat durch den steten Umgang mit dem deutschen Personal des Hauses etliche Brocken erfaßt. Dazu kam sein erratender Instinkt. Und so erwiderte er mit seiner stoßweisen Akzentuierung: „No, no, wenig Arbeit, wenig Geld!" Jacqueline merkte wohl, daß so etwas wie Anklage in diesen Worten lag. Sie meinte: „Ach, das ist traurig."



Auf dem Bal paré im Deutschen Theater zu München. Nach einer Originalzeichnung von J. Peters.

Aber Taddeo verstand das nicht. Er schüttelte den Kopf und schaute die Kleine mit seinen dunklen, weichen Augen schwermütig an. Jacqueline fühlte sich gerührt durch diesen Blick. Dann regte sich ihre Wohlerzogenheit. Sie sollte ja den Garten der Villa allein nicht verlassen. Tante Adelgunde würde böse werden. Schnell sprang sie auf, ergriff ihren Blumenstrauß und schickte sich an, den Pfad wieder hinabzusteigen, indem sie dem Jungen zurief: „Ich muß fort!" Taddeo erhob sich verwundert und folgte dem Kinde in einiger Entfernung. Unten aber war Jacqueline gar nicht vermißt worden. Sie atmete auf; denn Tante Adelgunde las noch immer. Freudestrahlend überreichte sie der würdigen Dame ihre gelben Blumen und sagte: „Die hab' ich für dich gepflückt, Tantchen." Die Tante schaute überrascht auf und dankte gütig: „Ei, ei, mein Kind, das ist lieb von dir. Wo hast du denn die Blumen her?" Jacqueline wies nach oben: „Da auf dem Berge habe ich sie gesucht." Tante Adelgunde begann zu grollen: „O mein Kind, solche beschwerlichen Gänge sollst du aber nicht machen!" Die Kleine antwortete munter: „Es war gar nicht beschwerlich. Und Taddeo war mit." Sie warf das fast wie eine Selbstverständlichkeit hin, so daß die Tante ein wenig erstaunt fragte: „Taddeo, wer ist das?" Jacqueline sprach wie im Tone des Vorwurfs, daß die Tante diesen Taddeo noch nicht kenne: „Der Sohn des Gärtners, ein sehr artiger Junge." Tante Adelgunde dachte nichts Arges und sagte nur: „So, so! Na, ich will hoffen, daß unsere Jacqueline keine schlechten Bekanntschaften macht!" . . .

Von jetzt ab begann Jacqueline den Gärtnerssohn zu suchen, wenn sie ihn in der Umgebung der Villa nicht gleich traf. Sie fand, daß der Junge einen netten Zeitvertreib gewährte, obgleich die Unterhaltung mit ihm auch schwierig war. Immerhin verstand Taddeo das kleine deutsche Mädchen besser als umgekehrt. Seine Kenntnis an deutschen Wörtern suchte er im Gespräch mit Jacqueline zu ergänzen, und es war stets ergötzlich zu sehen, wie er sich mühte, den Sinn ihrer Rede zu erfassen, und wie sein natürlicher Takt und seine lebhafte Intelligenz ihn auf alles eingehen ließen, was das Kind fragte und plauderte. Sein ganzes Gesicht war dann bei der Sache, und sein klarer Blick schien alles aus der Sprecherin herausholen zu wollen. Hübscher als im Garten, wo man immer unter Aufsicht stand, und wo Taddeo auch zu arbeiten hatte, war es jedenfalls droben auf der Höhe. Zuerst getraute sich Jacqueline nicht weit vom Hause fort. Da die Tante aber gegen diese kurzen Spaziergänge keinen Einspruch erhob, wurde die Kleine allmählich kühner. Eines Vormittags war sie wohl gegen eine Stunde mit Taddeo gewandert, als beide plötzlich bei einem alten Kirchlein standen. Es lag kühn auf einem Bergvorsprung und schaute auf den See in seiner ganzen Länge. Wie ein Wunder grüßte sein Blau herauf. Seine in der Sonne glänzenden Ortschaften schienen an die Berge angeklebt, und langsam zogen die Dampfer ihres Weges. Jacqueline jauchzte und klatschte in die Hände, als sie das herrliche, ihr ganz neue Bild erblickte; und stumm schien sich Taddeo ihres Beifalls zu freuen. Da hörte man aus der Ferne ein Liedlein trällern. Es kam von einem Manne, der sein Feld bestellte. Das Mädchen horchte eine Weile und wandte sich plötzlich zu Taddeo mit der Frage: „Kannst du auch singen?" Der Italiener wiederholte: „Cantare? Oh, si, si, signorina!" Und die Augen in die Ferne gewendet, sang er halblaut eine sizilianische Canzone, die ihn sein Vater gelehrt hatte. In seiner Stimme kämpfte bereits ein knabenhaft herber Alt mit einer männlich baritonalen Färbung. Das gewährte einen seltsamen Reiz, etwas wie verschleierte Sehnsucht, wie aufdämmerndes Ahnen, das Jacqueline mehr instinktiv empfand als richtig verstand. Als er geendet hatte, sagte sie nur: „Das war sehr schön. Du mußt mir öfters etwas vorsingen, Taddeo." Dann machten sich beide auf den Rückweg.

Tante Adelgunde hatte die Nichte schon mit Unruhe erwartet. Es war eine halbe Stunde vor dem Mittagessen, als sie endlich, erhitzt und ein wenig aufgelöst, erschien; und die Tante schalt mit Recht: solche Herumtreiberei verbitte sie sich ein für allemal, das zieme sich nicht für Mädchen ihresgleichen, zum mindesten hätte sie vorher um Erlaubnis fragen sollen. Doch eine versöhnliche Wahrnehmung konnte die Tante beim Diner machen: Jacqueline entwickelte einen frisch-fröhlichen Appetit. Das war erfreulich, weil es bisher mit der Eßlust der Kleinen stets gehapert hatte und der Arzt immer alle Mittel zur Förderung der Nahrungsaufnahme empfahl. Tante Adelgunde überlegte daher, ob es doch vielleicht nicht richtig sei, dem Mädchen für Spaziergänge und Exkursionen etwas mehr Freiheit zu lassen. Nachmittags sprach sie, während Jacqueline auf dem Balkon mit ihren beiden Puppen die Stunden verdrießlich hinbrachte, mit der Besitzerin der Villa über Taddeo Marignola, den Gärtnerssohn. Sie erhielt das günstigste Zeugnis. Taddeo sei ein sehr gutartiger und anständiger Junge, fleißig, bescheiden und für alles geschickt; das gnädige Fräulein dürfe ihm Jacqueline getrost zur Führung bei weiteren Gängen überlassen; er kenne jeden Weg und Steg genau und werde der Kleinen der beste Schutz sein. Die Auskunft befriedigte die Tante. Denn da sie selbst schlecht zu Fuße war und auch die übrigen Gäste des Hauses nur ihre bescheidenen Promenaden machten, so war es ihr angenehm, zu wissen, daß sie die Nichte gelegentlich dem Italiener als einem quasi Bergführer anvertrauen konnte.

So geschah es, daß Jacqueline keinen Widerspruch fand, als sie am andern Morgen ein wenig zaghaft fragte, ob sie den Taddeo auf einem Gange begleiten dürfe, den er nach Maderno zu machen habe. Und so wurden solche gemeinsamen Ausflüge der beiden allgemach zu einer Gewohnheit, in die Tante Adelgunde sich nach und nach fügte. Die Kleine gedieh dabei zusehends. Ihre zarte, blasse Gesichtsfarbe überzog sich mit einem leichten Braun, das zu dem dunklen Haar gar schön paßte; ihre Körperformen rundeten und festigten sich; und ihr ganzes Wesen zeigte eine Elastizität, die lebhaft dafür sprach, daß sich das sonst schwächliche Kind bei diesem Wandern auf sonnigen Pfaden kräftig erholte. Sonne aber war jetzt den ganzen Tag. Sie strahlte von einem stets blauen Himmel und ward in ihrer sengenden Wärme nicht mehr von kalten Winden gekreuzt, die immer noch geweht hatten, solange der Monte Baldo ein weißes Haupt trug. Nun waren die Schneemassen geschmolzen, und überall entfaltete sich üppiges Blühen. Die Rosen, die, am Spalier gezogen, bis zum ersten Stock der Villa Margherita reichten, waren erschlossen, und ihr Duften erfüllte alle nach Süden gelegenen Zimmer. Sie gediehen so reichlich, daß die Gäste des Hauses täglich frische Sträuße fanden und die Mittagstafel mit Rosen überschüttet werden konnte. Und die besten Exemplare, die er in der Frühe fand, schnitt Taddeo für Jacqueline ab und überreichte sie mit galantem Lächeln, wenn beide ihren Ausgang begannen. Das Mädchen nahm die Rosen mit flüchtigem Dank wie etwas Selbstverständliches; doch die zarte Aufmerksamkeit schmeichelte ihr, und sie befestigte die gelben Blumen an ihrem Kleidgürtel. Dann wanderten beide. Und Jacqueline lernte solchermaßen die ganze Gegend im weiten Umkreise kennen. Sie erklommen die für ihre Kräfte erreichbaren Berggipfel, sie stiegen in die eigenartigen Schluchten von Barbarano und Toscalano, und sie durchstreiften die kleinen Ortschaften am Rande des Sees, mit ihren ineinandergeschachtelten Häusern, ihren ragenden Türmen und weihrauchduftenden Kirchen. Besonders schön aber waren die Fahrten auf dem blauen See. Tante Adelgunde gab zwar hierzu nur die Erlaubnis, wenn das Wetter ganz ruhig schien; doch auf dem Wasser blies häufig eine frische Brise, die man vom Lande aus kaum merkte. Taddeo wußte das und lieh sich für diesen Fall von den Fischersleuten, die er kannte, ein Boot mit braunem Segel. Er verstand sich auf dessen Handhabung; und leicht und sicher glitt unter seiner Führung das kleine Fahrzeug durch die plätschernde Flut. Mit fröhlichem Behagen gab sich Jacqueline dem Genusse dieser Exkursionen hin. Faßte der Wind auch manchmal das Segel ein wenig unsanft an, so blieb sie doch ohne Furcht, weil sie sich in sicherer Hut wußte und Taddeo keine Unbesonnenheiten beging. Ihre Unterhaltung stockte zumeist auf dem Wasser. Der Italiener hatte auf die Fahrt achtzugeben, und Jacqueline betrachtete ihn dabei und freute sich der Ruhe und Geschmeidigkeit, mit der er das Schifflein leitete. Ihre Blicke trafen sich gelegentlich. Taddeo schaute dann mit einem Aufleuchten seiner Augen zu ihr herüber, das Jacqueline durchdrang, und von dem ihre kindliche Unbefangenheit nur leise ahnte, daß es bereits das Flackern einer beginnenden Leidenschaft bedeutete.

Die Tage verrannen, und mehrere Wochen erfüllten sich, ohne daß die kleine Baronesse an die Heimkehr dachte. Da traf, als der Mai schon erschienen war und sich mit sommerlicher Üppigkeit in den Gärten und an den Berghängen entfaltet hatte, ein Brief von Jacquelines Papa ein, worin er mitteilte, daß er von Berlin aus, wo er eben Geschäfte habe, kommen werde, um Tante Adelgunde und sein Töchterchen abzuholen und heimzugeleiten. Die Tante sagte: „Gott sei Dank!" Denn sie fand die ewig sonnigen Tage mit dem Einerlei ihres Verlaufes längst eintönig; Jacqueline aber seufzte leise und dachte, wie schade es doch sei, daß diese wunderschöne Zeit nun ein Ende haben müsse. Taddeo fand sie diesen Morgen oben bei den Oliven. Sie stiegen ein wenig höher und ließen sich bald, da die Sonne brannte, in dem dürftigen Schatten einiger Pinien nieder. Hier konnte Jacqueline mit ihrer Neuigkeit, daß sie in einigen Tagen abreisen werde, nicht mehr zurückhalten. Taddeo stutzte zunächst, als ob er nicht recht verstanden hätte, während die Kleine schwieg und mit ungewisser Angst an ihres Freundes Mienen hing. Dann fragte dieser: „Partire? Fort, ganz fort von hier?" Jacqueline nickte nur und fühlte zugleich, wie eine Traurigkeit in ihr aufstieg. Taddeo aber wurde plötzlich blaß und fahl, wie jemand, den eine Ohnmacht anwandelt. Es zuckte und würgte und krampfte in ihm, so daß Jacqueline heftig erschrak und mit den Worten aufstand: „Komm, laß uns gehen, dir ist nicht wohl!" Sie wußte nicht, daß dies alles der Ausdruck eines wilden Schmerzes war, der Taddeo bei der Kunde ihres bevorstehenden Scheidens gepackt hatte. Und sie sah nicht, wie der Italiener in seine dunkle Kammer schlich, wie er sich dort auf sein kümmerliches Bett warf, wie er schluchzte und schrie und mit seinen weißen Zähnen den groben Überzug seines Lagers zerriß . . .

Am nächsten Morgen suchte Jacqueline vergeblich nach ihrem Freunde. Sollte er krank sein? Sie fragte den Hausdiener. Dieser hatte Taddeo schon früh an der Landungsstelle der Dampfer getroffen. Was bedeutete das? Denn sonst pflegte Taddeo im Garten oder bei den Oliven zu arbeiten, ehe Jacqueline ihn zum Spaziergang abrief. Sie dachte nach. Wollte der Italiener sie vor ihrer Heimreise nicht mehr wiedersehen?

Warum? Sie hatte ihm doch nichts getan. War er etwa böse, daß sie nun fort mußte? Wie käme er dazu? Oder vielleicht traurig? Ja, sicherlich! Es fiel Jacqueline wieder ein, wie blaß er gestern geworden, und wie er, ohne ein Wort zu sprechen, von ihr gegangen war. Und wie kam's nur — war es das geheime Band, das das ahnende Kind mit dem werdenden Jüngling verknüpfte, war es das Gefühl des Einsamseins und die Gewißheit, übermorgen dieses Haus, diesen Garten, diese Gegend, diese ganze sonnige, blaue und blühende Herrlichkeit verlassen zu müssen? — auch die kleine Jacqueline fühlte sich von einem brennenden Schmerz ergriffen. Sie begab sich an einen entlegenen, erhöhten Punkt des Gartens, wo eine Bank, im Gebüsch verborgen, stand. Dort setzte sie sich und schaute auf den See und dachte an die Bootfahrten mit Taddeo und an alles, alles, was sie mit dem Italiener unternommen hatte. Und weinte bitterlich . . .

Zu Mittag des anderen Tages speisten der Freiherr Hans von Klinkström, der vor zwei Stunden angekommen war, Tante Adelgunde und Jacqueline an einem besonderen Tische. Der Baron war besonders guter Dinge. Sein Töchterchen, an dem er, als seinem einzigen Kinde, mit zärtlicher Liebe hing, hatte ihm durch sein frisches Aussehen die freudigste Überraschung bereitet. Er fand die Kleine wie neu erblüht. Sie schien ihm in die Höhe und in die Breite gegangen. Ihr Gesicht war rötlichbraun geworden, ihre Augen dünkten ihn strahlender denn je; ein solches Maß von Erholtsein war einfach frappant. Jacquelines Teint konnte in der Tat mit dem ihres Papas fast wetteifern. Nur fehlte jener satte Untergrund, den neben dem täglichen Aufenthalt in freier Luft doch auch tüchtige Frühstücke und inhaltreicher Rotspohn zu erzeugen pflegen. Im ganzen aber war Hans von Klinkström immer noch in guter Form. Der flotte Schnurrbart begann erst eben zu ergrauen, das blonde Haupthaar war noch beinahe voll und gestattete in der Mitte einen sorglich gezogenen Scheitel, und Figur und Haltung, von jedem Embonpoint frei, zeigten die Trainierung des echten Reitersmanns. Man merkte dem Baron die Tradition der Husaren an, deren Attila er getragen hatte, bis er die Liegenschaften seines Majorats in der Tilsiter Gegend übernehmen mußte, die durch einen späteren Erbanfall noch bedeutend vergrößert worden waren. Als blutjunger Husarenleutnant hatte Hans von Klinkström den Krieg gegen Frankreich mitgemacht und, romantisch-ritterlich, wie er veranlagt war, auch gleich eine Frau aus Frankreich heimgebracht: Jacqueline, des Grafen von Saint-Foix zierliche Tochter. Auf des Grafen Schlosse an der Loire war Klinkström zuerst als Verwundeter und dann als Genesender viele Wochen einquartiert gewesen. Und Eroberer wurde er von Jacquelines leidenschaftlichem Herzen und Sieger endlich über die mannigfachen Schwierigkeiten, die seiner Verbindung mit der Komtesse von Saint-Foix gemacht worden waren. Aber nur kurz sollte das Glück dieser Ehe sein, deren zwei Jahre wie ein Rausch verklangen. Nach der Geburt einer Tochter, die Hans von Klinkström auf den Namen seines geliebten Weibes taufen ließ, hatte diese zu kränkeln begonnen und war dann langsam hingeschwunden . . .

Des Barons Stimme klang hell wie eine Trompete durch den Saal. Er sprach die ostpreußische Mundart mit ihrem ein wenig herausfordernden Akzent, plauderte von der Reise und von der Heimat und ließ es sich dabei schmecken, obwohl das Diner mit seiner internationalen Üblichkeit nicht gerade Genüsse darbot. Mit einer Flasche Rotwein besserer Sorte war man bald fertig, und der Baron fragte Schwester und Tochter, ob sie gleich zum Sekt übergehen wollten. Tante Adelgunde schlug Asti Spumante vor, und Jacqueline stimmte lebhaft zu. Der Wein erschien und schäumte in den Gläsern; und die drei stießen an und tranken. „O weh," dachte Hans von Klinkström, „wie Haaröl mit Zucker und Kohlensäure!" Doch er sagte nichts, da er sah, daß der süße Trank den anderen beiden höchlich mundete. Die kleine Jacqueline, die bisher ziemlich schweigsam gegessen hatte, wurde munterer. Als ihr Papa scherzend die Befürchtung äußerte, daß es ihr zu Hause vielleicht gar nicht mehr gefallen möchte, erwiderte sie: „Doch, doch, ich freue mich, wieder hinzukommen." Dann war sie plötzlich still, so daß der Baron lächelnd meinte: „Na, Kindchen, wenn das bloß wahr ist?" Jacqueline schien etwas zu überlegen, und der Papa fuhr fort: „Jedenfalls sollst du ein schönes Andenken an die hier zugebrachte Zeit mitnehmen." Nun hatte die Kleine ihren Anknüpfungspunkt. Sie nippte nochmals an ihrer Sektschale und sprach: „Ach ja, das muß ich! Doch du könntest mir noch einen großen, großen Gefallen tun, liebster Papa!" Tante Adelgunde horchte auf, und der Baron antwortete behaglich: „Gewiß, mein Kind. Es wird ja nicht die Welt kosten. Was soll es denn sein?" Jacqueline strahlte ihren Vater mit großem Blick an und bat: „Nimm den Taddeo Marignola mit." Da war's heraus. Das hatte sie beschlossen, als sie die letzte Nacht, sehr gegen ihre Gewohnheit, nicht schlafen konnte. Hans von Klinkström stieß zunächst nur ein „Nanu?" hervor und sah seine Schwester fragend an, so daß diese sogleich das Wort nahm: „Taddeo ist des Gärtners Sohn, ein italienischer Junge, der Jacqueline immer auf weiten Spaziergängen als Führer begleitet hat, und dem sie wohl einigen Dank schuldet." Der Baron begriff: „So, so, das ist sehr schön. Aber was sollen wir denn mit einem Italiener anfangen?" Jacqueline hatte jetzt ihre Verlegenheit überwunden. So etwas wie weiblicher Instinkt bewegte sie, ihren Papa bei einem seiner Steckenpferde zu fassen: „Ich glaube, Taddeo Marignola könnte in der Gärtnerei beschäftigt werden, er versteht sich sehr gut darauf." Herr von Klinkström lächelte ob dieser unerwarteten Sachlichkeit seiner Tochter und lenkte ein: „Nun ja, mein Kindchen, eine junge Kraft könnte ich schon verwenden. Doch wer sagt mir, daß dieser italienische Knabe geeignet ist?" Jacqueline war zuversichtlicher und dreister geworden. Interessiert erwiderte sie: „Das wird dir die Wirtin sagen, lieber Papa. Und dann sind Taddeo und sein Vater schrecklich arm; ich glaube, sie müssen öfters hungern. Sie kämen aus ihrer Not heraus, wenn Taddeo eine Anstellung kriegte." Der herzliche Ton der Kleinen fand sein Echo bei dem Sinn der Mildtätigkeit, der dem Baron innewohnte. Er dachte nichts anderes, als daß Dankbarkeit und Mitleid seine Tochter zu ihrem Wunsche bestimmt hätten; und er versprach, indem er Jacquelines Hilfsbereitschaft lobte, sich die Sache überlegen zu wollen. Der kleinen Jacqueline aber ward froh zumute. Denn sie wußte, daß, wenn ihr Papa sich eine Sache überlegen wollte, sie so gut wie bewilligt und abgemacht war.

Gleich nach dem Essen zog Herr von Klinkström die Hausbesitzerin zu Rate. Und diese bestätigte ihm durchaus, was Jacqueline angedeutet hatte. Taddeo zeige viel Geschick für die Gärtnerei; seine Anstelligkeit und seine Intelligenz würden ihn, bei richtiger Ausbildung, schnell weiterbringen; und sicherlich täte der an dem alten Marignola und an Taddeo selbst ein gutes Werk, welcher dem Jungen dazu verhülfe, in eine ordentliche Laufbahn zu kommen. Der Baron war hierdurch schon beinahe für die Bitte seiner Tochter gewonnen. Wie diese klug bedacht hatte, zählten alle Dinge der Gärtnerei zu Hans von Klinkströms besonderer Liebhaberei. Seine Anlagen waren mustergültig, die Produktionen seiner Blumenzüchtereien weithin im Kreise berühmt, seine Obstsorten jedenfalls die besten, die in der ganzen Provinz Ostpreußen hervorgebracht wurden. Er scheute keine Kosten, dies alles auf der Höhe zu erhalten, und konnte Arbeiter, die für die gärtnerische Tätigkeit tüchtig waren, stets gebrauchen. Es mochte also mit diesem jungen Italiener immerhin versucht werden. Dazu gewann man für die lange Rückreise eine nützliche Person, was dem Baron, der keinen Diener mitgenommen hatte, ebenfalls nicht unangenehm war. Der Nachmittag bot Gelegenheit, diesen Taddeo näher kennen zu lernen. Man wollte eine Bootspartie nach der wie ein Märchen aus dem blauen See emporsteigenden Isola di Garda machen. Leichtlich gelang es Jacqueline, den Papa zu bestimmen, daß Taddeo Marignola als Segelführer mitgenommen wurde. So fuhren die drei, unter dem leichten Drucke einer südwestlichen Brise, auf das Eiland zu, während der Italiener am Steuer saß und das braune Segel mit gewohnter Sicherheit handhabte. Sein Gesicht schien ein wenig blasser als sonst, und die feingeschwungenen Lippen waren zu einem gewissen strengen Ausdruck geschlossen. Baron von Klinkström beobachtete ihn und konnte nicht umhin, die Schönheit des Jungen zu bewundern. Dazu gab Taddeo auf die Fragen Klinkströms mit einer ruhigen Höflichkeit Antwort. Und für diesen romanischen Anstand, den die Italiener „gentilezza" nennen, hatte Hans von Klinkström von jeher viel übrig gehabt.

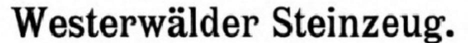
Während seine drei Fahrgäste die Insel besichtigten, blieb Taddeo bei dem Boote. Nur ungern folgte Jacqueline dem Papa und der Tante auf dem Gange durch das traumhafte Gefilde. Was ging sie das alte Kloster, was der venezianische Palast an? Was kümmerten sie die Wunder der Ausblicke und die paradiesischen Winkel zwischen seltenen Bäumen und tropischen Pflanzen? Sie vernahm nichts von dem Flüstern und Raunen einer versunkenen Zeit, nichts von den Klängen einer Ballade aus großer Vergangenheit. Sie dachte nur an Taddeo und daran, wie er die Kunde aufnehmen würde, daß sie ihn mit nach Hause nehmen wollten. Würde er dazu wohl gern bereit sein? Und dann die nördliche Gegend? Der lange Winter, die Kälte, der Schnee, das Eis? Würde er das alles aushalten? . . . Endlich waren sie wieder an der Landestelle des Bootes. Der Wind hatte jetzt abgeflaut, und Taddeo mußte rudern. Schon nahte der Abend. Um den Monte Baldo spielten rötliche und violette Lichter. In köstlicher Reinheit zeichneten sich die edlen Linien der Berge auf dem klaren Himmel ab. Wo die Sonne eben verschwand, war noch eine goldige Flut ausgegossen. Wie ein festlicher Kranz schimmerte die Bucht von Salo. Langsam strich das Fahrzeug, von kleinen Wellen leicht umplätschert. Jacqueline flüsterte ihrem Papa ins Ohr: „Er kann auch singen; fordere ihn doch mal dazu auf." Sie selbst genierte sich, es zu tun. Der Baron wandte sich an Taddeo und bat um ein Lied. Doch dieser wehrte zunächst bescheiden ab. Erst als Jacqueline hinzufügte: „Bitte, bitte, Taddeo!" zog der Italiener die Ruder ins Boot und begann eine seiner Sizilianen. Wieder war jener seltsame Klang in dem Gesang. Er wirkte wie halbsüßer Wein, dem man, bei eigenartiger Herbheit, gleichwohl das innere Gluten anmerkt. Herr von Klinkström war hingenommen. Jacqueline merkte es, und ein Gefühl des Stolzes überkam sie . . . Beim Abendessen sprach sich der Baron über den günstigen Eindruck aus, den er von Taddeo Marignola empfangen habe, und gab dann seinen Entschluß kund, den armen Kerl mit heimzunehmen, sofern hiermit nicht Weitläufigkeiten verknüpft seien. Auch diese Nacht konnte die kleine Jacqueline keinen Schlaf finden. Doch das machte die Freude darüber, daß ihr Wunsch sich nun erfüllen sollte.

(Schluß folgt in der nächsten Nummer.)



Akos Tolnay: Holländische Frauen.

Photographieverlag von Könyves Kálmán in Budapest.



Westerwälder Steinzeug.

Von P. T. Keßler, Mainz.

Blumenvase.



Fruchtschale.

Blumenvase.

Wem sind nicht die Erzeugnisse des Westerwälder Krug- und Kannenbäckerlandes aus den Tagen unserer „altdeutschen“ Zimmereinrichtungen bekannt, die reich ornamentierten, mehr oder minder glücklichen Nachahmungen der aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert stammenden Prachtstücke: die graublau gehaltenen Steinzeugkannen, Humpen und Pinten, die Ring- oder Wurstkrüge, die Vasen und Teller? Schon im fünfzehnten Jahrhundert erwähnt, hat sich die keramische Industrie dieses im Rheinland gelegenen Gebietes frühzeitig in mehrere Fabrikationszweige geteilt. Da waren die Kannen- und Krausenbäcker, die Schöpfer künstlerisch behandelter Ware, die Krugbäcker, denen die Herstellung der bekannten, braunrot glasierten Sauerbornkrüge u. a. oblag, und die vom Pfeifenmachergewerbe. Bei Krug- und Pfeifenbäcker bewegte sich die Nachfrage in stetig aufsteigender Linie; auf dem Markt, den der Kannenbäcker versorgte, war der Absatz starken Schwankungen unterworfen. Die gewöhnliche Ware seines Ofens, die sogenannte „bayrische Ware“, die Bierseidel, die Einmachtöpfe und Laboratoriumsgefäße, ging wohl; künstlerische Erzeugnisse kamen dagegen, insbesondere zu Anfang und Mitte des vorigen Jahrhunderts, stark ins Hintertreffen, die gute Technik war verloren gegangen, und es fehlte an erfindungsreichen Köpfen.

Um das Jahr 1870 wanderte ein böhmischer Kunsttöpfer, Hanke, in Höhr (neben Grenzhausen und Grenzau einer der Hauptplätze der Industrie) ein, der sich die alte Technik aus der Blütezeit des graublauen Steinzeugs zu eigen zu machen wußte, ihre Formen wieder „wirkte“ und die Dekoration der Gefäße durch „Redwerk“ und aufgesetzte Reliefs figürlicher und rein ornamentaler Art, die Beläge, bevorzugte.

Diese „Neuentdeckung“ und Pflege einer bewährten Kunstübung zu richtiger Zeit, die das prunklose, mehr als einfache Zimmer der fünfziger und sechziger Jahre durch das „altdeutsche“ zu ersetzen begann, trug dem Lande reiche finanzielle Früchte. Es machte sich eine ungewöhnlich lebhafte Nachfrage geltend, und das „altdeutsche“ Steinzeug erfreute sich bei hoch und niedrig besonderer Beliebtheit. In der Kaiserin Augusta fanden die Kunstbeflissenen eine eifrige Förderin.

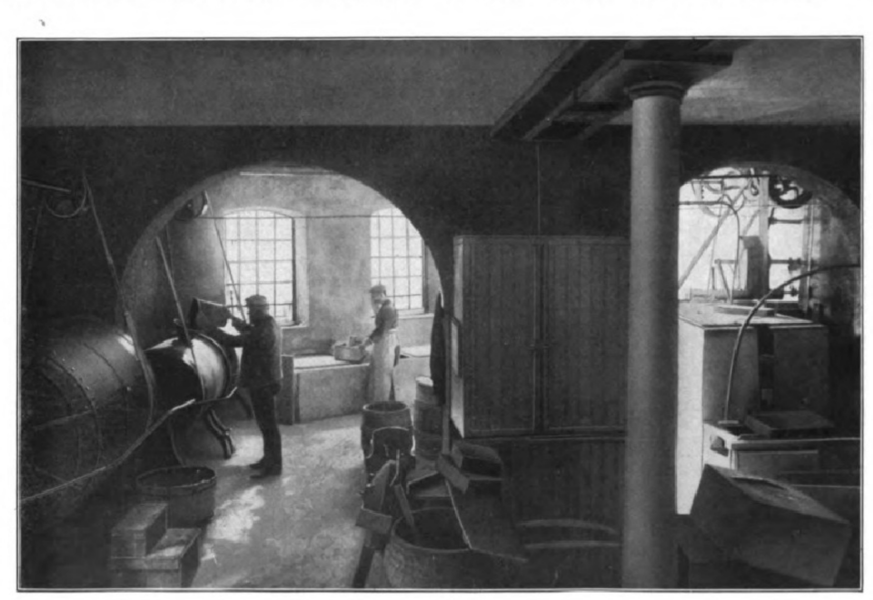
Eine gleich künstlerische Wertschätzung wie die Originale aus der Blütezeit fanden diese Nachmungen jedoch nie. Dem Erfinden neuer Formen und der Weiterentwicklung des Ornamentes, der Dekoration, war durch dieses Aufgehen in den Elementen vergangener Kunstepochen ein Riegel vorgeschoben, und mit dem Abwenden des Geschmackes von der „altdeutschen Einrichtung“ flaute auch hier der Markt wieder ab. Ein gewisser Stillstand in den künstlerischen Leistungen trat ein.

Die Kunsttöpfer kämpften nun selbst mit Ausdauer und geschäftlicher Gewandtheit gegen die aufgezwungene Ruhe an. Ende der siebziger Jahre eröffnete man zu Höhr die heute noch unter der Leitung ihres ersten Direktors, Herrn Meister, stehende Fachschule für Westerwälder keramische Hausindustrie. Das Studium der chemischen, physikalischen und technischen Vorgänge, die gründliche Kenntnis jeder Werkstattarbeit, künstlerische Fachausbildung sollten ihre Aufgaben sein.

Von dem Heranziehen eigens geschulter Handwerker und Kunstgewerbler erhoffte man eine dauernde Hebung der Industrie, und heute ist es als ein bemerkenswerter Erfolg zu verzeichnen, daß in den Fabriken für alle Zweige der Technik ein tüchtiges Personal vorhanden ist.

Es blieben jedoch besonders in den nächsten Jahrzehnten manche Abnehmer, die höhere Forderungen an die Kunstleistung stellten, fern, so daß die Gefahr einer Verdrängung der Westerwälder oder Nassauer Keramik durch die Erzeugnisse anderer Kunsttöpfereien weiterhin drohte.

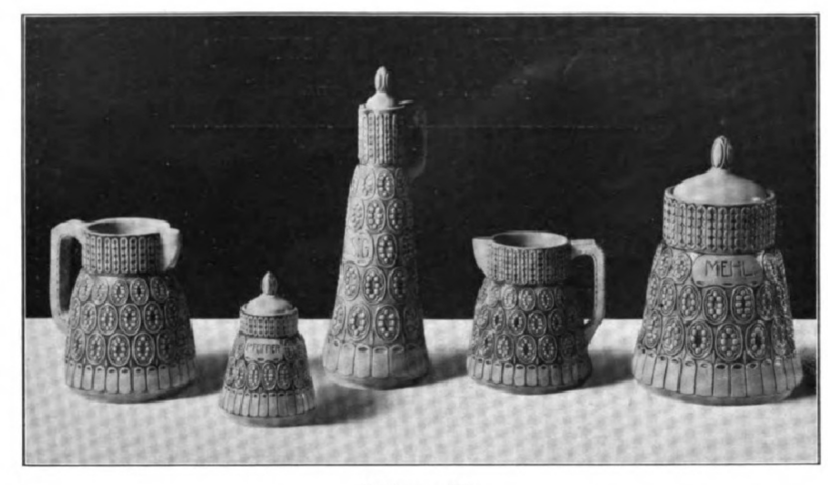
Die Regierung wie auch einzelne Betriebe erkannten die Notwendigkeit, daß mit den auf allen Gebieten des Kunstgewerbes neueinsetzenden Bestrebungen Schritt zu halten sei. Seite an Seite mit anderen Kunstgewerbezweigen, die — dank dem Eingreifen moderner Künstler — rasch eine hohe Blüte entfalteten, galt es, sich wieder einen Platz an der Sonne zu erobern. P. Behrens, Riemerschmid, van de Velde u. a. sprangen bei. Das sah man jedoch bald ein, daß es mit der Erwerbung einiger Entwürfe nicht getan sei. Die preußische Landesregierung unterstützte daher gerade das Bestreben, das dahin zielte, die



Tonvorbereitung: Mahlwerk und Schlämmerei.

künstlerische Führung, soweit man ihrer bedurfte, in eine Hand zu legen.

So erging an Prof. Albin Müller, Mitglied der Darmstädter Künstlerkolonie, der Ruf, sich mit Rat und Tat zur Verfügung zu stellen. Voll Vertrauen konnte man zu dieser Wahl schreiten: war es doch diesem tüchtigen Vorkämpfer modernen Geschmacks gelungen, auf anderen kunstgewerblichen Gebieten Wegbahner im besten Sinne des Wortes zu sein. Was er z. B. der Gußeisen- und der Serpentinsteinindustrie geworden, bedarf hier keiner näheren Erläuterung.



Küchengeschirr.

Mit der ihm eigenen Frische und Zähigkeit ging Albin Müller auch hier ans Werk. An Ort und Stelle studierte er Material und Technik. In den Werkstätten, bei den „Wirkern“ an der Drehscheibe, bei den Modelleuren und Formstechern war zunächst sein Platz, und bald konnte er bei der Schaffung neuer Formen an der Scheibe selbst mit Modellierholz und Stift den Töpfern ratend zur Seite stehen.

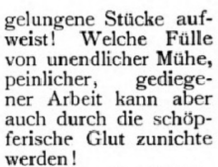
Eine Reihe prächtiger, modernen Kunstforderungen entsprechender Erzeugnisse ist



Schale.

nun unter seiner Agide aus den bekanntesten Betrieben Grenzhausens und Höhrs hervorgegangen: Dekorationsstücke sowie Haushaltungsgefäße, Vasen, Bowlenhumpen, Dosen und Becher, Krüge und Kannen, Teegeschirre u. dgl. Sie alle tragen in Form und Ornament die stark persönliche Note Albin Müllers und zeigen sein Wollen, in den Entwürfen Zweck- und Materialentsprechendes zu schaffen. Man betrachte nur die von uns abgebildeten Erzeugnisse. Sie sind durch ihr gediegenes Aussehen, ihre Formen und ihren Schmuck geeignet, unserer Westerwälder Keramik wieder Haus und Küche zu öffnen.

Hochinteressant ist es, den Werdegang des Steinzeugs in seinen einzelnen Phasen zu beobachten. Wie lohnt sich alle die aufgewandte Geduldsarbeit, das künstlerische Schaffen, wenn ein „Brand“ durchweg



gelungene Stücke aufweist! Welche Fülle von unendlicher Mühe, peinlicher, gediegener Arbeit kann aber auch durch die schöpferische Glut zunichte werden!

Schon die Gewinnung des Tons, der sich im Industriegebiet in mächtigen Lagen vorfindet, ist bemerkenswert. Ein zylindrischer Stollen, durch „Reifstangen“ (gebogene junge Buchenstämme) gegen Einsturz gesichert, wird bis auf die Tonlager getrieben, dort trichterartig nach unten erweitert und der erreichbare Ton in „Schollen“ zutage gefördert.

Bis zur Brauchbarkeit der Tonerde bedarf das Rohmaterial einer gründlichen Bearbeitung. Notwendig ist die Überwinterung der „Schollen“ in offenen Schuppen, um eine gewisse Verwitterung des Tons herbeizuführen, die Vermischung verschiedener Erden je nach Bedarf, das Schlämmen und das Kneten. Der Aufbau des Gefäßes oder seines Modells geschieht durch den „Wirker“ auf der Töpferscheibe. Mit der Hand und dem „Werkholz“ schafft er die gewünschte



Bierkrug.



Bierkanne.



Arbeiter an bayrischen Maßkrügen (an der Drehscheibe).



Former an der Drehscheibe.



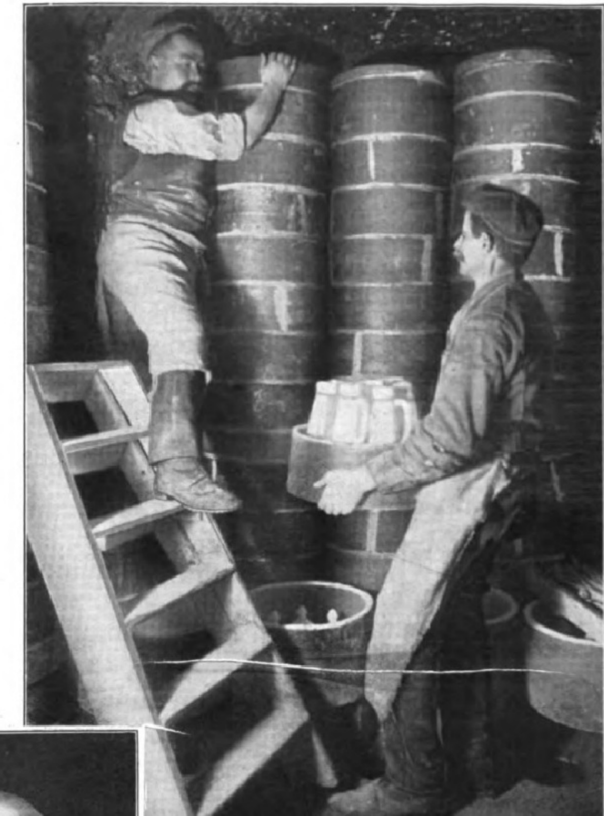
Bowlenterrinen.

Form. Das an der Luft getrocknete, lederharte Gefäß empfängt sodann der Künstler, dem die Modellierung der Ornamente übertragen ist. Die Verzierungsarten sind bekannt: entweder wird das Ornament eingestempelt (früher wurde es eingeritzt, und die sogenannten Redmacher brachten es zu staunenswerter Fertigkeit), oder der Schmuck wird als besonders modelliertes, gepreßtes Bildwerk auf die lufttrockene Form aufgeklebt. Henkel und sonstige Ansätze werden ebenfalls angefügt. Von dem henkellosen, ornamentierten Modell werden mehrteilige Gipsformen genommen, aus denen die Gefäße in beliebiger Zahl hervorgehen.

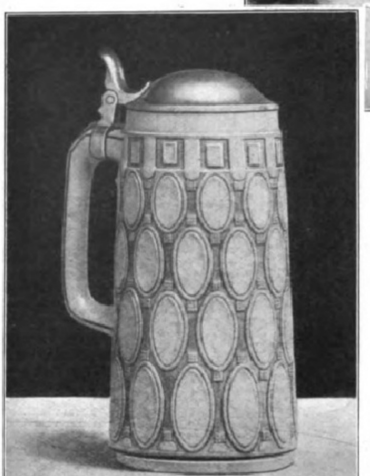
Das brandfertige Stück erhält sodann seine im Entwurf vorgesehene Färbung. Kobaltblau und Manganviolett (die Smalte) sind die altbewährten, glasurfähigen Farben, die sich unter dem Scharffeuer zu den prächtigsten Tönen wandeln.

Das Brennverfahren selbst erfordert eine gründliche Kenntnis der Eigenheiten des Ofens. Das Eintun der Gefäße, der Aufbau der Kapseln, die Platzwahl für die Stücke in den verschiedenen Hitzezonen des Ofens, der sorgfältige Einwurf des Glasursalzes zur gegebenen Zeit und das Einheizen wollen mit größter Peinlichkeit überwacht werden. Nach mehrtägiger Brenndauer wird dem langsam erkaltenden Ofen die fertige Ware entnommen; sie wird ausgesetzt. Und der Hoffnung voll, steht der Meister nicht untätig dabei.

„Wird's auch schön zutage kommen,
Daß es Fleiß und Kunst vergilt?"



Ofeneinsetzer.



Bierkrug.

Das Wort Schillers schwebt von seinen Lippen. Bange Zweifel streuen die Verse ein:

„Ach, vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil schon getroffen!"

Trotz der maschinellen Einrichtungen, deren sich fast jeder unserer Kunsttöpfer heute bedient, obgleich an Stelle der Kleinbetriebe zumeist die Fabrik getreten, ist hier ein gut Stück alte Handwerkskunst erhalten geblieben. In den Zeiten des Heimatschutzes, des Bestrebens, Sitte und Brauch unserer Altvordern zu pflegen, darf das künstlerische Erbe nicht vergessen werden. Nicht allein der Erhaltung der überkommenen Kunstschätze soll unsere Aufmerksamkeit gelten, die Sorge für eine gesunde Weiterentwicklung der kunstgewerblichen Heimstätten in unserem Vaterland muß uns ebenfalls ans Herz gewachsen sein. Und die Westerwälder Keramik mit ihren kerndeutschen, urwüchsigen Formen erscheint heute in neuer Gewandung — in lachender Freude — auf dem Markte, um sich den verdienten Platz in unserem Heim wieder zu erringen.



Lagerraum.



Rauchservice.

Neue Flugzeugkonstruktionen in Frankreich.

Mehr als die deutschen können sich die französischen Konstrukteure mit dem Bau neuer Typen von Flugmaschinen beschäftigen, aus dem einfachen Grunde, weil in Frankreich die Gelder von Privaten und vom Staate reichlicher fließen als bei uns. Begreiflicherweise wird das Augenmerk vornehmlich darauf gerichtet, Konstruktionen zu schaffen, die beim Fluge möglichst viel Sicherheit bieten. Wenn sich auch häufig eigenartige Gebilde ergeben, die vielleicht nur zu einem einzigen Probeflug kommen und dann wieder verworfen werden, weil sich ihre Unzweckmäßigkeit sofort herausstellt, so gibt das Streben nach Neuerungen doch stets starke Anregung für andere Konstrukteure. Vielseitigkeit der Bauarten trägt zur Klärung der Flugtechnik bei.

Die Brüder Gabriel und Charles Voisin, deren Flugzeugfabrik in Frankreich eine der ältesten ist, haben kürzlich zwei neue Typen herausgebracht, die zwar viel angegriffen sind, aber doch schon bei den Probeflügen auf dem Flugfelde gute Resultate erzielt haben. Die vom Ingenieur Colliex erdachten Doppeldecker weisen grundverschiedene Bauarten auf. Bei dem einen ist das für die bisherigen Voisinschen Apparate typische vordere Höhensteuer weggelassen, bei dem anderen der Schwanz. Unser Bild zeigt den Flugdrachen ohne vorderes Steuer. Der spitze Ausbau der Gondel fällt besonders auf. Überhaupt ist der Luftwiderstand auf ein recht geringes Maß beschränkt. Die unteren, etwas kleineren Tragflächen besitzen an ihren Endpunkten kufenförmig gebogene Stahlröhren, damit beim etwaigen Umkippen des Apparates bei der Landung eine Beschädigung der Flächen verhindert wird. Das Gewicht der Maschine ist etwas geringer als das der früheren. Bei einer Klafterung von 11 m, einer Tiefe von 8 m und einer Oberfläche von 33 qm beträgt das Gewicht mit einem 50-P. S.-Gnôme-Motor 400 kg. Das Flugzeug sieht sehr elegant aus. Beim Fliegen konnte Colliex die Stabilität des Apparates dadurch beweisen, daß er die Arme in die Luft streckte.

Auf die Verringerung des Luftwiderstandes war auch der Konstrukteur Goupy bedacht, der aber immerhin noch am Schwanzende seiner Maschine sehr viele Flächen hat, die neuerdings von den Konstrukteuren meist vermieden werden. Bemerkenswert sind hierbei die kleinen, vorn und hinten, an den oberen und unteren Tragflächen befindlichen Höhensteuer, die gleichzeitig zur Erhaltung des Gleichgewichts dienen. Man erkennt auf der Abbildung deutlich, wie diese Flächen zur Steuerung zu benutzen sind. Sie können gleichzeitig in demselben Sinne oder einzeln in verschiedener Richtung bewegt werden, indem man — wie ebenfalls auf der Abbildung ersichtlich — die linken Flächen nach oben verstellt, die rechten in der normalen Lage beläßt; oder sie können auch, wie beispielsweise die Flächen am Schwanzende, sämtlich im gleichen Sinne gedreht werden.

Sehr eigenartig ist der Flugdrachen von Gonnel, der von seinem Erfinder als Verbindung eines Bootes mit einem Fallschirm bezeichnet wird. Bei nur $3,_{20}$ m Klafterung hat er 35 qm Oberfläche. Während man jetzt fast überall der Ansicht ist, daß die große Tiefe der Flugzeuge schädlich ist, weil dadurch die Längsstabilität leicht gefährdet wird, hat Gonnel diese Bedenken nicht gehegt. Sein Flieger ist sehr tief und wenig breit. Damit weicht er von dem Vorbilde des Vogels gänzlich ab. Die besten Flieger der Natur, wie beispielsweise der Albatros, haben sehr weit klafternde Flügel bei geringer Tiefe. Das hat einerseits den Vorteil, daß die Tragfläche ständig von neuen Luftteilchen getroffen wird, während bei sehr in die Tiefe gehenden Flächen auf den hinteren Teil Luft trifft, die ihre Energie beim Auftreffen auf den vorderen Flächenteil zumeist schon verloren hat, anderseits ist auch die Stabilität besser. Auch für die Landung dürfte der Apparat nicht so gut geeignet sein wie die anderen. Hildebrandt.

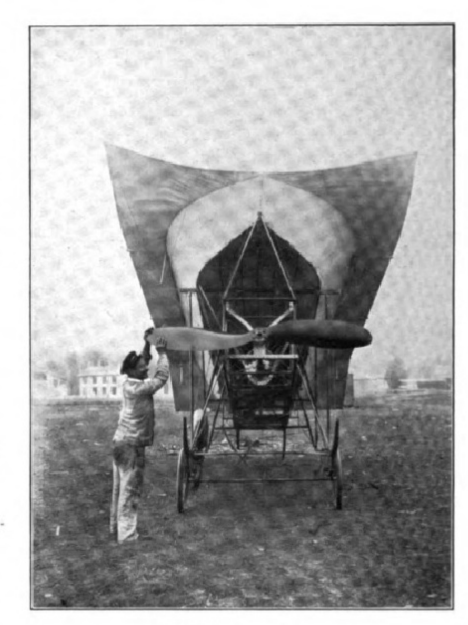


Von der diesjährigen Weltmeisterschaft im Taubenschießen, die kürzlich in Monte Carlo zur Entscheidung kam.

Die Weltmeisterschaft im Taubenschießen kam kürzlich in Monte Carlo zu Entscheidung, Offiziell ist die Meisterschaft unter dem Namen „Grand Prix du Casino" bekannt; man hat sich aber daran gewöhnt, sie Weltmeisterschaft zu nennen, da die besten Taubenschützen der Welt an der Riviera zusammenzutreffen pflegen, um diesen Wettbewerb zu bestreiten, der seit 1872 alljährlich zur Entscheidung gelangt. Die Ausschreibung des Großen Preises bestimmt, daß zwölf Tauben zu schießen sind, davon drei auf $26,_{25}$ m und die übrigen neun auf 27 m. Der Sieger erhält außer einem wertvollen Kunstgegenstand einen Geldpreis von 25000 Fr. Diesmal gelang es unter etwa hundert Schützen sechs, alle zwölf Tauben zu treffen; infolgedessen wurde weitergeschossen, bis bei der siebzehnten Taube nur noch zwei Schützen übriggeblieben waren, der Engländer E. Moore aus Newmarket und der Franzose M. Guimet. Letzterer ließ den achtzehnten Vogel aus, so daß E. Moore, da er auch diese Taube glatt streckte, Sieger blieb.



Der Aeroplan-Fallschirm, mit dem erfolgreiche Versuche vom Eiffelturm aus unternommen wurden.
Die Stelle des Passagiers vertrat dabei eine Puppe.



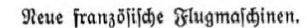
Flugdrachen von Gonnel.



Zweidecker von Goupy.

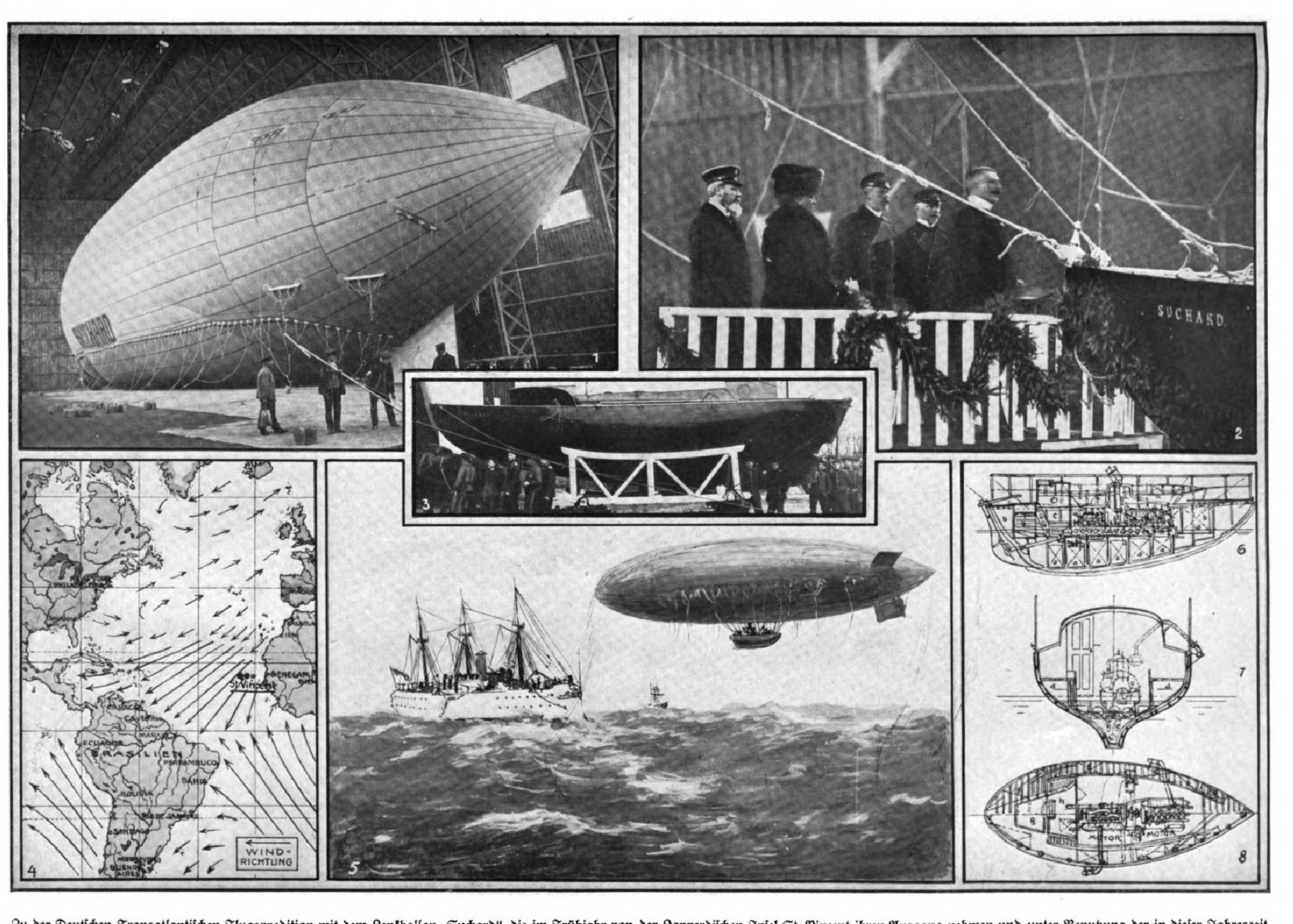


Zweidecker der Brüder Voisin.



Neue französische Flugmaschinen.



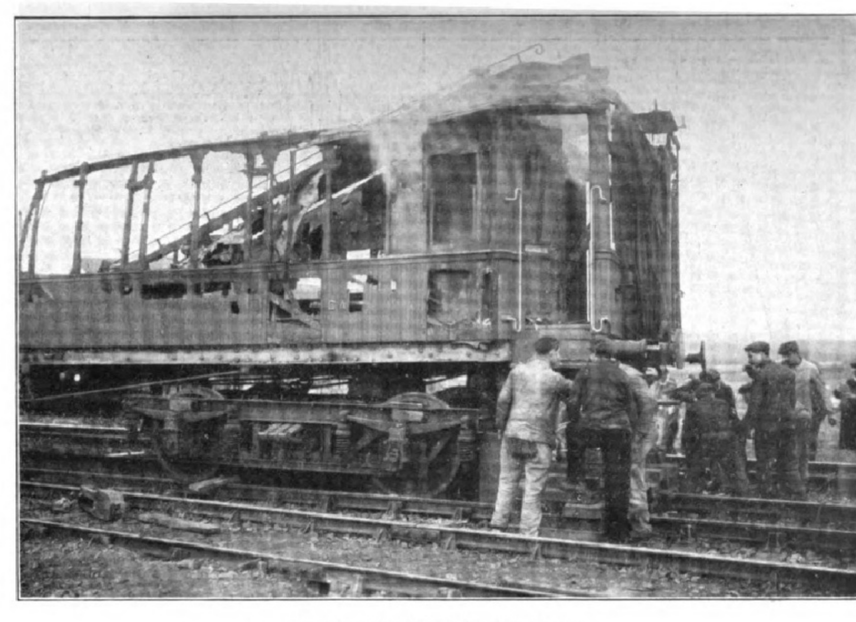


Zu der Deutschen Transatlantischen Flugexpedition mit dem Lenkballon „Suchard", die im Frühjahr von der Kapverdischen Insel St. Vincent ihren Ausgang nehmen und unter Benutzung der in dieser Jahreszeit beständigen Nordostpassatwinde in fünf bis sechs Tagen die amerikanische Küste erreichen soll.

1. Der Ballon in der Halle in Kiel, halb gefüllt zur Erprobung der Dichtigkeit der Hülle. 2. Der Taufakt am 15. Februar in Gegenwart des Prinzen und der Prinzessin Heinrich von Preußen. 3. Das Gondel-Motorboot. 4. Übersichtskarte. 5. Ein Zukunftsbild. 6., 8. Einrichtungspläne des Gondel-Motorboots und 7. Querschnitt des Gondel-Motorboots: a und e Benzintank, b und d Stauraum, c und h Wohn- und Navigationsraum, f Luftkasten, g Kokpit.

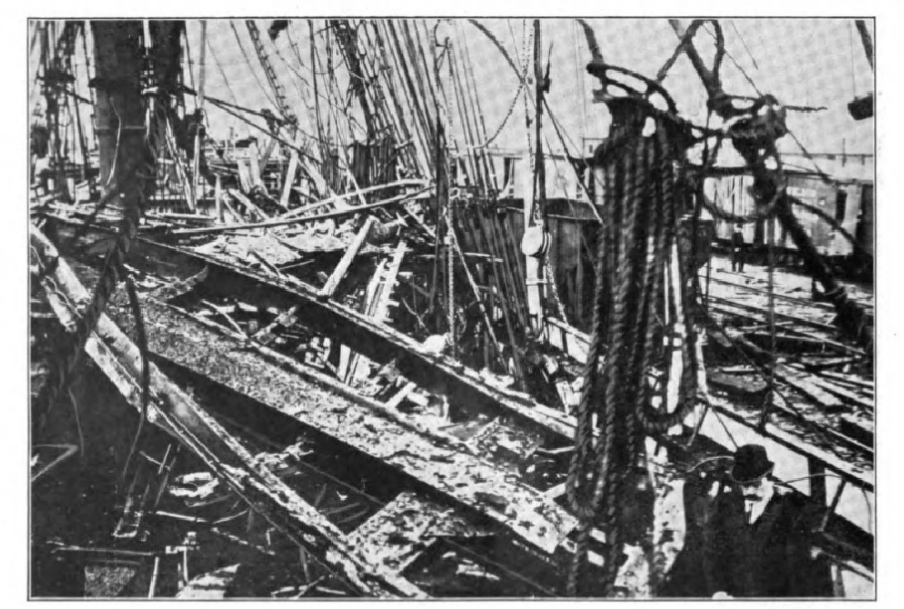


Ansicht der Unglücksstätte.

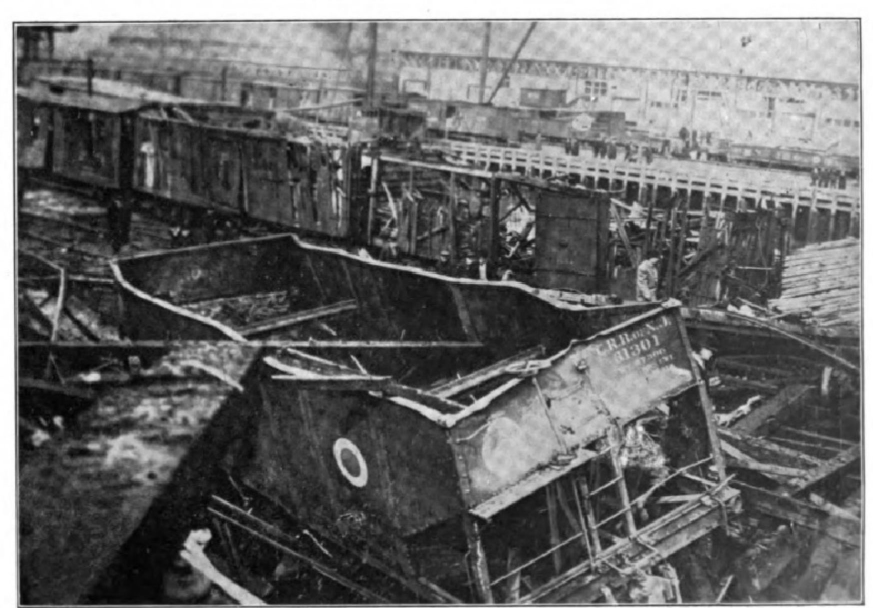


Ein brennender Wagen des Expreßzuges.

Das Eisenbahnunglück auf der französischen Westbahn bei der Station Courville am 14. Februar.

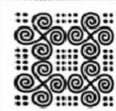


Eins der durch die Explosion beschädigten Schiffe.



Der zerstörte Kai von New Jersey.

Die Explosionskatastrophe im Neuyorker Hafen am 1. Februar.



KUNSTFORMEN DER NATUR.



Von Dr. med. Freiherr von Schrenck.

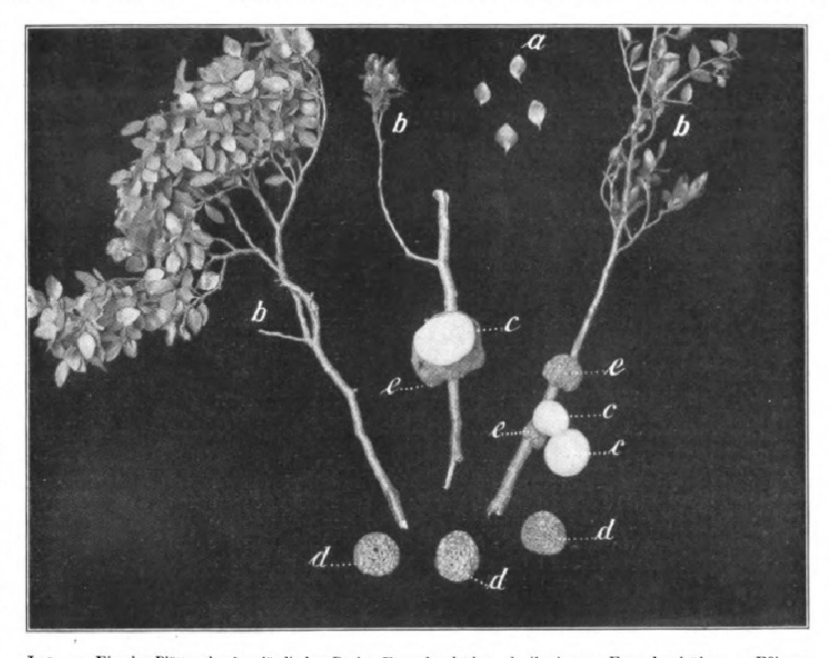
I. Aus dem Feuerlande.

„Unmöglich kann man behaupten, das Schönste auf der Erde gesehen zu haben, sofern man nicht das Feuerland besucht hat. Ohne dieses bleibt die Vorstellung des Erhabenen unvollständig", so schreibt ein argentinischer Reisender, und wahrlich, nicht leicht wird ein Argentino von Natureindrücken hingerissen!

Nach gefahrvoller Fahrt durch die Straße Le Maire, in der die Strömungen des Pazifischen und Antarktischen Meeres mit denjenigen des Atlantischen Ozeans zusammentreffen und gewaltige Stromkabbelungen erzeugen, hatten wir den Beagle-Kanal erreicht, ein Name, der uns an die große Forschungsreise Darwins (1832) erinnert. Aber es schien, als wollte die Natur uns den Eintritt in ihr Heiligtum verwehren. Derartige Sturmböen traten plötzlich auf, daß die hochgewirbelten Schneemassen die Berge ringsum wie tätige Vulkane erscheinen ließen.

Je weiter westlich man im Beagle-Kanal vordringt, desto überwältigender werden die Natureindrücke. Zunächst wird man lebhaft an die Szenerie oberitalienischer Seen erinnert. Zahlreiche Inseln geben dem Meeresarm immer wieder das Aussehen eines Binnensees. Sanft gewellte Vorberge, dem Harz ähnelnd, steigen auf, und hinter schmalem Wiesengrund erhebt sich die dichte, dunkle Wand des antarktischen Urwaldes.

Jenseits der Urwaldzone folgen parallel zum Beagle-Kanal verlaufende kahle Gebirgsrücken. Hier wechseln tiefschwarze Steilwände mit schneebedeckten, sanften Hängen ab. Zerreißt der Wolkenschleier, der fast immer über dieser Kette lagert, so treten, scheinbar einer andern Welt angehörig, von goldigen, weichen Farben umflossen, Hochgebirgsmassive in unendlich bizarren und grotesken Formen zutage, hier einer drohenden mittelalterlichen Burg, dort einem himmelanstrebenden Dom vergleichbar. So glaubt man in Ushuaia an dem isoliert emporragenden Monte Olivia, der immer wieder das Auge fesselt, bald gotischen, byzantinischen oder römischen Baustil zu erkennen. Ihren Glanzpunkt aber, der wohl auf der ganzen Erde unerreicht dasteht, zeigt die Szenerie da, wo blaugrün die kristallenen Gletscherwände unmittelbar an das Meer herantreten, durchbrochen von Kaskaden, umrahmt vom antarktischen Urwald. Das geheimnisvolle Rauschen des Waldes und das rhythmische Brausen der Brandung werden von Zeit zu Zeit durch ein donnerartiges Getöse übertönt, sooft sich gewaltige Eisblöcke von den Gletschern lösen und in das Meer stürzen.

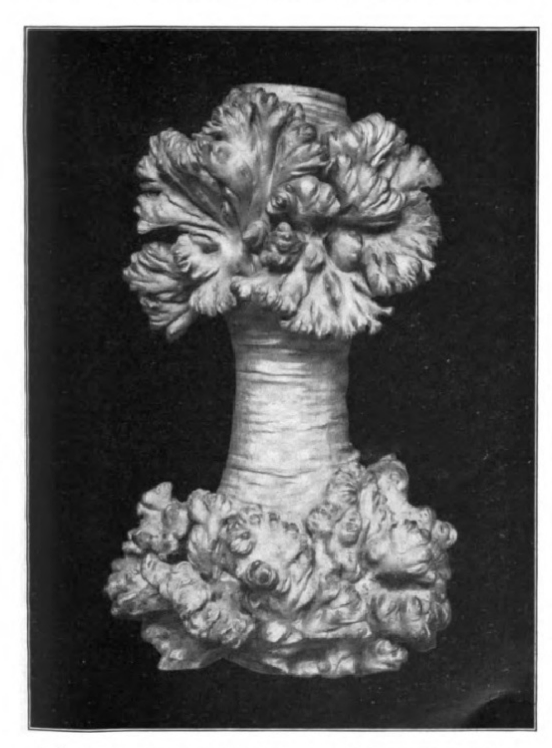


I, 1. *a.* Einzelne Blätter der feuerländischen Buche, Fagus betuloïdes. *b.* Zweige von Fagus betuloïdes. *c.* Eßbarer Pilz, Cyttaria Darwini, reif. *d.* Derselbe, getrocknet. *e.* Durch diesen Pilz erzeugter Baumauswuchs mit Rinde.

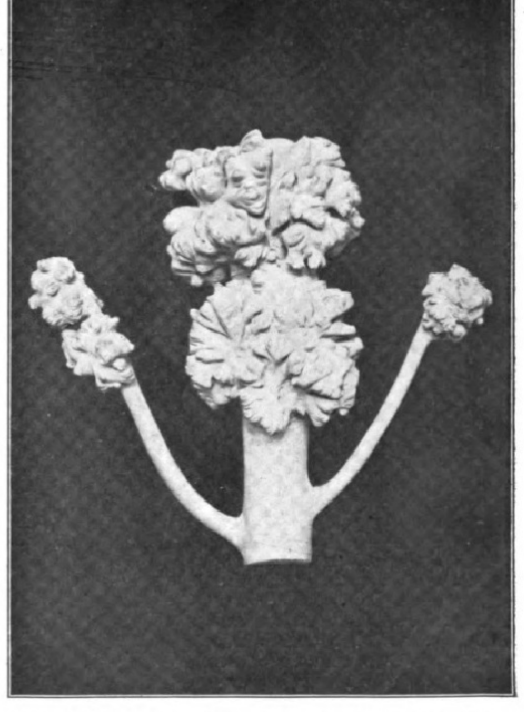
Beherrscht von dem Gefühl der Dankbarkeit dafür, daß es uns vergönnt ist, derartige Wunder einer Märchenwelt zu schauen, betreten wir in erwartungsvoller Spannung den Urwald, in dem nur noch vereinzelt die Ona-Indianer durch sicheren Pfeilschuß ihr Wild erlegen.

Überall erschweren umgestürzte Baumstämme, die manchmal unter Mooswucherungen fast verschwinden, das Vordringen. Oft lehnt sich ein längst abgestorbener Urwaldriese gegen einen jungen, kraftstrotzenden Baum und droht jeden Augenblick in sich zusammenzustürzen. Vielfach liegen tiefe Sümpfe unter harmloser, grüner Pflanzendecke verborgen.

Nicht wenig sind wir überrascht, hier im eisigen Süden dichtes, lorbeerartiges Unterholz zu finden und dasselbe sogar durch grüne Papageien (Conurus cyanolysius) belebt zu sehen. Noch mehr erstaunen wir beim Anblick eines Kolibris (Eustephanus galeritus). An einer Stelle wird das Halbdunkel des Waldes geradezu erleuchtet von einem blühenden Fuchsienhain (Fuchsia magellanica), die einzelnen Stämme von Armstärke und so ineinander verschlungen, daß jedes Vordringen unmöglich ist. An anderer Stelle blühen in großer Fülle weiße, geruchlose Veilchen. Die eigentlichen Urwaldriesen aber bilden zwei



I, 2. Zweigauswuchs von Fagus betuloïdes nach Entfernung der Rinde.



I, 3. Zweigauswüchse von Fagus betuloïdes nach Entfernung der Rinde.

Buchenarten, Fagus antarctica und Fagus betuloïdes, von denen letztere auch im Winter die Blätter behält. Ihr Chlorophyll zeigt einen gelbbräunlichen Hauch und gibt den ganzen Wäldern ein melancholisches Gepräge. Die obere Blattseite besitzt Firnisglanz.

Auf Abbildung I, 1 gibt uns a einige der winzigen, gezähnten Buchenblätter im Verhältnis 1:2 wieder. Die größten Maße, die wir gefunden haben, waren 2 cm Länge bei 12 mm Breite. b zeigt die flache Anordnung der Blätter am Zweige, die mit dem Bestreben, die spärlichen Sonnenstrahlen möglichst auszunutzen, zusammenhängt.

An den feinen Verzweigungen dieser Buchen gedeihen in außerordentlicher Fülle, weißen Äpfeln nicht unähnlich, die von Darwin entdeckten genießbaren Pilze, Cyttaria Darwini (Abbild. I, 1 c), spanisch Pan de Indios (Indianerbrot) genannt, weil der gallertige Inhalt der Pilze die hauptsächlichste vegetabilische Nahrung der Ona- und Yagan-Indianer bildet. Der in reifem Zustande prall-elastische Pilz, der einen Durchmesser bis 5 cm erreicht und ziemlich indifferenten Geschmack besitzt, wird von den Indianern roh genossen.



I, 4. Starker Zweigauswuchs von Fagus betuloïdes nach Entfernung der Rinde. Gewicht 10 kg.

Abbildung I, 1 veranschaulicht uns ferner bei d ebendieselben Pilze, nachdem sie überreif von den Bäumen heruntergefallen sind. Wir erkennen, wie die ganze Oberfläche jetzt mit tiefen Gruben besetzt ist. Dadurch nun, daß das Myzel des Pilzes in das Cambium der Buchenzweige eindringt, entstehen knollenartige Holzwucherungen, spanisch Nudos (Knoten) genannt, die den oft dicht nebeneinander haftenden Pilzen als Unterlage dienen (Abb. I, 1 e). Nach dem Abfallen der Pilze aber sistiert nicht etwa dieses seltsame Holzwachstum, sondern es bleibt dauernd bestehen. Die Nudos (Knoten) können daher später an den Ästen ein Gewicht von 50 Kilo und mehr erreichen. Läßt man diese Auswüchse zunächst wochenlang in fließendem Süßwasser liegen, so lassen sich die gröberen Rindenschichten entfernen. Um auch die feinsten Lagen beseitigen zu können, ist noch ein mehrstündiges Abkochen erforderlich. Erst jetzt aber tritt die wunderbare Struktur des Holzes zutage (Abbild. I, 2, 3 und 4). Oft glauben wir von Künstlerhand geschaffene Blumenmuster vor Augen zu haben.

II. Aus dem Innern des subtropischen Argentinien.

Die Bahnlinie Buenos Aires al Pacifico, die jüngst auch die Anden überwunden hat, so daß die Fahrt bis Valparaiso nunmehr ohne Unterbrechung erfolgen kann, führte uns in westlicher Richtung durch die weiten, offenen Pampas der Provinzen Buenos Aires und Córdoba. Bald nahm den ganzen Horizont ein einziges Weizenfeld ein, bald sahen wir Pferde und Rinder zu Tausenden vereint sich in der Pampa tummeln. Jeder Großgrundbesitz (Estancia) aber ist, auch wenn er deutsche Fürstentümer an Ausdehnung weit übertrifft, von einem Stacheldrahtzaun umzogen. Einmal wurde eine ganze Herde von Straußen (Rhea americana) durch den heranbrausenden Zug aufgescheucht, ein anderes Mal erhoben sich Flamingos, die in einem der vielen Salzseen gegründelt hatten, im Fluge einer Feuerwolke vergleichbar. Während der Nachtfahrt erwachten wir einmal, weil reflektorisch unsere Atmung gestockt hatte: wir waren in den Dunstkreis eines Zorrino (Stinktieres) hineingeraten. Die wenigen Sekunden hatten uns davon überzeugt, wie berechtigt das Tierchen sei, den Namen Mephitis zu führen.

In Villa Mercedes, Provinz San Luis, 700 km von Buenos Aires entfernt, verließen wir die pazifische Bahn und fuhren mit dem Ferrocarril andino noch 100 km in nördlicher Richtung, ehe wir unser Ziel, die Estancia "Los Manantiales" („die Quellen") am Westabhang der Sierra von Córdoba erreicht hatten. Unter der Landbevölkerung begegneten wir nicht selten ausgeprägten Indianertypen, Nachkömmlingen der einstmals hier ansässigen kriegerischen Indios Ranqueles.

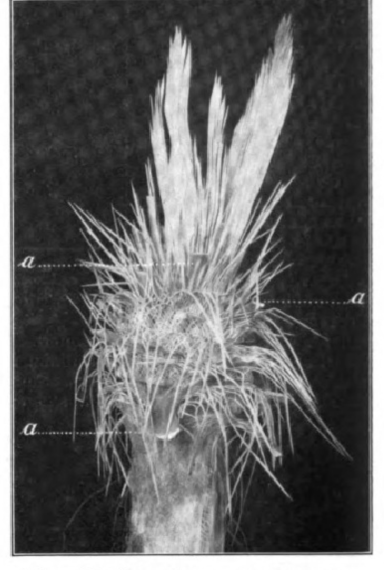


II, 1. Fächerpalmen-Gruppe vom Westabhang der Sierra von Córdoba, Prov. San Luis, Argentinien. 33° südl. Breite.

Die Landschaft zeigt im allgemeinen den Charakter der Parksteppe. Stattliche Bäume, die wertvolle Harthölzer liefern, sind zu Gruppen vereint; gelb blühende Ziersträucher und feuerrote Epiphyten erfreuen das Auge. Grüne Papageien fliegen krächzend von einem Baum zum andern, und nicht selten entzückt uns ein Kolibri durch sein metallglänzendes Federkleid und durch sein zutunliches Wesen. Nur da, wo Vizcachas (Lagostomus trichodactylus) ihren Bau gegraben haben, fehlt die Grasdecke dem Boden.

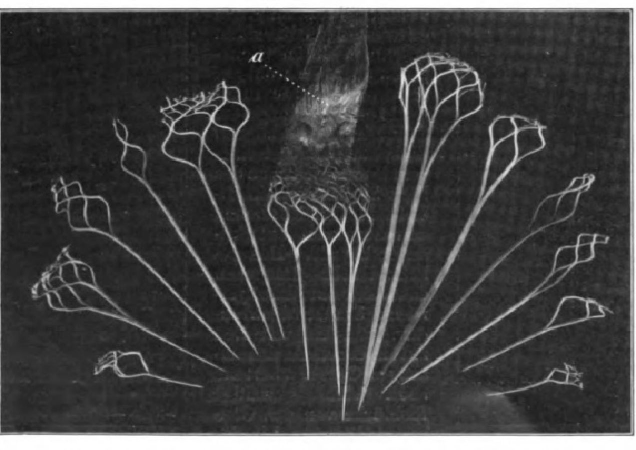
Diese Parksteppen bilden ein herrliches Revier für Strauße. Nachts streift, wie fast überall in Südamerika, auch hier der Puma, Silberlöwe (Felis concolor), umher, die einzige große Katze, die niemals dem Menschen gegenüber die Offensive ergreift.

Hier unter dem 33. Grade südlicher Breite gedeiht auch noch eine Fächerpalme (Abbild. II, 1). Zwar läßt sie sich nicht mit ihren hochragenden, tropischen Schwestern vergleichen, trotzdem aber verleiht sie der Landschaft ihr Gepräge und überrascht, wenn wir sie in nächster Nähe vor uns haben, durch höchst seltsame Schutzbildungen in künstlerisch schöner und symmetrischer Anordnung.



II, 2. Die obersten Sprossen einer Fächerpalme. a Stumpfe von Blattstielen.

Wo sich ein Blattstiel abzweigt, schließt sich ein maschenartiges, festes Gewebe an, das nach außen in einen langen Stachelkranz ausläuft, während die Maschen nach dem Stamm zu immer enger werden und sich schließlich zu dem feinsten Gewebe verdichten.

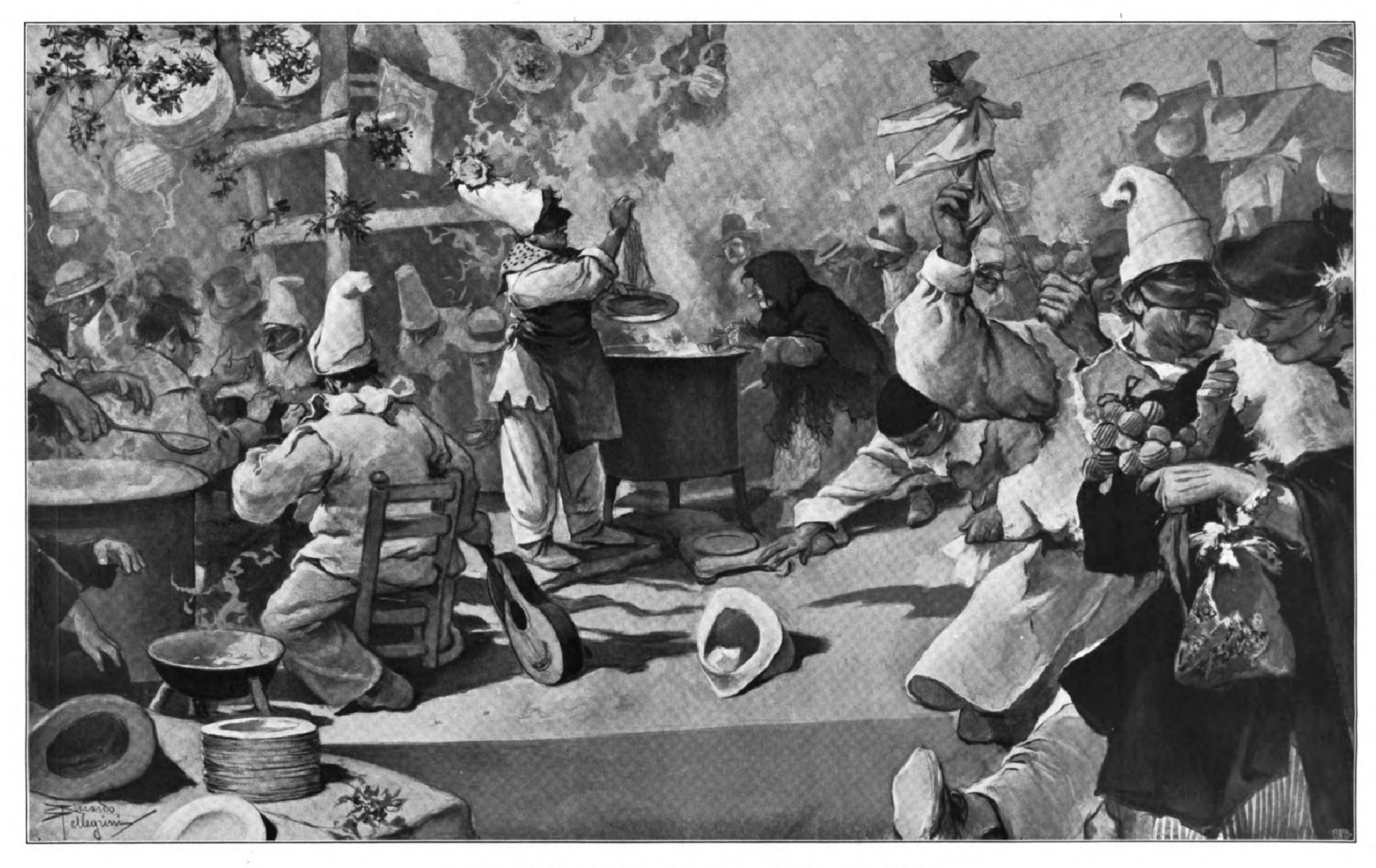


II, 3. Naturnadeln aus den Stachelringen der Fächerpalme, vgl. Abbild. II, 2.

Abbildung II, 2 zeigt uns die obersten Sprossen einer dieser Palmen. Die Stumpfe der Blattstiele (a) lassen noch den Zusammenhang mit je einem Stachelring erkennen. Auch das durchbrochene Muster hebt sich hervor.

Auf Abbildung II, 3 vermögen wir bei a den Übergang von der großmaschigen Struktur bis zum feinsten, geschlossenen Gewebe zu verfolgen.

Im übrigen enthält Abbild. II, 3 nur Naturnadeln, die unmittelbar aus dem Stachelkranz herausgeschnitten sind. Sie zeigen uns, wie die Natur in der unerschöpflichen Vielseitigkeit ihrer Formen und Bildungen gewissermaßen selbst der allermodernsten Geschmacksrichtung des Menschen Rechnung zu tragen weiß.



Auf dem römischen Karneval. Nach einer Zeichnung von Riccardo Pellegrini.



Hauptansicht.

Die Heilanstalt Bergmannswohl bei Schkeuditz.

Am 1. Oktober v. J. ist in Schkeuditz, einer kleinen Ortschaft zwischen Leipzig und Halle, von der das ganze Deutsche Reich umfassenden Knappschaftsberufsgenossenschaft eine dem Wohle leidender Mitmenschen gewidmete Anstalt in Benutzung genommen, die als eine der ersten ihrer Art es verdient, auch dem größeren Publikum, wenigstens flüchtig, bekannt gemacht zu werden. „Bergmannswohl" lautet der einfache Name, der auf dem Giebelfeld im Mittelrisalit der umfangreichen Anlage zu lesen ist.

Ihre Insassen sind Arbeiter, die in der Ausübung ihrer Tätigkeit Unfälle erlitten haben, an deren Folgen — Nervenerkrankungen — sie laborieren. Das Unfallversicherungsgesetz gewährt den Arbeitnehmern die Möglichkeit, an die Personen und Körperschaften, in deren Dienst sie verunglückt sind, mit Schadenersatzansprüchen heranzutreten. Ist längere oder gar dauernde Erwerbsunfähigkeit die Folge des erlittenen Unfalls, so kann der Betroffene unter gewissen Voraussetzungen bei den von den Arbeitgebern gebildeten sogenannten Berufsgenossenschaften eine zu seinem Arbeitsverdienst in bestimmtem Verhältnis stehende Unfallrente beantragen. Es läßt sich begreifen, daß der Arbeiter von diesem Recht möglichst ausgiebigen Gebrauch zu machen wünscht; anderseits kann man aber auch verstehen, daß die Berufsgenossenschaften großen Wert darauf legen müssen, den Grad der Erwerbsunfähigkeit des Antragstellers so genau wie nur irgend möglich zu erkennen — von dem die Höhe der zu gewährenden Rente natürlich mit abhängig ist — damit, wie man so sagt, die Kirche im Dorfe bleibe.

So finden nun in der Heilanstalt Bergmannswohl hauptsächlich Patienten Aufnahme, welche die unmittelbaren Folgen eines erlittenen Unfalls bereits überwunden haben, aber durch Nervenerkrankungen im weiteren Zusammenhang damit vorderhand arbeitsunfähig sind. „Um die Eigenheiten der Erkrankungen und ihren Grad, damit den Grad der vorhandenen Arbeitsunfähigkeit festzustellen, bedarf es sorgfältiger Beobachtung und Untersuchung. Neben der allgemeinen medizinischen Behandlung kommt es darauf an, Selbstvertrauen und damit die Lust zur Arbeit zu wecken und zu stärken. Endziel ist die möglichst vollständige Wiederherstellung der Arbeitsfähigkeit." Mit diesen Worten gibt die Berufsgenossenschaft selbst in einer kleinen Denkschrift den besten Aufschluß über die Zwecke und Ziele der Anstalt.

Von diesen beiden Grundsätzen wird die Behandlung des Patienten im Bergmannswohl geleitet. Zuversichtlicher noch als in einer gewöhnlichen Nervenheilanstalt darf er hier auf Behebung seines Leidens hoffen, da die Gleichartigkeit der zu beobachtenden und behandelnden Fälle der Ärzte und Pfleger Tätigkeit wesentlich vereinfacht und es ihnen somit gestattet, dem einzelnen Kranken erhöhte Aufmerksamkeit zu widmen. Besondere Sorgfalt ist daran gewendet, durch Gewährung von Beschäftigungs- und Betätigungsgelegenheiten im Freien bei beruhigender Gartenarbeit und in den verschiedensten Werkstätten des Tischlers, Schlossers oder sonstwie den Kranken davon abzuhalten, ruhelos den Symptomen seiner Erkrankung nachzugehen und dadurch die Genesung zu verzögern, wenn nicht gar zu verhindern.

Leitender Arzt der Anstalt ist Dr. Quensel, Privatdozent an der Universität Leipzig, dem ein Oberarzt, der langjährige Mitarbeiter an dem von der Sächsischen Baugewerksberufsgenossenschaft begründeten Hermannhaus in Leipzig, Dr. Tetzner, und mehrere Assistenzärzte zur Seite stehen.

Die Heilanstalt liegt inmitten eines größeren, von ihr erworbenen Grundstückes, in freier Ebene, außerhalb des Bereichs großstädtischen Lebens und Lärmens. Der Grundriß, in der ungefähren Form eines H, dessen Querstrich von Nordost nach Südwest verläuft, zeigt an dieser Stelle den zweigeschossigen Hauptbau der Gebäudegruppe. Das Erdgeschoß enthält Räume, die tagsüber gemeinschaftlich von den Patienten benutzt werden: Tagesräume, Eß- und Lesezimmer und einen kleinen Betsaal, der auch als Turnsaal Verwendung finden soll. Im Obergeschoß befinden sich die Verwaltungsräume, ferner Wohn- und Speisezimmer der Ärzte, die Untersuchungszimmer und Laboratorien für Röntgen- und andere Untersuchungen.

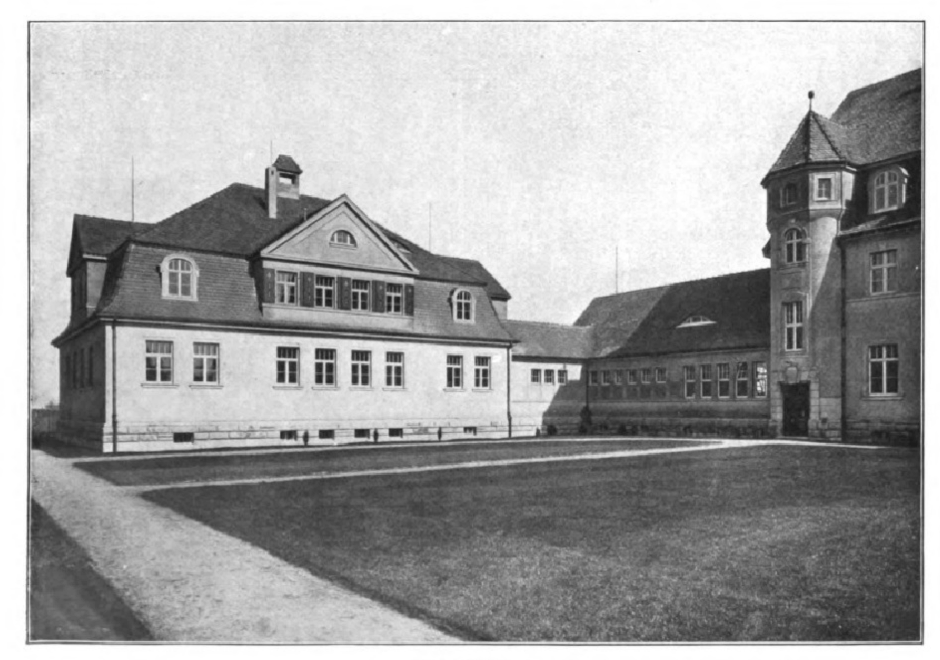


Die Arztvilla.

Rechts vom Hauptbau sieht der Beschauer einen kleinen, nach vorn vorspringenden Flügelbau, der in seinem unteren Geschoß den gesamten Wirtschaftsbetrieb der Anstalt aufnimmt, von der Kochküche bis zur Flickstube. Eine freundliche kleine Arztvilla begrenzt den Blick nach rechts. Der entsprechende Flügelbau links enthält zu ebener Erde — fast möchte man sagen — „ein wohlassortiertes Lager" von reinigenden und heilenden Bädern aller Art. Wohnräume der Anstaltsbeamten sind in dem Obergeschoß beider Flügelbauten untergebracht. Hinter dem Hauptbau erstrecken sich nach Südost die beiden Längsstriche des Grundriß-H, die in zwei Stockwerken übereinander — davon eins als ausgebautes Dachgeschoß — Schlafsäle enthalten, die bei voller Belegung zweihundert Betten beherbergen können.

In breiter Lagerung und gefälliger Gruppierung legen die Baulichkeiten der Anstalt ein gutes Zeugnis ab für das architektonische Geschick ihrer Baumeister, der hallischen Architekten Lehmann & Wolff. Die anspruchslosen Putzflächen der Fronten gehen mit den roten Ziegeln der Mansardendächer freundlich zusammen; das weißgestrichene Holzwerk der Fenster gibt im Verein mit sparsam verwendeten Zierformen in freier Barockmanier dem Äußeren eine wohlklingende Note.

Auch das Innere verrät bei aller Einfachheit und Zweckmäßigkeit bis in die kleinsten Einzelheiten die sorgsame Hand der Baukünstler: ganz besonders wird die dreiarmige Haupttreppe den Beifall des Beschauers finden; ebenso wird er auch an dem Speisezimmer der Ärzte und an dem Betsaal nicht vorbeigehen, ohne von neuem festgestellt zu haben, daß baukünstlerische Gestaltungskraft selbst mit einfachen Mitteln Treffliches zu leisten vermag. Regierungsbaumeister Wentscher.



Das Badehaus.

Die Heilanstalt Bergmannswohl bei Schkeuditz.

Großmutters erster Kuß.

Skizze von **Margarete Hodt.**

Großchen" — Erika, Großmutters Liebling, schmiegte sich an die alte Dame und blickte sie mit den fröhlichen, braunen Augen bittend an — „Großchen, wann hat der Großvater dich zuerst geküßt, und wie war dir damals zumute?"

Die alte Dame ließ ihre Arbeit sinken und lehnte sich zurück. Um ihren Mund spielte ein wehmütig-glückliches Lächeln. „Warum willst du das wissen?" fragte sie.

„Ach, Großchen, so viele hübsche Geschichten aus deinem Leben hast du mir erzählt, aber das nie, und gerade das möcht' ich so gern wissen. Ach, Großchen, erzähle!"

Großmutter lächelte ganz eigen.

„Es ist meine liebste Erinnerung", sagte sie leise.

„Erzähle, Großchen", schmeichelte Erika und streichelte die weißen, weichen Haare der alten Dame. „Bitte, bitte!"

Großmutter lächelte wieder und lehnte sich leicht in ihrem Sessel zurück, wie sie immer tat, wenn sie erzählen wollte. Erika kauerte sich zu ihren Füßen nieder, wie sie es schon so gern als kleines Mädchen gehalten hatte.

„Also, Großchen?"

Großmutter schwieg noch eine Weile. Sie sammelte ihre Gedanken. Erika schmiegte sich sanft an ihre Knie und blickte gespannt zu ihr auf. Es war ganz still im Zimmer, nur die Uhr tickte. Die Dämmerung brach herein. Großmutter legte ihre Arbeit fort und fing nun wirklich zu erzählen an.

„Als ich so jung war wie du, Erika, da wohnte ich mit meiner lieben Mutter in Berlin in einer sehr bescheidenen Wohnung. Meine hübsche Stimme, die mir viel für die Zukunft versprach, wurde von einer großen Sängerin ausgebildet, und die Stunden kosteten viel Geld. Bei meiner Lehrerin hatte noch ein anderes junges Mädchen mit mir zusammen Gesangunterricht, Elvira Winter, und die wurde recht bald meine Freundin. Elvira war ein reiches Mädchen; sie sollte nicht wie ich Konzertsängerin werden oder sich dereinst als Gesanglehrerin den Lebensunterhalt verdienen. Sie ließ ihre hübsche Stimme ausbilden, um damit in den Salons zu erfreuen und zu glänzen. Obgleich unsere Ziele sehr verschieden waren, hatten Elvira und ich einander recht lieb, und als Elvirens zwanzigster Geburtstag herannahte, lud sie mich zum Kostümfest zu sich ein. Ich erschrak über die Einladung und wagte es vorerst nicht, mein Mütterchen um Erlaubnis zu bitten. Dann tat ich es aber doch, und ganz gegen meine Erwartung sagte die Mutter gleich ja. Sie meinte, für meinen künftigen Beruf sei es von Vorteil, wenn ich mich einmal frei unter mir ganz unbekannten Menschen in der Gesellschaft bewegen müßte. So nahm ich also die Einladung an.

Aber nun das Kostüm! Acht Tage vergingen, und Mutter sprach kein Wort davon. Wie mich das quälte! Ich dachte immerfort an mein Kostüm. Ich träumte davon, eine Zigeunerin zu geben. Heimlich guckte ich in den Spiegel und betrachtete prüfend mein schwarzes Haar und meine Augen. Wieder vergingen acht Tage, das Kostümfest war schon bedenklich nahe, und Mutter sagte und sagte nichts von einem Kostüm. Ich wagte es auch nicht, sie zu fragen. Ich wußte ja, es war immer so wenig Geld in der Wirtschaftskasse. Daran, daß ich, wie du nämlich, eines Morgens beim ersten Frühstück drei blanke Zwanzigmarkstücke für ein Kostüm unter meiner Serviette finden könnte, war nicht zu denken. Wieder vergingen einige Tage. Endlich schien nun Mutter meine flehenden Blicke doch verstanden zu haben, denn eines Nachmittags, als ich aus der Gesangstunde heimkam, sagte sie plötzlich: »Also am Sonnabend ist das Kostümfest bei Winters, Traudchen?« Ich hörte gespannt auf und legte meine Noten beiseite. »Was meinst du,« fuhr Mutter fort, »wenn du ein Dienstmädchen machtest?«

Ein Dienstmädchen! Wo blieb mein schöner Traum von der Zigeunerin? Mir schien das Blut in den Adern stocken zu wollen, und über meine Lippen brachte ich nur ein vorwurfsvolles: »Aber, Mama!«

Mutter fuhr ruhig fort: »Reiche Leute sind wir nicht, Traudchen. Wenn du zu deinem Dienstmädchen-Kostüm deine Dienstmädchen-Rolle hübsch durchzuführen weißt, so wirst du reizend sein.«

Ach nein! Das konnte ich mir durchaus nicht denken. Ich wußte gar nicht, was für eine Rolle denn ein Dienstmädchen auf einem Kostümball spielen sollte.

Mutter bemerkte meine Enttäuschung und fuhr tröstend fort: »Du sollst aber gar kein gewöhnliches Dienstmädchen sein. Siehst du, manche Dienstmädchen zaubern dadurch, daß sie ihre Zimmer so nett sauber halten, eine solche Gemütlichkeit hervor, als hätten sie die Möbel mit Goldstaub bestreut. Siehst du, so ein Dienstmädchen gibst du. Du nimmst einen Wedel in die Hand, eine Dose mit Goldstaub in die Tasche. Verstohlen streust du ab und zu von dem Golstaub auf den Wedel und berührst damit Möbel und Personen. Was meinst du? Das wird ganz originell sein.«

»Aber, Mama,« unterbrach ich vorwurfsvoll, »das ist doch sehr weit hergesucht. Ich weiß wirklich nicht, wie ich mich benehmen soll. Ich werde mich lächerlich machen.« Ich weinte beinahe bei dem Gedanken.

Mutter machte kurzen Prozeß. »Wenn dir das allerliebste Kostüm nicht gefällt, kannst du ja zu Hause bleiben«, sagte sie einfach.

Nein, das ging nicht. Es wäre zu komisch gewesen, jetzt, nach vierzehn Tagen plötzlich an Elvira zu schreiben, daß ich nicht kommen wollte. Nein. Ich zerdrückte die Tränen in meinen Augen. »Und wie denkst du dir das Kostüm?« fragte ich schüchtern.

»Sehr einfach. Ein rosa Kattunkleid mit kurzen Ärmeln wird dir zu deinen schwarzen Haaren reizend stehen. Eine weiße Schürze, ein Häubchen auf dem Kopf, und fertig ist das Stubenmädchen.«

Ich seufzte. Zu widersprechen wagte ich nicht. Mir graute vor dem Kostümfest. Im Geiste sah ich mich schon verspottet und verlacht.

Das Kostümfest kam. Scheu drückte ich mich möglichst dicht an die Tür des großen Saales. Unter all den geputzten Menschen fühlte ich mich in meinem einfachen rosa Kleidchen so gering. Elvira hatte mich bei der Begrüßung auch verwundert angesehen. Oh, ich hätte weglaufen mögen! Ich dachte an das Durchführen meiner Rolle. Ich muß mich im Hintergrund halten und sehr demütig auftreten. Ab und zu darf ich mit meinem Wedel Gegenstände berühren. Wenn mich jemand anspricht, muß ich sehr bescheiden und unterwürfig antworten, überlegte ich. Ach, meine Rolle war furchtbar fade. Ich blinzelte sehnsüchtig nach einer Zigeunerin, die eben einem Blumenmädchen aus der Hand wahrsagte — ich seufzte. Ab und zu sprach jemand mit mir. Ein niedlicher Backfisch, der im hochroten Kostüm als »Puck« dahertanzte, fuhr mir neckisch mit meinem eigenen Wedel übers Gesicht. Die Herren riefen mir manchmal ein Scherzwort zu. Lange, lange stand ich aber auch allein an der Tür. Ich fühlte mich so einsam, so verlassen, so unglücklich! Dann ging man zu Tisch. Mein Tischnachbar war ein alberner Fischerjunge. Er sprach fortwährend davon, daß er sich einen Goldfisch angeln wollte. Er wollte gern witzig sein und schoß fortwährend daneben. Er war langweilig.

Nach Tisch hörte ich im Wohnzimmer musizieren. Ach ja, ich hätte dabei sein mögen, spielen, singen. Aber das Dienstmädchen am Flügel? Lächerlich!

So blieb ich denn meiner Tür treu, gähnte und sah mit müden Augen in das bunte Gewimmel vor mir. Gar lange hätte ich es nicht mehr ausgehalten — dann hätte ich wahrhaftig geweint.

Mit einem Male wurde die Tür aufgerissen, und auf der Schwelle stand in violettem Samt, ein keckes Barett auf schwarzem, krausem Haar, tausend Schelmenblicke in den Augen und ein gewinnendes, fideles Lächeln auf dem Gesicht — der reizendste Pierrot.

Überall an seinem Kostüm saßen Veilchensträuße, ein süßer Duft ging davon aus. Eine ganze Handvoll dieser holden Frühlingskinder warf er lachend in den Saal. Ein Sträußchen fiel mir direkt vor die Füße. »Holla!« rief er, »nehmt Ihr noch so spät den Frühling auf?« Er wollte hineinstürmen, da blieb er plötzlich vor mir stehen und sah mir ins Gesicht. »Ein herziges Dienstmädel«, jubelte er, und mich um den Leib fassend, fuhr er schmeichelnd fort: »Gelt, das schöne Kindel bringt dem Frühling den Willkommengruß?« Ehe ich's wehren konnte, hatte er mich an sich gezogen und mir einen Kuß auf den Mund gedrückt. —

Dann war er weg."

Großmutter machte eine Pause und lächelte glücklich. Erika schmiegte sich fester an sie. „Erzähle weiter, Großchen", bettelte sie.

„Und dann stand ich wieder einsam an der Tür" — fuhr Großmutter fort, und das glückliche Lächeln blieb auf ihrem Gesicht — "und ich wußte gar nicht, wie mir geschehen war. Mich hatte ein fremder Herr geküßt — das war mir bis dahin noch nicht passiert. Ich überlegte, ob es nicht sehr frech gewesen wäre, und versuchte, böse zu sein. Dabei hob ich den Veilchenstrauß vom Boden auf und steckte ihn an den Schürzenlatz. Ich wollte mich ärgern über den frechen Pierrot, aber merkwürdig — ich konnte ihm durchaus nicht böse sein, und meine Augen suchten ihn fortwährend. Hier und dort tauchte er auf.

Überall, wohin er kam, gab's Blumen, Lachen und Veilchensträuße. Puck kam noch einmal zu mir und erzählte, mein Pierrot sei der berühmte »Leo Heinzius von der Oper«. Also, ein Sänger! Ich hatte mit einem Male den brennenden Wunsch, ihn singen zu hören. Puck erzählte weiter, es würden jetzt bald Geschenke verteilt werden. Die Herren würden gleiche Geschenke bekommen wie die Damen, und jeder Herr müsse dann die Dame suchen, die das gleiche Geschenk bekommen habe. Er müsse ihr die letzte Stunde des Festes widmen und sie danach sicher nach Hause führen. »Furchtbar fade«, meinte der kleine Backfisch. »Wer weiß, wen man da kriegt! Aber Herr Winter hat's so bestimmt.«

Das Fest neigt sich seinem Ende zu. Die kleinen Geschenke, von denen Puck sprach, wurden verteilt. Ich hielt ein kleines, goldenes Herz in den Händen. Mir war's so egal, welcher Herr wohl auch ein Herz bekommen hätte und mich nach Hause führen müßte. Der Pierrot würde es natürlich nicht sein.

Da, mir stockte plötzlich der Atem.

»Ein Herz, ein Herzl« — hörte ich plötzlich meines Pierrots Stimme. »Sagt's mir, wer hat ein Herzl für mich?«

»Ich wagte es nicht, aufzuschauen. Mir klopfte das Herz bis in den Hals hinein — und er würde — er sollte —

Da stand er vor mir. Ich zeigte schüchtern auf das kleine, goldene Herz in meiner Hand, und er lachte fröhlich auf: »Also wir zwei gehören zusammen.«

Er gehörte mir nun bis zum Schluß des Festes. Ich ließ mich von ihm in eine Nische führen. Wir waren allein dort. Er machte tausend Scherze. Er goß mir Sekt ein und bestreute mich mit Hunderten von Veilchen. Da taute ich auf. Mein Goldwedel flog wieder und wieder über ihn hin, und er versuchte, meine Sonnenstäubchen zu fangen.

Und ich weiß nicht mehr, wie's kam. Plötzlich sagte er: »Liebst du die Musik, Dienstmädel?« Da erzählte ich von meinen Singstunden, von meinen Liedern, von meinen Künstlerträumen. Er hörte lachend zu. Dann bat er mich, ihm ein Lied zu singen, ein Frühlingslied. Ich begann zu singen, schüchtern leise:

»Wenn der Frühling auf die Berge steigt
Und im Sonnenstrahl der Schnee zerfließt,
Wenn das erste Grün am Baum sich zeigt
Und im Gras das erste Blümlein sprießt,
Wenn vorbei im Tal
Nun mit einem Mal
Alle Regenzeit und Winterqual,
Schallt es von den Höh'n
Bis zum Tale weit:
Oh, w'e wunderschön
Ist die Frühlingszeit!«

Mein Gesang war jubelnd laut geworden. Am Eingang unserer Nische stand fast die ganze Gesellschaft. Man applaudierte, wünschte mir Glück, verlangte stürmisch, daß ich mehr singen sollte. Ich sang und sang. Meines Pierrots Augen glänzten, aber er sagte nichts.

Als wir uns dann von den Gästen verabschiedet hatten und heimfuhren, nahm er mich wieder in die Arme, wie zuerst, als er mich sah. Ich wehrte ihm nicht, wehrte ihm auch die Küsse nicht, die er mir gab. Ich war so glücklich. Dann wurde er plötzlich ernst und sagte: »Willst du meine Schülerin werden, Dienstmädel?«"

„Und dann?" fragte Erika.

„Meine Geschichte ist zu Ende", lächelte Großmutter. „Ich wurde meines Pierrots eifrige Schülerin. Er half mir, eine echte Künstlerin werden, aber er zwang mich auch, alle meine »Sonnenstäubchen«, wie er sagte, auf ihn allein zu streuen.

Schon nach kurzer Zeit war ich seine glückliche Braut."

Wanda.

In Erinnerung an meine Kinderzeit versunken, sehe ich vor mir eine Gestalt aufsteigen, die in ihrer Erscheinung rührend und lächerlich zugleich war, die wir heranwachsenden Mädel aber trotz aller ihrer Schwächen herzlich liebten, und die, wenn sie bei uns im Hause war, uns stets einen heimlichen Festtag verschaffte, schon allein durch ihre uns erheiternde Gegenwart. Sie war unsere Weißnäherin und verstand es ausgezeichnet, alte Wäsche „auf neu" vorzurichten und Neues zu entzückenden Gebilden der Weißnähkunst zu gestalten. Da wir viele Geschwister waren und nicht die Sanftmütigsten und Gesittetsten dazu, gab es nach Mutters Ansicht leider viel zu viel zerrissene Höslein und Unterröckchen, und der eine bestimmte Tag in der Woche, den Wanda zu festgesetzter Frist bei uns erschien, war überreichlich mit Arbeit ausgefüllt. Doch fand sie immerhin Zeit, mit uns über ihrer Arbeit zu schwätzen — ach, und sie wußte so viel zu erzählen!

Namentlich in einem Kapitel war sie unerschöpflich, in dem der Liebe. Da wir vier Mädel nun alle so in dem erwartungsvollen Alter zwischen zwölf und sechzehn Jahren standen, auch schon mit viel Empfindung und Gefühl die „Glocke" deklamieren konnten und bei der Stelle: „Oh, daß sie ewig grünen bliebe, die schöne Zeit der jungen Liebe!" unsere Herzen eigentümlich bubbern fühlten, konnte uns nichts mehr interessieren als die Liebesgeschichten unserer weißnähenden Wanda.

Nun könnte man denken, sie wäre ein junges Mädchen gewesen, so Anfang der Zwanzig, mit Ringellocken vielleicht und Rosenwangen oder schweren, schwarzen Flechten um das blasse, interessante Köpfchen. Nichts von alledem. Ihr Alter verriet sie zwar nie, doch taxierte sie Vater grausamerweise auf Ende der Vierzig. Sie war lang und mager — auf einem dürren, welken Hälschen, das die Jahre verriet, wiegte sich ein merkwürdig kleines Köpfchen. Die lichtfarbenen, graubraunen Haare, die strähnig und hart waren, friesierte sie stets sehr kunstvoll zu einem großen Nest, hoch aufgesteckt auf den Kopf, mit Schleifen oder Band geziert, einen neckischen Haarkamm drin, der einen Schmetterling oder sonst irgendein geflügeltes Lebewesen darstellen sollte.

Wanda hatte immer einen neckischen Zug; er vertiefte sich noch mehr, sobald ein Herr in Sicht kam, selbst wenn es mein Vater war, der doch einen sehr bejahrten, würdigen und ernsthaften Mann darstellte. Sie konnte ihn dann so verliebt aus ihren kleinen, graugrünen Augen anhimmeln, daß er behauptete, ihm würde übel, obgleich er damit übertrieb, denn er aß, trotz der angeblichen Übelkeit, unbekümmert mit gutem Appetit weiter. Wanda ging stets etwas dekolletiert, es gehörte zu ihrem ganzen kindlichen Wesen; dazu trug das magere Hälschen stets als Schmuck ein kleines, kokettes Seidenband mit abschließender Rosette, die sie mit spitzen, zierlichen Fingern des öfteren an ihren Platz rückte, der in der Mitte, direkt über der tiefen Halsgrube, saß. Der Ausschnitt ihres Kleides hielt sich in bescheidenen Grenzen, er ließ die Schlüsselbeinknochen in anatomischer Richtigkeit, ohne überflüssiges Fettpolster, ahnen und gab ein kleines Stückchen der ansetzenden obersten Rippenknochen frei; unmöglich konnte dieser Ausschnitt je zu der bescheidensten erotischen Erregung den Anstoß geben.

Wanda sprach immer mit einem süßlichen, zärtlichen Tonfall in den gewähltesten Ausdrücken. Sie las Schiller mit schwärmerischer Hingebung und spickte ihre Erzählungen mit unendlichen Zitaten; aber auch Heine und Eichendorff waren ihr nicht unbekannt, wie sie überhaupt in der lyrischen Dichtung außerordentlich belesen und bewandert war. Ihr Vater war ein armer Dorfkantor gewesen, viel Kinder im Haus; so hatte eben jedes etwas lernen müssen, um sich sein Brot frühzeitig selbständig verdienen zu können.

Unser Vater war oft dagegen, wenn wir gar so viel bei Wanda saßen und mit offenem Mund und Ohr ihren Erzählungen lauschten. Mutter aber verteidigte sie: „Die Mädel mögen nur hören, wie es in der Welt zugeht," sagte sie in ihrem praktischen Sinn, „und unsittlich ist das Mädchen keinesfalls; überspannt und verdreht, ja; aber ein gemeines Wort kommt aus ihrem Munde nicht." Damit war Vater geschlagen.

Wir fragten Wanda oft, warum sie noch nicht geheiratet hätte, aber immer hatte sie Ausstellungen an ihren jeweiligen Liebhabern zu machen gehabt. Vor allem war ihr keiner „feuin" genug; sie sprach das mit Emphase aus. Alle waren so grob gewesen oder gar zudringlich, und das konnte sie absolut nicht vertragen. Sie war eine romantische Natur, hatte zu Hause eine Mandoline hängen mit langen, rotseidenen Bändern, und wenn wir sehr baten und drängten, brachte sie sie wohl ab und zu mit. Nach Feierabend zupfte sie dann mit ihren spitzen Fingern rührende Volksweisen, wozu sie mit etwas heiserer Stimme zwar, doch leidlich musikalisch richtig sang.

Augenblicklich liebte sie einen Tischler. „Oh, ein feuiner Mann!" wie sie erklärte, indem sie den kleinen, welken Mund spitzte. „Er, der Herrlichste von allen," deklamierte sie mit zärtlichem Tonfall, „er trägt Glacéhandschuhe und ist so sehr liebreich!" „Liebreich" war ihr ein süß vertrautes Wort. „Manchmal kommt er abends mit herauf", vertraute sie uns des weiteren an.

„Was, in Ihre Stube?" fragten wir, heiß erschrocken.

Sie lächelte uns überlegen an: „Aber nein — bei meine Wirtsleute. Ich spiele dann Mandoline, und er singt Tenör."

Warum sie „Tenör" sagte, war uns unergründlich, wahrscheinlich dünkte es sie vornehmer.

„Wie sieht er denn aus?" wollten wir wissen.

„Oh, ein schöner Mann, ganz blaß in dem Gesichte und schwarze Haare und Augen, so groß!" Sie riß ihre kleinen Schweinsäuglein unnatürlich weit auf.

„Na," meinte meine Mutter, „wenn er nur wirklich diesmal ans Heiraten denkt, Wanda!"

„Aber freilich," protestierte sie, „er will ja schon immer Möbels kaufen, ich soll ihm nur mein Sparkassenbuch geben; er als Tischler versteht sich doch besser aufs Einkaufen."

„Um Gottes willen," warnte meine Mutter, „Wanda, Sie werden doch nicht — am Ende geht der Kerl nur auf Ihr Geld!"

„Kerl" hatte meine Mutter gesagt von dem Manne, den Wanda so innig und zärtlich liebte, mit dem sie Heines „Buch der Lieder" las, und mit dem sie zur Mandoline sang. Sie war tief entrüstet.

„Nein, Frau Rat," sagte sie empört, „mein Bräutigam ist kein Kerl — beleidigen kann ich ihn nicht von Ihnen lassen, einen so feuinen Mann, nein, da packe ich lieber meine Arbeit ein."

Sie ließ ihren Erwählten nicht beleidigen. Wie stolz sie sich geben konnte! Schon biß sie den Faden ab und zog den Fingerhut vom Finger. Da lenkte meine Mutter ein, sie war doch wohl zu weit gegangen; schließlich konnte es ein ganz anständiger Mensch sein.

„Na, Wandachen," begann sie begütigend, „ich meine es doch nur gut. Halten Sie Ihr Geld fest; Sie sind ein alleinstehendes Mädchen, da kann Ihnen eine alte Frau wie ich wohl einen Rat geben."

Solche Worte waren Balsam auf Wandas wundes Herz; meine Mutter war gewiß etliche Jahre jünger als sie selbst, aber es tat ihr wohl, zu hören, daß sie doch noch erschrecklich jung sei und die Erfahrung der Älteren hier und da wohl noch recht gut gebrauchen könne. Ihr immer etwas aufgeschwemmtes, blasses Gesicht strahlte wie eitel Sonnenschein, behende griff sie wieder nach Fingerhut und Zwirn. Nein, so dumm war sie schon lange nicht, wie Frau Rat dachte; an ihr Sparkassenbuch ließ sie keinen ran. Daß sie ab und zu mal auf 'ner Partie bezahlte oder ein Abendbrot zum besten gab, auch auf dem Tanzboden die Zeche beglich, war ja natürlich; sie verdiente doch so schön und brauchte für sich blutwenig. Aber ihr Sparkassenbuch, nein, so schlau war sie auch, das gab sie nicht heraus.

Eines Tages kam sie wieder, eine schwarze, unheilverkündende Samtschleife um das Hälschen, in den Mienen tiefste Trauer.

„Herrgott, Wanda," drängten wir in sie, „ist jemand gestorben? Was ist denn los? Was macht der Bräutigam?"

Abweisend schüttelte sie das kleine Köpfchen und blieb stumm. So kannten wir sie gar nicht, ab und zu kollerte eine Träne über die bleichen Backen. Schließlich fing sie mit tiefer Stimme wehmütig an zu singen: „Der Eichwald brauset —". Sie sang es mit Hingebung, mit einer Tragik im Ton — namentlich die Stelle: „Das Mägdlein sitzet — An Ufers Grün — Das Auge vom Weinen getrübet."

Sie sang es mit Vehemenz, bis Vater die Stubentür aufriß und hereinbrummte: „Fräulein Wanda, Sie singen ja wunderschön, nur kann bei dem Gesang kein Mensch arbeiten", worauf er die Tür etwas sehr nachdrücklich wieder schloß.

Wanda versank nun ganz in dumpfe Trauer, bis Mutter mit dem Vesperbrot kam und ihr Herz sich öffnete. Mutter hatte eine Art, mit den Leuten umzugehen, der konnte keiner widerstehen, und auch Wanda fand endlich das erklärende Wort: „O Frau Rat," stöhnte sie unter Schluchzen, indem die heißen Tränen ihr Butterbrot unermüdlich näßten, „o Frau Rat, es ist entsetzlich; wie habe ich mich in ihm getäuscht!"

„Aha!" sagte meine Mutter nur. „Na — und?"

„Schrecklich ist es! Am vorigen Sonnabend, als ich von Sie wegging, da holte er mir ab und war erst so liebreich, erzählte mir, daß er sich doch lieber eine eigne Tischlerei anschaffen wollte, und wie er sich das alles einrichten möchte — ja — und da beschrieb er mir dann alles, und so sind wir fast bis an meine Haustür gekommen, wo er mich plötzlich bei der Hand faßt und verlangt, ich soll ihm nun endlich mein Sparkassenbuch geben, lange genug wäre er schon mit mir gelaufen. Da habe ich aber geantwortet: nein, das kriegte er nicht, nicht eher, bis wir verheiratet wären. O Frau Rat, was soll ich Ihnen sagen —? Packt mich der Mensch an der Schulter an, daß ich gegen die Wand fliege, und brüllt, daß es alle Leute auf der Gasse hören: ›Du elendes Knochengestelle, bist du denn wirklich so dumm, daß de nich merkst, warum en Mann überhaupt noch mit dir verkehrt? Dei Geld will 'ch — sonst lauf, wo du hin willst, dämliche Liese!‹" Hier überwältigte sie die Erinnerung, schluchzend versenkte sie ihr Gesicht in das vielgestopfte Taschentüchlein. „O Frau Rat, es war wirklich kein feuiner Mann — kein bißchen Seele und Gemüt — so lieblos! Nein, Frau Rat hatten wirklich recht!" Aufs neue purzelten die Tränen.

Mutter lächelte. „Na, Wanda," sagte sie beruhigend, „ein andermal seien Sie eben vorsichtiger."

Vierzehn Tage vergingen in tatenloser Stille; schon begann unser Interesse für Wandas Schicksal etwas abzuflauen, da trat sie eines Tages wieder in ihrer alten, neckischen Weise mit verklärtem Gesicht ihre Arbeit an. Diesmal zierten Hals und Haare lila Seidenbändchen, in der Farbe blühenden Heidekrautes. Wir waren entzückt, begierig, gespannt. Wandas sonnenstrahlendes Antlitz verkündete uns märchenhafte Wunder.

„Erzählen Sie doch, bitte, bitte," bettelten wir; wir konnten es nicht erwarten.

„Ja doch! Denkt — ich schreibe mir mit jemand — anonym," kam es endlich mit verschämtem Lächeln heraus, „unter ›Heideblümchen‹."

Wir Mädel waren atemlos. So interessant! Noch nie war uns Wanda so bedeutungsvoll erschienen. Einen anonymen Briefwechsel! „Ja, was schrieb er denn?"

„Oh, soll ich euch wirklich einweihen in die tiefste Glückseligkeit meines Innern?" seufzte sie himmelnd. Sie knöpfelte sanft errötend an ihrer Bluse und nahm aus dem leeren, klaffenden Korsett ein Briefchen — rosarot von Farbe! Wie unsere Herzen klopften, wie das Rot unserer frischen Kinderwangen in Purpur überging!

„Angebetetes Heideblümchen!

Wie sehnsüchtig hat meine vereinsamte Seele so lange vergeblich nach Dir ausgeschaut! Wie jubelt nun in der seligen Gewißheit, Dich gefunden zu haben, Dein Wacholder! O Du — wie berauschend ist der Gedanke, einen Widerhall zu finden in einer gleichtönenden Brust! O mein Heideblümchen, wenn Deine Glöckchen im Abendwinde lieblich tönen, haucht Dir Dein Wacholder seine wonnigen Düfte zu. Wie klingt es dann so selig über die Heide: zwei holde, zarte Seelen haben sich gefunden.

Dein treuer, in allen Himmeln schwebender

Wacholder."

So lautete das Schreiben. Uns dünkte es über alle Maßen schön und poetisch. Zwar — manches erschien uns doch etwas unklar, einzelnes etwas sehr bekannt, als ob wir es ähnlich schon an anderer Stelle gelesen hätten; aber es mußte doch wundervoll sein, solche Schreiben zu empfangen und gleiche auszutauschen — das grenzte doch wirklich fast ans Märchenhafte!

Der Briefwechsel dauerte etwa so vierzehn Tage — vierzehn Tage erschien Wanda mit demselben gleich strahlenden, freudigen Gesicht, einmal gestand sie uns schamhaft, daß ihr Wacholder immer dringender und dringender um ein Stelldichein bäte. Vor Erwartung zitternd, hatte sie es ihm bewilligt. Der feierliche Akt sollte gerade an dem Abend stattfinden, an dem sie ihren Arbeitstag bei uns hatte. Sie war ganz Süße, ganz Honigseim, sie lispelte nur und hauchte und wollte absolut nichts zu Mittag essen, bis Vater schließlich wütend wurde und sie eine „alberne Trine" schalt. In dem berauschenden Glück ihres Herzens glitt das heute aber an ihr ab wie Regen am Ölfaß; sie saß da, lächelte und strahlte! Rosabändchen leuchteten überall, sogar um den Arm hatte sie, in Ermangelung einer Armspange, eins geschlungen. Wir Kinder hatten damals noch nicht so recht den Sinn für das Groteske, aber um Mutters Lippen zuckte es immer sehr verdächtig.

Acht Tage darauf erschien Wanda wieder; sie war nicht sonderlich betrübt, nur etwas niedergeschlagen kam sie uns vor, so ungefähr wie ein Mensch, der eine kleine, nicht zu Herzen gehende Niederlage erlitten. Wir brannten ja darauf, etwas von dem Stelldichein zu hören, und konnten es nicht erwarten, zu erfahren, in welcher Weise sich der Wacholder entpuppt hatte.

„Wie war es denn, wie sah er aus?" fragten wir ungeduldig.

„Ach," klagte das alte Mädchen mit einem tiefen Seufzer, „ich ging lange auf und ab; endlich kam ein junger Mann. Kinder," flüsterte sie mit innigster Wärme, „er hatte auch ein Heidesträußchen im Knopfloch wie ich, es war ja unser Erkennungszeichen. Schön war er, bildschön! Erst ging er ein bißchen zaghaft, denn er war wohl etwas

---

Nicht stacheln sondern stärken!

Plauderei von Fritz Skowronnek.

„Kellner, einen Kognak."

„Nein, Erich, das darfst Du nicht."

„Weshalb denn nicht?"

„Weil Du mir sonst schlapp wirst. Denk doch daran, daß wir heute die Generalprobe zu dem Straßenrennen abhalten."

„Na, wenn schon."

„Das sagst Du so in Deinem jugendlichen Leichtsinn. Ent oder weder! Trinkst Du den Kognak — fahre ich nach Hause."

Etwas betreten sah Erich seinen Freund an. Das war keine leere Drohung, sondern bitterer Ernst. Kurt hatte das Rennen schon zweimal mit Erfolg bestritten. Diesmal sollte sich sein jüngerer Freund die Lorbeeren holen. Heute sollte die Probe angestellt werden, ob Erich das Tempo durchhalten würde, das Kurt ihm vorlegen wollte.

Der Kognak blieb ungetrunken. Ja sogar die Zigarette, die Erich gewohnheitsmäßig aus dem Etui nahm, wurde von Kurt konfisziert.

Und mit Recht, denn Tabak und Alkohol sind nichts weiter als zwei Genußmittel, die wir leider gewohnt sind, zum Aufstacheln unserer Körper- und Willenskraft anzuwenden. Es ist hier nicht der Ort, gegen oder für diese beiden Reizmittel Partei zu ergreifen. Es genügt die Feststellung, daß weder Tabak noch Alkohol dem Körper neue Kräfte zuführen, sondern daß ihre vorübergehende Wirkung auf einer künstlichen Aufstachelung der Nerven beruht, der eine Erschlaffung mit Notwendigkeit folgen muß.

Eine dauernde Erhöhung der Sportleistungen durch Anwendung dieser Reizmittel ist also völlig ausgeschlossen. Ja, man hat anerkannt, daß zur Erreichung der höchsten Leistungen, wie sie etwa ein öffentlicher Wettkampf erfordert, eine Vorbereitung notwendig ist, die in einer streng geregelten Lebensweise besteht. Speise und Trank, Arbeitszeit und Ruhepausen werden genau bemessen und mit peinlicher Sorgfalt innegehalten.

Aber schon der Radler, der am Sonntag zu seinem Vergnügen eine längere Fahrt unternehmen will, meidet Tabak und Alkohol. Er fühlt es, man könnte sagen „instinktiv", daß der Tabakrauch seine ohnehin stark beanspruchte Lunge belastet, er merkt die Erschlaffung, wenn er bei einer Rast Alkohol genießt und dann wieder aufs Rad steigt.

Aus denselben Ursachen verbietet man dem Soldaten bei anstrengenden Märschen den Alkohol. Und ebenso richtig ist es, daß man den Eisenbahnbeamten, auf deren klarem Willen die Sicherheit des Betriebes ruht, den übermäßigen Alkoholgenuß, zu dem sie vom Publikum gern eingeladen werden, verboten hat.

Nun hat sich dem denkenden Menschen bald die Frage aufgedrängt, ob nicht als Ersatz für Tabak und Alkohol Mittel gefunden werden könnten, die nicht nur eine vorübergehende aufstachelnde Wirkung auf den Körper ausüben, sondern dauernd seine Kräfte erhöhen und ihn dadurch zu größeren Leistungen befähigen.

Der erste Versuch wurde mit Zucker gemacht. Es war ein „Versuch mit unzureichenden Mitteln!" Abgesehen davon, daß die Erhöhung des Durstgefühls durch den süßen Geschmack geradezu vom Übel ist. Das Gleiche gilt von Schokolade und allen ähnlichen Genußmitteln. Sie können nichts weiter leisten, als dem Körper während der Anstrengung Nahrung in konzentrierter Form zuzuführen. Daß sie eine augenblickliche Wirkung auf die Erhöhung unserer Leistungen ausüben, ist ausgeschlossen. Sie kommen also höchstens als Ergänzung eines Mittels in Betracht, das imstande ist, schon vorher die Körperkräfte zu erhöhen.

Dies Mittel habe ich vor einigen Jahren durch Zufall kennen gelernt. Auf der Hühnerjagd war es, an einem ungewöhnlich heißen Herbsttage. Der älteste in der Jagdgesellschaft war ein Arzt, ein wohlbeleibter Herr mit weißem Haar und Bart, mit dem die jugendlich frische Gesichtsfarbe lebhaft kontrastierte. Er marschierte wie ein Jüngling und vergoß wenig Schweiß.

Bei der Frühstückspause wurden ihm darüber Komplimente gemacht.

Er lächelte. „Ja, meine Herren, das ist eine sehr einfache Sache; ich habe meinen Körper auf diese Strapazen vorbereitet. Ich nehme regelmäßig Sanatogen, seitdem ich seine wunderbare Wirkung bei Kranken und Rekonvaleszenten beobachtet habe. Ich sagte mir: was den geschwächten Körper hochbringt, muß auch im gesunden eine Erhöhung der Kräfte hervorbringen."

Während wir im Kreise gelagert unser Frühstück verzehrten, hielt er uns in aller Schnelligkeit einen kleinen Vortrag über Sanatogen. „Es besteht in der Hauptsache aus reinem Milcheiweiß, d. h., es ist von allen den Nebenstoffen befreit, die ihm sonst in der Natur anhaften und nur den Magen belasten. Ich kann getrost sagen, es ist eine Verbesserung der Natur, wozu uns die Wissenschaft geführt hat.

„Außerdem enthält das Sanatogen noch Phosphat, d. h. den Stoff, der, wie wir wissen, zur Ernährung und Ergänzung unserer Nervensubstanz dient. Es wird jedoch nicht beigemischt, sondern durch einen chemischen Prozeß mit dem Eiweiß zu einem einheitlichen Präparat verbunden.

„Das ist ein Triumph der Wissenschaft und der chemischen Industrie, denn wir haben es nicht mit einem Reizmittel zu tun, das uns auf Kosten des Körpers zu einer kurzen Kraftäußerung befähigt, indem es die Nerven anstachelt, sondern mit einem Nährmittel, das in keinem Haushalt fehlen dürfte. Schon jetzt wird es nicht nur von der Heilkunde verwendet, sondern auch von der Hygiene empfohlen, die das Sanatogen als bestes Mittel zur Erhöhung der Widerstandskraft unseres Körpers gegen alle Krankheitskeime hochschätzt. Dixi!"

Er stand auf und nahm sein Gewehr zur Hand. „Wollen wir nicht aufbrechen?"

Wie dies Beispiel und die kurze Belehrung auf die anderen Jagdgäste gewirkt hat, vermag ich nicht zu berichten. Bei mir zeitigte es den Entschluß, das Sanatogen zu erproben. Mit vollem Erfolg! Denn außer meinem Waidwerk und Angelsport habe ich noch eine Nebenbeschäftigung, mit der ich mein Brot verdiene: die Schriftstellerei. Was diese Art geistiger Arbeit für Anforderungen an den Körper stellt, hauptsächlich an die Nerven, vermag nur der zu beurteilen, der geistige Arbeit ähnlicher Art zu leisten hat.

Alle Geistesarbeiter müssen Kraft zusetzen und ihre Nerven verbrauchen. Woher kommt denn der Drang, der von Jahr zu Jahr immer größere Menschenmassen aus den Städten an die See und ins Gebirge treibt? Das ist nicht nur die Liebe zur Natur, sondern die bittere Notwendigkeit, dem von zermürbender Arbeit geschwächten Körper neue Kräfte zuzuführen.

Die Erkenntnis dieser Notwendigkeit muß und wird uns dazu führen, daß wir uns nicht nur auf die kurze Erholungszeit im Sommer oder Winter verlassen, sondern daß wir dem Körper schon dann mit einem Stärkungsmittel zu Hilfe kommen, wenn er die schwere Arbeit zu leisten hat.

Dies Mittel ist das Sanatogen, das heute schon als Jubilar vor uns steht, denn es ist mehr als 12 Jahre hindurch in unzähligen Fällen erprobt. In unserer schnellebigen Zeit, die uns fortwährend mit neuen Präparaten überschüttet, sind zwölf Jahre eine lange Zeit. Sie sind aber auch der beste Beweis, daß dem Jubilar noch ein langes Leben beschieden sein wird. Denn es hat uns den richtigen Weg gewiesen! Nicht aufstacheln sollen wir unsere Nerven, sondern stärken!

kurzsichtig. Da entdeckte er das Heidesträußchen an meinem Busen, kam eilig auf mich zu — nahe, ganz nahe — und", hier machte sie eine Pause, während uns vor Erwartung fast der Atem ausgegangen wäre, „und", fuhr sie fort, „sagte nur: »Ach Gott!«, als er mir ins Gesicht gesehen, machte kehrt und verschwand — ja!"

Sie unterschlug uns freilich dabei, daß sie versucht hatte, ihn aufzuhalten, daß sie vergeblich nach den fliegenden Rockschößen gegriffen, umsonst mit ihren kleinen, trippelnden Schritten ihn einzuholen versucht hatte. Nein, sie stellte uns nur vor die nackte Tatsache, daß er gekniffen hatte. Pfui! Wir waren ehrlich sittlich entrüstet; ein Mann und auskneifen, das war gar kein Mann! Kniffen wir Mädel doch nicht mal aus und balgten uns lieber eine Stunde boxend herum, bis wir über und über blaue Flecken davontrugen; zum Rückzug aber hätte uns nichts bewegen können. Wir setzten nach dieser Richtung Wanda unsere maßgebenden Ansichten auseinander, erklärten den Wacholder für einen Feigling, der von dieser Minute an für uns und das Mädchen ein überwundener Standpunkt wäre, nicht wert, daß man um ihn trauerte. Das tat sie denn auch nicht.

Wieder vergingen einige ereignislose Wochen, als Wanda eines Tages auftauchte, diesmal in die brennend rote Bandfarbe geraten. Sie war diesmal tatkräftiger, nicht ganz so Zuckersyrup und Limonade. Sie hatte sogar einen Anflug von energischer Lustigkeit.

„Na, Wanda," neckte sie meine Mutter, „jetzt wird es wohl etwas Ernsthaftes? Was ist er denn?"

„Beamter!" antwortete sie schnell und stolz.

„Beamter?" echote meine Mutter. „Wo denn, was denn?"

„Briefträger, Frau Rat; nun mache ich mein Glück!" versicherte sie siegesbewußt. „Er ist zwar ein bißchen jung, aber so forsch!"

„Forsch" war sonst ein unbekanntes Wort im Munde der zarten, romantischen Jungfrau, das hatte sie sicher erst von ihrem jüngsten Verehrer aufgeschnappt, aber sie sagte es mit einer gewissen Kraftanstrengung, so, als gefiele es ihr ganz besonders, als spiegelte sie sich drin.

„Ist er denn nicht auch liebreich?" fragten wir ein bißchen boshaft.

„Ach, Kinder, und wie! Wenn ich seine blonden Locken streichle, dann drückt er immer die Augen zu und seufzt: »Ach, du!«, aber so innig, Kinder — ihr könnt es euch nicht denken."

Nein, das konnten wir uns nicht denken. Wenn wir jemand recht liebhatten, dem guckten wir gerade recht fest in die Augen, da kniffen wir sie doch nicht zu!

Im Verlauf der Tage erzählte sie uns ganz prahlerisch: „Nächsten Sonntag mache ich und mein Schatz aber 'ne forsche Partie; wir nehmen uns einen Einspänner, und dann fahren wir früh los!"

Mutter fragte bedächtig: „Wer bezahlt denn das, Wanda?"

„Na, den Wagen will mein Bräutigam schmeißen" — sie hatte sich in letzter Zeit einen merkwürdig burschikosen Ton angewöhnt — „die Zeche übernehme ich dann wohl."

Viel Vergnügen wünschten wir ihr alle, denn wir gönnten der armen Seele von Herzen so einen echten, rechten Sonntag!

Und der ersehnte Tag kam für das Mädchen, in lichter Klarheit, in aller Sonnenpracht stieg er herauf. In hellgeblümtem, geradezu kindlichem Kattunkleidchen erwartete sie den bestellten Bräutigam. Da kam er schon, lustig mit dem Stöckchen wirbelnd im Glanze seiner vierundzwanzig jungen Jahre, mit den blonden, lichten Locken, den strahlenden, lustigen Schelmenaugen, den frischen, roten, knallgesunden Backen. Da kam auch der Einspänner angetrudelt, ganz so, wie es sich Wanda gedacht. Galant hob der junge Arm das glückselige Mädchen hinein, und fort ging es in den hellichten Sommertag. Der Kutscher guckte sich zwar manchmal bedächtig nach dem seltsamen Paare um, ab und zu schüttelte er wohl auch den Kopf und brummelte etwas in den grauen Bart, aber lustig waren die Leutchen da hinter ihm, nur klug wurde er nicht aus dem Verhältnis.

Und sie fuhren und fuhren zwischen wogenden Feldern hin, an üppigen Wiesen vorbei, die vor der Heumahd standen. An jedem Wirtshaus wurde haltgemacht, ein Schnäpschen, ein Bier getrunken und fest gefrühstückt. „Forsch muß es zugehen, Schwager", johlte der junge Mensch im Wagen, und forsch ging 's zu! Wanda bezahlte ja! Mitten im grünen, sommerlichen, in aller Farbensattheit prangenden Walde im ländlichen Wirtshause wurde Mittag gemacht. Wie fein ihr Schatz das Essen bestellte, nobel: Fisch und Braten — zwei Gänge, und Kompott dazu und Salat. Herrgott, wie es ihm schmeckte, wie er stopfte, der hatte guten Appetit! Beinahe hätte sie gedacht: er ist ja auch noch so jung, doch das unterdrückte sie rechtzeitig. Und was er trinken konnte, unglaublich! Aber betrunken wurde er nicht, nur lustig und zärtlich. Das tat dem armen Mädchen so wohl, daß sie gerne noch viel öfter den Beutel gezogen hätte.

Endlich mußte an die Heimfahrt gedacht werden. Das Pferdchen zuckelte dahin — sanft schaukelte das Wägelchen von einer Seite auf die andere. Wanda wurde so süß schläfrig, sie hatte ja auch ganz ungewohnterweise viel getrunken. Sie fühlte noch, wie sanft ihr Kopf auf die Schulter des Geliebten sank — dann nichts mehr.

„Na, Fräuleinchen," unsanft weckte sie der Kutscher aus ihren holdesten Träumen, „nu sin wir wieder zu Hause. Aber — ja, wo ist denn das Jüngelchen geblieben?"

Verwundert, sprachlos starrten sich beide an, er, der Alte, hatte auch da oben auf seinem Bock so ein bißchen gedusselt und sich nicht umgeguckt. Und nun? Verschwunden blieb der junge Mann — vollständig verschwunden. Wanda mußte, wehklagend und bitterlich weinend, nun auch noch den Wagen bezahlen und tappte sich traurig und schluchzend zu ihrer Stube empor. Jämmerlich betrübt saß sie da lange und klagte vor sich hin: „Mußte dieser herrliche Tag wirklich so enden? »Ach, mit des Geschickes Mächten — Ist kein ew'ger Bund zu flechten!«" Trauernd legte sie die glutroten Seidenbänder in die Schatulle.

Diese letzte und traurigste Affäre in Wandas Liebesleben erfuhren wir nur ganz langsam und stückweise, jedes Wort mußten wir ihr abringen, und jede Erinnerung daran entfesselte immer wieder einen neuen Tränenstrom.

Da — nach Wochen — trat ein ernsthaftes Ereignis in das Leben des vereinsamten Mädchens: ihre jüngste Schwester starb und hinterließ zwei kleine Kinder. Das gab ihrem Denken wieder Ziel und Hoffnung. Der Schwager hatte sie gebeten, ihm zu helfen und seinen Kindern einstweilen Pflegerin und Hüterin sein zu wollen. Sie nahm, trauernd wohl, aber doch von einer freudigen Hoffnung getragen, von uns Abschied: „Mein Schwager ist ein so liebreicher Mann!" sagte sie leuchtenden Angesichts.

Ich trage des Lebens Narrenkleid.

Ich trage des Lebens Narrenkleid
Mit Flitter und Fransen und goldenen Schellen,
Die Kinder gaffen, die Hunde bellen;
Ich läute so laut mit den goldenen Schellen;
Scheel blicken die Leute mich an vor Neid:
„Seht, welch ein Kleid?"

Mir blitzen Juwelen im dunklen Haar,
Am Hals mir viel Steine auf Spangen und Ketten.
„Welch fürstlicher Glanz!" Sie raten und wetten —
„Was ist er wohl wert?" Ja, schätz' meine Ketten!
Was stehst du und starrst, neugierige Schar,
Nach meinem Haar?

Ich lache so hell, und die Wangen sind rot,
Ich dreh' mich im Kreise mit diesen und jenen.
Und flüstern und zischeln leis zwischen den Zähnen
Hör' rings ich im Kreise bald diesen, bald jenen.
Das lästert und kichert — bewirft mit Kot
Mein' Wangen rot.

Ihr blöden Gesellen, vom Neide blind,
Von Mißgunst und Habgier betört und geblendet,
Wohl hab' ich viel gleißende Strahlen versendet,
Doch seht, meine lachenden Augen sind —
Vom Weinen blind.

Und hinter dem prunkenden Narrengewand
Und hinter den goldenen Schellen und Ketten
Verberg' ich des Schmerzes verschwiegene Stätten,
Da ring' ich verzweifelnd mit meinen Ketten
Und preß' auf das Herz mir die fiebernde Hand —
Unter dem Narrengewand.

Mathilde Stubenberg.

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Internationaler Preßkongreß in Rom. Am 4. Mai d. J. wird in Rom der 15. internationale Preßkongreß eröffnet, woran Delegierte der Pressevereine aus der ganzen Welt teilnehmen. Die Versammlungen werden in den Räumen des italienischen Pressevereins (Piazza Colonna) abgehalten. Ministerpräsident Luzzatti ist Vorsitzender des großen Vorbereitungsausschusses, welchem außerdem die Leiter der angesehensten politischen Tagesblätter Italiens, die Abgeordneten soweit sie Journalisten sind, und hervorragende Männer auf politischem und künstlerischem Gebiet angehören. Eine Abordnung des ausführenden Komitees hat sich dieser Tage zum König von Italien begeben, um ihn zur Eröffnungsfeier einzuladen. Viktor Emanuel empfing die Pressevertreter mit großer Herzlichkeit, versprach ihrem Wunsche zu willfahren und bat die Herren, einen Empfang der Kongreßmitglieder im Garten des Quirinals mit ins Programm aufzunehmen.

Internationale Eisenbahnkonferenz in Bern. Am 16. Mai d. J. treten in Bern Vertreter fast aller europäischen Staaten zusammen, um über ein neues Abkommen über den Eisenbahnpersonenverkehr zu beraten. Ein Entwurf, der vom Schweizer Bundesrat ausgearbeitet worden ist, liegt gegenwärtig den beteiligten Staaten zur Prüfung vor. Der Entwurf enthält unter anderm gemeinsame Bestimmungen für den Fall der Unterbrechung der Fahrt auf Zwischenstationen, des Übergangs in eine höhere Wagenklasse, der Versäumung von Anschlüssen und der Erstattung des Personengeldes, ferner über die Beförderung der Kinder bis zum zehnten Lebensjahre sowie über die Zollabfertigung. Diese soll für das Handgepäck schon möglichst im Wagen auf der Strecke nach Überschreitung der Grenze erfolgen. Die Entschädigungsfrage für Verletzung der Reisenden bei Bahnunfällen sowie die Bestimmungen über die Gültigkeitsdauer und Übertragbarkeit der Fahrkarten und die Frage, ob Rückfahrkarten, Abonnements, Gesellschaftskarten ausgegeben werden, sollen der Entscheidung der einzelnen Verwaltungen vorbehalten bleiben.

Frauenstudium im Wintersemester 1910/11. Die Zahl der jetzt an den Universitäten Deutschlands dem Studium obliegenden Frauen beträgt 4184, darunter 2412 immatrikulierte. Seit dem Wintersemester 1908/09, da Frauen zum erstenmal an sämtlichen Universitäten Deutschlands zur Immatrikulation zugelassen wurden, ist ihre Zahl in steter Zunahme begriffen; sie beträgt gegenwärtig bereits 4,4 Prozent der deutschen Studentenschaft; unter ihnen befinden sich ca. 300 Ausländer. Die 2412 immatrikulierten Studentinnen widmen sich folgenden Studienfächern: Philologie, Geschichte usw. einschl. Philosophie 1370, Medizin 527, Naturwissenschaften und Mathematik 356, Zahnheilkunde 49, Staatswissenschaft und Landwirtschaft 60, evangelische Theologie 7 und Pharmazie 5. Berlin steht mit 806, also einem Drittel der gesamten immatrikulierten Studierenden, an erster Stelle, alsdann folgen in der Reihenfolge der Besuchsziffern Bonn, Göttingen, München, Heidelberg, Breslau, Freiburg, Leipzig, Münster, Greifswald, Marburg, Königsberg, Halle, Jena, Gießen, Tübingen, Kiel, Straßburg, Erlangen, Würzburg und Rostock.

An der Handelshochschule Berlin ist die erste Immatrikulation für das Sommersemester auf Sonnabend, den 15. April festgesetzt. Das Verzeichnis der Vorlesungen und Übungen nebst Stundenübersicht kann zum Preise von 30 Pfg. durch den Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35 oder vom Sekretariat der Handelshochschule Berlin (Berlin C 2, Spandauer Straße 1) bezogen werden.

Eine Ausstellung gegen die Schmutz- und Schundliteratur wird im Deutschen Buchgewerbehaus in Leipzig von der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung und dem Deutschen Buchgewerbeverein am 26. Februar d. J. eröffnet. Im Anschluß an die Eröffnung wird der Vorsitzende der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Dr. Ernst Schultze-Hamburg-Großborstel, einen öffentlichen Vortrag über „Erfolgreiche Bekämpfung der Schundliteratur“ halten. Während der Dauer der Ausstellung

finden zwei weitere Vorträge statt, und zwar von Museumsdirektor Dr. Schinnerer über „Die Schundliteratur und der gute Geschmack“ und vom Generalsekretär der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung Dr. Fritz Coerper über „Die Schundliteratur und ihre Bekämpfung vornehmlich durch Jugendpflege“.

Die Brüsseler Weltausstellung hat nun doch ein Defizit ergeben, und zwar von 1446000 Francs. Die Regierung trägt davon eine Million, den Rest das Ausstellungskomitee.

Vier Millionen Mark für eine Stadthalle. Die städtischen Kollegien in Hannover haben das Stadthallenprojekt der Professoren Scholer und Bonatz in Stuttgart, das vier Millionen Mark erfordert, zur Ausführung angenommen.

Das diesjährige deutsche Kaisermanöver wird, ähnlich den großen Feldübungen vom September 1909 an der Tauber, wieder einen Kampf zweier Armeeabteilungen bringen, während im letzten Herbst bei Preußisch-Holland und Elbing nur zwei Armeekorps gegeneinander gefochten haben. Es werden für das Kaisermanöver 1911 aufgestellt werden eine Nordarmee, bestehend aus dem II. (pommerschen) und IX. (schleswig-holsteinischen) Armeekorps, die, voraussichtlich zusammen mit einer Landungsabteilung der Flotte, unter den Befehl des General-Inspekteurs der Ersten Armee-Inspektion, des Generalobersten Prinzen Friedrich Leopold von Preußen, treten ferner eine Südarmee, zusammengesetzt aus dem Gardekorps und aus einem durch Abgaben der Garde und anderer benachbarter Korps besonders zu formierenden XX. Armeekorps, zu deren (Armee-)Führer der Ober-Befehlshaber in den Marken, Generaloberst von Kessel, vom Kaiser bestimmt werden dürfte.

Die Erstbesteigung des Piz Bernina in diesem Jahre erfolgte Sonntag, den 29. Januar von Pontresina aus bei schönstem Wetter durch drei Mitglieder des Skiklubs „Bernina Pontresina“. Früh 4 Uhr 30 wurde von der Boval-Klubhütte aufgebrochen und in 3 Stunden auf Skiern der untere Bellavista-Fels erreicht. Hier sahen sich die Touristen gezwungen, die Schneereifen anzuschnallen und später sogar die Fußeisen, da der Schnee in dieser beträchtlichen Höhe sehr stark verweht war; stellenweise waren sogar die Sommerspuren zu erkennen. Der Felsgrat oder sog. Ostgrat, die letzte Partie zum Gipfel, war in ausgezeichneten Konditionen. Die höchste Spitze, 4055 m ü. M., wurde nachmittags 1½ Uhr erreicht. Die Aussicht war prächtig. In Anbetracht der grimmigen Kälte wurde nur kurze Zeit Rast gemacht. Zum Abstieg bis zur Bovalhütte mit einer Stunde Aufenthalt unterwegs wurden 4 Stunden gebraucht. Von Boval nach Morteratsch folgte noch eine herrliche Abfahrt bei Laternenschein in weniger als 50 Minuten und zurück nach Pontresina mittels Berninabahn.

Einrichtung einer Keuchhustenkolonie. Einer Anregung des Preußischen Medizinalministeriums zufolge hat sich in Erkenntnis der großen Gefahr, die der Besuch keuchhustenkranker Kinder den Kur- und Badeorten bringt, eine Zahl von Sachverständigen und Förderern der Wohlfahrtspflege zusammengefunden, um die Einrichtung einer Keuchhustenkolonie in die Wege zu leiten. Diese ist am waldigen Ostseestrande fernab von jedem Badeverkehr und unter Benutzung anderer Zufahrtsstraßen geplant. Die Anlage soll in der Form kleiner, durch Anpflanzungen voneinander abgegrenzter, mit Liegehallen und Spielplätzen versehener Familienhäuser errichtet werden, deren Bewirtschaftung von einem Zentralgebäude aus erfolgen soll. Die vorbereitenden Arbeiten liegen in der Hand des Dr. med. Helwig im Ostseebad Zinnowitz.

Moderne Spitzenindustrie. Das Teppich- und Möbelhaus S. Schein, k. u. k. Hof- und Kammerlieferant, Wien I, Bauernmarkt 12 hat stets Neuheiten in Halbstores in herrlicher Brügge-, Teneriffa-, Irish Peint-, Crochet-, Filetantique-, Madeira-, Venise- und Boudon-Spitzenhandarbeit in überraschender Vielseitigkeit, und auf dem Gebiete der Fensterdekoration mit Gold- und Silberposamenten effektvoll verzierte Arrangements. Man lasse sich das reich illustrierte Album von dieser renommierten Firma kommen. Zusendung erfolgt bei Berufung auf unsere Zeitung gegen Voreinsendung von 1 Mk.



Leipziger Lebensversicherungs-Gesellschaft auf Gegenseitigkeit (Alte Leipziger)

vormals Lebensversicherungs-Gesellschaft zu Leipzig, errichtet 1830.



Gesellschaftsgebäude in Leipzig, Thomasring 21.

Neues, vorteilhaftestes Prämien- u. Dividendensystem

Unanfechtbarkeit :: Unverfallbarkeit :: Weltpolice

Versicherungsbestand rund 940 Millionen Mark

Vermögen rund 360 Millionen Mark

Neuabschlüsse 1910: 75 Millionen Mark

J. E. Naeher · Chemnitz

Depesche: Naeher, Pumpenfabrik, Chemnitz. **Pumpenfabrik**



Naeher's rotierende Pumpen
Naeher's Dreiplungerpumpen
Naeher's Kesselspeisepumpen: Dreiplunger
Naeher's Centrifugalpumpen
Naeher's Brunnen- und Bohrlochpumpen (25)

Pumpen jeder Art für elektrischen Antrieb.



CAW'S Safety-Füllfeder

Stets schreibfertig. Kein Ärger.

Eine billige Füllfeder befriedigt möglicherweise in den ersten Wochen, nicht aber während vieler Jahre.

Wer eine echte Caw's Füllfeder kauft, wird sie nach langjährigem Gebrauch sogar besser finden, als am Anfang und wird an ihr einen Freund fürs ganze Leben haben. Man empfiehlt sie unbewusst weiter, und dies zeitigt den grossen Erfolg der Caw's. **Man achte also auf den Namen Caw's. In allen ersten Papiergeschäften käuflich.** Illustrierter Katalog gratis vom Fabriklager **Schwanhäusser,** Wien I, Johannesgasse 2. **Schwan-Bleistift-Fabrik,** Nürnberg. (120)



sind unübertroffen hinsichtlich Güte, Leistungsfähigkeit, Dauerhaftigkeit und unbedingter Zuverlässigkeit.



Über eine Million im Gebrauch.

Niederlagen in allen grösseren Plätzen.

G. M. Pfaff, Nähmaschinen-Fabrik, **Kaiserslautern.**

Gegründet: 1862. 1400 Arbeiter.



Preusse & Co Leipzig
Buchbinderei- u. Kartonagen-Maschinen

Patente, Gebrauchsmuster, Warenzeichen
W. R. Fiedler, G. m. b. H.
Geschäftsführender Direktor:
W. R. Fiedler, Ingenieur
von 1889—98 im Kaiserlichen
PATENTAMT
tätig. Unbedingteste Garantie für Sachverständigkeit durch die langjährige Tätigkeit in der Behörde selbst und durch die hierbei erlangten überaus wichtigen Spezialkenntnisse. Nachweislich grosse Erfolge auch in den schwierigsten Fällen. 22jährige Praxis im Patentwesen. Prospekte und Kostenanschläge gratis.
Berlin SW. 61, Belle-Alliance-Platz 8. (204)

„Diana“, Züchterei und Hdlg. edler **Rassehunde**

Wideburg & Co.

Eisenberg S.-A., Deutschland.



Versand **aller Rassen** tadellos., edler, rassereiner Exemplare, vom kl. Salon- und Schosshund bis zum grössten Renommier-, Schutz- und Wachhund, sowie sämtliche **Jagdhund-Rassen.**

Export nach allen Weltteilen z. jed. Jahreszeit unter Garantie gesunder Ankunft. Kulante Bedingungen. Illustriertes Pracht-Album inkl. Preisverzeichnis u. Beschreibung der Rassen M. 2.—. Preisliste kostenlos und franko. (435)

Elektr. **„Pass Auf“,** einfach irgendwo anzuhängen, schützt gegen Einbruch, ob durch Tür oder Fenster, absolut sicher Mk. 7.50. Elektr. **Wandlampe,** einfach anzuhängen, für Klosetts, Schlafz., Böden usw. Fix u. fertig Mk. 4.—. Versand unt. Nachn. **„Pass auf“ G. m. b. H., Hamburg 3.**

Zur sicheren Aufbewahrung von Akten, Büchern, Plänen, Zeichnungen, größeren Wertobjekten wie zum Schutze derselben gegen



eignen sich hervorragend die feuersicheren **Aktenschränke** der Firma

Deutsche Metalltüren-Werke, Brackwede i. W.

Prospekte gratis und franko. (44)

Junger Koch,

militärfrei, sprachkundig, 2maliger Preisempfänger, war auch tätig in der Königl. sächs. Hofküche, sucht für April oder später Stellung im In- oder Auslande. Angebote durch: **Th. Kerber, Dresden-A. 16** unter W. E.

Eheschliessungen rechtsgiltige in **England.** Prospekt frei, verschl. 50 Pf. **Brock & Co., London, E. C. Queenstr. 90/91.**

Wir bitten von den Offerten unserer Inserenten unter Bezugnahme auf die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ gefälligst recht ausgiebigen Gebrauch machen zu wollen.

In der Sammlung von **„Webers Illustrierten Handbüchern“** ist erschienen:

Die Bauführung

Von K. Knöll, Architekt und Oberlehrer an der Kgl. Baugewerkschule zu Königsberg i. Pr.

Mit 8 Abbildungen. : In Originalleinenband 3 Mark.

Inhaltsübersicht: Das Wesen der Bauführung. Bauherr, Bauleiter, Unternehmer. Architektenhonorar. Vorarbeiten. Ausarbeitung des ausführlichen (speziellen) Bauentwurfs nebst Kostenanschlag. Gesuch um Bauerlaubnis. Vergebung der Leistungen und Lieferungen. Verträge. Die Bauausführung. Die Bauübergabe. Anhang (Verträge, Gesuche, Vorschriften usw.). Muster von Geschäftsbüchern und Formularen.

Verlag von **J. J. Weber in Leipzig 26,** Reudnitzer Str. 1-7.

Salit das Einreibemittel — Rheumatische Schmerzen, Reißen, Hexenschuß. In Apotheken Flasche M 1.20.

Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.


The Ohio State University
3 2435 06502671 8


THE OHIO STATE UNIVERSITY BOOK DEPOSITORY
D AISLE SECT SHLF SIDE POS ITEM C
8 06 18 05 8 14 008 0